Vergeltung.

Trauerſpiel in vier Aufzügen

von

Heinrich Smidt.

Kiel, 1825.

Univerſitäts-Buchhandlung.

J. C. H. von Maak.

(In Commiſſion.)

Dem

Hochverehrten Personale

des

Hamburgischen Stadttheaters,

insbesondere

den würdigen Directoren desselben,

Herrn J. Herzfeld

und

Herrn F. L. Schmidt,

aus inniger Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.

Es ſchlug mein Herz mit jugendlichem Zagen,
Ein ſtiller Zeuge ſturmbewegter Zeit;
Ich ſtrömte hin in Thränen und in Klagen,
Und ſuchte Balſam für ſo ſchweres Leid;
Ich hoffte Freuden, wie in beſſern Tagen
Der Jugend kurzer Traum ſie mir geweiht:
Da nahte ſich voll ſüßer Zauberklänge
Die heitre Kunſt der Lieder und Geſänge.

Es rang in mir ein jugendlich Entzücken,
Hoch zu den Sternen ſtrebte ich empor,
Ich ſah hinauf mit ſehnſuchtsvollen Blicken,
Der Dichtkunſt Weihe traf mein lauſchend Ohr,
An Kraft ein Gott die Herzen zu beglücken,
So riß ſie mich aus dunkler Nacht hervor,
Ich rauſchte auf und rauſchte ſelig nieder,
Im Hochgefühl entſtrömten meine Lieder.

Was im Bewußtſein eines beſſern Strebens,
So leiſ' entſtrömte der bewegten Bruſt,
Und was im Kampf des wechſelvollen Lebens
Mich aufrecht hielt in voller Jugendluſt,
Ich biet' es euch, und biet' es nicht vergebens,
Das bin ich mir voll Zuverſicht bewußt:
Die Bahn der Kunſt geht frei durch alle Räume,
Und Wahrheit wohnt im Feenland der Träume.

Heinrich Smidt.

Anmerkungen.

Graf Gotthard: 55 bis 60 Jahr, stolze edle Haltung. Sein Anzug verräth den Reichthum seines Hauses.

Marie: sanfter weiblicher Charakter; reine irdische Liebe mit der Liebe zur Religion in vollem Einklang. Ihr Anzug ist weiß.

Silvio: Greis von 60 bis 65 Jahren. Würde und Freundlichkeit sind die Hauptzüge seines Charakters. Er ist nach Art der altitalischen Meistersänger gekleidet.

Lenardo: nicht über 17 Jahr, schwärmerisch, gleich glühend für Kunst und Liebe. Sein Anzug italisch einfach, aber gewählt; helle Farben.

Sollte es der einen oder andern Bühne an einem jugendlichen Liebhaber für diese Rolle fehlen, so wäre es vielleicht angemessen, dieselbe durch eine Dame zu besetzen.

Der Kastellan: Alter 45 bis 50 Jahr. Rache und Liebe sind seine hervorstechendsten Züge, und werfen ihn unstät hin und her.

Kurt: ungefähr in gleichem Alter mit dem Grafen. Haupt-Charakter: Einfalt und Treue.

Scenerie so einfach als möglich. Die Halle zu Anfang des vierten Acts kann auch eine andere als die aus den ersten beiden Acten sein; nur ist zu bemerken, daß sie nicht viel über ein Drittel oder höchstens die Hälfte des Raumes einnehmen muß, damit bei der Verwandlung Lenardo's Leiche nicht zu weit nach hinten zu stehen komme.

Vergeltung.

Trauerſpiel in vier Aufzügen.

Perſonen.

Gotthard, Graf von Winzenburg.
Maria, ſeine Tochter.
Sylvio, italiſcher Meiſterſänger.
Lenarde, ein junger Maler.
Der Kaſtellan der Winzenburg.
Kurt, ein alter Diener des Grafen.

Der Ort der Handlung iſt die Winzenburg, die nordöſtlichſte Gegend des Harzgebirges, hier um das 14te Jahrhundert.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſter Aufzug.

Eine düſtre, altgothiſche Halle. Es iſt faſt Abend, der Hintergrund der Bühne beinah finſter.

Erſte Scene.

Lenardo (ſteht im Vordergrunde, in Gedanken verſunken, vor einer Staffelei.) Sylvio (ein Greis, tritt ein. Er betrachtet den Lenardo mit lächelnder Miene, tritt dann zu ihm, und legt die Rechte auf ſeine Schulter.)

Sylvio.

Mein Lenardo — —

Lenardo

(wendet ſich raſch um, ſcheint ſich zu beſinnen, ſieht den Alten an, und ſtürzt dann an ſeine Bruſt).

— — — theurer Vater! —

Sylvio.

Biſt du nun zurückgekehrt
Aus dem Reich der Ideale
Zu dem Herzen deines Freundes? —

Lenarde.

Frage doch nicht ſo, mein Vater!
Stehſt doch du mir jetzt zur Seite,
Ruhet doch dein frommes Auge
Voll von Liebe auf Lenarde.

Sylvie.

Theurer Knabe! könnte ich
Treu dir ſtets zur Seite ſtehen,
Und dein unbeflecktes Herz
Vor der rauhen Welt bewahren!

Lenarde

Nein, du darfſt nicht von mir ſcheiden!
Alles will ich gern entbehren;
Meine Kunſt, mein Ideal,
Alle Freuden meines Lebens,
Will ich gern und freudig opfern,
Aber du! — ich kann's nicht denken,
Ohne dich die Welt zu ſchauen.

(Schmeichelnd.)

Und wird dir es denn ſo leicht,
Von Lenarde dich zu trennen?

Sylvie.

Nein, nicht leicht, und Menſchenmacht
Soll uns nimmer, nimmer trennen;
Aber eine höh're Fügung
Wird gar bald die Bande löſen,
Die uns an einander knüpfen.
Einen Pfad muß ich betreten,

Einſam, ſtill und ſchauerlich, —
Keine Sterne glänzen dort,
Kalte Lüfte weh'n vorüber,
Eine ew'ge Mitternacht
Lagert ſich um meine Bahn,
Doch ein heil'ger Ruf von oben
Sendet einen treuen Boten;
Roſ'ger Schein umleuchtet mich,
Tauſend Sterne tauchen auf,
Engelsharmonieen klingen
Durch den ungemeſſ'nen Raum,
Und geſchieden von der Erde
Bin ich Bürger jener Welten.

Lenardo.

Mußt du von der Erde ſcheiden,
Nimm mich mit in deinen Himmel!

Sylvio.

Weilen mußt du noch auf Erden,
Und mit reger Thatenkraft
Deine Schuld dem Leben zahlen,
Bis des Schickſals ernſte Stimme
Dich zu deinen Vätern ruft.

Lenardo.

Sende dann aus deinen Höhen
Kraft zum Wirken mir herab.

Sylvio.

Heute iſt, was Morgen war!

Was dort oben ernſt beſchloſſen,
Aendert keine Erdenmacht.
Darum höre mich, mein Freund!
Schön und groß iſt dieſe Stunde,
Und dein Geiſt iſt vorbereitet
Ernſte Dinge zu vernehmen.
Daß dein Leben ich erhalten,
Wenn ich's dir gleich nicht gegeben,
Hab' ich längſt dir anvertraut.
Doch wie ſich dieß ſeltſam fügte,
Sollſt du jetzt von mir vernehmen.
Ach! ich fühl's in meinem Innern,
Daß mein Pilgerlauf geendet,
Eh' der Lenz noch wiederkehrt.

Lenardo

(beugt ſchmerzvoll ſein Geſicht auf Sylvio's Hand).

Sylvio.

Faſſe dich, und höre ruhig
Deines Lebens Wundergang.
Aus Italiens ſanften Fluren
Zog ich mit der Harfe fort,
Um in Deutſchlands fernen Gauen
Stille Ruhe mir zu ſuchen,
Die daheim an heil'ger Stätte
Ewig mir begraben lag.
Denn der Liebe Himmelsglück
War in meine Bruſt gezogen,
Ein geliebtes, theures Weib
Fand ich — um es zu begraben.

Alſo wandernd eilt' ich fort,
Vieler Herren Reiche ſchauend,
Und war Manchem ein willkommner,
Oft gar hoch geehrter Gaſt.
Monden waren ſo vergangen,
Als in dieſer rauhen Gegend,
Die ich wandernd auch erreichte,
Niemand meiner Lieder horchte;
Da erwachte ſchnell auf's Neue
Liebe zu dem Vaterlande! —
Hin zu jener theuren Stätte,
Wo mein Höchſtes mir entriſſen,
Trieb mich raſche Sehnſucht fort.
Und als eines Abends trübe
Wolken rings das Land umhüllten,
Da gelobt' ich's meinem Herzen,
Bei dem nächſten Morgenlichte
Meiner Heimath zuzueilen.
Eine furchtbar wilde Nacht
Zog herauf am ſchwarzen Norden,
Ströme ſtürzten aus den Himmeln,
Wälder beugten ihre Kronen
Unter wilder Stürme Brauſen.
Als darauf am nächſten Morgen
Freundlich mild der Strahl der Sonne
Auf mein einſam Lager ſchaute,
Nahm ich meinen Wanderſtab,
Und begann die Pilgerfahrt.
Einen heitern Scheidegruß
Sprach ich ſtill bewegt, — als plötzlich
Eines Stromes wildes Rauſchen

Meine raſchen Schritte hemmte
Hin und wieder eilte ich,
Einen Uebergang mir ſuchend;
Da erblickt' ich einen Knaben,
Der am wilden Strudel ruhte.
Und, als ob ein höh'rer Wille
Mächtig ſchützend ihn umſchwebte,
Weg der Waldſtrom hier zur Seite,
Und mit dumpfem Donnertone
Floß er abwärts in das Thal.
Und ich ſetzte mich zu ihm,
Schloß ihn ſanft in meine Arme;
Lächelnd ſah er zu mir auf,
Hob ſich ſchnell empor vom Raſen,
Griff voll Angſt nach meiner Hand,
Und mit Blicken, die die Steine
Ringsum hätten rühren mögen,
Flehte er um meinen Schutz. —

Lenarde

(der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Erzählung [illegible] plötzlich von einem Gedanken ergriffen, der ihn ängstlich zu [illegible] ſcheint)

Ja, ſo iſt's, ein heller Strahl
Dringt durch meines Daſeins Nacht!
Langſam fällt der Wolkenſchleier
Und im Geiſte wird es Tag.

Sylvia

Was ich forſchend auch begann,
Keine Spur war aufzufinden,

Wem der Knabe angehörte;
Und da seine frommen Blicke
Freudig mir zum Herzen drangen,
Nahm ich sanft ihn bei der Hand,
Führte ihn vom rauhen Norden
Heimwärts in mein Vaterland.
Alle meine heiße Liebe,
Die in voller Brust mir glühte,
Wandte ich dem Theuren zu,
Leitete den raschen Geist
Aufwärts zu dem Sternenhimmel,
Lehrte ihn sein Herz bewahren,
Treu und schuldlos vor dem Herrn:
Und den heil'gen Götterfunken,
Der in seiner Brust entbrannte
Für die Himmelstochter: Kunst,
Pflegt' ich treu mit Vatersorge;
Und wie Jahr an Jahr entschwand
In dem Wechsellauf der Zeiten,
Fühlt' ich immer mehr und mehr,
Daß ich mir ein fromm Gemüth,
Das mich liebte, auferzogen,
Und das, wenn der Todesengel
Einstens mich von hinnen führt,
Eine Thräne um mich weinet.

Lenardo

(faßt an seine Brust).

Ja, das hast du! Sieh, wenn du
Von Lenardo einst dich trennteſt,
Wenn, — kaum wag' ich es zu denken! —

Dich das kalte Grab umfange,
Dann, — — —

Sylvie.

Dann ſollſt du aufwärts ſchauen,
Zu der Liebe Heimathland!
Der dir Leid und Kummer ſendet,
Gibt auch Kraft es zu ertragen.

Lenarde.

Aber warum kamſt du wieder
In den rauhen, wilden Norden?
Welche Macht trieb dich auf's Neue
Aus Italiens heitren Gärten? —

Sylvie.

Silberhaar deckt meine Schläfe,
Und dem Grabe eil' ich zu;
Heiße Sehnſucht trieb mich fort,
Von der Hoffnung raſch beflügelt,
Die dein Vaterland zu ſuchen,
Zu erforſchen, ob nicht noch
Eine Seele für dich fühlte,
Die dich liebte, gleich wie ich.

Lenarde

(wie im Gefühl dunkler Erinnerung)

Gleich wie du? das glaube nicht!
Hier iſt Liebe nimmer heimiſch,
Hier erſtarrt das Wort im Munde,
Und der wildempörte Sturm
Führet den Geiſt, wann er hinauf

Zu dem Land der Sonnen dringet
Mit ſich fort in grauſe Höhlen,
Wo in ew'gen Finſterniſſen
Lichtſcheu das Entſetzen grollt.
O, wie anders iſt es dort,
Wo zum lichten Land der Wonne
Uns ein milder Zephyr trägt,
Wo in reicher Segensfülle
Ewig ſchön der Frühling lächelt,
Und wo Gottes Ruhm und Preis
Jeder Staub zum Himmel wirbelt!

Sylvio.

Bleibe du bei deinen Träumen,
Schaffe dir erhab'ne Bilder,
Groß und kühn, für deinen Geiſt;
Stürze froh dich in die Reiche
Deiner heitern Phantaſie;
Denn das Leben iſt ſo ſchauria,
Seine Pfade ſind verworren,
Kalt und trübe iſt die Ferne!
(Es ſchlagt funf. —)
Horch! die Stunde des Gebets!
(Freundlich zuredend.)
Wandle ruhig deinen Pfad,
Laß die ſchwarzen Träume fahren,
Handeln werde ich für dich;
Iſt des Forſchens Müh' umſonſt,
Kehren wir zur Heimath wieder. (Geht ab.)

(Die Glocke zur Hora tönt. Lenardo will fort, beſinnt ſich, und kniet rechts am Proſcenium nieder.)

Zweite Scene.

Lenarde. Marie (tritt ein. Sie ſieht Lenarde beten, tritt, ihm holdlächelnd, näher, und kniet an ſeiner Seite nieder).

Lenarde
(erhebt ſich nach einer Pauſe).

Bereit du, geliebte Jungfrau? —

Marie
(ſieht beſtürzt auf).

Lenarde.

Denk' auch meiner im Gebete!

Marie.

Ich gedenke dein, Lenarde.
(Steht auf.)

Lenarde.

Ach, du biſt ſo fromm und mild,
Und ſo oft in deiner Nähe
Ich mich finde, ſäuſelt's mir
Wie mit Engelsharmonieen
In der ſturmbewegten Bruſt.

Marie.

Das Gebet ſchafft dieſes Wunder,
Ich gewiß nicht, — —

Lenardo.

— — ja auch du!
Wenn ich einſam für mich wandle,
Dann erbebt mein leidend Herz,
Eine Sehnſucht faßt mich mächtig,
Die ich nicht zu deuten weiß.
Doch wenn du ſo ſchön und mild
Wie ein Engel auf mich blickſt,
Dann iſt nichts in mir, das zagt,
Keine Leere auszufüllen,
Und von glanzerfüllten Träumen
Fühl' ich mich emporgetragen
Zu der Liebe Heimathland.

Marie.

Kann ich dir's doch nicht verſchweigen,
Daß auch mich es zu dir zieht,
Wenn in ſtiller, reiner Andacht,
Sich mein Herz dem Himmel öffnet.

Lenardo.

Holdes, engelgleiches Weſen! —

Marie.

Ich bin nur ein einfach Mädchen,
Habe nichts als dieſes Herz,
Das mit allen ſeinen Träumen
Schon dem Himmel angehörte.
Nun biſt du hierher gekommen,
Unſre Herzen fanden ſich,
Beide fühlen ſich verkettet
Für ein läng'res, ſchön'res Seyn,

Als dies kurze Erdenleben, —
Sprich nur, ob es nicht so ist?

Lenardo.

Ja, so ist's! so meint' ich es!
O! wie segn' ich jene Stunde,
Da dein Vater uns entbot,
Ein'ge Zeit bei ihm zu weilen,
Weil des Meisters Harfenspiel
Ihm so hold und lieblich klinge.

Marie.

Nach des Klosters strenger Regel
Bin ich einsam auferzogen,
Unbekannt mit Welt und Sitten,
Kenne nichts als diese Mauern
Von der großen, weiten Erde.
Aber in mir ist die Welt,
Wo mit ungeschwächter Liebe,
Für das Heiligste auf Erden
Ewig schön mein Herz sich schmückt.
Kann ich an geweihter Stätte,
Im Gebete niederknieen,
Sinkt aus heitern Himmelshöhen
Ruh' und Frieden zu mir nieder.
Eins nur trübt noch meinen Frieden: —
Daß hier nicht ein heil'ger Tempel
Zu des Himmels lichter Bläue
Majestätisch sich erhebt.

Lenardo.

Laß dich dieses nicht bekümmern!

Auch ich dachte vormals ſo;
Doch da ſprach mit Ernſt mein Meiſter:
Gott, dein Herr, iſt überall!
Und ſein Altar jede Stelle,
Wo aus andachtsvollem Herzen
Froh ſein Lob gen Himmel tönt! —

(Mit lyriſchem Schwung.)

Nebel ſteigen auf am Himmel,
Und der helle Tag verſchwindet,
Dämm'rung lauſcht der heil'gen Feier,
Und im weiten Dom des Herrn
Eilt die Menge zum Gebet.
Tauſend Sterne flammen auf
An dem dunklen Aetherbogen,
Stern an Stern und Welt an Welt
Durch des Himmels fernſte Räume!
Und ſo weit das Auge reicht,
Ahnet es voll hoher Weiſe,
Daß die Myriaden Welten
Feſt und ewig ihm verbrüdert
Und von Millionen Zungen
Schallt empor zu Gottes Throne
Seiner Größe Lobgeſang.

Marie.

Ja, ſo iſt's, nun wird mir's klar,
Was ſo mächtig mich ergreift,
Wenn auf die beeiſ'ten Gipfel
Unſrer Berge ſanft die Sonne
Ihre letzten Strahlen ſenkt.

Lenardo
(mit ſtiller Bewunderung auf ſie blickend).

Aber, Mädchen ſprich, welch Wunder
Iſt geſchehn, daß du ſo ſanft,
So erhaben über Alles,
Unbemerkt hier aufgeblüht?
Hier, wo Alles kalt und ſchaurig,
Fühllos dir entgegen ſtarrt,
Wo des Irrwahns ſchwarzer Schatten
Mit verzerrter, wilder Miene
Durch die öden Hallen ſchleicht, —
Kann man hier des Herzens Frieden
Rein und unbefleckt bewahren?

Marie (ernſt).

Auserſehn vom Herrn des Himmels
Bin ich, ſchwere Schuld zu ſühnen,
Die ob dieſem Hauſe laſtet.

Lenardo.

Schuld? auf deiner Väter Haus?

Marie.

Schwere unbekannte Schuld!
Ach ich wollte gerne dulden;
Wenden, tilgen dieſe Schmach!
Eine Prieſterin des Herrn
Für den Schutz des Hauſes beten: —
Lieblich klang mir der Gedanke!
Aber jetzt, ich ſchaudre faſt,
Wenn ich unſrer Liebe denke,
Daß ich dir entſagen muß.

Lenardo.

Mir entſagen? Nimmermehr!
Mag das ganze Weltall ſinken,
Mit dir will ich untergehn,
Ohne dich muß ich verzweifeln.

Marie.

Muß es ſeyn, dann ſieh nach oben,
Kraft wird dir aus lichten Höhen!

Lenardo.

Aber welches finſtre Schickſal
Will dich denn zum Opfer haben?
Sprich, Marie, welche Schuld
Wohnt in dieſen dunklen Hallen?

Marie.

In der Vorzeit fernen Tagen
Gründete ein tapfrer Ritter,
Ahnherr unſres Grafenhauſes,
Dieſe ſtolze, feſte Burg.
Als der kühne Bau vollendet,
Und er jauchzend ſie bezog,
Bat er andachtsvoll vom Himmel
Schutz und Schirm für ſein Geſchlecht.
Da erſchien ihm in der Nacht,
Als die ſchweigende Natur,
Eingehüllt in dunkle Schatten,
Still, wie Gräber, feiernd ruhte,
Eines Jünglings Hochgeſtalt,
Schön und herrlich anzuſchauen;

Von den lichtumfloſſnen Schultern
Wallte ſtolz ein Purpurmantel,
Und im braunen Lockenhaare
Glühte glanzerfüllt ein Stern.
Als mein Ahnherr, halb mit Grauen,
Halb mit Zuverſicht, ſich nahte,
Hob der Jüngling alſo an:
„Von dem Gotte deiner Väter
Bin ich dir zum Schutz geſandt,
Treu ſoll ich in wilden Stürmen
Schützen deines Hauſes Glanz,
Bis des Laſters Schreckensfluch
Ueber euch des Himmels Zorn
Und der Hölle Jubel ruft.
Darum haltet feſt am Glauben,
Daß ich nimmer von euch weiche,
Und der Tugend milde Sonne
Ewig euer Haus umleuchte.“

Lenardo (ſchwärmend).

Ja, ſo war's in jenen Zeiten,
Als aus glanzerfüllten Sphären
Noch die Gottheit ihre Boten
In des Menſchen Wohnung ſandte.

Marie.

Zu dem ew'gen Land der Sonnen
Eilte raſch der Jüngling wieder,
Und Jahrhundert an Jahrhundert
Flog dahin im Strom der Zeiten,
Und die Söhne unſres Hauſes

Breiteten den Ruhm der Waffen
Siegend durch die deutſche Erde.
Aber jetzt! — ein Ungewitter
Iſt am Himmel aufgeſtiegen,
Und in jedem Augenblicke
Droht es, der Vernichtung Blitze
Raſch und feurig zu entladen.

Lenardo.

Sprich, o ſprich, was iſt geſchehen?
Kann denn nicht ein fromm Gemüth
Der Vernichtung Schrecken wenden?
Was geſchah?

Marie.

Ich weiß es nicht.
Dieß nur iſt mir klar geworden,
Daß des Hauſes Glanz erloſchen,
Und des Schickſals Machtgebot
Mich vernichtend mit ſich reißt.

(Man hört von außen Jagdhörner, und alles Getummel einer ruckkehrenden Jagd.)

Marie.

Horch! die Jäger kehren heim!
Geh hinab zu meinem Vater,
Denn er ſieht es nur zu gern,
Daß du höflich ihn empfängſt.

Lenardo.

Weil du's wünſcheſt, will ich gehn. (Geht ab.)

Dritte Scene.

Marie (allein).

(Sie folgt Lenarde'n mit den Augen, als er fort iſt, tritt ſie mit ge-faltenen Händen an das Prieſterpult.)

Steh mir bei, du Gott der Liebe!
Deine Sterne ſind geſunken,
Deine Sonnen uns erloſchen,
Und die finſtre Nacht des Grauens
Iſt ſchon längſt hereingebrochen.
Wende, wende deine Donner!
Deine Blitze, zügle ſie!
Kann ein Opfer dir genügen,
Nimm, o nimm mich an zur Sühne,
Daß der Sturm vorüberziehe,
Daß die Sonne hell und licht
Durch die Nacht des Schreckens ſtrahle,
Und das Loblied der Erlöſten,
Im Gefühl des neuen Werdens,
Auf zu deinem Throne dringe.

Vierte Scene.

Marie. Der Kaſtellan (tritt ein).

Kaſtellan.

Fräulein! — —

Marie

(fährt zuſammen und will fort.)

Kaſtellan.

— — bleibt, eilt nicht von dannen.

Marie.

Wer führt euch mir hier entgegen?
Fort! entfernt euch, Augenblicks!

Kaſtellan.

Mich entfernen? Nein, bei Gott,
Es geſchehe was da wolle,
Nein, ich weiche nicht von hier.

Marie.

Unverſchämter, bleibt und laßt mich. (Will gehen.)

Kaſtellan

(ergreift ihre Hand und führt ſie zurück).

Nein, ihr ſollt mir nicht entfliehn,
Längſt wünſcht' ich mir eine Stunde,
Still und heimlich, wie die Nacht,
Und von Allem was nur athmet,
Euch allein mir gegenüber.

Marie.

Was willſt du beginnen, Menſch? —

Kaſtellan.

Was beginnen? Wilde Glut
Raſ't im Buſen auf und nieder,
Stürmend treibt es mich hinaus
In die dunkle Nacht des Grauens,

Treibt mich fort durch Wald und Feld,
Läßt mich nimmer Ruhe finden,
Und im ew'gen Kampf der Sinne
Bin ich mir ein finstres Räthsel.

Marie.

Laß mich fort!

Kastellan.

Nein, nimmermehr!
Sonst war's anders, stolz und kühn
Blickt' ich in die Welt hinaus;
Wie das Schicksal immer stürmte,
Aufrecht stand ich in dem Kampf; —
Aber seit ihr heimgekehrt
Aus den engen Klostermauern,
Hat der grause Streit begonnen,
Der mich auf- und abwärts zieht,
Bald zum stillen sanften Frieden,
Bald zum ewigen Verderben.

Marie.

Rasender, was kannst du wollen,
Von der Tochter deines Herrn?

Kastellan (gereizt).

Weib! den Tieger reize nicht,
Wähne nicht, er sey gestorben,
Weil er schlummernd vor dir liegt.

(Milder.)

Zürne nicht dem Ungestüm,

Der mein ganzes Seyn durchbebt;
Ach, es reißt in Fieberglut
Mich zur Rache und zur Liebe! –

Marie.

Kalter Schauer faßt mich an,
Weiß ich mich in deiner Nähe;
Sey barmherzig, laß von mir.

Kaſtellan.

Von dir laſſen? nein, beim Teufel
Von dir laß ich nimmermehr!
Daß ich dich beſitzen wollte,
Schwur ich einſt in wildem Feuer,
Das, durch deiner Schönheit Reize
Immer mehr noch angefacht,
Hoch empor in Flammen lodert.

(Mit erhöhter Stimme.)

Und ich halte meinen Schwur,
Wankt die Welt aus ihren Kreiſen,
Wandelt ſich der Nord in Süd,
Und erſtarrt der Süd zu Eis,
Werden Meere feſte Mauern,
Stürzen ſich die höchſten Felſen
Tropfenweiſe in das Thal: —
Du biſt mein, und keines Andern.

Marie.

Nein, ſo tief läßt mich der Himmel
Nimmer ſinken, daß ich dich,

Schrecklicher, ertragen müßte.
Wiſſe, daß ich dich verachte,
Geh, und laß mich, kehre nie,
Nie zurück! Fort, wecke nicht
Bittern Haß in meinem Buſen.

Kaſtellan.

Haſſen? ja, ſo iſt es, haſſen!
Haſſen kann ich auch, und ſchrecklich
Denn von ſchwergereizter Liebe
Iſt ein Schritt nur bis zum Haſſe,
Und der meine iſt entſetzlich.

Marie.

Deine Rache fürcht' ich nicht,
Haſſe mich, doch weiche nur;
O, mein Vater, rette mich,
Rette mich vor dieſem Frevler.

Kaſtellan (heftig gereizt).

Deinen Vater rufſt du an?
Ich beſchwöre dich, Marie,
Nenne nicht des Vaters Namen,
Stehe ich dir gegenüber! —

Marie.

Böſewicht!

Kaſtellan.

Nur du allein
Sollſt vor meiner Seele ſtehn,

Und dein Vater auch allein;
Aber du ſollſt ſanft und freundlich,
Liebevoll und zärtlich ſeyn,
Und mich ebenſo erfinden.
Doch dein Vater; o Marie,
Sieh, wir ſind zwei wilde Stämme,
Die, aus fremdem, fremdem Saamen
Beide kräftig aufgeſchoſſen,
Feindlich bei einander ſtanden.
Die ſich nimmermehr vertrugen,
Und mit ihren ſcharfen Wurzeln
In den ſchweren Boden wühlten,
Bis der eine niederſtürzte!
Hoch zum Himmel ſtreckt der andre
Noch die gründelaubten Zweige,
Doch an ſeines Stammes Adern
Nagt der Wurm, das Mark verzehrend,
Und es ſtocken ſeine Säfte;
Dann auf einmal ſtürzt er hin,
Und vertilgt im ſtolzen Falle
Alles, was zufrieden ſich
In dem kühlen Schatten labte.
Kannſt du ſolche Mächte einen,
Daß zu einem Zwecke ſie
Froben Muthes ſich verbinden,
Und ſich feindlich nicht vernichten? —

Marie.

Strahlt denn in der finſtern Nacht
Nicht ein einz'ger Stern des Friedens? —

Kaſtellan.

Nimmer, nimmer wird's geſchehn,
Daß vereint wir uns umfaſſen;
Einer ſieht den Dolch des andern,
Einer wünſcht des andern Blut.
Und doch ſind wir wieder Eins,
Können nimmer von einander: —
Wie wir jetzt zuſammen ſtehen,
Stehen wir zuſammen unter,
Denn, ich ſchwör's bei meiner Rache!
Feſter hab' ich ihn gebunden,
Als die Hölle ihre Opfer
An ſich feſtgekettet hat.

Marie.

Weh! was ſoll ich noch vernehmen?

Kaſtellan.

Nichts, nichts ſollſt du, keine Silbe,
Tief verſchließen will ich es,
Jede Regung unterdrücken,
Nur von Liebe mit dir reden,
Nur von Hoffnung und Beſitz.

Marie (ſinkend).

O, Lenarde! — —

Kaſtellan (auffahrend).

Was war das?
Nenne nicht mehr dieſen Namen

Wenn du nicht zu deinen Füßen
Seine Leiche ſehen willſt.

Marie.

Böſewicht! willſt du ihn morden?

Kaſtellan.

Hüte dich, der Eiferſucht
Wildes Feuer anzufachen,
Soll er ruhig ſeine Straße
Ferner noch auf Erden wandeln!
Und nun merk' was ich dir ſage:

(Er zieht ein Crucifix hervor und hält es vor ſich hin.)

Schwöre mir auf dieſes Kreuz,
Alles was ich dir geſagt,
Still und heimlich zu bewahren.

Marie.

Nimmermehr, du Schrecklicher!

Kaſtellan.

Schwöre mir; wo nicht, mein Dolch
Macht ſich noch an dieſem Abend
Bahn in deines Buhlen Bruſt.

Marie.

Herr des Himmels! — —

Kaſtellan.

Schwöre mir!

Marie.

Fort von mir! —

Kaſtellan.

Der Dolch iſt ſcharf! —

Marie (angſtvoll).

Teufel, Teufel! Ja! —

(Sie legt die Finger zum Schwur auf das Crucifix. — ſchwach.)

— — ich ſchwöre! —

(Sinkt erſchöpft nieder.)

Kaſtellan

(geht triumphirend ab).

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Scene wie im vorigen Aufzug. Brennende Kerzen erhellen die Halle.)

Erſte Scene.

Graf Gotthard.

Dunkel ſind des Schickſals Wege,
Undurchdringlich ſind die Schatten,
Die der Vorzeit fernſte Thaten
Und der Zukunft Nacht verhüllen; —
Aber was in ſtiller Bruſt
Raſch und feurig ſich verwirklicht,
Was im Augenblick der Rache
Kaum entſtandene Gedanken
Zu geſcheh'ner That geſtaltet,
Das iſt ewig klar und hell,
Wie man auch die Sonne meidet,
Und lebendig ſich begräbt.

(Er ſteht auf, und ſchreitet raſch hin und her.)

Weiche von mir, Schreckensbild!
Störe nicht den ſtillen Frieden,

Den ich mühſam mir geſammelt
Und ſo angſtvoll mir erhalte.
Mir erhalte? Armer Mann!
In des Herzens ſtillen Räumen
Kannſt du nimmer Ruhe gründen.
Mag ringsum die Erde jauchzen
Ob der Freiheit goldnem Traume,
Hier, hier wird doch nimmer Friede.

(In Gedanken verſunken.)

Ja, nun wird's mir offenbar,
Was aus alter Runenzeit
Wie im Traum zu uns gekommen:
Daß des Hauſes Schutzgeiſt ſchwindet,
Wenn der frevelnde Bewohner
Sich vom Pfad des Rechtes kehrt.
Weine du, verbannter Engel —
Jauchze, Hölle, jauchze auf!
Deine Opfer ſind dir ſicher,
Sind auf ewig dir verkauft.

(Aufbrauſend, aber ſcheu.)

Ha! Gertrude, dir den Fluch
Des verſinkenden Geſchlechtes!
Dir den Fluch des ew'gen Rächers!
Dir die ganze Höllenqual,
Die ich hier im Herzen trage!

(Pauſe. Er blickt um ſich her.)

Wo gerath' ich hin? Von Außen
Will ich ſtill und ruhig ſcheinen,
Wenn es gleich im Innern ſtürmt.

(Er geht die Glocke.)

Zweite Scene.

Gotthard. Kurt (tritt ein).

Gotthard.

Geh' und rufe mir den Meiſter;
Seine Harfe ſoll er bringen,
Mich verlangt nach ſeinem Spiel.

Kurt (ab).

Gotthard.

Eine Stunde gib mir Ruhe,
Eine kurze Stunde Ruhe, —
Eine Stunde iſt nicht viel.
Laß der Lieder heitre Töne
Froh zu meinem Herzen dringen,
Daß ich einen Augenblick
Still und ruhig athmen kann;
Denn es naht die dunkle Nacht,
Und mit ihr wacht das Gewiſſen.

Dritte Scene.

Gotthard. Lenardo.

Gotthard.

Was willſt du? Dich will ich nicht;
Deinen Meiſter ließ ich rufen.

Lenardo.

Zürnet nicht, mein edler Graf!
Sylvio iſt nicht daheim. —

Gotthard.

Mich verlangt jetzt nach Muſik,
Schick' nach ihm.

Lenardo.

Sogleich, Herr Graf!
Doch die Zeit euch zu verkürzen
Bin auch ich vielleicht geſchickt.

Gotthard.

Du? Was kannſt du?

Lenardo.

Mancherlei;
Kann ich auch den Saiten nicht
Sanfte Töne mild entlocken,
Gibt es doch manch' andre Kunſt,
Die des Menſchen Sinn erfreut.
Wollt ihr meine Bilder ſehen?
Meine himmliſche Madonna
Mit dem holden Jeſusknaben?
Oder meines Meiſters Bild,
Wie er fromm die Saiten rührt?
Oder meinen ſtolzen Cäſar,
Als des Brutus Dolch ihn traf?

Gotthard.

Deine Bilder mag ich nicht;

Kannſt du weiter keine Künſte,
Spare ſie, — ich mag ſie nicht.

Lenardo
(mit leicht überwallender Künſtlergluth).

Nein, Herr Graf, ſchmäht nicht die Kunſt,
Denn gewaltig iſt ihr Wirken,
Und hinauf zum ſchönern Lichte
Schwingt ſich kühn des Künſtlers Geiſt.

(Rubig.)

Aber, Herr, ich kann noch mehr.
Soll ich euch ein Mährchen ſagen
Aus der alten Väter Zeit?

Gotthard.

Du verſtehſt dich auch auf Mährchen?

Lenardo.

Ei ja wohl, mein edler Herr!
Kalt und ſchaurig iſt das Leben
In der rauhen Wirklichkeit; —
Jene Bilder, die des Sängers
Heil'ger Phantaſie entkeimt,
Rühren ſanft des Menſchen Herz,
Tragen ihn auf gold'nen Schwingen
In das Land der Träume hin.

Gotthard.

Wohl, ſo laß dein Mährchen hören!

Lenardo *).

Der tapfre Benno hauſte
Auf Nordlands eiſgen Höhn,
Dem frommen Wandrer grauſte,
Sah er die Veſte ſtehn.

Denn hoch zum Himmel ſtrebte
Der kühne, ſtolze Bau,
Der Thürme Kuppel ſchwebte
Hoch in des Himmels Blau.

Und drinnen herrſcht der Friede,
Mit Liebe im Geleit,
So künden es im Liede
Die Sänger jener Zeit.

Doch Trauertöne ſchallen,
Die Friedenspalme ſinkt,
Weil in den dunklen Hallen
Entſetzen plötzlich winkt.

Herr Benno ſtürmt hernieder,
Weit fort zum fernen Wald,
Und jaget hin und wieder;
Geſang und Hifthorn ſchallt.

*) Die nachfolgende Ballade ſoll freilich, von aller ſonſtigen Beziehung entfernt, in einem ruhigen Erzählungstone hergeſagt werden; doch wäre es vielleicht gut, wenn während des ganzen Vortrags eine wehmuthige Empfindung durchſchimmerte, da die Ballade ja eigentlich

Von ihres Benno Liebe
Wandt' ſich der Burgfrau Herz,
Sie fröhnt verbot'nem Triebe,
Und höhnt des Gatten Schmerz.

Und herzt mit ſüßem Koſen
Des ſünd'gen Bundes Frucht, —
Da hört man's furchtbar toſen,
Fern aus des Waldes Schlucht.

Denn Bennno naht als Rächer,
Das Schwert in ſeiner Hand,
Und ſtürzt durch die Gemächer,
Bis er die Buhlen fand.

(Gotthard horcht mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit.)

Mit grauenvoller Stimme
Verſcheucht er ihre Luſt,
Und ſtößt im wilden Grimme
Das Schwert in Beider Bruſt.

Und hoch zu Roß, als Reiter,
Reißt er den Knaben mit,
Und weit und immer weiter,
Entflieht des Roſſes Tritt.

(Lenardo hält ein, der Graf iſt in der heftigſten Bewegung.)

---

die Geſchichte von Lenardo's früheſter Kindheit enthält, und durch die angegebene Behandlungsweiſe auch die Unterbrechung der Erzählung wahrſcheinlicher wird.

Gotthard (kaum hörbar).
Weiter, weiter mit dem Mährchen!

Lenardo.

Ach, das Ende iſt ſo traurig,
Denn der Ritter ſtürzt den Knaben
In des Stromes wilde Fluth,
Und der wildempörte Strudel
Reißt ihn in den Abgrund nieder,
Und der Ritter ſinkt in Wahnſinn!
Ich will euch ein Beſſres, —

Gotthard.

Nein!
Nein, halt ein, es iſt genug!
Sprich, woher haſt du das Mährchen,
Das ſo ſeltſam mich bewegt? —

Lenardo.

Wohl mit Recht nennt ihr es ſo;
Schon vor langen, langen Jahren
Iſt es zu uns herübergekommen
Aus des Nordlands eiſ'ger Flur;
Doch ſo oft ich es erzähle,
Wird mir gleich das Auge trübe,
Und ich bring' es nie zu Ende.

Gotthard.

Wüßteſt du! — —
— — Doch ja ich fühle,
Seltſam iſt und wunderbar,

Der Erinn'rung heller Spiegel;
Iſt ein ſanfter Hauch des Lebens,
Und ein Sturmwind des Verderbens.

Lenardo
(nähert ſich ihm).

Hab' ich euch verſtimmt, Herr Graf?
Ach verzeiht —

Gotthard
(ohne auf ihn zu hören).

Ja, es iſt klar,
Feſt und ſicher hält der Teufel,
Was er einmal kräftig faßt.
Nieder ſtürzt zum wilden Abgrund
Die vom Blitz geſpalt'ne Eiche,
Die, des Forſtes Königinn,
Ihre laubbekränzten Wipfel
In die lichten Wolken hob.

Lenardo.

Ich verſtehe nicht die Rede; —
Er iſt von ſich! — Edler Graf,
Kommt zu euch, —

Gotthard (fortfahrend).

Aus ſeinem Horſte,
Hoch hinauf, mit reger Kraft,
Schwingt der Adler ſich zur Sonne,
Und, ein König aller Wolken
Blickt er frei und weit umher.

Da, im Taumel ſeiner Kraft,
Steigt er raſend immer höher,
Bis des Lichtes Strahl ihn blendet,
Und er leblos niederſinkt.

(Zu Lenarde.)

Dichte keine Mährchen wieder,
Willſt du nicht den Frieden bannen,
Und die Furien der Hölle
Alle, alle neu erwecken;
Denn ſie ſchlummern ſtill und leiſe,
Und ein Hauch belebt ſie wieder,
Daß ſie auf- und abwärts ſteigen
Mit gewaltigem Gebeul,
Und die in der Nähe träumen
Haben nun und nimmer Frieden.

(Geht ſtill ab.)

Vierte Scene.

Lenarde.

Ja, ihn drückt die Schuld danieder,
Und des Schickſals finſt're Macht
Schwebt ob ſeinem grauen Haupte.
Reicher Mann, was kannſt du bieten
Für des Armen ſtillen Frieden? —

Fünfte Scene.

Lenarde. Marie.

Marie.

Iſt mein Vater nicht mehr hier? —

Lenardo.

Nein, ſo eben ging er fort.

Marie.

War er wieder froh und heiter?

Lenardo.

Nein, ein ſchwerer Kummer laſtet
Auf des armen Grafen Herzen.
Ich erzählte ihm ein Mährchen;
Doch es mocht' ihm nicht behagen,
Denn er ging mit düſtern Worten.

Marie.

Trage gerne ſeine Schwächen,
Höre ſeine Klagen nicht,
Laß ihn immerhin, — ich will
Freundlich dir in's Auge ſchauen,
Und für jedes ſtille Lächeln,
Das du ſeinem Mund entlock'ſt,
Will ich tauſendfach dir danken.

Lenardo.

Was du wünſcheſt, thu' ich gern!

Marie.

Willſt du wiſſen, was ich denke,
Wenn du ſo am ſtillen Morgen
Von den Zinnen unſ'rer Veſte
Frei hinausſchauſt in die Welt?

Oder wenn du heitern Blickes
Vor die Staffelei dich ſtelleſt,
Und ein vielbedeutend Bild
Aus der Nacht in's Leben rufſt?
Ach, dann denk' ich, wie ſo ſchön,
Wie ſo hold iſt dieſer Jüngling
Ausgerüſtet von dem Herrn,
Allgewaltiges zu ſchaffen,
Und der Jungfrau zarte Seele
Neiget ſich vor deinem Geiſt.

Lenardo.

Willſt du wiſſen, was ich fühle,
Wenn ich dich ſo vor mir ſehe
Mit der unſchuldsvollen Miene;
Oder zaubriſch hingegoſſen
Wie die himmliſche Madonna
Im Gebet vor Gott dem Herrn?
Willſt du wiſſen, was ich fühle,
Wenn du ſo vom hohen Söller
In die lichte Ferne blickſt?
Ach, dann fühl' ich mir im Herzen
Eine ſanfte Stimme tönen;
Und, wie ich mich immer mühe,
Kann ich nicht den Blick von dir
Zu der Erde niederſenken;
Dann in meinem tiefſten Innern
Klingt's wie ſanfte Harfentöne.

Marie.

Ja, ſo iſt es auch mit mir,

Hin zu dir geht all' mein Sehnen,
Hin zu dir geht all' mein Hoffen.

Lenardo.

Und mit dir möcht' ich vereint
Auf zum ew'gen Lichte ſchweben!

Marie.

Sprich, wie deut' ich dieſes Sehnen?
Iſt's auch Sünde, ſo zu fühlen?
Sprich Lenardo! ſag' es mir.

Lenardo.

Sünde? nein! Die Gottheit ſelbſt
Schafft die Flammen unſers Innern.
Höre nur, wie fromme Prieſter,
Wandelnd unterm Schutz des Herrn
In Italiens heitern Gärten,
Uns der Liebe Urſprung künden:
Als, von Vaterhand erſchaffen,
Einſt der Menſch die Erde grüßte,
Da fand er zur Seite ſich
Einen zweiten, ganz ihm ähnlich,
Und er ſah das gleiche Weſen
Staunend und verwundernd an,
Sah den frommen, milden Blick
Eines frommen, milden Auges,
Und des Himmels ſchönſte Tochter:
Liebe zog in Beider Herz;
Und des Lebens höchſte Freude,
Ihres Daſeins ſchönſte Stunden,

Lächelten auf ſie herab.
Doch ſie wichen von dem Pfade,
Den die Unſchuld wandeln ſoll,
Im Vertraun auf Gottes Gnade;
Da entwich des Herzens Friede,
Und mit ihm die fromme Liebe,
Und die Zuverſicht des Glaubens, —
Und der Hoffnung Anker brach.
Ihrer Herzen inn're Glut
Schlug empor in lichten Flammen,
Sie verzehrend und vernichtend.

Marie.

Darum laß uns ſtill und rein
Vor dem Herrn des Lichtes wandeln;
Denn ſo groß wie ſeine Liebe,
So gewaltig iſt ſein Zorn.

Lenardo.

Fürchte nichts, erhab'ne Jungfrau!
Rein und ewig, wie das Licht,
Iſt die Liebe unſ'rer Herzen,
Und verträgt den Strahl der Sonne.
(Er umarmt ſie.)

Sechste Scene.

Marie. Lenardo. Kaſtellan.

Marie.

Flieh', Lenardo, flieh' von hinnen.

Kaſtellan.

Höll' und Teufel, was iſt das! —

Lenardo.

Was habt ihr?

Kaſtellan.

— Zerſpringe, Bruſt!
Lod're auf in lichten Flammen,
Wilde Rachluſt, lod're auf!

Lenardo.

Was iſt euch, Herr Kaſtellan?

Kaſtellan.

Knabe, treib' mich nicht zum Wahnſinn!
Eben dich könnt' ich im Feuer
Meiner aufgeregten Sinne
Niederſenden zu der Hölle.

Marie.

Halte ein, um Gotteswillen!
Laß ihn mir, den Heißgeliebten!
Willſt du morden, wilder Tieger?
Mußt du Blut vergießen? Hier,
Hier iſt meine Bruſt! ſtoß zu, —
Ich will nicht vor dir entfliehen,
Aber dieſen laß mir, dieſen,
Und ich will dir's ſterbend danken.

Kaſtellan.

Wagſt du's noch, mich zu verſühnen?
Weißt du, daß gereizte Liebe
Sich in Haß und Rache wandelt?
Willſt du mich zum Teufel machen?
Wohl! ich kann auch Teufel ſein.

Lenardo,

Fürchte nichts, geliebtes Mädchen, —

Kaſtellan (zu Lenardo).

Schweig! verſtumme! nicht ein Laut
Gehe mehr aus deinem Munde!
(zu Marien.)
Hier will ich verſtanden werden,
Dieſe ſoll und muß mich hören! —
Mädchen! fühle, wie's hier ſtürmt,
Hin und wieder treibt es mich,
Läßt mich nimmer Ruhe finden.
Du kannſt dieſe Gluten kühlen,
Kannſt ihn tilgen, dieſen Schmerz,
Bebend flehe ich dich an:
Laß mich nicht ſo niederſinken,
Hole mich hinauf zu dir.

Marie.

Weiche, fliehe, kehre nie,
Nie mehr ſo zu mir zurück!
Ich verachte ſolche Liebe,
Die, ein wildverzehrend Feuer,
Dich zu Freveltaten führt.

Kaſtellan.

Nun denn, bei dem Schrecklichſten,
Was die Erde je geboren,
Und mit Zittern und mit Zagen
Nur der Mund der Menſchen kündet,
Schwör' ich dir's, ich will's vollenden,
Ich will ſinken, — doch auch ihr!
Eure Stunde iſt gekommen.
Falle denn in dich zuſammen,
Stolzer Stamm! du biſt am Ende.

(Will gehn.)

Marie.

Nein, du ſollſt es nicht vollenden,
Sollſt nicht morden, ſollſt nicht tödten;
Warnend zieh' ich vor dir her,
Schrecke auf aus ſüßem Schlummer
Die du zu vertilgen drohſt.

Kaſtellan.

Nimmermehr! ſtumm wie das Grab
Sollſt du mir zur Seite wandeln! —

(Er hält ihr das Crucifix vor.)

Deine Zunge iſt gebunden,
Deinen Schwur hat Gott gehört.

Marie.

Ungeheuer, Ungeheuer!
Ja du biſt ein furchtbar Weſen! —

Lenarde
(tritt zwiſchen Beide).

Fürchte nichts, geliebtes Mädchen,
Schützend ſteh' ich dir zur Seite.

Kaſtellan.

Deine Würfel ſind gefallen,
Die dein Schickſal dir verkünden,
Und ihr Alle ſollt vergehn;
Denn die Rache kommt geſchritten,
Stürzt mit glühendem Verderben
Triumphirend über euch. (Ab.)

Siebente Scene.

Marie. Lenarde.

Marie.

Welch ein Scheuſal! Iſt er fort?

Lenarde.

Ja Geliebte, ſei nur ruhig,
Fürchte nichts, ich bin bei dir,
Schützend ſteh' ich dir zur Seite,
Sollt' ich drob auch untergehn.

Marie.

Was vermagſt du gegen dieſen?
Du biſt gut und fromm und ſanft,
Weißt nichts von dem frechen Treiben

Solcher Menſchen, die nichts fürchten,
Wenn's des Plans Gelingen gilt.
Fliehe, ich beſchwöre dich!
Fliehe dieſen grauen Sünder!

Lenarde.

Einen Vater hat die Unſchuld
Oben in den lichten Hallen,
Die der Sonne Strahl durcheilt;
Tauſend Sterne tauchen auf
Aus dem Nebelmeer der Nacht,
Frieden in dein Herz dir ſtrahlend.
Weißt du, was die Sage ſpricht
Aus den uralt-frommen Zeiten? —
Jeder Stern iſt eine Seele,
Fromm und gläubig vor dem Herrn,
Und, wenn ſie ſo ſanft uns ſtrahlen,
Sind ſie um den Thron verſammelt
Ihres hocherhab'nen Schöpfers,
Und der ſtille Hauch der Nacht
Liſpelt uns in ſanften Tönen
Unſers Flehns Erhörung zu.

Marie.

Ja, ſo iſt's, nun wird mir's deutlich,
Was ſo freudig mich bewegte,
Wann zu jener Sternenpracht
Ich der Sehnſucht Blick gerichtet.
Da ward es ſo ſtill in mir,
Fromme Wünſche ſtiegen auf,
Heimiſch ward ich hier und dort,

Und des Lebens ſchönſter Friede,
Seelenruhe, ſchwebte nieder! —

Lenarde.

Dieſen Glauben halte feſt.
Treu durch alle Schickſalsſtürme
Leitet dich des Herzens Ruhe. —
Laß mich jetzt den Meiſter ſuchen,
Daß wir ernſtlich uns berathen,
Wie wir ernſt dem wilden Drohen
Jenes Böſewichts begegnen,
Der uns eben jetzt verließ. (Ab.)

Achte Scene.

Marie.

Herr des Himmels, höre mich!
Schütze mich! ich unterliege, —
Schütze mich! dein iſt die Macht!
Sende deinen heil'gen Engel,
Daß er mir zur Seite ſtehe,
Und die grauſe That des Mordes
Schnell in ihrem Laufe hemme! —
O, ich fühl' es, in mir regt ſich
Eine ſchmerzerfüllte Ahnung,
Und es ſieht mein Geiſt das Unglück
Aus der Nacht hervor ſich drängen! —
Blutend liegen ſie am Boden,
Alle, alle meine Lieben,
Und ich ſteh' allein und bebe. —
Schütze, ſchütze, Gott der Gnade!

Schütze mich, und rette ihn!
Ihn errette! O Lenardo!
Für dich zittert meine Seele,
Für dich bangt mein armes Herz.

Neunte Scene.

Marie. Gotthard (der vor einiger Zeit hereingetreten, tritt plötzlich vor).

Marie (zurückſchaudernd).

Vater! —

Gotthard (ſchneidend kalt).

Was erſchrickſt du?

Marie.

Vater! —

Gotthard.

Frevlerinn! du biſt entdeckt!
Deine fromme Heuchlermiene,
Dein erkünſteltes Gebet,
Deine frech erlog'ne Ehrfurcht
Für die heil'ge Mutterkirche! —
Geh, und laß mich! —

Marie.

O, mein Vater!
Nicht ſo ſchnell verdamme mich;

Habe Mitleid mit der Schwachen,
Die ſich jammernd zu dir wendet.

Gotthard.

Hart von dem Geſchick getroffen,
Ihm und meiner Schuld erliegend,
Hoffte ich allein auf dich! —
Meiner wähnt' ich dich zu finden,
Als ich je ein Weib gekannt;
Und ſo glaubte ich dich würdig
Unſres Hauſes Schuld zu ſühnen,
Sah in dir nicht meine Tochter,
Sah nur eine fromme Jungfrau,
Die vom Herrn des Lichts geſendet,
Armer Menſchen Schuld zu tilgen,
Und verſöhnt ſie einzuführen
In den hohen Dom des Herrn.
Aber, o des wilden Schmerzes,
Der allmächtig mich ergreift! —
Frech betrogen ſteh' ich da,
Und der Abgrund grinſ't mich an,
Der mein ganzes Haus verſchlinget.

Marie.

Vater! welche dunkle Rede
Sprichſt du aus? O ſieh mich an!
Ich bin deine treue Tochter,
Bin Marie ja, die dir
Manche Stunde froh vertändelt,
Manche Sorge, die dich drückte,
Freundlich aus dem Sinn geredet;

Sieh mich an, ich mein es ehrlich;
Will ja gern und freudig thun,
Alles, was du nur verlangſt.

Gotthard.

Suche nicht, mich zu bethören,
Meine Hoffnung iſt geſtorben,
Trauernd trag' ich ſie zu Grabe.

Marie.

Willſt du mich nicht hören, Vater?
Ich beſchwöre dich, ich bin
Schuldlos —

Gotthard
(Sie mit ſtarker Stimme unterbrechend).

— Lenardo!

Marie
(heftig erſchüttert).

Ach, nur jetzt nicht dieſen Namen,
Jetzt nicht, ich beſchwöre dich!
Zu der Jungfrau will ich beten,
Daß ſie ihm und uns vergebe.

Gotthard.

Schweig'! ich bin verloren, — du
Biſt es mit, wer ſoll dich halten
In den Stürmen des Geſchicks?
Jene tiefgeheimen Mächte
Leiten ihre raſchen Blitze,

Ungeſehn aus dunkler Nacht,
Und die wilde Feuerſchlange
Schmettert ihre Opfer nieder
Jauchzend auf die ſtarren Trümmer,
Und die traurige Ruine
Kündet künftigen Geſchlechtern,
Daß ſie einſt gewaltig herrſchte! —
Und die Sage frommer Hirten,
Die am Fuß des Berges leben,
Welcher einſt die Trümmer trägt,
Kündet es den ſpätern Zeiten,
Daß der Fluch des finſtern Schickſals
Und der Meineid einer Tochter
Jene ſtarken Mauern ſprengte,
Und ein ſtolz Geſchlecht begrub.

Marie.

Vater! höre mich, ich flehe
Zu dir auf in meinem Jammer!

Gotthard.

Geh, und laß mich! folg' dem Knaben
Blindlings in die weite Welt,
Laß ihn ruhn an deinem Buſen,
Spend' ihm deine volle Liebe,
Tändelt durch das Leben hin, —
Doch, die rächende Geſtalt
Deines Vaters, der im Grabe
Nimmer Ruhe finden wird,
Wird in ſtiller Nacht euch nahen.
Wenn er dann die Hand erhebt

Drohend zu dem Himmel! — dann
Schmiege dich an ſeine Bruſt,
Daß du meinen Schmerz nicht ſeheſt;
Und den Feuerbrand der Schuld
Löſch' im Strudel deiner Liebe! —

Marie.

Nein! du ſollſt mich nicht verkennen,
Dir, nur dir gehört mein Herz,
Dir gehören meine Pflichten;
Was du willſt, will ich vollbringen! —
Für Lenardo fühl' ich nichts,
Was ich ſtrafbar nennen könnte;
Nur ein unbekanntes Sehnen
Zieht mich zu dem Jüngling hin.
Aber, ich will ihn vermeiden,
Will ihn nicht mehr ſehn, daß du
Wieder Glauben zu mir faſſeſt;
Ich will mich zur Jungfrau wenden,
Daß ſie ſanft und ſtill verſöhnend
Auf uns Alle niederſchaue.

Gotthard.

Willſt du das?

Marie.

Ich will es, ja!
Und in voller Zuverſicht
An der Reinheit meines Wortes
Schwör' ich dir bei unſerm Glauben,
Treu zu halten, was ich ſprach!

Gotthard

(ernſt und feierlich).

Dort, in jenem lichten Dom,
Steht der goldgeſchmückte Altar,
Dem du ewig dich geweiht.

(Die Arme ausbreitend.)

Komm in deines Vaters Arme;
Braut des Himmels grüß' ich dich! —

(Umarmt ſie; nach einer Pauſe fahret er fort.)

Geh, und nimm die Qual der Schuld
Jetzt von deines Vaters Seele.
Ach! von meiner nicht allein:
Deine Mutter auch im Grabe
Ruht als große Sünderinn;
Ehebruch und Meineid — doch
Ich will ſchweigen, denn ein Andrer
Richtet nunmehr was ſie that.

Marie.

Meine Mutter? —

Gotthard.

Deine Mutter.
Ich hab' über ſie gerichtet!
Rache iſt ein gift'ger Pfeil,
Taugt nicht in des Menſchen Hand;
Unbedacht, wohin er zielt,
Würgt er Schuld und Unſchuld nieder.

Marie.

Kann ein Menſch die Schuld verſühnen,
Die ein Menſch begangen hat;
Kann ein Opfer Gott genügen,
Bring' ich mich mit Freuden dar,
Sage Lebewohl den Freuden,
Womit ſich das Leben kränzt.
Meine Mutter, — o, mein Vater!
Zage nicht, Gott wird mich hören:
Gnade und Erbarmen ſteht
Nahe an des Richters Stuhl.
Der Verſöhner ſchaut mit Liebe
Auf des Staubes Kinder her,
Seine Huld verdammet nicht. —
Knie'n will ich zu ſeinen Füßen,
Und der Menſchenſohn, der einſt
Einer großen Sünderinn
Ihre große Schuld vergab,
Wird auch mein Gebet erhören.

Gotthard.

Gottgeweihte, laß mich knieen,
Hier vor deinem Angeſicht,
Knie du für mich vor Gott,
Und vertritt mich bei dem Richter.

(Steht auf und umarmt ſie heftig.)

Harre aus in frommer Liebe,
Gott ſey mit dir, meine Tochter!

Zehnte Scene.

Marie (allein).

(Tief erſchüttert vor ſich hinſtarrend.)

Lenarde.

(Sie ſchreckt bei dieſem Namen zuſammen, und blickt wehmuthig empor.)

Himmelsbraut, du darfſt nicht lieben! —

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Großer, prächtiger Saal; hell erleuchtet.)

Erſte Scene.

Gotthard. Kurt.

(Gotthard ſitzt, vor ſich hinſtarrend, auf einem Ruhebette, zu ſeinen Füßen ſteht mit beſorgtem Blicken Kurt.)

Kurt.

Habt Ihr nimmer Ruhe, Graf?

Gotthard.

Ruhe! Ruhe! was iſt Ruhe?
Schlaf iſt Ruhe, und der Schlaf
Iſt ein treues Bild des Grabes, —
Ruhe iſt auf Erden nicht.

Kurt

(nahet ſich mit Beſorgniß).

Ihr ſeyd krank, Herr Graf, ſehr krank;
Eure Pulſe jagen ſtürmiſch,
Fieberſchauer rüttelt euch.

Gotthard.

Bin ich krank? wer ſagt dir das?
Was heißt krank ſeyn? Leib und Seele
Liegen feindlich bei einander,
Und der Eine ſinkt zu Boden,
Wenn die Andre aufwärts ſtrebt.
Meinſt du das, dann bin ich krank.

Kurt.

Ich verſteh' euch nicht, Herr Graf.

Gotthard.

Siehſt du, das iſt auch ein Beiſpiel,
Daß man krank iſt, wenn die Lippen
Solche Dinge uns verkünden,
Die der Geiſt nicht faſſen kann.
Aber, ruhig, alter Mann!
Solche Dinge gehn vorüber,
Und der nächſte Augenblick
Hat den früheren verſchlungen.

Kurt.

Eure Rede iſt mir dunkel.

Gotthard.

Dunkel iſt allein das Grab!
Aber fürchte nichts, Gedanken
Bleiben nicht, ſie ſchwinden hin.
Eins nur bleibt zu allen Zeiten
Ewig hell und unvertilgbar:
Tauſende Gedanken denke,

Denke wieder und erſinne,
Was die glüh'nde Phantaſie
Wildes ſchafft und Wunderbares —
Du vertilgſt doch nicht die That.

Kurt (angſtlich).

Graf, ich bin beſorgt um euch!
Starrt nicht ſo nach einer Stelle,
Sprecht mit mir.

Gotthard (vor ſich hin).

Ich bin am Ende!
Ha, Gertrude! jauchze auf!
Dein Verbrechen und das Meine
Werden ihre Richter finden,
Und der Knabe — und ihr Knabe,
Nicht der Meine! Tod und Hölle!
Wüthend kochte das Verderben
Unter mir, die Hölle jauchzte,
Sandte ihren Boten! Ha!
Ihren Boten, ja das war er!
Mit ihm will ich niederſinken,
Und er ſoll nicht triumphiren.

(Er ſpringt haſtig auf und eilt durch's Zimmer.)

Kurt.

Edler Graf! was iſt mit euch!

Gotthard.

Nichts! vorüber iſt der Traum!

Geh und ſchweige; rufe mir
Schnell den Kaſtellan hierher.

(Kurt geht ab.)

Zweite Scene.

Gotthard (allein).

(Mit wilder, unruhiger Bewegung.)

Schuldbelaſtetes Gewiſſen!
Inn'rer Mahner! rufſt du mich?
Ja, ich fühl's, ich bin am Ende,
Wie ich auch ſophiſtiſch mir
Das vergangne Traumbild nenne, —
Höhnend rufſt du aus: Es iſt!
O des armen, armen Herzens,
Das ein einziger Moment
Aus den heitern, ſchönen Träumen
Eines hochgeprieſ'nen Daſeins
In die Nacht des Grauens ſchleudert.
Sern und nicht, und jetzt und einſt! —
Stolze, prangende Gebilde
Einer üpp'gen Phantaſie!
Auf den Wink des Augenblicks
Steigt ihr auf vor unſerm Geiſt
In erhabener Geſtaltung.
Auf der kühnen Schöpfung weilt
Das beſtech'ne trunk'ne Auge,
Und das neckende Phantom
Seines Geiſtes ſtolz verehrend,
Hebt ſich kühn der Staubgeſchaff'ne; —
Da' gewaltig bricht's herein

Wie mit wilden Donnerſtürmen;
Das geprieſ'ne ſtolze Werk,
Plötzlich ſinkt's in Nichts zuſammen,
Und das Traumbild iſt verſchwunden,
Und das kühne Werk am Ende.

(Eine Pauſe des Nachdenkens; plötzlich fährt er auf; das verhalt'ne Feuer im Innern macht ſich Bahn.)

Ich am Ende? ich verſunken?
Teufel nein! nicht ich! ich nicht!
Wo ſind meine Phantaſieen?
Wo die kühnen Luftgebilde,
Die ich thöricht aufgebaut? —
Ich ſchuf Wahrheit, ſchaudernd freilich,
Aber fürchterliche Wahrheit! —
Als ich meinen ew'gen Bund,
Fürſt der Nacht! mit dir geſchloſſen,
Da floß Blut! Blut war der Grund,
Und der Gattinn ſtarre Leiche
War der Pfeiler des Gebäudes!
Und mit ihr ſtarb auch der Knabe
In dem Lenz des Jugendlebens!
Willibald, du ſanfter Knabe,
Wo, wo iſt dein finſt'res Grab?
Daß ich dort in ſtiller Reue
Eine Thräne weine! —

(Pauſe.)

— Weine?!
Nein! ich will und kann nicht weinen!

Dritte Scene.

Gotthard. Kaſtellan.

Kaſtellan.

Ihr habt mein verlangt, Herr Graf?

Gotthard.

Ja, das hab' ich; eben dich.

Kaſtellan.

Ich erwarte euren Auftrag.

Gotthard.

Meinen Auftrag? — Ja, ſo iſt's.
Sag' mir, kannſt du Gräber ſprengen,
Und die Todten auferwecken?

Kaſtellan.

Nein, Herr Graf, das kann ich nicht.

Gotthard.

Wie? das kannſt du nicht? du kannſt nicht?
Aber Lebendes vernichten,
O nicht wahr, das kannſt du doch?

Kaſtellan.

Ich begreif' euch nicht, Herr Graf.

Gotthard.

Du begreifſt mich nicht? du nicht?

Das iſt wunderlich und ſeltſam.
Aber dich begreif' ich, Mörder!
Mörder meines Willibald! —

Kaſtellan.

Eures — eures Willibald?

Gotthard.

Ja, des —

(Plötzlich einhaltend.)

— nein, doch nicht der Meine!
O du furchtbarer Gedanke,
Daß der einz'ge Sohn der Gattinn
Nicht der Sohn des Gatten iſt!

Kaſtellan.

Eures Auftrag's harr' ich, Graf! —

Gotthard.

Meines Auftrags? Wohl, vernimm ihn!
Düſtre Bilder ſind entſtanden
Im Geheimſten meiner Seele,
Treiben mich im wilden Grimme
Durch des Schloſſes weite Hallen,
Daß ich nimmer Ruhe finde,
Wie und wo ich ſie auch ſuche.

(Er nähert ſich dem Kaſtellan, und lehnt ſich vertraulich mit dem rechten Arm auf deſſen Schulter.)

Darum rief ich dich hierher,
Daß du dieſe Bilder bannest;

Denn der Gram in meinem Herzen
Foltert mich mit Höllenqual.
Sieh! ich kenne dich von früher,
Du verſtehſt dich auf dergleichen;
Meiſterhaft iſt deine Rede,
Wenn es gilt, zu überzeugen! —
Komm und überzeuge mich,
Daß ich nicht ein Mörder bin;
Nimm die Schuld auf dich allein.
Du gabſt mir ja einſt den Rath,
Führteſt aus, was ich beſchloſſen,
Oder nicht, was ich beſchloſſen,
Sondern was du mir gerathen,
Daß ich doch beſchließen möchte.

Kaſtellan.

Graf, ihr ſprecht für mich in Räthſeln.

Gotthard.

Räthſel? O, das größte Räthſel
Iſt des Menſchen trügend Herz.
(Faßt ihn heftig bei der Hand.)
Nimm ihn von mir, dieſen Mord!
Nimm ihn von mir, grauer Sünder!
Mann des Schreckens, nimm ihn mir!

Kaſtellan.

Ich vermag hier nichts zu thun! —

Gotthard (ſteigend).

Nimm ihn von mir, dieſen Mord!

Ich will fürſtlich dich belohnen,
Lohnen, wie kein König lohnt!

Kaſtellan.

Trag' ich ſelbſt nicht ſchwer genug?

Gotthard
(ſeine Hand fahren laſſend).

Ja, du trägſt ſchon ſchwer genug.

Kaſtellan.

Seht ihr, daß ich darum zage?
Wahre Männer zagen nie.
In des Schickſals Ungewittern
Heben kühner ſie ihr Haupt,
Und mit Ruhe überſchauen
Sie den Spielraum des Geſchicke!
Muth, Herr Graf, was einſt geſchehen,
Muß die Gegenwart vergeſſen.

Gotthard.

Ja, dein Rath iſt gut! vergeſſen,
Und nur immerdar vergeſſen!
Aber, wie und wo beginnen?
Welches Grab birgt die Erinn'rung?
Welches Meer iſt tief genug,
Sie auf ewig zu verſchlingen?

Kaſtellan.

Welches Meer? fragt nur die Pfaffen.

Gotthard.

Ja die Kirche! so soll's seyn,
So hab' ich es längst beschlossen;
Einen Engel weih' ich ihr,
Daß den Sünder sie begnade.

Kastellan.

Einen Engel wollt ihr weihen?

Gotthard.

Meine heißgeliebte Tochter,
Welche, mir von Gott gesendet,
Gnade meiner Schuld erflehen,
Meine Sünde sühnen wird.

Kastellan (lauernd).

Eure Tochter! für das Kloster?

Gotthard.

Ja, für's Kloster. Sie soll beten,
Daß des Himmels Fluch sich wende
Von des Vaters schuld'gem Haupt.

Kastellan

Wirklich, Graf, ich bin erstaunt. —

Gotthard.

Du erstaunt? weshalb? warum?

Kastellan.

Nun, ich weiß nicht euren Plan;

Aber das nur fällt mir auf,
Daß ihr eine andre Neigung
Eurer hochgeliebten Tochter
Zu begünſt'gen ſcheinet, —

Gotthard.

— Ich?
Ich begünſt'gen? ich? und welche?

Kaſtellan.

Eurer Tochter ſtille Liebe
Zu dem fremden jungen Maler.

Gotthard.

Kaſtellan! wahrt eure Zunge.

Kaſtellan.

Freilich, ſie des Winzenburgers
Einzige geliebte Tochter,
Und er nur ein armer Maler,
Ohne Rang und Künſtlernamen —
Aber wer weiß euren Willen?
Könntet ihr ihn doch erheben,
Daß er euren Namen trüge,
Und der Stamm der Winzenburger
Nicht auf einmal unterginge.

Gotthard.

Menſch, du treibſt mich faſt zum Wahnſinn! —

Kaſtellan.

Meine Meinung ſagt' ich nur,

Und wie ich, ſo ſprechen alle,
Die die Winzenburg bewohnen.

Gotthard.

Sprechen Alle? Höll' und Teufel!
Nein, es iſt nicht, ſoll nicht ſeyn.
Sie iſt Gottes, keines Andern.
(Plötzlich zuſammenſchauernd; vor ſich hin.)
Wenn es aber dennoch wäre!
Wenn es wäre; wenn ſie log,
Als ich erſt, von Angſt durchſchauert
Mächtig zu ihr hingetrieben,
Sie befragte, ob ſie liebte,
Und, von inn'rer Wuth durchbebt,
Ihr Lenardo's Namen nannte?
Und ſie, hold wie Engel, ſprach:
Nicht Lenardo'n, dir, mein Vater,
Und dem Himmel ſchlägt mein Herz.
Wenn ſie mich getäuſcht, als ich
Betend mich zu ihr erhob!
Wenn ſie, — den Gedanken denken
Kann ich nicht. —
(Zum Kaſtellan.)
Verdammter Rabe,
Dann, ja dann, dann hätteſt du
Uns ein Todtenlied geſungen.

Vierte Scene.

Marie (tritt ein; als ſie den Kaſtellan erblickt, bleibt ſie, unwillkürlich in ſich zuſammenſchauernd, ſtehen, und begleitet mit lebhaftem Spiel die fortſchreitende Handlung).

Kaſtellan.

Fürchtet ihr, zu unterliegen? —

Gotthard.

Fürchten, ich? ich fürchte nichts!

Kaſtellan.

Als Lenardo! —

Gotthard.

Ha, Lenardo!
Ja, er iſt mein Unglücksſtern.

Kaſtellan.

Darum ſchafft ihn fort von euch.

Gotthard.

Seinem Meiſter gab ich ja
Neulich erſt mein Ritterwort,
Daß ich Beiden bis zum Lenz
Eine Wohnung gern gewährte.

Kaſtellan.

Ihr verſteht mich nicht, Herr Graf!
Wie, wenn ihr Lenardo zwänget,
Nie dies Schloß mehr zu verlaſſen?

Gotthard.

Faß' ich dich? ſprich deutlicher!

Kaſtellan.

Wenn ihr dieſen ſchlauen Knaben,

Den Verführer eurer Tochter
Schleunig aus dem Wege räumtet;
Einen einz'gen Dolchſtoß braucht's.
Ihr bewahrt die Mittlerinn
Zwiſchen eurer Schuld und Gott.

Marie

(ſtürzt plötzlich zwiſchen Beide).

Nein, nicht morden, morden nicht!
Was that euch der fromme Knabe,
Daß ihr ihn ermorden wollt?

(Zum Kaſtellan.)

Blutbefleckter, grimmer Tieger,
Kannſt du nun und nimmer raſten?
Mußt du ewig Blut vergießen?
O den ew'gen Richter fürchte,
Der dort oben rächend ſitzt!

Kaſtellan.

Nicht mit mir, mein edles Fräulein,
Dort, mit eurem Vater hadert.

Marie

(Gotthard's Kniee umſchlingend).

Vater, Vater, hab' Erbarmen!
Schonung, Rettung für Lenardo!

Gotthard.

Hab' ich dich entlarvt? entweiche,
Daß ich nicht im wilden Grimme

Dich vernichte, wie du mich! —

(Er ſchleudert ſie von ſich, und geht auf die andre Seite.)

Wohl, ſo bin ich nun allein!
Hölle, ſende deine Boten,
Ich will folgen! —

(Zu Marien.)

Doch mir nach
Soll dein Buhle! — Bei den Haaren
Reiße ich ihn fort mit mir.

(Geht in groſſer Bewegung ab.)

Marie.

Heil'ger Gott! er iſt verloren! —

(Eilt dem Grafen nach.)

Fünfte Scene.

Der Kaſtellan (allein).

Jauchze auf, du Geiſt der Rache,
Jauchze auf, du biſt am Ziel,
Die Vollendung lacht dich an! —
Meinen Schwur hab' ich gelöſ't;
Blindlings raſ't er fort zum Morde,
Und die Reue nagt in ihm,
Führt ihn fort zum wilden Wahnſinn.

Schau herab, verklärter Vater,
Schau herab auf deinen Sohn,
Lächle Beifall meiner Rache,
Sie war mehr, als ſchneller Mord.
Hab' ich ihn nicht aufgerüttelt,

Wenn er ſicher ſchlummernd lag,
Führend vor den kranken Geiſt
Immer wieder jene Bilder,
Die zum Morde ihn getrieben?
Jagt' ich nicht in wilden Zweifeln
Seine Seele auf und nieder? —
Jetzt iſt's aus; er ſinke hin;
Mord zeugt Mord; jetzt iſt es aus.
Stolze, mächt'ge Winzenburg!
Allbezwingende, vergehe!
Denn geworfen iſt dein Loos.
Unter deinen hohen Trümmern
Will ich ſelber mich begraben
Denn es ſpringt der Rache Pfeil
Auf den Schützen ſtets zurück.

Als der ſtolze Winzenburger
Damals unſer Haus vernichtet;
Als des Vaters ſchuldlos Haupt
Unter ſeinem Schwerte fiel,
Und die Mutter und die Schweſtern,
Seiner Rache Opfer wurden;
Als ich ſchwur, bei jenen Freveln,
Dieſe blut'ge That zu rächen:
Damals, damals war es anders!
Stolz, ein Rächer, ſtand ich da,
Und erſann mit Luſt die Qualen,
Die ihn niederſchmettern ſollten!
Rache führte mich als Knecht
In des kalten Wüthrichs Dienſte,
Rache ſtahl ihm ſein Vertrauen,

Rache trieb ihn hin und wieder,
Halb im Wahnwitz durch die Hallen! —
Aber jetzt? — ich ſtehe da
In ohnmächtiger Verblendung;
Liebe kämpft mit meinem Zorn
Und vernichtet mich mit ihm!
Nun wohlan, auch das geſchehe! —
Denn in ſolchem ſchweren Kampf
Iſt der Tod ein ſüßes Labſal. (Ab.)

Sechste Scene.

Lenardo
(tritt nach einer Pauſe ein).

Auch hier Niemand? ſonderbar!
Faſt wie frühverlaſſ'ne Gräber
Träum' ich mir die hohen Hallen,
Und im ſtillen Reich der Todten
Wandl' ich ungeſehn umher.
Fernes, unbekanntes Land,
Mit den ſchwarzverhüllten Bildern
Einer ewig langen Nacht:
Land des Schreckens und der Sehnſucht,
Sende deine Wunderſcenen
Zu mir her! — Wann im Moment
Niegeahneter Begeiſt'rung
Frei die Seele ſich erhebt,
Und ein Strahl des andern Lebens
Mir das Innere durchglüht; —
Dann, wann ſich in ſolchen Träumen
Liebe mit dem Jenſeits paarte,

Und des Herzens inn're Glut
Raſch empor in Flammen ſchlüge; —
Ja, dann wär' es Zeit zu ſterben,
Und in heiliger Begeiſt'rung
Zu dem Quell des Lichts zu dringen,
Den noch keines Menſchen Auge
Schaute, noch je ſchauen wird. —

Siebente Scene.

Lenardo. Marie (ſie tritt furchtſam ein; als ſie Lenardo erblickt, ſtürzt ſie, von inn'rer Angſt ergriffen, auf ihn zu).

Marie.

Flieh', Lenardo! rette dich.

Lenardo (ſtaunend).

Fliehen? ich? vor wem? warum?

Marie.

Frage nicht, nur mich nicht, jetzt nicht, —
Fliehe, fliehe, rette dich!
Jeder Augenblick der Zög'rung
Bringt Gefahr, bringt Mord und Tod.

Lenardo.

Was kann mir bei dir begegnen?
Wem kann's frommen, ob ich lebe?
Wer gewinnet, wenn ich ende? —

Marie.

Frage nicht ſo ernſt, ſo kalt!

Fliehe, fliehe deinen Mörder!
O, ich ſeh' ihn zu dir eilen,
Seh' ihn deine offne Bruſt
Mit dem blanken Stahl durchbohren!
Seh' dich, weh mir! niederſinken
Seh' dein frommes Auge brechen,
Sterbend zu mir hingewandt.

Lenardo.

Aber wer? erkläre mir!
Und warum? was iſt geſchehen?
Was hab' ich gethan, daß du
Mein Vertrau'n auf Ritterwort
Mir ſo grauſam rauben willſt?
Eine Freiſtatt gab dein Vater
Uns in ſeines Schloſſes Hallen,
Und ein ächter deutſcher Ritter
Hält zu jeder Zeit ſein Wort.

Marie.

O, zerreiße nicht mein Herz!
Höre nur auf meine Warnung:
Traue nicht dem heil'gen Gaſtrecht,
Jetzt nur nicht, nicht dieſe Stunde.
In der ſchwarzen Nacht des Unglücks
Naht die wilde Furie;
Des Verderbens Blitze ſprühen,
Und das auserwählte Opfer
Athmet, ſinkt, und iſt nicht mehr.

Lenardo.

Aber ſprich doch, wer verfolgt mich?

Marie.

Wer? — o Gott! der Kaſtellan! —
(Sichtbar erſchreckend, daß es ihr entfahren; vor ſich.)
Himmel! was hab' ich gethan?
Meinen Schwur hab' ich gebrochen!

Lenardo.

Der? den fürcht' ich nicht! Marie,
Zügle deine bange Furcht.

Marie.

Achte nicht den Feind gering.

Lenardo.

Wenn du meinſt, will ich mich rüſten.
(Er ſpaht umher, erblickt das Schwert des Grafen an einer Säule hängend, und will es faſſen.)
Sieh' dies Schwert! —

Marie.

Nein, nimm es nicht!
Das iſt meines Vaters Waffe.

Lenardo (lachend).

Und die, glaubſt du, tauge nicht
Für des Künſtlers ſchwache Hand?
Laß mich's immer darauf wagen!

Marie
(ihn ängſtlich zurückhaltend).

Wag' es nicht! laß dich beſchwören!

Wer ein Schwert faßt, den wird's tödten:
Schrecklich iſt es, Waffen führen
Gegen einen ſolchen Feind.

Lenardo.

Solchen Feind? Wie iſt mir denn?
Was kann dieſer Bube wollen?
Neidet er mir deine Liebe,
Und will darum mich vernichten?
Wohl, er nahe; ich bin hier! —

Marie.

Nun, ſo höre! — Herr im Himmel,
Straf' mich nicht ob dieſem Meineid! —
Unſ're Liebe iſt das Grab,
Das uns Beide wird verſchlingen.
Dieſer Kaſtellan — die Rache,
Daß ich dich, und ihn nicht liebe,
Trieb ihn fort zu meinem Vater.
Dieſen hat er frech belogen,
Unſre Liebe ihm gezeigt
Im verrätheriſchem Lichte,
Und daß ich, in ird'ſcher Liebe
Meiner höh'ren Pflicht vergeſſend,
Ihn verließe und dir folgte.
Wüthend hörte es mein Vater,
Schwur im wilden Grimme mir
Ew'gen Fluch und ew'ge Rache.

Lenardo.

Und um meinetwillen? du?
Du verſtoßen, du verflucht?

Marie.

O, nur jetzt nichts mehr von mir!
Nur von dir! nur deine Rettung,
Sonst nichts liegt mir auf dem Herzen.
Höre weiter! seine Kniee
Hab' ich schluchzend, bang' umfaßt;
Nur für dich, für mich nicht, fleht' ich!
Aber ach, die inn're Wuth
Brach hervor in harten Reden;
Zürnend stieß er mich von sich,
Und, den Dolch in seiner Hand,
Eilt' er fort, dich aufzusuchen.

Lenardo

(läßt das Schwert fahren und geht weit davon weg).

Wie, dein Vater, er, er wollte?
Nein, Marie, widerrufe! —

Marie.

O, daß ich es könnte, dürfte;
Aber ach, ich kann es nicht!
Fliehe eilig, fliehe jetzt,
Jede eilende Secunde
Bringt den Tod nur näher dir.

Lenardo.

Und wohin soll ich entfliehn,
Unbekannt, in fremder Gegend?
Auch mein alter, guter Meister
Ist noch nicht zurückgekehrt,
Länger bleibt er heut' als sonst.

Marie.

Fliehe nur aus dieſen Mauern;
Schon das nächſte Dorf beſchützt dich.
Deinem Meiſter künd' ich an,
Daß und warum du geflohen.

(Die Lichter ſind unterdeſſen nach und nach erloſchen.)

Lenardo.

Aber du bleibſt hier zurück,
Hier, in dieſer Tieger Klauen;
Sprich Marie, wer ſchützt dich?

Marie.

Mich ſchützt Gott, der Unſchuld Retter!
Denn vor ihm hab' ich gewandelt,
Bin mir keiner Schuld bewußt;
Liebe nur iſt mein Verbrechen
Liebe nur iſt meine Sünde.

Lenardo.

Nein, nicht ſo! ſoll ich entfliehen,
Daß ſie, wenn ſie mich nicht finden,
Dich ſtatt meiner morden? Ha!
Beim Allmächt'gen! nein, ſo nicht!
Du ziehſt mit mir! — Fern von hier
Lächelt uns ein mild'rer Himmel!
Dort, in Welſchlands ſchönen Auen
Blüht ein ewig junger Friede.

Marie.

Nein, Lenardo, nicht mit dir!

Hieher ſtellte mich das Schickſal,
Und ich muß hier ruhig harren,
Muß die Stürme des Geſchicks
Von mir wenden, oder duldend
Unter ihrer Laſt mich beugen.

Lenardo.

Ich ſoll dich verlieren, dich?
Sprich, was bleibt mir, wenn du mir
Durch Gewalt entriſſen würdeſt?
Einſam traurig ſtille Tage,
Keine Freudenſonne fürder,
Keiner Hoffnung milder Stern.

Marie.

Ich bin doch für dich verloren!
Nur wie man die lieben Todten
Still beweint und ihrer denkt,
So nur darfſt du mich hier lieben;
Denn zu einer Braut des Himmels
Hat mein Vater mich geweiht.
Für die Freuden dieſes Lebens
Iſt Marie todt fortan.

Lenardo.

Biſt du eine Braut des Himmels?
O, dann gib, geweihte Jungfrau,
Einen frommen Segensſpruch
Mir auf meine weite Reiſe.

Marie.

Wandle, trage, dulde, hoffe,

Harre aus; einſt naht das Ende,
Wo am Ziel den edlen Dulder
Die errung'ne Palme ſchmückt.

(An ſeine Bruſt ſich werfend.)

Lebe wohl, geliebter Jüngling!
Lebe wohl! auf dieſer Erde
Sehen wir uns nimmer wieder.
Ja, ich fühl's, ich liebe dich!
Einen freudevollen Traum
Träumte ich in beſſern Tagen, —
Doch es war und bleibt ein Traum!
Aber ich bin ſtark genug,
Dieſen Wechſel zu ertragen.
Nimm von mir den erſten Kuß,
Und den letzten, treuer Liebe
Treues Zeichen. — Und nun laß mich!
Fliehe, fliehe, eh's zu ſpät!

Lenardo.

Lebe wohl, geliebtes Weſen!
Nimm von mir noch das Gelübde,
Daß ich ewig dir gehöre;
Ohne dich blüht keine Freude,
Jede Hoffnung welkt dahin.
Lebe wohl!

Marie.

O, mein Lenardo!

(Beide halten ſich feſt umſchlungen. — Pauſe.)

Achte Scene.

Lenardo. Marie. Gotthard (bleich und entſtellt, tritt ein).

Gotthard.

Truggebild der Hölle! Ha!
Weiche! weiche! —

Marie

(von Lenardo wegſtürzend und ihm zur Flucht winkend).

Weh! mein Vater!

Gotthard.

O, der doppelzüng'gen Schlange!

Lenardo.

Nicht die Tochter ſchmäht, Herr Graf!
Sie iſt reiner als ein Engel.

Gotthard.

Eben mahnſt du mich an dich!
Fahre hin zur Hölle, Bube!
(Er ſtößt ihm einen Dolch in die Bruſt.)

Lenardo.

O, Marie! —

Marie.

Mörder! Mörder! —
(Sie ſinkt ohnmächtig in einen Seſſel.)

Gotthard

(Heftig zuſammenſchaudernd und angſtvoll die Arme nach dem Sterbenden ausbreitend, als wolle er ihn zugleich von ſich ſtoßen und an ſich ziehen.)

Mörder! — Mörder! —

Lenardo (ſehr ſchwach).

Der Schleier fällt, hell wird's vor meinen Sinnen!
Die Nacht entweicht, des Morgenrothes Strahlen
Begrüßen mich, und goldumſäumte Wolken
Entſchweben mit mir in das Himmelsland.

Gotthard (wie oben).

Mörder! Mörder!

Lenardo (ſterbend).

Marie! —

(Das Orcheſter fällt mit paſſender Muſik ein. Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

(Die Halle des erſten und zweiten Aufzugs.)

Erſte Scene.

Sylvio (von der einen), Kurt (von der andern Seite).

Sylvio.

Endlich ſind' ich dich!

Kurt.

Verzeiht,
Eben erſt erfuhr ich es,
Daß ihr mit mir reden wolltet.
Wär't ihr früher hier geweſen! —
Hier iſt Trauriges geſchehen:
Unglück künden Aller Blicke,
Und Entſetzen lauſcht im Dunkel.

Sylvio.

Alter, ſprich! was iſt geſchehen?

Kurt.

Lieber Herr, ich weiß es nicht;
Das nur iſt mir klar geworden,
Daß die finſteren Dämonen
Dieſes hochberühmte Haus
Höhniſch lächelnd an ſich reißen,
Und der heitre Sonnenmorgen
Eines hochgeſprieſ'nen Daſeins
Bald in finſtre Nacht verſinkt.

Sylvio.

Als der Abend heut' ſich nahte,
Stieg ich nieder von der Burg,
Um in eures Schloſſes Nähe
Zu erfahren, was ich wünſche.
Aber die Bewohner alle,
Dieſer rauhen, wilden Gegend,
Wußten nicht, was ich ſie fragte.
Doch du mußt, du mußt es wiſſen,
Alt und treu, von Jugend auf
Schon im Dienſt der Winzenburger, —
Ja, du mußt, du mußt es wiſſen.

Kurt.

Fragt mich, Herr, ich bin bereit,
Wenn ich kann, euch gern zu dienen.

Sylvio.

Nicht geſchäft'ge Neugier iſt's,
Die zu fragen mich verleitet;
Ernſte Dinge drängen mich!

Kurt.

Ich erwarte eure Fragen.

Sylvie.

Sag' mir, welch' geheime Schuld
Treibt den Grafen durch die Hallen?
Welcher Kummer beugt ſein Herz?

Kurt.

O, was fragt ihr! —

Sylvie.

Rede wahr!
Kann ich's glauben, was ich hörte,
Daß vor langen, langen Jahren
Deinem Herrn ein Sohn geboren,
Der nach ein'ger Zeit verſchwunden?

Kurt.

Haltet ein! —

Sylvie.

Bekenne treu!
Bei dem Heiligſten auf Erden
Wiederhole ich den Schwur:
Rege Neugier treibt mich nicht.
Rede! — Unglück zu verhüten,
Und das Glück auf's Neu' zu gründen,
Was ich ſo verſinken ſehe,
Iſt der Endzweck meines Forſchens.

Kurt.

Nun wohlan! vernehmt den Gang
Jener traurigen Geſchichte.
Hochgeehrt von ſeinem Kaiſer,
Angebetet von dem Heere,
Und geliebt vom ganzen Volk,
Kehrte einſt mein Herr zurück,
Um nach langen blut'gen Schlachten
Nur der Liebe ganz zu leben.
Seine Gattinn, einz'ge Tochter
Eines hochberühmten Hauſes,
Hieß Gertrude; ſie gebar ihm
Eine Tochter, 's iſt Marie!
Bald nachdem das Kind geboren,
Da — o dreimal Fluch dem Tag,
Der den Schrecklichen gezeugt! —
Kam zu uns ein junger Burſche,
Schön und freundlich anzuſchaun,
Und erbot ſich, unſerm Grafen
Treu und gut und gern zu dienen.
Dieſer nimmt ihn willig auf,
Denn des Jünglings ganzes Weſen
Nahm den Grafen für ihn ein.
Und der Bube, raſch und munter,
Fügt ſich bald in allen Dingen.
Aber ach! ein wildes Wetter
Zog herauf am Horizonte,
Um den Frieden dieſes Hauſes
Nun auf ewig zu begraben.
Unſre Gräfinn, o des Schreckens!
Fand den raſchen, muntern Knaben

Bald heraus aus ihren Dienern,
Sah ihn gern in ihrer Nähe;
Und der ſtolze, kecke Bube,
Nur zu ſchnell und gut verſtand er
Ihrer Augen wildes Spiel,
Und — ein Knabe war die Frucht
Dieſer gottverfluchten Liebe.

Sylvio.

Alter, ſagt ihr recht? ein Knabe?
(Vor ſich.)
Und ſo wär's, ſo wär' es wirklich?

Kurt.

Ja, ein Knabe. Und der Graf,
Selbſt nichts Arges unternehmend,
Glaubt die Gattinn treu, wie ſich,
Nennt den Knaben Willibald,
Und für ihn allein nur lebend,
Scheint er nicht zu ahnen, daß
Seine Gattinn gegen ihn
Jede Stunde kälter wird,
Und, im Arme ihres Buhlen
Ihres edlen Gatten lacht.

Sylvio.

Das iſt ſeltſam, ſchauerlich!

Kurt.

Gott im Himmel wird es richten!
Hier ereilte bald die Rache

Die verhärteten Verbrecher. —
Eines Tages ritt der Graf,
Um zu jagen, in den Forſt;
Doch ein furchtbar Ungewitter
Treibt ihn heim in ſeine Burg.
Keiner hatt' ihn noch erwartet,
Und von Niemanden bemerkt,
Eilt er hin zu ſeiner Gattinn,
Und, in jenes Jünglings Arm
Findet er die Heißgeliebte;
Da durchläuft's ihn heiß und kalt,
Und in ſeiner erſten Wuth
Greift er krampfhaft nach dem Schwert,
Und durchbohrt die beiden Sünder.

Sylvie.

Schrecklich! ſchrecklich! —

Kurt.

Nun war jedes Glück am Ende,
Und der arme Willibald
Büßte ſeiner Mutter Sünde;
Denn ſie ſagte ſterbend aus:
Daß der Knabe wol ihr Knabe,
Aber nicht der ſeine ſey.

Sylvie.

Und der Knabe? o von ihm
Gib mir Kunde, wenn du kannſt.

Kurt.

Wie er feurig einſt ihn liebte,

Haßte er ihn feurig jetzt,
Und ließ es ihn deutlich fühlen,
Daß er nicht ſein Vater ſey.
Da kam unſer Kaſtellan,
Dieſer graue Böſewicht,
Redete mit Schmeichelworten
Zu dem Grafen, ſo daß dieſer
Sich dem Schurken ganz ergab,
Und ihn einſt in rauher Nacht
Schnell entließ, mit dem Befehl,
Willibald vom Schloß zu bringen,
Und ihn unbemerkt zu tödten.
Aber ich ſtand in der Ferne,
Und, von Allen unbemerkt,
Schwur ich, Willibald zu retten.

Sylvio.

Brav, mein Freund! des Himmels Segen
Lohne dir die edle That.

Kurt.

Ach! ich konnt' ſie nicht vollbringen;
Denn der Kaſtellan gewahrte,
Daß ich ihm von ferne folgte,
Auf des Grafen raſchen Braunen,
Als er mit dem armen Kleinen,
Durch den Schleier dunkler Nacht
Vor der Späher Blick geſichert,
Unſre alte Burg verließ.
Lauſchend folgt' ich ſeiner Spur,
Sah, daß er an einer Ecke,

Die der Waldſtrom wild umbrauſ't,
Raſch vom Pferd den Knaben riß,
Um ihn in die Fluth zu ſchleudern.
Angſtvoll fiel ich in die Zügel
Seines ſchweißbedeckten Roſſes,
Flehte um des Knaben Leben; —
Doch er ſtieß mich höhnend fort,
Sprang herab vom hohen Roß.
Da umfaßt' ich jammernd ihn,
Neuerdings um Mitleid flehend.
Ach, umſonſt! er riß ſich los;
Doch der Knabe war verſchwunden.
Inn're Angſt hatt' ihn getrieben
In die dunkle Nacht hinaus.
Alles Suchen war umſonſt.
Fluchend trat der Kaſtellan
Nach der Burg den Rückweg an;
Ich entwich dem Schwert des Mörders,
Durch die dunkle Nacht geſchützt.
Urfehd' ſchwur ich ihm nachher,
Nie dem Grafen zu entdecken,
Daß der Mord mißlungen ſey.
Als ich d'rauf, am andern Morgen,
Zu dem Schreckensorte eilte,
Ach, da hatte ihn vielleicht
Die gewalt'ge Fluth ergriffen,
Und mit ſich hinweg geführt; —
Denn rings in der ganzen Gegend
Fand ſich keine Spur von ihm.

Sylvio.

Ja, nun bleibt kein Zweifel mehr.

Leuchtend tagt es durch die Nacht,
Alles kehrt zum freud'gen Lichte!

Kurt.

Was iſt euch, was habt ihr, Herr?
Freude ſtrahlt aus eurem Auge;
Ich begreif' euch nicht, was iſt euch?

Sylvio (haſtig fragend).

Noch dies Eine, Freund! berichte:
Hatte nicht der kleine Knabe
Auf der Bruſt ein ſeltſam Zeichen?

Kurt
(ihn erſtaunt anblickend).

Ja, ein Mahl, faſt blutig roth,
Wie ein Kreuz geformt.

Sylvio.

Sein Anzug
Weiß und roth gewirkt?

Kurt.

Ja, Herr!

Sylvio.

Um den Hals ein gold'nes Kreuz
An geflecht'ner Schnur? —

Kurt.

Ganz recht!

Sylvio.

Gott ſey Dank, er iſt gerettet!

Kurt.

Willibald? nein! nimmermehr!
Sprecht, wie wär' dies Wunder möglich?

Sylvio.

Dies nur frage jetzt noch nicht!
Nur die That ſtrahlt klar und hell,
Ihrer Urſach' dunkle Fäden
Hüllt die ew'ge Vorſicht ein.
Jetzt zum Grafen! jetzt zu ihm,
Daß es hell und freundlich tage
In des Unglücks dunkler Nacht. (Ab.)

Kurt.

Hell? Hier ſtrahlt der Friede nimmer!
(Ab, von der andern Seite.)

(Verwandlung: Die Halle des dritten Aufzugs, ſchwach erleuchtet. Lenardo's Leiche auf dem Ruhebett des Grafen, bis an das Geſicht mit einer Decke verhüllt.)

Zweite Scene.

Gotthard

(ſteht, in ſich gekehret, neben der Leiche. Die Blaſſe ſeines Geſichts und die Abſpannung des ganzen Körpers zeigen den Kampf ſeiner Seele).

Ausgeglommen
Iſt des Lebens letzter Funke,

Und die Träume ſeiner Jugend
Sind auf immerdar zerſtört.
Und durch mich, durch mich geendet
Iſt des Jünglings raſches Streben? —
Nicht durch mich, durch mich nicht, nein!
Ernſte, tiefgeheime Mächte
Leiten willenlos den Menſchen,
Führen ihn zum dunklen Ziele.
Er iſt Werkzeug, ſie die Meiſter,
Die ob ihren Thaten jauchzen,
Wenn das Werkzeug auch zerbricht.
Denn er muß, wie jene wollen;
Widerſprechen mag er immer,
Widerſtehen kann er nicht. —
Wer iſt, der darum ihn richtet! —
Und nun jetzt, was jetzt beginnen?
Keine Klagen, keine Thränen
Wecken dieſen Todten wieder!
Er iſt todt, ich bin ſein Mörder!

Dritte Scene.

Gotthard. Marie (tritt ein).

Marie.

Biſt du hier? dich hier zu finden,
Glaubt' ich nicht!

Gotthard.

Marie! —

Marie.

O, mein Vater! —

Gotthard.

Marie! —

Marie

(auf die Leiche zeigend).

Jede Freude meines Lebens,
Jede Hoffnung meines Herzens,
Kalt, vernichtet, liegt ſie da.
Rechten will ich nicht mit dir,
Will dich nicht noch mehr erſchüttern, —
Ach, dein unglückſel'ger Wahn
Sah ſchon darin ein Verbrechen,
Daß des Jünglings frommes Träumen
Sich zu meinem Träumen neigte. —
Meinen Schwüren und Gelübden
Haſt du nicht geglaubt; allein
Jenen biſt du blind gefolgt,
Und ein Mord, ein ſchwerer Mord,
Ruht auf deinem Herzen.

Gotthard.

O, Marie, richte nicht
Kalt und ſtolz mein brechend Herz!

Marie.

Gott im Himmel zürnte nicht;
Ihm zum Dienſt war ich geweiht,
Und ihn freute unſre Liebe. —
Vater! ach, die armen Sinne
Sind ſo ſchwach, ſie wollen nicht
Das Gewaltige erfaſſen.

Gotthard.

Willſt du mich vernichten, Mädchen?
Willſt du mich ermorden? Ha!
Halte ein! denn deine Klagen
Treffen, gleich wie ſpitz'ge Pfeile
In des Vaters wundes Herz.

Marie.

Nein, ich zürne nicht mit dir!
Gott im Himmel iſt mein Zeuge,
Ich vergebe dir von Herzen!
Aber denk' von deiner Tochter
Nicht zu klein, und glaube nicht,
Sie vergeſſe, was ſie liebte!
Was du mir genommen haſt,
Iſt nur Gott und mir bekannt.
Er iſt hin, die Hülle ſank,
Und Marie ſinkt ihm nach.
Tod und Leben iſt doch gleich,
Bleibt nur das Geliebte nah.

Gotthard.

Lebe wieder auf, Marie,
Lebe auf am Vaterherzen.

Marie.

Nein, mein Lenz hat abgeblüht,
Meine Hoffnung iſt geſtorben,
Meine Rechnung mit der Erde,
Hab' ich abgeſchloſſen!

Gotthard.

Tochter!

Marie.

Jenſeits ſtrahlt der ew'ge Friede!
Jenſeits find' ich dich und ihn! —

Gotthard.

Horch, wer kommt?

Marie
(ſich umwendend).

Lenardo's Vater.

Gotthard.

Gott im Himmel! ſteh' mir bei!
(Er bedeckt die Leiche.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Sylvia.

Sylvia.

Ihr verzeiht, Herr Graf, daß ich
Noch ſo ſpät mich zu euch dränge.

Gotthard
(mit unſich'rer Stimme).

Kommt nur näher, mir iſt's lieb,
Daß ihr kommt; ein trüber Unmuth
Hält mich heute ernſt befangen.

Sylvio.

O, dann ſegn' ich den Gedanken,
Der mich zu euch geben hieß.
Freude bring' ich, hohe Freude,
Große wicht'ge Zeitung euch.

Gotthard.

Freude mir? ihr irrt euch, Alter!

Sylvio.

Nein, Herr Graf, ich irre nicht.
Nur vergebt mir, wenn ich etwa
Alte Wunden wieder öffne.
Balſam bring' ich, ſie zu heilen! —
Hattet ihr nicht einen Sohn?

Gotthard.

Einen Sohn? ich, einen Sohn?
Alter, willſt du meiner ſpotten?!

Sylvio.

Bleibt gelaſſen, edler Graf!
Freude wollt' ich euch verkünden,
Und ich halte mein Verſprechen.
Euer Knabe lebt!

Gotthard (zurückfahrend).

Er lebt?!

Marie.

Lebt? mein Bruder lebt?

Sylvio.

Graf, ich kenne die Geſchichte
Jener ſchreckensvollen Zeit,
Weiß, daß euer Kaſtellan
Jenes Kind ermorden ſollte!
Dieſer wollt' es in den Strom,
Der durch eure Landmark rollt,
Mit verweg'nen Händen ſtürzen;
Doch ein güt'ger, ew'ger Wille
Hat die grauſe That verhindert,
Und ich fand am andern Morgen
Lebend ihn an dem Geſtade,
Als ich dort vorüber ging.
Niemand konnte Auskunft geben,
Wem der Knabe angehörte,
Und ſo nahm ich ihn mit mir
Nach Italien, zog ihn auf,
Gleich als wäre es mein Sohn.
Jetzt kam ich auf's Neu' hierher,
Um vor meinem Lebensende
Nachzuforſchen, ob nicht noch
Jemand lebt, dem er verwandt;
Und, Gottlob! es iſt gelungen. —

Gotthard (vor ſich).

Sollt' es ſeyn? und dann durch ihn?
Soll er einen Sohn mir ſchenken,
Da den ſeinen ich gemordet?

Sylvio.

Zufall ließ mich hier erfahren,

Daß ihr einſt ein Kind verlort;
Und ſo wie man's mir beſchrieb,
War es meinem Findling ähnlich.
Aehnlich? nein er war es ſelbſt!
Erſt das Mahl auf ſeiner Bruſt,
Seine Kleidung, und —

(Er zieht eine Kette hervor und gibt ſie dem Grafen.)

die Kette
Hing um ſeinen Hals.

Gotthard
(drückt die Kette heftig an den Mund).

Er iſt's!
Gott im Himmel! habe Dank!
Das war Licht in dunkler Nacht.

Sylvie.

Sey geprieſen, güt'ger Himmel!
Gern will ich in Frieden ſcheiden,
Nun ich dieſen Tag geſehn.

Gotthard.

Willibald, du lebſt, mein Knabe?
Ach, vielleicht nur arm und dürftig?
Haſt wol oftmals gar gedarbt?
Nun, das ſollſt du jetzt nicht mehr;
Deiner Mutter Sünde ſollſt du,
Du nicht büßen! Sylvie!
Bringt ihn her! wo habt ihr ihn?
Wo? in welchem Lande weilt er?

Bringt ihn mir, nur ſchnell, nur ſchnell:
Einen Vater ſoll er finden!

Sylvio.

Er iſt nicht mehr fern von euch.
Nie mocht' ich von ihm mich trennen,
Er von mir ſich nicht; er iſt
Hier auf eurer Burg, Herr Graf!

Gotthard.

Willibald, auf meiner Burg! —
(In der vollen Angſt ſeines Herzens.)
Sylvio, nun ſey barmherzig,
Sprich nicht aus, was ich jetzt denke!
Sprich's nicht aus, ich fleh' dich an —
O der fürchterlichen Ahnung!

Sylvio.

Ich verſteh' euch nicht, Herr Graf!
Jetzt, da als ein Friedensbote
Dieſer Knabe euch erſcheint,
Seyd ihr düſt'rer als zuvor?

Gotthard.

Nun wohlan! es ſey; ſprich's aus;
Gib mir Labung, gib mir Gift:
Aber nur in einem Zuge!
Nenn' ihn! nenn' ihn mir!

Sylvio.

Lenardo!

Gotthard

(ſtürzt zu Boden).

Sylvio.

Welch' Ereigniß! Graf, kommt zu euch!

Marie.

Nun iſt es hell, die Nebel ſind zerfloſſen;
Zerſtört, vernichtet liegt ein groß Geſchlecht.
Jetzt ſende deine wilden Donner nieder,
Die letzten, ſchwachen Blüthen zu zermalmen.

(Sinkt, von Schmerz überwältigt, in einen Seſſel.)

Gotthard

(erhebt ſich langſam).

Noch ſteh' ich feſt!

Sylvio.

Faßt euch, was iſt euch?

Gotthard.

Unglückſel'ger! beb' zurück!
Das iſt mein Werk!

(Er enthüllt die Leiche.)

Sylvio.

Mein Lenardo.

(Kniet bei der Leiche nieder.)

Gotthard.

Ruhig Alter! klage nicht.

Rächen will ich, ſchrecklich rächen!
Bis dahin, daß ich vollendet,
Haltet feſt, ihr ſtarren Sehnen,
Und dann brecht zuſammen!

Sylvio.

Wehe!
Meines Daſeins ganze Freude
Raubt mir dieſer Augenblick!

Gotthard.

Nimm mein Leben zum Erſatz;
Aber erſt laß mich, mich rächen!
(Er zieht lange und heftig die Klingel.)

Sylvio.

Menſch! was konnte dich bewegen
Zu ſo grauenvoller That?

Gotthard.

Den des Schickſals finſtre Macht
Schlau verſtrickt in ihre Netze,
Handelt nicht nach eig'ner Wahl.
Ueber Sternen wird beſchloſſen,
Und der Menſch folgt willenlos.

Fünfte Scene.

Vorige. Kurt und Kaſtellan.

Kaſtellan.

Was befehlt ihr, Graf?

Gotthard.

Ha, Schurke!
Du biſt eben recht gekommen,
Dich erwart' ich, eben dich.
Näher trete, näher noch!

(Führt ihn zu Lenardo's Leiche.)

Das iſt dein Werk, frecher Bube!

Kaſtellan

(ſieht triumphirend auf ihn hin).

Gotthard.

Einen Theil des Höllenfrevels
Mußt du dort einſt von mir nehmen!
Feierlich wälz' ich auf dich
Des Verbrechens größte Hälfte!
Und nun höre: dieſer Knabe
Iſt mein Willibald, den ich
Auf dein teufliſches Gerede
Von dir würgen laſſen wollte.
Höhniſch triebſt du mich auf's neue
Hin zum Meuchelmord, und jetzt
Sollſt du mir voran im Tode!

(Er zieht einen Dolch.)

Deine Stunde iſt gekommen!

Kaſtellan

(hält mit ſtarker Hand den Arm des Grafen).

Halt! noch nicht! Hältſt du Gericht?
Rufſt du ſie, die armen Sünder?
Führeſt du das Richteramt?

Nun wohlan, es ſey darum!
Auch ich trete auf als Richter,
Und als Rächer aus der Nacht.
Wilder will ich auferwecken,
Die du längſt in dir begraben,
Schatten will ich herbeſchwören;
Daß die Angſt dich niederſchmettre,
Und die Mitternacht ſich waffne
Mit verrätheriſchen Blitzen,
Zu vernichten mich und dich.

Gotthard.

Welch ein Teufel ſpricht aus dir?

Kaſtellan
(mit gellender Stimme).

Otto! Herr von Löwenburg!

Gotthard (tief erſchüttert).

Was willſt du mit jenen Todten?
Laß ſie ruhn, ſie ſchlummern längſt.

Kaſtellan.

Auferwecken will ich ſie,
Daß ſie rächend mich umſchweben!
Habt ihr jene Nacht vergeſſen,
Als, im frechen Jugendmuth,
Ihr ob eines kleinen Fehles
Eures Vaters Waffenbruder
Schnell mit Fehde überzogt?
Meuchlings, unterm Schutz der Nacht,

In die alte Stammburg drangt?
Und als hoch die Flammen ſtiegen,
Daß ringsum der ganze Himmel,
Ob der blut'gen That, erröthet,
(Mit Schmerz.)
Schlepptet ihr den alten Mann,
Und ſein Weib und ſeine Töchter
Von der ſichern Lagerſtätte.
Eure Knechte trieben Spott
Mit den Schwergefeſſelten.
Und ihr ſtandet da als Sieger,
Von der Flammen Glut beleuchtet,
Winktet, und das Richtſchwert fiel.

Gotthard.

Menſch, du biſt mir fürchterlich.
Halte ein, nicht weiter! —

Kaſtellan.

Weiter,
Ganz zu Ende ſollſt du's hören!
Ich war deiner Wuth entſprungen,
Ich, Graf Otto's einz'ger Sohn,
Und als Rächer ſteh' ich hier.
Triumphirend ſchau ich auf,
Wie du damals triumphirteſt;
Denn du mußt, du mußt vergehen,
Und dein Haus vergeht mit dir.

Gotthard.

Otto's Sohn? Nein, du biſt's nicht!
Sey barmherzig, widerrufe! —

Kaſtellan

(hält dem Grafen einige Haarlocken hin und drückt ſie ihm gewaltſam in die Hand).

Kennſt du dieſe blut'gen Locken?
Von des Vaters blut'gem Haupt
Löſ't ich ſie in jener Nacht,
Rache ſchwörend und Vergeltnng!
Fern, in dunklen Felſenhöhlen,
Brütete ich meinen Plan.
Tödten wollte ich dich nicht;
Langſam wollt' ich dich ermorden,
Durch dich ſelber dich vernichten,
Und, Triumph! es iſt geſchehn.
Lauernd folgte ich dir ſtets,
Treuer, wie dein eig'ner Schatten,
Weckte dich aus deinem Schlummer,
Goß auf dich die Höllenqual
Des vernichtenden Gewiſſens!
Meinen Schwur hab' ich gelöſ't,
Laß mich's jetzt vollenden! —

(Er wendet ſich zur Seite, ſein Auge fällt auf Marie, er ſtürzt auf ſie zu.)

Marie!
Soll ich dich vernichten, Engel?
Nein, ich kann es nicht vollbringen!
Hölle, räche dieſen Meineid,
Räch' ihn durch des Feindes Waffe,
Aber hier kann ich nicht morden.

Marie.

Unglückſel'ger! darfſt du's wagen

Mir zu nahen? Schau dort hin,
Blutbefleckter Mörder!

Kaſtellan.

Ja!
Es iſt aus, es kann nicht ſeyn.
Höll' und Himmel ſcheiden uns,
Dort, dort ſehen wir uns wieder!

Marie.

Dort, ja dort!

(Sie wirft einen Blick der Vergebung auf den Kaſtellan; dieſer bedeckt das Geſicht mit den Händen.)

Gotthard

(der wie in einer Betäubung ſtand und die Haarlocken vor ſich hinhielt, fährt jetzt plötzlich auf).

Wohnt die Rache nur auf Erden?
Iſt dort oben Ruh' und Frieden?
Nun wohlan, wir ſind am Ziel,
(Zum Kaſtellan.)
Du und ich; die hier auf Erden
Ewig Haß und Rache ſcheiden,
Einigt dort das Band des Friedens.
(Er ſtößt ihm den Dolch in die Bruſt.)
Fahre hin!
(Er läßt ihn ſanft niedergleiten.)
Ich folge dir!

Kaſtellan.

Ha! Vernichtung! — Wehe! Wehe!

Gotthard
(beugt ſich zu ihm nieder).

Das Grab verſöhnt!

Kaſtellan (ſchwach).

Dort iſt Frieden!
(Stirbt.)

Kurt (betend).

Herr! ſey ſeiner Seele gnädig.
(Pauſe.)

Gotthard
(ſich erhebend, zu den Umſtehenden).

Staunt nicht ſo, — ich bin am Ende!
Nacht iſt vor mir; hinter mir
Wilde, dunkle Schreckensbilder;
Um mich her ein ſchaurig Grab. —
Finſtre, unbekannte Macht,
Zitternd fühl' ich deine Nähe,
Höre deinen Todesgruß.
Nun wohlan, ich folge dir! (Ab.)

Sechste Scene.

Vorige, ohne Gotthard.

Sylvia.

Schlumm're ſanft, geliebter Todter!
Hier auf Erden ſuchteſt du

Nur vergebens deine Heimath —
Wirſt ſie jetzt gefunden haben.

Marie.

Ende, Himmel, dieſe Qual,
Ende, ende meinen Schmerz!
Sende deinen Engel nieder,
Daß er mich hinüberführe,
In das Reich des ew'gen Friedens.

Sylvio (zu Marie).

Nein, nicht ſo; erhebet euch,
Stehet feſt in dieſem Sturme.

Marie.

Kann ich leben? jetzt noch leben?
Da ich ihn allein geliebt?
Er iſt todt, — was weil' ich noch!

Sylvio.

Nein, ihr könnt und dürft nicht ſterben;
Ihr müßt, wie's auch geh' und werde,
Unerſchüttert aufrecht ſtehn.

Marie.

Ach, wie ſoll und kann ich's tragen?
Einſam bin ich und verlaſſen!

Sylvio.

Komm zu mir und tröſte mich,
Tröſtend will ich mit dir weinen.

Marie.

Ja, du warſt Lenardo'n Vater;
Sey es mir auch, — eine Waiſe
Fleht dich an um deinen Schutz.

Sylvio.

Kraft zum Leben gibſt du mir,
Ich will treu und wahr dich lieben.
(Er umarmt ſie.)

Siebente Scene.

Vorige. Gotthard (bleich und entſtellt).

Gotthard.

Finſtre Macht, du biſt verſöhnt!
Alle deine Schrecken ſchwinden,
Und des Todes bleicher Engel
Ruft mir zu mit ſanfter Stimme.

Sylvio.

Graf! was iſt euch? —

Marie.

Vater! Vater!
Welcher fürchterliche Blick!

Gotthard
(zu Sylvio).

Du biſt fromm; in deinem Herzen
Wohnt kein finſt'rer Rachegeiſt.
Reiche mir, geliebter Dulder!

Deine Hand zum ſichern Pfande,
Daß du mir vergeben haſt.

(Sylvio reicht ihm gerührt die Hand.)

Gotthard

(zu Marien).

Lebe wohl! vergiß die Rache;
Bete, daß ich einſt dort oben
Einen gnäd'gen Richter finde.

(Er umarmt ſie; Kurt drängt ſich hinzu, und küßt die Hand des Grafen.)

Lebe wohl, du treuer Diener!
Nimm für deine treuen Dienſte,
Was von aller meiner Habe
Dir am liebſten iſt. — Leb' wohl! —

(Zu Allen.)

Lebet wohl! Wir ſehn uns wieder,
Wenn am Auferſtehungstage
Einſt der Herr die Längſtbegrab'nen
Aus den ſtillen Gräbern ruft.

Sylvio.

Graf, ihr wollt? —

Gotthard

(mit Anſtrengung der letzten Kraft).

Es iſt geſchehn!
Fürchterlich hab' ich geſündigt, —
Laß mich jetzt die Schuld verſöhnen.
Einen Richter ſuch' ich mir,
Der mich einſtens gnädig richte.

(Er faßt eine Giftphiole faſſen.)

BIBLIOTECA
REGIA

Marie

(ſchreit laut auf)

Gift! —

Gotthard

(wendet ſich zum Abgehn. Sein Gang iſt ſchwankend; als er an der Thür iſt, ſtürzt er todt in ſich zuſammen. Marie eilt mit einem Rufe des Schreckens zur Leiche. Kurt iſt auf's Knie geſunken. — Die Schloßuhr ſchlägt zwölf).

Sylvio.

Herr! ſey ihm ein gnäd'ger Richter! —

(Er bleibt mit erhobenen Händen in betender Stellung ſtehen.)

(Der Vorhang fällt.)

Eine

Fahrt nach Helgoland

und

die Sagen der Niederelbe.

Von

Heinrich Smidt.

Berlin, 1839.

Voss'sche Buchhandlung.

Motto.

Grün ist das Land,
Roth ist der Rand,
Weiss ist der Strand,
Das sind die Zeichen von Helgoland.

Seinen lieben Reisegefährten,

Herrn Johann Ludwig Schultz

und

Herrn Carl Ludwig Schüttler

als ein Zeichen aufrichtiger Freundschaft

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Diese „Fahrt nach Helgoland" ist ein kurzer, aber treuer Abriss einer Reise nach dieser Insel, wie sie im Laufe der Sommer-Monate, von Hamburg aus, von Tausenden dahin unternommen wird. Ich habe in derselben keine topographische, statistische und ökonomische Berichte gegeben, sondern die einzelnen Erlebnisse, wie sie mit geringen Variationen jedem Reisenden begegnen, so unterhaltend als möglich zu erzählen gesucht, und hoffe somit diesem Büchlein soviel Reize verliehen zu haben, dass es Demjenigen der dort war, ein „freundliches Denkbüchlein

der Erinnerung" bleibe, — in denjenigen aber, die diese seltsame Insel noch nicht sahen, die Sehnsucht nach einem Ausfluge dahin erwecke. In einer Zeit, wo Eisenbahnen, Dampfschiffe und Schnellposten sich die Hand reichen, um einen Reisenden an die entferntesten Orte zu befördern, ist es ja ein geringes, diese Sehnsucht zu stillen, und sich aus dem fernsten Binnenlande dahin zu versetzen, wo die Wogen des Meeres die Bollwerke des Festlandes erschüttern.

Ob ich diese meine neueste Arbeit nicht für ganz misslungen halten darf? Der nachsichtsvolle Leser, der meine Bestrebungen schon so oft mit seiner Theilnahme beehrte, sei Richter.

H. Smidt.

I.

Der Patriot.

Der Patriot.

Während der Sommer-Monate sieht man in Hamburg an jedem Freitage eine grosse Zahl elegant gekleideter Damen und Herren nach dem Stubenhuk eilen. Was suchen die geschäftslosen Elegants in dieser Gegend, wo sonst nur Schiffsmakler, Everführer, Matrosen und Quartiersmänner anzutreffen sind? Sie begeben sich nach dem Comptoir der Hamburger Dampfschifffahrts-Gesellschaft, um sich, je nachdem „die Elbe" oder „der Patriot" fährt, Karten für die Fahrten nach den Elb-Stationen und nach Helgoland zu lösen. An jedem Sonnabend Morgen mit dem Schlage sieben wird die „Reise über See" angetreten und dann wimmelt das Verdeck des Dampfboots von fröhlichen Menschen.

Die Elb-Dampfböte haben ihre Stationen bei'm Jonas, an Klendgen's Werft. Hier liegen „die Elbe," „der Patriot" und „das Haarburger Dampfschiff." Das letzt-

genannte ist eine Hanoversche Angelegenheit, und gehört somit zur Geschichte des Tages. Es wird also Niemanden befremden, hier einige Worte über dasselbe gesagt zu finden. Wie ist es doch möglich, dass inmitten aller nur denkbaren Eleganz, ein so widerwärtiges Fahrzeug, wie das Haarburger Dampfboot es ist, existiren kann? Alles was mit Zierlichkeit, Bequemlichkeit und Reinlichkeit nur irgend in direktem Widerspruche steht, ist am Bord desselben gewiss zu finden. Gleichgültigkeit und Unhöflichkeit sind die Merkmale der Besatzung; von einer Bedienung ist nicht die Rede; Jeder muss sein eigener Aufwärter sein, und glücklich ist der zu preisen, der einen Sitz findet, auf welchem er, ohne Gefahr seine Kleider zu verderben, Platz nehmen kann. Diese Inconvenienzen kommen daher, weil dieses Schiff die Haarburger privilegirte Dampffähre ist, mit der Niemand in Concurrenz treten darf. Privilegium ist ein Wort, das jede Verbesserung im Keim erstickt! Den Reisenden, die sich dieser Gelegenheit bedienen mussten, gereiche es indessen zum Trost, dass das Kleudgen'sche Privilegium binnen Jahr und Tag abgelaufen ist, dass es nicht wieder erneuert wird, und dass bereits zwei andere Fahrzeuge gebaut werden, die alle Ansprüche befriedigen sollen, welche der Reisende zu machen berechtigt ist.

Wie ganz anders erscheinen dagegen die „Elbe" und der „Patriot!" Sie sind ausschliesslich zur Lustfahrt bestimmt, und man sieht es ihnen auf dem ersten Blick an, dass sie gar keine andere Bestimmung haben können. Die schönen und regelmässigen Verhältnisse in dem Rumpf derselben, machen dem kundigen Hamburger Baumeister alle Ehre; sie sind den besten Meisterstücken England's und Amerika's ungescheut an die Seite zu stellen.

Man sieht es den beiden Schiffen an, dass sie die Zöglinge wohlhabender Männer sind, denn der Reichthum der Ausstattung ist nicht geringe. Aber die Hand, die sie schmückte, war nicht blos freigebig, sie wusste ihre Gabe auch mit Geschmack anzuwenden, und nirgends, wohin man auch den Fuss setzt, wird man Ursache haben, auszurufen:

„Die Grazien sind leider ausgeblieben!"

Ein ordnungsliebender „Reisender über See" wird seine Effekten bereits am Nachmittage vor der Abfahrt an Bord bringen, und hat dann die beste Gelegenheit, sich das Schiff zu besehen, dem er sein kostbares Leben anvertrauen will.

Bemerkt zuerst das Quarterdeck, welches ausschliesslich für die Passagiere des ersten Platzes bestimmt ist. Es erstreckt sich von dem äussersten

Ende der Galerie bis zum Schornstein und bietet einen weiten Raum dar. Eine Bank läuft längs der ganzen Galerie zu beiden Seiten des Quarterdecks und quer über dasselbe am Heck. Hier, am letztbeschriebenen Ort, und zwar an der Steuerbords (der rechten) Seite, möge der geneigte Leser bei der Abfahrt zunächst Platz nehmen, denn von hier aus wird sich seinen Blicken das reizendste Panorama entfalten.

Wo der Raum des ersten Platzes ein Ende hat, steht die Küche, die für Alle ein Gegenstand fröhlicher Hoffnung ist, aber für Manche, die um die ersehnte Mahlzeit kommen, ein Quell bitterer Täuschungen wird, ein Fall, der oft eintritt, wenn zweihundert Passagiere zugleich speisen wollen. Aus diesem Grunde halte ich auch das Speise-Zimmer, das sonst billigen Anforderungen entspricht, für zu klein, indem es kaum den zehnten Theil derer zu fassen vermag, die einer Restaurirung bedürftig sind. Die Passagiere des zweiten Platzes sind vor die Spille, in das sogenannte Schafhoek verwiesen, wo ihnen ein nur sehr geringer Spielraum gegeben ist, den sie mit einer unter demselben befindlichen Kajüte beliebig vertauschen können, worin der Aufenthalt unbedingt vorzuziehen ist; indem sie, bedeutend enger, als der Platz im Freien, unmöglich so vielen Unannehmlichkeiten Raum gewähren kann.

Die grosse Hauptkajüte kann dem zierlichsten Gesellschaftssaal an die Seite gestellt werden, und wird gewiss die eigensinnigsten Ansprüche befriedigen. Alles ist Sauberkeit und Eleganz, nirgends ein Stäubchen, nirgends etwas Unschönes. Ueberall geniesst man aus den Fenstern eine unbeschränkte Aussicht auf den Strom und die Elbufer, überall begegnet man freundlichen Gesichtern, die unsere Freude theilen, und zu denen man sich unwillkührlich hingezogen fühlt, weil sie mit uns gleiche Absichten und gleiche Zwecke haben.

Zunächst an diese Kajüte gränzt eine kleinere, die ausschliesslich zum Gebrauche für die Damen bestimmt ist, und mit der grössern an Eleganz wetteifert, ja sie zum Theil übertrifft. Aber die Damen, dem Prinzip der Geselligkeit huldigend, benutzen sie erst dann, wenn unruhige See die Toilette derangirt hat, oder, — im Fall diese Bemerkung nicht für unhöflich gilt, — wenn sie seekrank werden.

An der Stelle, wo sich auf dem Verdeck der erste Platz von dem zweiten trennt, erhebt sich eine circa zehn Fuss hohe Brücke, die von dem Steuerbord nach dem Backbord (von der rechten nach der linken Seite) quer über das Schiff führt. Jedermann ist gebeten, dieselbe zu meiden, sie ist zur ausschliess-

lichen Benutzung dem Capitain überwiesen, der von hieraus mit einem Blick das ganze Schiff beherrschen kann und zugleich seine Befehle ertheilt.

So ist das Schiff beschaffen, das uns der Nordsee zuführen wird, und dem wir so viele frohe Stunden danken werden. Während wir uns überall umsehen, ist das von uns an Bord gebrachte Gepäck gehörig verstauet, und wir kehren bis morgen früh an's Land zurück.

Wäre es doch erst morgen früh! —

II.

An Bord! An Bord!

An Bord! An Bord!

Früh um sechs Uhr muss man sich am Sonnabend Morgen nach Kleudgen's Werft am Jonas begeben, um die Zurüstungen zu beschauen, die der Abfahrt des Dampfbootes vorangehen. Wir gelangen hinter der „Elb-Erholung" auf den Weg, der zur Haarburger Dampffähre führt, und finden die Strasse, die uns abwärts zum Strande geleitet, bereits mit Wagen aller Art bedeckt, aus welchen von der Morgenluft geröthete Gesichter schauen, deren belebte Züge Freude und Erwartung verkünden. Ein tiefblauer Himmel glänzt auf sie herab, und verkündet eine fröhliche Fahrt. Jetzt lenkt der Fuhrmann um die letzte Ecke und ein leichter Ruf des Erstaunens wird hörbar, denn wir sind am Ziele und vor uns liegt die stille Majestät des Elbstroms.

Ein Passagier verlässt seine Droschke und sucht so schnell als möglich an Bord zu gelangen. Es ist

noch länger als eine Stunde bis zur Abfahrt, aber er sieht den Schornstein rauchen, was dem Unkundigen stets für ein Zeichen der schleunigen Abfahrt gilt, und mit lautklopfendem Herzen eilt er, aus voller Kehle: „Halt! Halt!“ schreiend, mit weitwegstrebenden Beinen dem Schiffe zu. Aber ein Labyrinth von Koffern, Mantelsäcken und andern Reise-Utensilien versperrt ihm die gerade Strasse, und er ist genöthigt, bald rechts, bald links zu laufen, um einen Durchgang zu erzielen; ja er muss sogar eine Strecke wieder zurück, weil sich ihm unübersteigliche Hindernisse entgegenthürmen; er durchmisst sie mit rückwärts gewendetem Kopf, denn das Schiff lässt er keinen Augenblick aus den Augen, er achtet es nicht, wenn er von einem stämmigen Jollenführer beiseite geschoben wird, entschuldigt sich kaum, wenn er über die zarten Füsse einer Dame hinrennt, die halb ohnmächtig in die Arme ihres Begleiters sinkt, und gelangt endlich schweisstriefend auf die Brücke, von welcher er, vor sich hinstolpernd, auf das Verdeck niederschlägt.

Ich nehme am Steuerbord, zunächst der Galerie, auf der vorhin bezeichneten Bank Platz, und übersehe von hier aus das Verdeck und den Landungsplatz. In dem dichten Gewühl, das sich auf dem letztern ausbreitet, bilden sich viele interessante Gruppen, die einen

um so eigenthümlicheren Anblick gewähren, als man von dem Babylonischen Sprachgewirr nur abgerissene Worte versteht.

Bis jetzt sieht man nur noch einzelne Gestalten auf dem Verdeck umherwandeln, sie überfliegen mit aufmerksamen Blicken die leichte Takelage, und die ganze übrige Einrichtung, nicken ab und zu beifällig mit dem Kopfe, schütteln öfter das weise Haupt und gehen sinnend auf und ab. Diese weisen Leute, die so auffallend die Miene eines Kenners zur Schau tragen, verstehen in der Regel nicht das Geringste vom Schiffswesen, denn der wirkliche Kenner hat das Alles nach dem ersten flüchtigen Ueberblick wohl aufgefasst.

Ein Anderer begiebt sich, so wie er das Verdeck betreten hat, in die Restauration und erkundigt sich mit umständlicher Genauigkeit, was es zur Mittagszeit für Speisen giebt, er bestellt nach bedächtiger Auswahl, voll Hoffnung, der kaum aufhorchende Steward werde ihn zu der angegebenen Stunde unter den zweihundert Passagieren leicht herausfinden; dann betritt er die Kajüte, lehnt einen Stuhl gegen die Tafel, und spricht selbstzufrieden: „Das ist der beste Platz; hier werde ich speisen! Punkt drei Uhr!"

Mitten aus dem Chaos ragt eine hohe, in einen leberfarbenen Oberrock geknöpfte Gestalt hervor. Auf

dem Kopfe prangt ein weisser Strohhut und unter dem Arme glänzt ein rothseidener Regenschirm. Mit diesem stösst Mylord einen Jokey vor sich her, der unter der Last eines schweren Mantelsackes keucht, folgt dem Schweisstriefenden mit gravitätischen Schritten und geht, ohne sich irgend aufzuhalten, in die Kajüte. Hier streckt er sich, der Länge nach, auf die Bank, er liegt kerzengrade, unbeweglich, das nichtssagende Auge an die Decke geheftet, und wird diesen Platz nicht eher verlassen, bis der Anker, im Angesichte Helgolands, in die Tiefe hinabrauscht.

Allmählig füllt sich das Verdeck: die Bänke zu beiden Seiten sind besetzt und der Berg von Feldstühlen, der in der Nähe des Steuerruders aufgethürmt ist, schmilzt zu einem winzigen Häuflein zusammen. Unerwartet treffen sich Bekannte aus den entlegensten Gegenden, und Geschäftsmänner, die sonst nur von Einfuhr-Listen und Cours-Notirungen mit einander sprechen, geben sich hier ein harmloses Rendezvous. „Ich will von Geschäften nichts wissen," sagt ein solcher Mann nach der ersten Begrüssung zu seinem Freunde, „aber nehmen Sie doch beiläufig Notiz von dem neuesten Frankfurter Courszettel, den ich Ihnen hier vorlege und urtheilen Sie nach dieser Probe Candis, ob ich denselben mit Drei und ein Quart zu theuer bezahle."

An Bord! An Bord! — Es ist in Wahrheit die höchste Zeit! Schon hat die Thurmuhr von Sanct Michael das dritte Viertel nach Sechs geschlagen, und die Matrosen bereiten Alles zur bevorstehenden Abreise; die Kabeltaue werden gelöst, und der Patriot wird nur noch durch eine leichte Trosse gehalten.

Allmählig ist der Platz vor dem Fährhause von Menschen gesäubert; die Mäntelsäcke, die Koffer sind verschwunden, und einzelne Spätlinge eilen noch im Sturmschritt heran. Das Verdeck ist mit Menschen besäet, denn zweihundert Passagiere füllen einen bedeutenden Raum, und es gehört keine gewöhnliche Taktik dazu, jetzt noch einen Sitzplatz zu erobern.

Es schlägt sieben Uhr! Und kaum ist der letzte Schlag verhallt, als das Läuten mit der grossen Schiffsglocke beginnt. Sie tönt weithin über den Hafen, und ist ein warnendes Signal für die Säumigen.

„Nun geht es los!" rufen die fröhlich Gestimmten und die Ungeduldigen fügen hinzu: „Wie lange währt denn das langweilige Gebimmel!"

Da erscheint in weiter Perspective eine Gruppe, die einen Maler mächtig reizen müsste. Voran schreitet ein langer, hagerer Mann, schweisstriefend und aus vollem Halse schreiend: „Halt auf! Halt auf!" In der einen Hand hat er ein grosses weisses Tuch.

womit er unaufhörlich winkt, in der anderen einen Korb, der vermuthlich einige solide Lebensmittel birgt und aus welchem der Hals einer Weinflasche neugierig hervorschaut. Hart auf den Fersen ist ihm eine Dame, vermuthlich seine Frau. Sie ist etwas corpulent und hat nicht wenig Mühe, mit dem schnellfüssigen Gemahl gleichen Schritt zu halten. Die Bänder ihrer Haube haben sich gelöst, und wehen, wie zwei stattliche rothe Wimpel um ihr Haupt. An jeder Hand führt sie einen Beweis des Muttersegens, nämlich zwei pausbäckige Knaben, die ihre kreischenden Stimmen mit der ihres Vaters mischen, um, wo möglich, die Minute der Abfahrt zu verzögern. Aber die Brücke ist schon eingezogen, das Läuten hat aufgehört, die Trossen sind gelöst, und das Schiff fliegt dahin, während ein lautes Gelächter der Passagiere die Zurückgebliebenen verhöhnt. Der Mann ist zur Salzsäule erstarrt, der Proviantkorb entsinkt seiner Hand; Madame lässt die aufkreischenden Kinder fahren und schlägt die Hände über den Kopf zusammen, während ein lautes Hurrah vom Ufer aus, die Scheidenden geleitet.

III.

Elb-Panorama.

Elb-Panorama.

Hinter dem Spiegel des Schiffes breitet sich die Hafenlinie aus, und hat dem Beschauer einen ergötzlichen Anblick gewährt; jetzt entfernt er sich immer weiter und die vorhin so scharf hervortretenden Umrisse der einzelnen Schiffe werden schwankender, die Farben fliessen in einander und bald sieht man nur eine dunkle, unförmliche Masse.

Die Vorstadt St. Paul fliegt an uns vorüber, wir sehen einen bewegten Strand. Auf den Schiffswerften ist ein reges, thätiges Leben, und das ganze Ufer mit Böten und grösseren Elb-Fahrzeugen bedeckt, die eine Fortsetzung des Hafens zu bilden scheinen. Inmitten dieses lebendigen Verkehrs, der durch die verschiedenartigsten Volkstrachten einen ganz eigenthümlichen Charakter annimmt, ruht das Auge mit Wohlgefallen auf dem Rumpf eines Schiffes, der auf dem festen Lande liegt, und aus dessen Kanonenpforten und Kajütsfenstern freundlich lachende Gesichter sehen. Es ist der

„Schiffs-Pavillon", eine aufgelegte Fregatte, zum Kaffehause eingerichtet, und stattlich aufgeputzt: wohin die frohen Uferbewohner eilen, um am Bord ein Beefsteak zu essen und eine Flasche Porter zu trinken.

Wir aber können diesem angenehmen Ruheplatz für jetzt nur einen flüchtigen Blick gönnen, denn schon haben wir die Vorstadt St. Paul im Rücken, und vor uns breitet sich Altona aus. Du liebe, schöne, reizende Stadt, mit deinen zierlichen Häusern, deiner holländischen Reinlichkeit und deiner paradisischen Umgebung. Wie lieblich, wie wohlthuend ist der Eindruck, den dein Anblick auf den Fremden hervorbringt! — Terrassenförmig steigt sie die Höhe, an welcher sie liegt, hinan, und die Häuser der Panaille, die Wohnungen der Altonaer Patrizier-Geschlechter, blicken mit vornehmer Grandezza auf den Strom. In ihrem Hafen ist ein reger, lebendiger Verkehr, und wer die hohen, achtstöckigen Speicher sieht, die hier in die Elbe hineingebaut sind, wird mit einem Blick erkennen, dass Hamburg in früheren Zeiten Grund genug hatte, die muthig aufstrebende Nebenbuhlerin zu fürchten, und ihren Wachsthum zu hindern. — Aus dieser Zeit schreibt sich auch das alberne Mährchen her, als ob die Hamburger die neu aufblühende Stadt, die ihnen „all' zu nahe" lag, getauft, und ihr den Namen Altona

gegeben hätten. Spottsucht und Unwissenheit haben sich nicht geschent, diese Fabel zu verbreiten, und ihr selbst in wissenschaftlichen Werken Eingang zu verschaffen, während sie nicht sehen wollen, was doch wirklich so nahe liegt: dass Altona an einem jetzt versandeten Flüsschen, vormals „die alte Au" genannt, erbaut wurde, woraus nun der Name sogleich genügend erklärt ist. Altona führte seinen Namen bereits als Fischerdorf, also lange vorher, ehe Hamburg irgend eine Ursache haben konnte, es zu fürchten, und mit einem Spottnamen zu belegen. — Mitten im Strom und im Angesichte der Stadt liegt ein wohlgetakelter Schooner, und das kundige Auge erkennt bald das Kriegsfahrzeug, das hier als Wachtschiff stationirt ist. Die Königsflagge weht von seiner Gaffel, der königliche Wimpel vom grossen Mast und mit lautem Kanonendonner weckt er am frühen Morgen die Bewohner der Stadt; auf eine gleiche Weise kündigt er die beginnende Nachtruhe an.

Wir fahren weiter, und vor uns entfaltet sich der Juwel der Altonaer, der Rainville'sche Garten in seiner ganzen Pracht. Wem es vergönnt war, hier die Frühstunden, oder einen Abend zu verträumen, hat einen Genuss gehabt, der den reichsten Naturgenüssen an die Seite gestellt werden kann. Aus dem frischen

Grün der Bäume ragt das palastartige Haus hoch empor; die zierlichen Pavillons schauen neugierig durch blüthenreiche Gebüsche, und die schattigen Gänge öffnen plötzlich eine kaum geahnte Fernsicht. Das Auge schweift über den dahinrauschenden Elbstrom, und die jenseitigen reichen Hanoverschen Niederungen, bis der Beschauer in einem laubbedeckten Höhenzug am fernen Horizont endlich einen Ruhepunkt findet.

Unaufhaltsam eilt das Dampfschiff auf seiner Bahn fort, und fliegt an dem hohen Elbufer vorüber. Von dem Gipfel desselben schauen die Prachtvillen der Altonaer und Hamburger hernieder, und der kundige Reisende nennt die Namen der glücklichen Besitzer. Donner! Salomon Heine! Rücker! Wübbe! Jenisch! Und an jeden dieser Namen knüpft sich die Geschichte von dem wachsenden Reichthum eines mächtigen Handlungshauses, und eine Fülle von ergötzlichen Anekdoten, die über den Charakter des Besitzers einigen Aufschluss geben, oder seine Launen und Sonderbarkeiten bezeichnen sollen.

Aber während der Reisende diese stolzen Sommer-Residenzen, die mancher Länder Gewaltige dem einfachen Handelsmann beneidet, anstaunt, wenden wir uns dem Strande zu, auf welchem sich zwei Fischerdörfer ausbreiten: „Neumühlen" und „Oevelgönne." Die klei-

nen Häuser lehnen mit der Rückwand an den ziemlich steil aufsteigenden Berg, und schauen mit ihrer, in hellen Farben glänzenden Front nach dem Strom. Vor demselben breiten sich sorgsam gepflegte Blumengärtchen aus, und diese sind von schattigen Bäumen umkränzt. Die Bewohner dieser liebreizenden Dorfschaften haben sich, gleich den Blankenesern, fast ausschliesslich dem Fischer- und Lootsenstande gewidmet, und ahmen den Holländern in Sitten und Gebräuchen auf eine fast sklavische Weise nach. Dem Schurken, der sie, auf eine boshafte Art, um einen einträglichen Verdienst, oder um einen Theil ihres Vermögens bringt, können sie vergeben, aber der Leichtsinnige, der mit schmutzigen Stiefeln durch ihre weissgewaschenen Stuben rennt, hat ihr Zutrauen verloren, und wird von da ab immer vor der Hausthür abgefertigt.

Woher der Name Neumühlen kommt, ist nicht mit Gewissheit zu erweisen: wahrscheinlich führt der Ort ihn von den dort vor mehr als einem Jahrhundert angelegten Wassermühlen, die noch jetzt dort vorhanden sind. Der Name Oevelgönne aber ist Niederdeutschen Ursprunges und will nichts weiter sagen, als übel oder ungern gegönnt, da die Bewohner desselben das wenige Terrain, das sie besitzen, dem Elbstrom mühsam haben abringen müssen, eine Behauptung, die noch

heutiges Tages durch die hohen Bollwerke, die längs dem Ufer hinlaufen, sattsam erwiesen ist.

Jetzt erblicke ich den Park von Flottbek mit seinen schattigen Eichen und Buchen, und mitten in demselben den Palast, den sich der Besitzer dieses romantischen Ortes erbauen liess. Dies ist ein Lieblings-Aufenthalt der Altonaer und Hamburger schönen Welt, und vor dem Hause des dortigen Beckers wird das Auge von einem Flor eleganter Damen überrascht, die hier das herrliche Elb-Panorama geniessen, vorzugsweise an solchen Tagen, wenn der beliebte Harz-Verein die Walzer von Strauss und Lanner spielt.

Allmählig steigt die Hügelkette, die sich bei Flottbek zum Niveau der Elbe herabsenkt, wieder empor und auf der Höhe wird das Dorf Nienstädten sichtbar. Von freundlichen Landsitzen umgeben, erhebt sich, inmitten eines Blumengartens, die Kirche, deren weitschauender Thurm dem Schiffer schon von weitem als treuer Leitstern dient. Unter den ehrwürdigen Linden ist ein einfaches Grab. Darin ruht ein wunderliebliches Mädchen, die goldene Leier in der erstarrten Hand, den unvergänglichen Lorbeer um die bleiche Stirn. Minna Brandes hiess die liebliche Künstlerin, die zu ihrer Zeit der Stolz der deutschen Bühne war: das Glück schüttete seine reichsten Gaben vor

ihr aus, sie aber starb am gebrochenen Herzen. Nicht weit von dieser Ruhestätte, hart am Bergabhange, werdet ihr zwischen zwei alten Eichen ein niedriges Häuschen bemerken, das nur selten die Aufmerksamkeit des Fremden erregt. Und doch ist es, trotz seines baufälligen Ansehens, die denkwürdigste historische Reliquie dieses Ortes, denn hier lebte, aus der Heimath vertrieben, der weise Hugo Grotius und schuf in ländlicher Abgeschiedenheit die unvergänglichen Werke seines Geistes.

Immer höher wachsen die Hügel aus der Elbe empor, zwischen ihnen dehnen sich weite Thäler aus und wir haben Blankenese erreicht. Wer gerne den Ursprung aller Dinge wissen will, möge erfahren, dass dieser Name die „blanke Nase" bedeutet, womit der höchste der kahlen Sandberge vorzugsweise bezeichnet wurde, der sich wahrhaft naseweis in den Strom hineinschob. Dieser Name ist dem Ort geblieben, bis auf den heutigen Tag, aber er passt nicht mehr, denn der Sand ist fast gänzlich verschwunden, ein Garten reiht sich an den andern, und in jedem derselben erhebt sich eines der spiegelblanken Häuschen, die in grösster Regellosigkeit, aber unbeschreiblich malerisch, an den Bergen gruppirt sind. Und während auf den Höhen diese Wohnungen ihren Besitzern ein

harmloses Asyl bieten, seht ihr unten am Strande ihre schmalen, schwarz angestrichenen Ever liegen, von deren hohen Masten die langen Netze herabwallen, das untrüglichste Wahrzeichen, welchem Dienst diese Fahrzeuge gewidmet sind. Mit kühnem Muthe gehen diese rüstigen Fischer, trotz Frühlings- und Herbststürmen in die offene See, und versenken ihre Netze, um einen ergiebigen Fang zu thun, oder sie fliegen, bis über Texel hinaus, und noch weiter, den ankommenden Schiffen entgegen, um sie mit einem kundigen Lootsen zu versorgen. Das sind die beiden Gewerbe, die dem Blankeneser sein Auskommen sichern, und ihm, seiner beharrlichen Ausdauer wegen, den Ruf eines kühnen, unerschrockenen Seemanns verschafft haben. Aber in früherer Zeit wurde ihm noch ein anderes Gewerbe zur Last gelegt, nämlich das sogenannte Büt- oder Beute machen, indem er sich das Herrenrecht über gestrandete, oder dem Stranden nahe Schiffe anmasste, und von der Ladung derselben soviel als nur möglich, — aber blos für eigne Rechnung — barg. Ob dies in der That gegründet ist, wer kann es wissen? Der Refrain eines alten Liedes, das sich unter den Strand-Bewohnern erhalten hat, scheint darauf hinzudeuten:

Viet! Viet! Viet!
Noch is dat Tid!
Büt', Büt', Büt'!
Is um de Süd! *) —

Und inmitten dieser einfachen Fischer-Wohnungen thront auf seinem stolzen Landsitze der Altonaer Patrizier, der reiche und handelsmächtige Kaufmann Baur, dessen Flaggen auf allen Meeren wehen und dessen Saumrosse jede Strasse ziehen. Dieser reiche und grosse Garten mit seinen Tempeln, Thürmen und kostbaren Gewächshäusern, der dem Publikum bereitwillig geöffnet wird, hat nicht nur eine Europäische Berühmtheit erhalten, auch jenseits des Oceans erzählt man sich von seinen schattigen Gängen, seiner verschwendrischen Blumenfülle und seinen bezaubernden Fernsichten. Und doch störte bis vor kurzer Zeit eine Disharmonie diese Anlage, und hinderte, dass sie ein vollkommenes Ganzes wurde. Der Garten war ursprünglich nur klein, durch Erwerbung der rechts und links befindlichen Grundstücke gedieh er zu seiner jetzigen Grösse. Aber inmitten der neu entstandenen

*) Veit! Veit! Veit!
Noch ist es Zeit!
Beut', Beut', Beut',
Ist im Süden nicht weit!

Herrlichkeit lag ein kleines Fischerhaus, von hohen Bäumen beschattet, und vor demselben ein einfaches Gärtchen. Da sandte der reiche Handelsherr seinen Agenten, der musste sprechen zu dem Besitzer des Häuschens: „Gieb mir deine Hütte und den Boden, worauf sie steht; sie hindert mich, die letzte Hand an mein Kunstwerk zu legen; ich will dir dafür bezahlen, was du forderst." — Jener antwortete dagegen: „Euer Herr ist ein grosser und mächtiger Kaufmann und ich bin nur ein armer Fischer. Aber dies Haus zu kaufen, reicht sein Geld nicht aus. Hier starb mein Grossvater und mein Vater, hier habe ich meine Kinder geboren werden sehen, hier will ich sie segnen, damit sie eines gleichen Glückes theilhaftig werden, und dann sterben, in derselben Kammer, wo meine Väter gestorben sind!" — Umsonst kehrte der Agent wieder und verdoppelte sein Gebot, umsonst liess der reiche Bauherr ihm ausser dem Gelde ein anderes, weit schöneres Haus bieten, er blieb bei seiner Weigerung und sagte nur: „Ich kann nicht, lieber Herr; ich halte es für Sünde, das Erbtheil meiner Väter für einen Reichthum hinzugeben, der für mich von keinem Nutzen ist; der einzige Trost, den ich noch für die wenigen Tage meines Lebens habe, ist die Hoffnung, auf derselben Stelle zu

sterben, wo mein Vater starb." Der Agent verliess ihn, und der Garten blieb unvollendet. Jedermann schrie und erklärte den Fischer für einen dummen Teufel, für einen ungeschliffenen Kerl, der nicht mit Leuten umzugehen wisse, ich aber finde in der eisernen Beharrlichkeit dieses alten Mannes, und in der Liebe, die er für die heimische Scholle gefasst hatte, einen lebendig sprudelnden Quell der Poesie, der mich stets mit Entzücken erfüllt hat.

Nun liegt auch Blankenese hinter uns, die letzte und höchste Anhöhe, der sogenannte Kösterberg, auf dessen Spitze der See-Telegraph errichtet ist, bleibt zurück, und wir fahren jetzt längs einer Kette sandiger Hügel hin, die jede Aussicht oder vielmehr Einsicht in das Innere des Landes verhindern. Nur eine einzige Oase unterbricht die einförmige Scenerie; es ist ein kleiner Werft, in deren Nähe einige Baumpartien sich erheben. Diese Gegend führt jetzt den Namen nach dem dermaligen Besitzer „zum kleinen Heyn" aber schon vor vielen, vielen Jahren war sie von einem flüchtigen Dänischen Grossen bewohnt, und eine grauenerregende Sage knüpft sich an den Namen Erik Banner, die ich unter dem Namen „Weltfreden" *)

*) Siehe Seenovellen. Erzählungen Burkhardt des Steuermanns. 2r Bd. Frankfurt a. M. bei Sauerländer. 1838.

zu erzählen versucht habe. Aber diese Monotonie dauert im glücklichsten Falle nur eine Viertelstunde, dann senken sich plötzlich die sandigen Höhen, und eine grünende Bucht taucht vor uns auf, dessen üppige Vegetation ungemein wohlthätig auf das Auge wirkt. Im Vordergrunde, am Berges-Abhange, liegt das Dörfchen Schulau mit seinen kleinen, gesegneten Werften, und im Hintergrunde schliesst der hohe Kirchthurm von Wedel den Prospekt. Sagen wir vielmehr, schloss: Denn im Spätherbst 1837 ward ein grosser Theil des Fleckens, sammt dem Thurm, ein Raub der Flammen. Damals wurden die Bewohner des Elbufers zuerst inne, von welchem unberechenbaren Nutzen die Telegraphen-Linie sei, denn binnen wenigen Sekunden war die Nachricht von der Feuersbrunst bis nach Altona und Hamburg gelangt, und man konnte zu Wasser und zu Lande die wirksamsten Hülfsleistungen gewähren. Mit dem Thurm von Wedel haben die Schiffer ein altbekanntes und untrügliches Wahrzeichen verloren. Schon aus der weitesten Ferne erblickte man ihn, wenn man, aus der See kommend, Hamburg ansegelte, und mancher Fluch ist über ihn ausgesprochen, wenn das Fahrzeug, gegen einen heftigen Südost aufkreuzend, oft einen ganzen Tag brauchte, um ihn im Rücken zu haben.

Jetzt wird der Strom breiter und rauscht immer mächtiger dahin, der Nordsee entgegen. Das Holsteinische Ufer weicht für einige Zeit zurück, und wir nähern uns den flachen Hanoverschen Marschlanden mit ihren hohen Deichen, ihren seltsamen Volkstrachten und meilenlangen Kirschengärten. So fliegen wir nun an einer langen Reihe der gesegneten Dörfer des sogenannten „Alten Landes" vorüber, bis wir die Thürme der Festung Stade erblicken und uns dem Königlich Hanoverschen Wachtschiffe nähern, das am Ausflusse der Schwinge ankert. Von jetzt ab hört die Elbe auf, uns einzelne kleine Genrebilder zu zeigen, indem sie an Ausdehnung zunimmt, bietet sie dem Beschauer immer grössere Massen, und imponirt ihm durch ihren kühnen, majestätischen Wogengang.

IV.

Ein Gewitter.

Ein Gewitter.

Die Böte des Stader Wachtschiffes hatten die Passagiere abgeholt, die auf dieser Station zu bleiben wünschten, und sie zu Brunshausen an's Land gesetzt. Da die Ufer jetzt nicht mehr eine so grosse Anziehungskraft ausüben, — denn zu beiden Seiten sieht man die reichen, aber flachen, eingedeichten Holsteinischen und Hanoverschen Marschgegenden, — so suchten die Passagiere des Patrioten nach einem andern Zeitvertreib. Zuerst sah man sich nach Freunden und Bekannten um, und wer sie nicht fand, fühlte die Nothwendigkeit, diese zu erwerben. Auf Reisen machen sich Bekanntschaften leicht, und wenn sich Hunderte von Menschen auf einem verhältnissmässig geringen Raum befinden, Alle von dem Gedanken erfüllt, sich zu amüsiren, so ist leicht ein Gespräch angeknüpft. Auf dem Verdeck bildeten sich verschiedene Gruppen, die mehr oder weniger eifrig sich un-

terhielten, und allerlei Scherze vorschlugen, die zur Zeitkürzung beitragen sollten; ein freundlicher junger Mann hatte sich mit einer Guitarre auf die Galerie gesetzt, und spielte ganz allerliebst; als er aufhörte, rangirte sich ein wohleingeübtes Männer-Quartett und ein melodischer Gesang tönte über die Wellen hin.

Hart am Heck, links vom Steuerruder, sah man einen gutmüthig blickenden, ziemlich corpulenten Mann, der zu der zahlreichen Zunft der Schriftsteller gehörte, und diese Seereise nur machte, um alte Erinnerungen aufzufrischen und Stoff zu neuen Büchern zu sammeln: er schien mit der Gegend rings umher völlig vertraut zu sein, und hatte eine ziemliche Zuhörermenge um sich versammelt, die seine Mittheilungen anhörte und sie öfter durch Fragen oder Bemerkungen unterbrach.

„Jene beiden Inseln, an denen wir jetzt vorübersegeln," sprach er unter andern, „sind die beiden letzten auf der Elbe; von jetzt ab wird der Strom so reissend und mächtig, dass er ein solches Hemmniss auf seinem Wege nicht mehr duldet. Das „Assler-Sand" und das „Krautsand" scheiden die nur für kleine Ever und Jollen fahrbare Süd-Elbe von der mächtigen Haupt- oder Nord-Elbe. Eine Sage, die von der Entstehung dieser beiden Inseln im Munde des Volkes

lebt, hat bis jetzt ihren Gang noch nicht über das Weichbild derselben hinausgemacht, und so kurz sie ist, darf man ihr das Eigenthümliche nicht absprechen."

„Bitte, bitte! Erzählen Sie!" bat eine junge Dame, und die übrigen unterstützten dies Gesuch.

„Mit grossem Vergnügen bin ich später dazu bereit," entgegnete der Cicerone der Nieder-Elbe; „nach ein Paar Stunden, wenn wir die See erreichen, und es weiter nichts zu schauen giebt. Erinnern Sie mich nur getrost daran, ich halte Wort."

Man hatte jetzt das Ende der Insel Krautsand erreicht, und hielt gerade auf die Festung Glückstadt ab, um die Passagiere dieser neuen Elb-Station ab und von Bord zu befördern. Neugierig betrachtete man diese Dänische Festung von allen Seiten, hörte von der Belagerung, die sie im Jahre 1812 erduldet, und wünschte einige nähere Auskunft darüber.

„Wenn Sie nicht blos historische Notizen wollen," entgegnete der Schriftsteller hierauf, „sondern dergleichen am liebsten im Gewande einer Unterhaltungsschrift lesen, so sehen Sie sich nach einem neuerdings erschienenen Roman um, der den Titel „Die Belage-

rung von Glückstadt" *) führt, und gewiss in allen Leihbibliotheken zu finden ist, vielleicht hilft er Ihnen einige langweilige Stunden im Seebade verkürzen."

Das Schiff hatte die Station längst wieder verlassen und schoss jetzt, von der gedoppelten Gewalt des Stromes und der Maschine getrieben, vorwärts. Die Sonne glühte hell, und brannte empfindlich, so dass sämmtliche Reisende Schutz unter dem Sonnenzelt, suchten, und nur selten den Kopf hervorzustecken wagten, um einen besondern Punkt am Ufer, oder ein vorübergleitendes Schiff genauer in Augenschein zu nehmen.

Da schichteten sich im Nordwesten mehrere Wolken übereinander und erreichten binnen Kurzem die Höhe eines hochemporragenden Berges. Der Schriftsteller, der diese Erscheinung von dem ersten Augenblicke an genau beobachtet hatte, rief jetzt plötzlich: „Meine Damen! Aendern Sie Ihre Toilette! Die leichten Sommerkleider werden jetzt nicht lange mehr ausreichen: ein Gewitter ist im Anzuge.

„Ein Gewitter! Ein Gewitter!" wiederholte der Chor und Alle stürzten dem Eingange der Kajüte zu.

---

*) Die Belagerung von Glückstadt. Romantisches Seegemälde in 3 Bänden von Heinrich Smidt. Altona 1838 bei Karl Aue.

„Ein Gewitter!" wiederholte die phlegmatische Fleischmasse eines Binnenländers; „das heisst, dort vor uns machen sich einige blauschwarze Wolken bemerklich, und wenn wir in einigen Stunden wieder nachsehen..."

„Sie kennen die Elbe nicht, mein Herr!" unterbrach ihn der Schriftsteller. „Schauen Sie um sich, was aus Ihren blauschwarzen Wolken geworden ist, deren Dasein Ihnen so unbedeutend erschien. Sorgen Sie bei Zeiten für Ihren Mantel, sonst erhalten Sie ein Wolkenbad für ein Seebad."

In der That hatte sich binnen wenigen Augenblicken die ganze Elbe auffallend verändert. Der Himmel war, wenige Stellen ausgenommen, mit dicken Regenwolken bedeckt; das Elbwasser schien noch bleicher als zuvor, und brauste so dumpf und hohl, als wollte es den nahen Ausbruch des Unwetters vorbereiten; die Luft war schwül und drückend, die leichten Flussfahrzeuge, die sich noch auf dem offnen Strom befanden, warfen die Ruder aus und eilten der Küste zu; die grösseren Schiffe refften ihre Segel ein und warfen den Anker aus; kein Luftzug bewegte die glühende Atmosphäre; bange Erwartung rings herum.

Obgleich um die Mittagsstunde, war es doch so wenig hell, dass man die Dämmrung hereingebrochen

glaubte. Die Wolken senkten sich immer tiefer und der Durchbruch des Unwetters stand mit jedem Augenblicke bevor. Mehr als die Hälfte der Passagiere, besonders die Damen, hatten sich unter Deck geflüchtet, die übrigen schauten ängstlich um sich her.

Die Matrosen zogen nun auch die Zelte ein, und rings war eine unbegränzte Aussicht. Die weissglänzenden Mewen, mit ihren langen, spitzen Flügeln und ihrem unheimlichen Gekrächze, zogen in Schaaren heran, und umschwärmten den ruhig seine Bahn dahin ziehenden Patrioten von allen Seiten.

Da erhob sich ein dumpfes Brausen auf der Fläche des Stromes, ein langnachhallender Donner ertönte mit furchtbarer Gewalt, und ein leuchtender Blitz riss die Wolkenmasse auseinander. Zu gleicher Zeit erhob sich ein Orkan ähnlicher Sturm, und fuhr verheerend durch das Land; der Regen goss in Strömen herab und Donner und Blitz folgten sich, fast ohne Unterbrechung, mit gleicher Heftigkeit und Schnelle.

Abermals nahm der Elbstrom einen andern Charakter an: er ist der wunderlichste und langweiligste, der lieblichste und furchtbarste unter allen mir bekannten Strömen. Seine Fläche ist oft dem ungetrübtesten Spiegel vergleichbar, aber bei dem Ausbruche eines Sturmes wachsen schon nach wenigen Minuten

seine Wellen aus der Tiefe empor, und wälzen sich, unheilbringend, den Schiffen entgegen.

Jetzt trieb der Patriot auf der fast unnatürlich erregten Fluth des Stromes; er ward bald hoch empor gehoben, bald senkte er sich tief in die Wellenthäler hinab, die auseinandergesprengten Wogen stürzten schäumend mehrere Fuss hoch über den Bug des Schiffes und dieser hob sich nur, um sich in der nächsten Sekunde desto tiefer in der Fluth zu begraben.

Mit den Passagieren war eine seltsame Veränderung vorgegangen; die meisten waren vom Verdeck verschwunden und hatten sich und ihren Zustand dem Auge der Welt verborgen; unter denjenigen, die im Freien ausharrten, bemerkte man, mehrere ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, einen auffallenden Wechsel in den äussern, und wahrscheinlich auch in den innern Verhältnissen; auf allen Gesichtern malten sich die ersten Symptome der Seekrankheit, und wiesen sich wie wandelnde Gespenster, die geisterartig mit den Händen umhertappten, bis der Schwindel sie fasste, und die Bewegung des Schiffes sie zu Boden warf.

Verworrenes Geschrei war allenthalben vernehmbar: „Das Donnerwetter hole die ganze Dampfboots-parthie!" grunzte ein wohlgemästeter Gutsbesitzer aus

dem Lande Wursten. „Mein ängstlich klopfendes Herz droht zu zerspringen!“ lispelte ein nervenschwaches Fräulein aus Berlin, und ein junger, blasser Mann im zierlichen Frack und mit derangirter Wäsche sang mit halber Stimme, beide Hände gegen die Brust gepresst:

„Komm' ich einmal an's Land,
Hab' ich die Freiheit wieder,
Geh' ich nicht mehr zur See,
Die See ist mir zuwider!“

Da tönt mitten aus dem Lärmen und Getöse die Stimme des Kapitains: „Station Brunsbüttel!“ ruft er überlaut, und „Station! Station!“ hallt es von allen Seiten wieder. Langsam und verdrossen erheben sich die Passagiere, die hier das Ende ihrer Fahrt finden, von ihren Plätzen, suchen ihre Effekten zusammen, und verwünschen das Wetter, das ihnen jede Freude verdirbt und das Ausschiffen gefährlich macht.

In solchem Augenblicke bewundere ich den hohen Muth und die kaum denkbare Gleichgültigkeit der Elbschiffer: der Sturm wüthete, der Regen goss in Strömen herab, und die Wellen stiegen bis zu einer kaum glaublichen Höhe, aber sie sassen fest und sicher in ihren leichten, offnen Böten und hatten nur das Vordertheil des Dampfschiffes im Auge, dem sie zusteuerten.

„Trossen über Bord!" befahl der Capitain, als sich die Böte möglichst weit genähert hatten, und die Matrosen warfen nun starke Taue nach den Böten hinüber, die von den Führern derselben augenblicklich ergriffen wurden.

„Alle Böte fest, Capitain!" rief der Führer des vordersten Bootes, ein grosser, ungeschlachter Brumsbüttler Fährschiffer, mit einem breiten, schwammigen Gesicht und zwei unförmlichen, fast viereckigen Händen, mit denen er sein gewichtiges Ruder hoch emporhielt.

„Passagiere für Brumsbüttel auf den Fallreep, wenn es gefällig ist!" rief jetzt der Capitain.

„Aber rasch, rasch! In des drei Teufels Namen! Rasch!" schrie der Bootführer dazwischen, und wollte diese energische Aufforderung wahrscheinlich noch mit einigen Variationen fortsetzen, aber ein heftiger Donnerschlag schloss ihm den Mund, denn ein Seemann flucht nie während eines Donnerschlages, es geschieht nur vor demselben, oder kurz nachher.

„Gott erbarme sich unser!" sprach eine bleiche, junge Frau, mit einem zarten Kinde auf dem Arme, und blickte nach ihrem Gatten, der ihr voranging, zwei liebenswürdige Knaben an der Hand. Sie sah auf das Boot, welches nahe am Dampfschiffe lag, des-

sen Mannschaft die sämmtlichen Güter der Passagiere bereits in Empfang genommen hatte, und nun diese selbst zum Hinabsteigen ermunterte. Noch zögerte die junge Mutter, sich mit ihrem zarten Kinde der schmalen Treppe anzuvertrauen, da kletterte der riesige Bootführer dieselbe hinan, nahm ihr das Kind aus dem Arm und gab es seinen Gefährten hin, hierauf bemächtigte er sich der Knaben und reichte sie mit gleicher Schnelle in das Boot. Ein Ruf des Erstaunens ward vernehmbar, aber die Mutter schrie laut auf und sank halbohnmächtig in die Arme ihres Gatten.

„Barbaren!" zürnte der empfindsame Guittarenspieler.

„Hangt ju man nich op!" rief der Cerberus im Boot, und reichte mit einer Hand die junge Frau vom Fallreep in das Boot hinein, wo sie sogleich einen Sitz empfing, und man das Kind sorgsam in ihre Arme legte, denn die Rohheit des Elbschiffers zeigt sich nur in den äussern Formen, er ist von Natur sehr gutmüthig, zum Erstaunen gewissenhaft und in der Sorge für fremdes, oft werthloses Eigenthum unermüdlich. Ich habe einen solchen Burschen den Rosenstock einer Dame über eine halbe Meile weit tragen sehen, und mit einer Sorgsamkeit, von der unsere dienstbaren Geister am Lande keine Ahnung haben.

Jetzt waren die letzten Passagiere glücklich eingeschifft, die Böte stiessen ab, und die Maschine des Patrioten setzte sich wieder in Bewegung. Nun weicht die holsteinische Küste zurück, und nur das südliche Elbufer geleitet die Reisenden bis Cuxhafen. Immer erregter zeigt sich hier der Strom und nimmt, wenn auch noch nicht die dunkelgrüne Farbe, doch den übrigen Charakter der Nordsee an. Eine erfreuliche Erscheinung bildet nur noch das Dorf Altenbruch, dessen Kirchthurm in zwei Spitzen mündet, woran sich die Sage von zweien frommen Schwestern knüpft; dann erscheint plötzlich Cuxhafen mit seinen hohen Deichen und Bollwerken, und seinem hochragenden Leuchtthurm, dessen Badegäste mit lautem Jubelrufe die vorüberschiffenden Seefahrer begrüssten, und diese warfen ihrerseits einen furchtsamen Blick auf die noch immer vom Gewitter aufgeregte Elbe und auf das von ferne winkende Meer dem sie bei einbrechender Dunkelheit entgegen eilten.

V.

In See.

In See.

Mit ungemeiner Schnelligkeit, begünstigt von der aussetzenden Ebbe, legte nun der Patriot, an der Insel Neuwerk vorüberfliegend, die Strecke bis zur rothen Tonne zurück, wo das Lootsen-Galiot und das Feuer-Schiff stationirt sind, und erreichte darauf die offenbare See, denn die rothe Tonne liegt auf demjenigen Punkte, der die Elbe von der Nordsee scheidet.

Wir sind in See! Das Gewitter, welches uns bei Brunsbüttel heimsuchte, hatte die Nordsee gar nicht erreicht, und diese lag wie ein klarer Spiegel vor uns. Der volle Mond stieg aus den Wellen auf und warf sein magisches Licht über die zitternde Fläche. Hin und wieder blitzte ein Stern an der blauen Himmelsdecke und senkte seine Strahlen in's Meer hinab; einzelne Mewen hatten sich in unserm Kielwasser gesammelt, und zogen, wie einst die zwölf Adler dem prächtig dahinrauschenden Odin folgten, mit leisem,

kaum hörbaren Flügelschlag gespenstisch hinter uns drein.

Die Nachricht, dass man jetzt in der „offenbaren See" sich befinde, hatte mehrere Reconvalescenten wieder auf das Verdeck gelockt, um sich des überaus schönen Abends zu erfreuen. Jetzt fiel einigen Damen das Versprechen des reisenden Musensohnes ein, und von allen Seiten ward er aufgefordert, sein Wort zu lösen.

„Es sei!" begann er, einen erhöhten Sitz auf der Galerie einnehmend, um sein Auditorium bequem zu überschauen. „Ich will mein Versprechen erfüllen, und wenn Sie von meiner Erzählung nicht befriedigt sein sollten, so muss ich hiermit im Voraus jeden Tadel, aber auch jedes Lob von mir ablehnen, denn ich theile nur mit, was mir die Ufer-Bewohner erzählt haben."

Die Süd-Elbe.

„Die beiden Elb-Inseln, worauf ich vorhin Ihre Aufmerksamkeit lenkte, haben einst mit dem Festlande zusammengehangen; die sogenannte Süd-Elbe hat früher gar nicht existirt. Auf den äussersten Spitzen des Festlandes sah man in ziemlicher Entfernung zwei mächtige Wartthürme, welche die Gegend

ringsum beherrschten. In dem einen wohnte Hatto, ein eben so reicher als mächtiger Rittersmann, der in den naheliegenden Distrikten viele Ländereien besass, die ihm zinspflichtig waren, und dessen Schwerdt man weit und breit fürchtete. In dem zweiten Wartthurm wohnte Bruno, ein Bruder des Vorigen, von gleicher Kraft und gleichem Reichthum, und deshalb auch von den umwohnenden Nachbarn nicht minder gefürchtet und beneidet. Beide Brüder, die sich seit mehreren Jahren nicht gesehen hatten, waren in früherer Zeit unzertrennlich gewesen, und galten für ein Muster der Bruderliebe. Da entzweiten sich einst Beide, um eines unbedeutenden Gegenstandes willen, sie trennten sich grollend; geschäftige, müssige Diener nährten, um eigennütziger Zwecke willen, den Zwist der Brüder, sie fachten ihn zur hellen Flamme an, und bald war an eine Versöhnung nicht mehr zu denken. Sie errichteten jene beiden hohen Wartthürme, die mit schweren Wurfgeschützen bedeckt waren, und zu einem steten Kriege gerüstet, sah man Beide einander Schaden zufügen und übervortheilen, wo nur immer sich eine Gelegenheit dazu darbot. Ihren gegenseitigen Hass trugen die Väter auf ihre Kinder über, und Hatto belehrte seinen Sohn Robert, Bruno, seine Tochter Emma, dass es kein Wesen

auf der ganzen Erde, ja selbst in der Unterwelt gäbe, das man mehr hassen müsse, als jenen Räuber und gewissenlosen Mörder auf dem gegenüberliegenden Thurm, der keine Wollust kenne, als Rauben und Blutvergiessen, und sie brachten es durch ihre Reden dahin, dass die Kinder sich bald eben so unversöhnlich hassten, wie die Väter, obgleich sie sich noch nie von Angesicht gesehen hatten. Da rief das Machtgebot des Kaisers, der von dieser unnatürlichen Erderfehde Kunde erhalten hatte, Beide in die Kaiserliche Pfalz, die im Süden von Deutschland am herrlichen Bodensee aufgerichtet war, damit sie sich versöhnen oder Urfehd' schwören sollten. Grollend zogen sie von dannen, nicht eher, als bis sie ihr Eigenthum unter sichern Schutz gestellt hatten, und fassten, jeder für sich, den Entschluss, unterweges den Gegner anzugreifen und zu vernichten, noch ehe sie die Kaiserliche Pfalz erreichten, was ihnen aber misslang, denn Beide waren zu sehr auf ihrer Hut. — Während nun die Väter abwesend waren, sass Robert daheim; er überlegte, wie er bis zur Rückkehr des Vaters sich die Zeit vertreiben solle, und beschloss endlich, einen Kriegszug gegen das Kastell seines Oheims zu unternehmen. Als er aber hinsichtlich dieses Planes bei dem Burgvoigt wenig Gehör fand, nahm er grollend

sein Geschoss und ging hinaus, als ob er auf die Jagd ziehen wollte. Insgeheim aber bot er die jungen Burschen unter den Insassen seines Vaters auf, die seinem abentheuerlichen Plane ein offenes Ohr liehen, und zog mit ihnen nach dem Kastell des Oheims, schickte auch nach altem Ritterbrauche einen Herold ab, der seiner Base die Fehde ansagen musste. In kurzer Zeit kam dieser zurück, und vermeldete dem jungen Robert, das Fräulein habe die Ausforderung angenommen und werde sich ihm zum offenen Kampf gegenüber stellen. Da zog die Schaar mit lautem Gesange bis zu dem Fusse des Thurmes, und Robert schoss einen Pfeil gegen den Thurm ab, zum Zeichen, das er bereit sei, den Kampf zu beginnen. Da trat die Riesengestalt eines Jägers an ihn heran, ohne dass Jemand hätte sagen können, woher dieser gekommen sei. „Junges Herrlein!" sprach er mit lautem Lachen, „ihr müsst erst noch schiessen lernen, bevor ihr eine Probe davon abzulegen im Stande seid; seht ein Mal an, wie ich es mache!" Hiermit griff er zu seinem Bogen, und schoss einen Pfeil gegen die Mauer, der drang tief in die Steinritzen, so dass er unbeweglich darin sass, als sei er darin festgemauert. Nun ergriff der Jäger einen zweiten Pfeil und schoss ihn in fast gleicher Richtung ab, so dass

er um einen Fuss niedriger zu sitzen kam, als der erste. Hierauf folgte der dritte, dann der vierte, und jeder sass so fest, dass er nicht zu bewegen war. So setzte der Jäger sein Spiel fort, bis die Mauer von der Spitze bis zu dem Fusse derselben mit einer Reihe von Pfeilen bedeckt war, und stach einer immer genau unter dem andern, dass sie eine Treppe bildeten. Als ihm dies vollkommen gelungen war, wandte er sich hinwiederum zu Robert und sagte: „Nun, junges Herrlein, scheint es mir, als hätte ich euch die Eroberung der Burg leicht gemacht, denn ihr dürft nur auf dieser Treppe über die Mauer steigen, und euch der Burg und ihres Inhaltes bemächtigen; wünsche, dass euch das Abenteuer wohl bekommen möge." Und als er diese Worte gesprochen hatte, war er sogleich spurlos verschwunden. Nun sah Robert mit tiefem Sinnen auf das Werk des Jägers, dann aber fuhr er plötzlich auf, wandte sich zu seinen Gefährten und sprach: „Ihr sollt mich mitnichten begleiten, ganz allein will ich dies Raubnest zerstören, das der Tiger verlassen und eine bluttriefende Hyäne zum Wächter darin gesetzt hat." Und rasch stieg er an der seltsamen Leiter empor, das Auge auf die Zinne gerichtet, wo sich nimmer Jemand blikken liess. Die Gefährten blieben unterdessen, ihrem

Gebieter gehorsam, unthätig zurück, und priesen seinen Heldenmuth, die Stufen zählend, die er schon zurückgelegt hatte, und ängstlich harrend, ob er auch sein Ziel glücklich erreichen werde. Siehe, da ereignete sich etwas Seltsames, denn aus der blauen Höhe senkte sich plötzlich ein Adlerpaar herab, und Beide setzten sich am Fusse des Thurmes einander gegenüber. Das Eine dieser königlichen Thiere war ein Männchen, das Andere aber ein Weibchen, und Beide geriethen in einen heftigen Streit mit einander. Da fasste das Männchen nach dem untersten Pfeil in der Mauer, und schleuderte ihn nach dem Weibchen, doch ohne es zu treffen; diese ergriff nun den zweiten Pfeil, um ihren Gatten damit zu verletzen, doch fiel er kraftlos zu Boden, denn die Spitzen waren in den Mauerspalten sitzen geblieben. Darauf entfalteten die beiden Adler ihre Schwingen und griffen nach den höher aufgesteckten Pfeilen und brauchten sie mit demselben geringen Erfolge, bis sie endlich auch die letzten erreicht hatten und sich auf der Zinne des Thurmes niederliessen. Dort neigten sie sich verhöhnend gegen einander und erhoben sich mit weitausgebreiteten Flügeln in die blauen Lüfte, von wannen sie gekommen waren. Verwundert hatten die Gefährten des jungen Ritters dies Schauspiel betrachtet, ohne es hindern

zu kömmen, und beklagten ihren Herrn, dem jetzt jeder Rückweg abgeschnitten sei, denn dieser erreichte den Burghof in demselben Augenblicke, als der letzte Pfeil von der Zinne zur Erde niederfiel. Robert sah sich in dem Hofe um, der gänzlich unbewacht war, und als Niemand auf sein Lärmen hörte, riss' er sein Schwerdt aus der Scheide und schritt gerade auf die Pforte zu, die in das Innere führte. Da öffnete sich diese langsam, und paarweise erschienen zwölf goldlockige, weissgekleidete Jungfrauen, mit Spindeln in den Händen: in ihrer Mitte aber strahlte eine herrliche Erscheinung, angethan mit einem Purpurgewande, jedoch wie ihre Begleiterinnen eine Spindel in der Hand. Diese nahte sich dem Ritter und sprach: „Ich bin eure Base Emma, die zu bekriegen ihr erschienen seid: so erhebt denn euer Schwerdt gegen unsere Waffen, und seht zu, was ihr gegen dieselben auszurichten im Stande seid." Aber Robert vermochte nichts gegen die holde Erscheinung, die ihn ganz und gar gefesselt hatte, er senkte sein Schwerdt, warf sich der liebreizenden Emma zu Füssen und sagte mit tiefem Erröthen: „Mit Widerstreben erkenne ich die Gewalt, die eure Schönheit über mich ausübt: meine Waffe lege ich besiegt zu euren Füssen, mein Geschick in eure Hände: so bestimmt denn, was aus

mir werden soll." Emma aber hob mit freundlichem Lächeln den Knieenden zu sich empor, zog ihn sanft in ihre Arme und sprach: „Mit nichten bin ich Siegerin; euer erster Blick hat mich überwunden und zu eurer demüthigen Magd gemacht." Als nun Beide die Gelübde der Liebe und Treue gegen einander ausgetauscht hatten, ging Robert auf die Mauer, rief seinen Gefährten zu, sich schleunigst heim zu begeben, und zu verkünden, dass er wohl aufgehoben sei und bald wieder zu kommen gedenke, dann aber kehrte er zu seiner Holden zurück und ging mit ihr in die innern Gemächer der Burg. Nach einigen Tagen aber gedachten die Liebenden der Heimkehr der beiden Väter, und wie diese ihr friedliches Beisammensein unbarmherzig stören würden. Anfangs waren sie darüber sehr bekümmert, fassten indess bald einen Entschluss, und erkohren den Elbstrom zu ihrem Schutzherrn. Schon andern Tages sah man unzählige Menschen beschäftigt, einen langen und tiefen Graben zu ziehen, der Emma's Behausung von dem Festlande trennen und zu einer Insel umformen sollte. Dies geschah, und bald darauf umspülte die Elbe den Wohnsitz der Liebenden von allen Seiten und schützte ihn gegen die Angriffe eines Jeden, der aus dem Innern des Landes kam. — Der alte Kaiser hatte in-

dessen zwischen den beiden feindlichen Rittern die Sühne versucht, und diese, um des Zwanges ledig zu werden, hatten sich scheinbar versöhnt. Als sie aber die Kaiserliche Pfalz verlassen hatten, entbrannte ihr Hass von Neuem, Anfangs in Worten und darauf in der That, denn sie zogen die Schwerdter gegen einander, und nur auf dringende Vorstellung ihrer Diener liessen sie dieselben ruhen, denn sie hatten geschworen, in Frieden heim zu ziehen, und jeder Bruch des Gelobnisses sollte für eine Verletzung des Landfriedens gelten. — Die Insassen des Ritter Hatto aber, als sie das Beginnen des Junker Robert deutlich erkannten und begriffen, dass er nicht wiederkehren werde, sich auch durch Aufwerfung eines tiefen Grabens von ihnen getrennt hatte, begannen sich vor der Wuth des alten Hatto zu fürchten, hielten einen Rath mit einander, und beschlossen, sich gleichermaassen von dem Festlande durch einen breiten Graben zu trennen, und dem alten Hatto nicht eher den Uebergang zu gewähren, bis er geschworen, sie nicht dafür strafen zu wollen, dass sie seinen Sohn so schlecht gehütet hätten. So ward nun dies Vorhaben von mehreren tausend Menschen ins Werk gerichtet, und als der dritte Tag zu Ende ging, war die Arbeit vollendet, und das Gebiet des alten Hatto

war, wie das seines Todfeindes, von dem brausenden Elbstrom umgeben. Am andern Morgen erschienen die beiden Ritter an dem Ufer der neuentstandenen Strömung, und forderten die Insassen ihrer Burgen auf, diese zu öffnen und einen Steg herbeizuschaffen. Diese aber weigerten sich, es zu thun, es sei denn, dass man sie aller Strafe ledig lassen wolle. Dess weigerten sich die Ritter, und glühend vor Zorn schwuren sie, die Gräben mit einem Springstocke zu überschreiten, da stieg plötzlich ein dichter Nebel aus der Erde vor ihnen auf, der eine förmliche Wand bildete, und zu gleicher Zeit sank die Sonne hinab, so dass sie das gegenüberliegende Ufer nicht mehr erkennen konnten. Sie beschlossen nun, den nächsten Morgen abzuwarten, und gelobten sich im Herzen, eine furchtbare Rache zu nehmen. Während der Nacht aber erhob sich ein grauenvoller Sturm, der die Elbe wüthend aufregte, so dass diese mit lautem Tosen durch die neu gezogenen Bahnen schoss, und ein Stück Land nach dem andern mit sich fortriss. Als darauf am andern Morgen die beiden Ritter aus ihrem Schlummer erwachten, sahen sie sich eine weit grössere Strecke von ihren heimathlichen Burgen entfernt, als am Abend vorher. Sie aber achteten nicht darauf, sondern setzten zu gleicher Zeit an, um das

jenseitige Ufer springend zu erreichen; jedoch, bevor sie die Mitte des neuen Stromes erreichten, verliess sie die Kraft, und sie sanken in die Fluth. Bald arbeiteten sie sich indessen wieder empor, und setzten schwimmend ihren Weg fort; mit Grauen bemerkten dies die Burgsassen. Da fügte es sich, dass der Strom die beiden Todfeinde einander entgegen trieb, denn Ebbe und Fluth lagen in der Scheidung; sie fassten sich mit starken Armen, Einer suchte den Andern zu bezwingen, bis endlich Beide die Kraft verliess und sie mit einem lauten Geheul in die Tiefe versanken. Die laut aufbrausende Ebbe führte die beiden Leichname seewärts, und Robert und Emma lebten fortan in Glück und Frieden. So entstand die Süd-Elbe; so wurden die Inseln Assler-Sand und Kraut-Sand."

Die Erzählung des Schriftstellers fand bei einigen Zuhörern ungetheilten Beifall, bei Vielen aber regte sie die Sucht zu kritisiren an, und es wurden so viele Einwendungen laut, dass man Stoff genug hatte, um einige Kapitel eines neuen „Phantasus" zu füllen. Er liess Alles geduldig über sich ergehen, und erfreute sich während der Zeit der ruhigen und doch so mächtig imponirenden Nordsee, die vom

Mondlicht bestrahlt, feenartig leuchtete, und ihre sich kräuselnden Wogen dem Bug des heranbrausenden Schiffes entgegen wälzte. Als endlich des Redens kein Ende wurde, und das Hin- und Hersprechen in ein völlig Babylonisches Sprachgewirr überging, erhob sich der Erzähler und flehte mit wahrhaft komischer Betrübniss: „Gnade vor Recht muss ich von den strengen Richtern mir erbitten; ich bin schuldlos, denn ich habe Ihnen auf Ihr eignes Begehren nichts anderes erzählt, als was man in hiesiger Gegend die „Sage von der Süd-Elbe" nennt. Um ein gleiches Versprechen zu erfüllen, erlauben Sie mir vielmehr, dieser jungen Dame die Geschichte von den beiden frommen Schwestern in Altenbruch zu erzählen; ich stelle dagegen einen Revers aus, Ihren kritischen Erörterungen einen ganzen Tag meine Aufmerksamkeit zu schenken, wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen, mich nach Beendigung meiner Sommerreise in Berlin zu besuchen."

Diese Bitte fand die allgemeine Zustimmung und der Dichter begann:

Die beiden Thurmspitzen.

„In dem Dorfe Altenbruch lebten zwei Schwestern in dem ererbten väterlichen Hause bei einander, die

die Achtung und Liebe nicht nur aller Dorfbewohner, sondern auch der entfernter liegenden Ortschaften in einem hohen Grade genossen. Sie waren schon alt und runzlich, aber Jungfrau Anna sowohl, als Jungfrau Beate wurden von allen jungen Männern mit der zärtlichsten Achtung begrüsst, und erhielten stets im Frühling die ersten Veilchen und im Herbste die letzten Spätrosen. Nun traf es sich, dass die Kirche des Dorfes alt und baufällig wurde, und einzustürzen drohte: die Gemeinde aber war damals nicht allzuwohlhabend und vermochte keine neue aufzubauen. Da erschienen die beiden Schwestern vor den Kirchspielsherrn und sagten: „Seht, der Herr hat uns mit Reichthum gesegnet vor allen Andern, wir aber sind ein Paar unerfahrne Mädchen, und wissen mit dem Pfunde, das uns anvertraut worden ist, nicht zu wuchern. So bittet denn die Gemeinde, dass sie uns gestatte, es zur Ehre des Herrn zu verwenden, indem wir eine neue Kirche bauen lassen, worin das Lob Gottes verkündiget wird, bis in die spätesten Zeiten." Da lobten die Kirchspielsherren die beiden Jungfrauen ob dieser frommen Entschliessung: der Stand ihres Vermögens wurde genau erforscht, und alle Vorkehrungen getroffen, die beiden Schwestern bis zu ihrem Tode vor allem Mangel zu schützen und sie zu hal

ten, wie Kinder der Gemeinde; das Uebrige aber nahm die Obrigkeit an sich, und fand, dass es gerade hinreiche, um eine Kirche davon zu bauen und auf derselben einen stattlichen Thurm zu setzen. Alsobald begann der Bau, und da Jedermann mit Lust und Liebe daran ging, wurde er rasch gefördert. Auf dem Bauplatz aber hatte man einen etwas erhöhten Sitz angebracht, der durch einen Baldachin geschützt wurde, der war für die Schwestern bestimmt; damit sie ein Plätzchen zum Ausruhen fänden, wenn ihnen die Lust käme, dem Bau zuzusehen. Sassen sie dann Hand in Hand neben einander, kamen alsobald die Leute heran, sie zu begrüssen, sie mit Blumen und Früchten zu erfreuen und ihnen alle Ehre zu erweisen. Dies hatte der junge Meister, dem der Kirchenbau übertragen war, schon mehrere Male kopfschüttelnd angesehen, aber endlich vermochte er seine Neugier nicht länger zu zügeln; verwundert fragte er den ältesten Kirchspielsherrn, was es mit den beiden alten Jungfern für eine Bewandniss habe, die ihm wie ehrwürdige Reliquien vorkämen? Dieser aber zürnte dem jungen Mann, dass er seine Frage in einem so spöttischen Tone gethan, dann fasste er ihn unter den Arm, führte ihn abseits, und begann: „Anna und Beate sind die beiden Töchter eines hiesigen Insassen, und

Zwillingsschwestern; schon ihre Jugend war trübe, denn sie erfreuten sich nicht der liebenden Vorsorge einer Mutter, diese war bereits nach der Geburt der Kinder gestorben. Der Vater war zänkisch und mürrisch, er maass den Kindern den Tod der Mutter bei, behandelte sie deshalb stets unfreundlich, fast hart, und sonach war es ein Glück für sie, als der Alte, den der böse Geist immer mehr beherrschte, starb, noch ehe sie das achte Jahr erreicht hatten. Nun nahm sich die Gemeinde der Kinder an, gab ihnen eine Pflegerin, hielt sie zur Kirche und Schule, und verwaltete gewissenhaft das grosse Vermögen. Die Mädchen wuchsen indessen heran, und wurden liebreizende Jungfrauen. Als sie das sechszehnte Jahr angetreten hatten, fanden sich bereits eine Menge Freier ein, die das Herz der lieben Kinder auf alle Weise für sich zu gewinnen suchten. Aber keiner von Allen vermochte es, sie zu rühren, und die Jünglinge zogen trauernd von dannen. Da kam ein junger Edelmann aus der Gegend von Freiburg, der dies unfern von seiner Heimath liegende Dorf aufsuchte, um seinen frühern Lehrer, der hier als Prediger angestellt war, zu begrüssen. Er sah die beiden Jungfrauen, die in dem Hause des Predigers aus- und eingingen. Dieser fühlte sich von der Schönheit der beiden Mädchen

mächtig getroffen, doch zog es ihn am innigsten zu Anna hin, und er beschloss, um diese zu werben. Die beiden Mädchen aber hatten den schönen jungen Edelmann nicht ungestraft in das feurige Auge gesehen, denn ihre Herzen entbrannten für ihn in gleicher Gluth, und da sie nicht im Stande waren, einander irgend etwas zu verhehlen, sanken sie sich in die Arme und vertrauten sich laut weinend ihren gegenseitigen Liebesschmerz. Endlich ermannten sie sich, und sich in die treuen Augen sehend, beschlossen sie, wenn der Junker seinen Blick auf sie richten, und eine von ihnen zur Gemahlin erkiesen werde, solle dies ein Gottes-Urtheil für sie sein, und die Andere wolle Zuflucht in einem Kloster suchen. Bald trat nun auch der Junker mit seiner Werbung hervor; Anna gab ihm ihre Hand zum Liebesbündniss, und Beate bereitete sich, mit gebrochenem Herzen in's Kloster zu gehen. Weil der Junker aber vor seiner Hochzeit noch eine wichtige Reise zu unternehmen hatte, wurde diese ein halbes Jahr hinausgeschoben, und Beate beschloss, bis dahin bei ihrer Schwester auszuharren. Kaum aber war der Junker abgereist, als eine böse Blatternkrankheit in's Land kam, und viele Menschen tödtete, oder des Gesichts beraubte. Auch Anna wurde von dieser Seuche be-

fallen und musste viele Schmerzen erdulden, während Beate, ihre treue Pflegerin, von derselben verschont blieb. Nun kam zwar Anna mit dem Leben davon, sie büsste auch das Augenlicht nicht ein, aber als sie von ihrem Siechbette erstand, war ihr Gesicht von den Blatternarben furchtbar zerrissen, sie war bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und erschrak vor sich selbst, als sie sich zum ersten Male in einem hellen Spiegel erblickte. Da ergriff sie ein tiefer Schmerz, denn in diesem Augenblicke fühlte sie es klar, dass sie den Geliebten für immer verloren habe, und je sorgsamer sie diese frischblutende Wunde vor den spähenden Blicken der Schwester verbarg, desto heftiger schmerzte sie. Um diese Zeit kam der Junker zurück, und gerade in einem Augenblicke, als Beate, im vollen Glanze der Schönheit strahlend, vor der Thür des Hauses stand. Er erblickte die liebliche Gestalt, breitete die Arme aus, und eilte ihr mit dem Ausrufe: „Anna! Meine Anna!" entgegen. Beate wich zurück, und sprach mit bangem Erröthen: „Ich bin nicht eure Anna!" und zugleich stürzten die Thränen aus ihren Augen, denn sie fühlte, dass ihre kaum entschlummerte Leidenschaft für den Bräutigam ihrer Schwester mit der frühern Stärke erwachte. Nun gewahrte der Junker auch Anna, und ward von diesem Anblick

so überrascht, dass er mit einem Schreckensruf zurückwich, und sie mit den Händen von sich abwehrte. Ein tiefer Seelenschmerz, für den man umsonst nach Worten sucht, bemächtigte sich der armen Anna, und bewusstlos sank sie zu Boden. Als sie aber durch die Bemühungen der lautweinenden Schwester wieder in's Leben zurückgerufen war, fühlte sie sich wunderbar gestärkt und erkräftigt; sie ging auf den Junker zu, der noch immer regungslos dastand, ergriff seine Hand, und sprach mit dem unwiderstehlichen Tone frommer Unschuld: „So seid doch nur so gut, edler Junker, und hört mich an. Ihr findet eure Anna, die von einer schrecklichen Krankheit heimgesucht wurde, verunstaltet, und könnt die alte Liebe für sie nicht wieder finden. So lasst denn mich, die ich von der menschlichen Gesellschaft geschieden bin, zuerst zurücktreten. Ihr seid frei, und möge es euch nun gefallen, euer Auge auf meine Schwester zu richten, die euch mit jungfräulicher Zärtlichkeit liebt, und ihr das Glück gewähren, worauf ich keinen Anspruch mehr habe. Ihr seid Beaten mit ausgebreiteten Armen entgegen geeilt, so umschlingt sie denn mit eurer Liebe für das ganze Leben, und macht sie glücklich, dann wird mein Segen auf euch ruhen, und ich werde in meiner Einsamkeit für euch beten." Mit diesen Wor-

ten fügte sie die Hände des Junkers und der Schwester in einander, und der Erstere floss über von Dankesworten, während Beate laut weinend in die Arme ihrer Schwester sank. Alle Vorbereitungen zu der Vermählung wurden nun getroffen, und von nahe und ferne strömten die Gäste herbei, um das Fest feiern zu helfen. In der Nacht vor dem Hochzeitstage aber erwachte die Braut gleich nach Mitternacht; sie fühlte sich seltsam beängstigt in der kleinen Kammer und sehnte sich hinaus in's Freie. Sie trat in den Garten und sah am Ende der Allee, die denselben durchschnitt, etwas Weisses schimmern. Nicht ohne Furcht näherte sie sich und erkannte bald ihre Schwester Anna, die, in Thränen aufgelöst, auf den Knieen lag und laut betete: „Du Herr der Gnade, gieb, dass ich das Glück der Schwester nicht mit neidischem Auge ansehe, sondern mich desselben erfreue immerdar; gieb, dass ich ihr Glück als das meinige betrachte, und mich selig fühle, wenn sie in den Armen des Mannes ruht, dessen ich nicht mehr gedenken darf! Vor Allem aber gieb, dass ich den Geist des Unmuths, der in mir wacht, immer mehr besiege, damit er nicht volle Herrschaft über mich gewinne, also dass ich Hand an mich lege, und durch solche Unthat von deinem himmlischen Freudenreiche ausgeschlossen

würde. Gieb Kraft und Stärke, Herr; und erhalte Deine demüthige Magd aufrecht!" — Als die Braut solche Worte vernahm, ging sie still zurück um die fromme Schwester nicht zu stören, und begab sich in ihr Kämmerlein. Hier empfand sie eine himmlische Freudigkeit, und als sie ihr Lager erreichte, fiel sie in einen sanften, erquickenden Schlummer. Als aber am andern Morgen die Glocken zum Kirchgange läuteten, und Anna an der Spitze der Brautjungfern in die Kammer der Braut trat, ging ihnen diese ganz ungeschmückt entgegen: „Ihr lieben Mägdlein, geht einen Augenblick hinaus, ich habe mit der Schwester zu reden." Und als sie sich mit Anna allein sah, warf sie sich in ihre Arme: „Vergieb, mein Schwesterlein, dass ich mich eine Zeitlang selbst nicht erkannte, und glaubte, ich könne ein Glück geniessen, dessen du nicht theilhaftig werden kannst; vergieb, dass ich einem Manne mich zu eigen geben wollte, der dir untreu geworden ist; ich habe mich wiedergefunden und werde mich nimmermehr von dir trennen, denn nur an deinem Herzen ist mein alleiniger Platz." Nichts halfen Anna's Betheurungen, sie sei glücklich; nichts ihre Bitten, dem Junker ihre Liebe nicht zu entziehen; sie legte den Ring ab, den sie von ihm empfangen, wies bescheiden, aber fest, den Kranz zurück, den die

Jungfern ihr brachten, und der Junker war gezwungen, die Kirche wieder zu verlassen wie er sie betreten hatte, nämlich ohne Frau. Die beiden Schwestern aber lebten seitdem ungetrennt bei einander, und keine Zeit hat den Frieden ihres Herzens getrübt, obgleich, wie ihr sehen könnt, der Jahre schon viele vorübergegangen sind." — Als der Kirchspielsherr so geendet hatte, nahm der junge Meister den Hut ab und sprach: „Nun, so will ich doch all mein Lebtage nicht wieder über eine alte Jungfer lachen, seitdem ich weiss, dass es solche grosse Herzen darunter giebt: vielmehr will ich den Bau mit verdoppelter Lust zu Ende bringen, und ihr sollt weit und breit ein solches Kirchlein nicht mehr finden." — Der Baumeister hielt Wort, und das kleine Gotteshaus stand vollendet da: auch der Thurm war schon ziemlich gefördert, und weil an dem Orte seit längerer Zeit keine gottesdienstliche Feier stattgehabt hatte, beschloss man, die Kirche einzuweihen. Und am nächsten Sonntage erschien der Prediger mit den Kirchspielsherren in dem Hause der Schwestern, um sie zum feierlichen Gottesdienst abzuholen, und wiess ihnen den Ehrenplatz an, den die Gemeinde besonders für sie bestimmt hatte. Von hieraus horchten sie der weisen Lehren des ergrauten Priesters, und blickten sich nur

von Zeit zu Zeit an, um sich an den gegenseitigen Anblick zu erquicken; und als der Prediger sich erhob, um der Gemeinde den Seegen des Herrn zu ertheilen, erhoben auch die Schwestern sich, und sanken sich lautweinend in die Arme, und eine tiefe Rührung hatte Alle ergriffen, als der Schlussgesang angestimmt wurde. Nun nahmen auch Anna und Beate ihren Sitz wieder ein, aber nur um ihn nicht wieder zu verlassen, denn der Engel des Todes erbarmte sich ihrer, also dass er sie inmitten ihrer höchsten irdischen Wonne hinwegführte in das himmlische Freudenreich. Eine grosse Bestürzung ergriff die Gemeinde, bald aber erkannte sie, wie wohl den Hingeschiedenen sei, und pries den Herrn. Als sie nun die letzte fromme Pflicht erfüllt, und sie beerdigt hatten, traten die Kirchspielsherren zusammen und beriethen, was sie wohl thun sollten, um das Andenken der beiden Schwestern für ewige Zeiten bei der Gemeinde wach zu erhalten. Da trat der junge Baumeister vor, und sprach: „Mit Verlaub, ihr Herren, wenn es euch genehm wäre, wüsste ich wohl, was zu thun sei. Ich führe den Thurmbau zu Ende: wenn wir aber bis zur Kuppel gelangen, dann lasse ich diese in zwei gerade und schlanke Spitzen auslaufen, und auf eine jede derselben setzen wir eine goldene Krone, die weit hinaus

n das Land und über den Strom leuchte. Auf den Kronen aber bringen wir die Namen der beiden Seligen an, also, dass die eine die „Beaten-Spitze", die andere aber die „Annen Spitze", genannt werden mag." — Dieser Vorschlag des jungen Baumeisters leuchtete den Kirchspielsherren ein, und als diese denselben in versammelter Gemeinde vortrugen, ward er mit einstimmigem Beifall aufgenommen. — „Und dieser Beschluss", endete der Dichter seine Erzählung, „ward in's Werk gerichtet, und wie Sie sich vor einigen Stunden selbst haben überzeugen können, steht jenes Denkmal noch unversehrt da, obgleich seit den Tagen da Jene, denen es errichtet wurde, und Jene, die es errichten halfen, hingeschieden sind, bereits manche Generation zu Grabe getragen wurde."

Ein fast einstimmiger Beifall folgte dieser einfachen, rührenden Erzählung, die sich besonders die Theilnahme der Damen errang. Jetzt ward es ganz ruhig auf dem Verdeck, und Alles schien in ein ernstes Sinnen verloren. Das Meer glühte hell auf im Mondlicht und bot der leichterregten Phantasie einen unbegränzten Spielraum: eine ganze Schaar von Meerfrauen tauchte aus den Fluthen auf, und der riesige

Wassergott erschien auf seinem Muschelwagen, er schlug mit seinem mächtigen Trident in die stille Fluth und diese blitzte auf in rother, grüner und blauer Farbenpracht, so, dass es erschien, als ob das ganze Reich der *Fata morgana* aus der Tiefe des Meeres aufsteigen und sich den Sehnsüchtigen eröffnen wolle. Eine junge Dame aber sprach leise zum Dichter: „Und die Sage von der Insel Neuwerk, die Sie uns in Ihren Seemanns-Sagen erzählt haben, wollen Sie sie nicht hier wiederholen? Soll sie nicht in dem heutigen Kranze die Dritte sein?"

Alle Uebrigen stimmten ein, und schon schickte Jener sich an, zu erzählen, was längst aller Welt gedruckt übergeben ist, da erscholl die Stimme des Capitains, und mit ihr zerstob die poetische Begeisterung der Passagiere des Patrioten nach allen vier Himmels-Gegenden.

„Helgoland in Sicht!" rief er, und Alles richtete sich hoch empor, um die hohe Felsen-Insel zu schauen, die für diesmal das Ziel unserer Wallfahrt sein sollte

VI.

Landung.

Landung.

Nicht ohne Eigenthümlichkeit ist der Anblick, den Helgoland am hellen Tage gewährt; aber wer diese Insel zuerst bei Nacht ansegelt, kann sich eines leichten Schauers und der flüchtigen Erinnerung an die Alt-Nordische Sagenwelt nicht entschlagen. Wenn das Dampfschiff brausend durch die Fluthen dahin fliegt, lehnt sich der sentimental-poetische Reisende an die Galerie, blickt bald auf die schäumenden Wellen, bald auf das von den Nebeln der Nacht umwallte Felsen-Eiland und träumt sich, ein tapferer Seekönig zu sein, der mit eisernem Kiele das Meer pflügt und dahin zieht, um die von Göttern stammende Geliebte aus der Gewalt eines furchtbaren Riesen zu befreien. Die leicht erregten Wellen tanzen vor dem Schiffe her; wenn sie sich aus der Tiefe emporheben, glänzt die eine Seite dem sternbesäeten Himmel entgegen, und strömt einen Lichtschein von sich, während die

andere Seite in Finsterniss gehüllt ist. Aus diesem beweglichen Chaos, diesem stetem Wechsel von Schatten und Licht, erhebt sich der Felsen von Helgoland. Er ist in Nacht gehüllt, und fast zauberhaft wirkt der Schein der Lichter aus den Häusern am Ufer, während man diese selbst nicht sieht. Die Luft ist still und ruhig, und in dem Augenblicke, wenn der Anker in die Tiefe hinabfährt, rauscht die See kaum hörbar am Ufer empor. Welch' ein Gemurmel dringt an unser Ohr? Es ist vernehmbar, wie das Brausen, das dem Ausbruch des Sturmes vorhergeht, und eine erwartungsvolle Stille hervorruft. Die am Strande versammelte Volksmenge ist es, aus Insulanern und Badegästen bestehend, die sich hier jederzeit bunt durcheinander drängen, wenn ein neues Dampf- oder Packetschiff landet. Die Ersteren erwarten neue Fremden und mit diesen, steigenden Verkehr, lebhafteren Geld-Umsatz; die Anderen sehnen sich nach neuen Fremden, nach Zeitungen, Wechselbriefen und Klatschgeschichten aus der Heimath. — Sobald der Anker des Patrioten in die Tiefe hinabgesenkt ist, liegt dieser schwimmende Koloss auf den Wellen wie gebannt und die Besatzung drängt sich herbei, um die Passagiere sammt ihren Gütern sobald nur immer möglich vom Bord los zu werden. Leicht wäre diese Arbeit be-

schafft, wenn man sie den Leuten allein überliesse, aber die Passagiere drängen sich mit hinzu, und bringen Verwirrung in eine Sache, die sonst in guter Ordnung von Statten ginge. Ein grosser Berg von Koffern, Mantelsäcken, Hutschachteln und anderem Gepäck wird in der Mitte des Verdecks aufgethürmt, und nun stürzt sich Alles darüber her, um zu seinem Eigenthum zu gelangen. Aber wie eine Mauer stellen sich die Matrosen mit abwehrenden Händen den Anstürmenden entgegen:

„Hier nicht, Herrschaften!" —

„Doch, lieber Herr Bootsmann. Ich muss meinen Mantelsack sogleich mitnehmen; obenauf liegt mein Schlafrock!" —

„Herrschaft wird Alles am Lande wiederfinden, hier bekommt keiner etwas!" —

„Das ist aber doch höchst sonderbar! Während der ganzen Reise habe ich meine Effekten nicht mit einem Auge gesehen, und jetzt, da sie mir deutlich vor der Nase liegen, soll ich sie nicht anfassen dürfen? Warum nicht?"

„Schiffsgesetz!" brummt der Matrose und der nach seinem Schlafrock begierige Binnenländer zieht sich kopfschüttelnd zurück; er versteht nicht ganz, was mit dieser Antwort gemeint ist, aber ein dunkles Gefühl

sagt ihm, dass er sich gegen die „Subordination zur See," die er aus Marryats Romanen kennen gelernt hat, nicht wohl auflehnen darf. — Lieber Reisender zur See! Aengstige dich nicht um deiner Sachen willen, sondern steige flugs und fröhlich in das Boot, welches bereit liegt, um dich an's Land zu bringen; wenn alle Passagiere das Schiff verlassen haben, bringt man die Sachen ihnen nach, und thürmt sie in dem Saal des „Conversationshauses" übereinander. Bist du in deinem Quartier angelangt, frägt dein Wirth bescheidentlich nach deinem Namen und der Stückzahl deiner Effekten, und ehe eine Viertelstunde vergeht, bist du in dem Besitz derselben.

Sie rauschen heran die Böte, die uns dem Ufer zuführen sollen. Eine eigenthümliche Scenerie, die sich vor uns entfaltet! — Das Gemurmel am Strande dauert fort, und wandelnde Lichter hüpfen auf demselben hin und her; hoch auf dem Gipfel des Felsens steht der Leuchtthurm und die Lampen desselben strahlen eine feurige Gluth von sich aus. Ueber demselben prangt der Mond und giesst einen zitternden Lichtschimmer um die Insel; aber diese doppelte Beleuchtung, die von hinten auf das Ganze fällt, hüllt den Vordergrund in eine um so undurchdringlichere Finsterniss und das geübteste Auge ist nicht im Stande,

sie zu durchforschen. Von fernher schallen Ruderschläge; sie kommen näher und näher, aber noch immer ist das Boot nicht sichtbar; da blitzt es plötzlich unweit des Vorderbuges auf, und mit grosser Schnelligkeit schiesst ein Boot heran, das nun auch in derselben Secunde vor dem Fallreep liegt.

Ich will der Letzte sein, der das Schiff verlässt; ich muss es sehen, dies Gedränge, dies Stossen, dies Entschuldigen, dies Naserümpfen und Auflachen, wenn Einer dem Andern auf den Fuss tritt, oder ihm den Vorsprung abgewinnt.

„Haben Sie die Güte, meine Damen!" spricht der Capitain mit unerschütterlicher Ruhe und beispielloser Geduld. „Das Boot wartet auf Sie."

„Bitte, Madame Petersen," wendet sich eine Dame zurückweichend zu ihrer Nachbarin, „nehmen Sie den Vortritt." —

„Unter keiner Bedingung, Frau Senatorin! Ich werde Ihnen folgen!"

„Ich kann doch unmöglich zuerst..."

„Ehre dem Ehre gebührt!"

Der Capitain beisst sich in die Lippen, allein er schweigt, denn Damen sind keine Matrosen, aber aus dem Boote vernimmt man einige unartikulirte Laute im Brunsbüttler Styl und nun drängen sich drei zu-

gleich die schmale Schiffstreppe hinab, so dass es ein Wunder ist, wenn sie wohlbehalten unten anlangen.

„Boot voll!" ruft der Führer der Schaluppe und alsobald stösst sie ab; fast in demselben Augenblicke ist sie auch aus dem Gesichtskreis der zurückbleibenden Passagiere entschwunden, während die Ruderschläge noch immer aus der Ferne herüberklingen, und ein neues Boot an den Fallreep legt.

Und Boot an Boot drängt sich vorüber; gespenstisch tritt es aus der Nacht hervor, um gleich darauf wieder in dieselbe hineinzutauchen; lichter werden die Reihen der Passagiere, lauter das Gemurmel am Strande, und als das letzte Boot von dem Steuerbord des Patrioten Abschied nimmt, bleibt das Meer für den Rest der Nacht verwaist, — eine majestätische Wüste!

VII.

Meine Wohnung.

Meine Wohnung.

Wenn du, geduldiger Leser und ermüdeter Reisender, mir von dem Patrioten an's Land gefolgt bist, dann dringe, wenn du nun das Ufer erreichst, getrost auf den Phalanx ein, der sich dir entgegenstellt. Du wirst nicht, wie einst Arnold von Winkelried, eine Mauer von Speeren zu durchbrechen haben, sondern es bildet sich für dich ein freier Durchgang und du siehst dich von neugierigen und dienstwilligen Leuten jedes Standes umgeben. Zwar haben wir nun die seltsame Insel betreten und vor uns erglänzt die See im Mondenschein, — ein überaus erhabenes, des Betrachtens werthes Bild! — aber jetzt gebrauchen wir zuförderst eine Wohnung. Es soll mir nicht daran fehlen! Ein Freund hat mir eine Karte an einen seiner Freunde mitgegeben, der auf Helgoland badet und dieser Herr soll für mein Unterkommen sorgen; ich weiss, wo dieser Herr wohnt und bin weiter nicht

in Sorgen. Apoll beschützt seine Jünger; dies merkte ich auch aus Nachstehendem: Als ich mich der Menschenmasse näherte, die den Strand bedeckte, und diese mit Fragen aller Art auf mich eindrang, rief ich laut:

„Wer kann mir den Weg zu der Wohnung des Lootsen Claus Stoldt zeigen?"

„Ich bin seine Tochter!" sagte ein kleines allerliebstes Kind von ungefähr zwölf Jahren, ergriff meine Hand und führte mich aus dem Gedränge.

„Ei! Das ist ja ganz herrlich! Sage mir, mein Kind, wohnt nicht bei euch unter andern der Kaufmann Lübeck aus Altona?"

„Ich bin dieser Kaufmann Lübeck!" entgegnete mir ein artiger Mann von mittlerer Grösse, der in meiner Nähe stand. „Was steht zu Ihren Diensten?"

„Ei!" rief ich abermals überrascht, und diesmal noch angenehmer. „Verzeihen Sie die eigenthümliche Art, mich Ihnen vorzustellen, mit der Eigenthümlichkeit der Situation. Hier ist mein Creditiv, eine Karte von Ihrem Geschäfts-Genossen, dem ehrenwerthen Herrn R..."

„Sehr angenehm! Nachher mehr von Stand, Namen und dergleichen Ceremonien. Ein Seestrand ist

kein Coursaal. Sie logiren doch mit mir in einem Hause? Kommen Sie, mein Herr!"

Wir erreichten das im Vorland belegene Haus unseres Wirthes und eine freundliche Stube nahm mich auf. —

Ich bin untergebracht: aber ihr vielen Tausend Reisenden, die ihr nach mir kommen werdet, wo wollt ihr untergebracht sein? — Wer recht vornehmen Sinnes ist, und nebenbei seine Börse nicht allzusehr schonen will, der muss bei dem Gastwirth Mohr, in der „Erholung am Strande" einkehren, und er wird daselbst nichts vermissen, was er in dem Gasthof einer grossen Stadt zu finden gewohnt ist. — Die Damen und Herren vom Patrizier-Geschlecht, die eine immerwährende Aussicht auf das unbegränzte Meer lieben, ziehen in die prächtigen Häuser des Fallem, einer Strasse im Oberlande; sie werden diese Gegend ganz besonders gern wählen, weil man von ihr auf alle übrigen Insel-Bewohner vornehm herabsieht. Wer aber bescheidenen Sinnes ist und, gleich mir, Einfachheit mit Bequemlichkeit verbunden liebt, der ziehe, — gleich mir, — in eine der vielen kleinen Lootsen- und Fischer-Wohnungen, die sich sowohl im Ober- als auch im Vorlande befinden.

Die Häuser sind nur klein, aber sehr niedlich ein-

gerichtet: Alles ist hier Niederländisch: in der ganzen Art und Weise der Anordnung erkennt man flugs eine nicht geringe Aehnlichkeit mit den Elbdörfern Neumühlen, Oevelgönne und Blankenese, und dies Alles erinnert wieder an einen Holländischen Strand, wie unsere Marine-Maler ihn so täuschend auf die Leinwand zu übertragen wissen. Die Reinlichkeit, die hier herrscht, ist etwas Ausserordentliches, in dieser Beziehung sollte man sich in der That nach „Alt-Niederland" versetzt glauben. Was würden wohl die Berliner Dienstmägde, dieser Stolz „Alt-Moabits" sagen, wenn sie dieses „Geschaure" sähen? — Mein Zimmer ist so eigenthümlicher Art wie es auf dem Festlande gar keins giebt: es ist allerdings niedrig, aber es ist so wohnlich, wie es kein verschwenderisch eingerichtetes Gastzimmer in dem reichsten Kaufmannshause ist. Ich muss es ein wenig näher beschreiben, damit meine Leser wissen, ob sie ein solches Zimmer beziehen möchten, wenn sie nach Helgoland kommen. Der Fussboden ist „en naturell," das heisst, er ist mit keinem Indischen Teppich belegt, sondern zeigt uns die nackten Dielen, aber diese sind von einer blendenden Weisse, und blank wie ein Spiegel: die Decke ist nicht gewölbt, und ein Nacheiferer Raphaels hat sie nicht mit genialen Fresco-Malereien ver-

ziert, vielmehr ist sie nicht allzuweit von deinem Haupte entfernt, sie ruht auf einigen Querbalken und ist mit einer blaugrauen Farbe angestrichen, aber diese lacht, wie eine Himmelsdecke heiter und licht auf dich herab und unter ihr wandeln nur glückliche Menschen. An den Wänden erblickt man keine Französische Tapeten und Raphael Morghen'sche Kupferstiche, aber dagegen ist sie von oben bis unten mit Bildern bedeckt, die genau eins neben das andere angebracht sind, und unter sich beispiellos harmoniren. Der Farbenwechsel, den sie bieten, ist unbedeutend, das erste Bild ist roth, das zweite blau, das dritte wieder roth und das vierte wieder blau, diese Abwechslung kommt so oft vor, als es Bilder giebt, nämlich ein Paar Hundert Male. Auch die Gegenstände, die sie zeigen, wechseln nicht oft. Das erste stellt einen Mann dar, das zweite eine Frau, Nummer drei ein Haus, Nummer vier einen Baum, Nummer fünf und sechs ein Schiff oder einen Fisch, und wenn diese sechs verschiedenen Dinge nebeneinander angebracht sind, beginnt die angegebene Reihenfolge von Neuem. Manchesmal hat sich der anordnende Künstler auch eine kleine Nachlässigkeit zu schulden kommen lassen, und erst die Frau, dann den Mann aufgestellt, das ist aber unwesentlich. Und was sind das für Bilder? — Sau-

bere Töpferwaare, kleine Holländische gebrannte, bemalte und glaçirte Fliesen, die hier zur Bekleidung der Wände benutzt werden. Das ist aber eigentlich eine Verschwendung: genaue Wirthe bringen diese Verzierung nur in der Gegend des Ofens an; der übrige Theil der Wände erscheint getäfelt und in gleicher Farbe wie die Decke des Zimmers. Das Mobiliar ist nur einfach, aber ebenfalls sehr sauber und zur Bequemlichkeit vollkommen ausreichend, das Bett erglänzt, um mit Clauren zu reden, „blüthenweiss" und gewährt dem müden Reisenden einen trostreichen Anblick.

Ich empfange meinen Mantelsack und den gewünschten Thee. Gleich darauf erscheint mein Wirth, nicht ausdrücklich verlangt, aber sehr willkommen. Sein biederer Empfang hat etwas wohlthuendes; ich lasse mir erzählen, schlürfe meinen Thee, rufe endlich „gute Nacht!" und von den Genüssen des morgenden Tages traumend schlafe ich ein. —

Die Nordsee brummt mir das Wiegenlied.

VIII.

Die Düne.

Die Düne.

Welch' ein eigenthümliches Gefühl ist es, nach einigen Stunden der Ruhe am frühen Morgen auf Helgoland zu erwachen. Man vernimmt noch halb schlaftrunken ein dumpfes Gemurmel, man horcht, stutzt, und sieht verwundert um sich her; da erblickt man die Gemälde, welche die Wände des Schlafzimmers verzieren, man ist plötzlich vollkommen munter, springt von seinem Lager auf und eilt ans Fenster. Welch' ein Anblick! Man sieht einen engbegränzten Strand und gegen dasselbe rauscht die bewegte Nordsee mit tausend leichten Wellen heran. Die wachsame Hausfrau, die mich bereits in der Stube auf und ab rasen hört, schickt mir vorsorglich sogleich Kaffee, aber ich nehme mir kaum die Zeit eine Tasse zu trinken, sondern eile die Treppe hinab und in's Freie. Leicht wird es mir jetzt das Vorland zu überschauen, wo die kleinen Häuserchen in liebenswürdiger Regellosig-

keit durcheinander geworfen sind; sie sind nur leicht gebaut, aber die Bewohner stehen vor der Thür und blicken so trotzig in die See hinein, als ob ihr Häuslein eine Felsenburg wäre, fester und unzerstörbarer, als der Strand, worauf sie erbaut ist. Längs dem Strande befindet sich eine Anzahl von Böten, die zur Ueberfahrt nach der Düne bereit sind. Der Leser muss nun vor allen Dingen wissen, dass man niemals auf Helgoland selbst badet, sondern auf der Düne. Diese liegt in einiger Entfernung ostwärts vom Vorlande, und ist eine kaum zwanzig Fuss von der Meeresfläche sich erhebende Sandbank, die 300 Fuss lang, und ungefähr tausend Fuss breit ist; man fährt jeden Morgen hinüber, um sich in die Arme des Meergottes zu werfen und sich denselben nach einer Viertelstunde neugestärkt zu entwinden.

Die Böte, die zu unserer Ueberfahrt bereit liegen, wetteifern mit den Häusern an Reinlichkeit und von dem Spiegel derselben weht eine dreifarbige Flagge. Ja, Helgoland hat seine tricolore, ohne eine Juli-Revolution gehabt zu haben, und während die Reisenden in das Boot steigen, um sich zur Ueberfahrt anzuschicken, will ich Ihnen die Symbolik der Farben von Helgoland erklären. Der erste Streifen der Insulaner-

Flagge ist grün. Er repräsentirt die Oberfläche des Landes; zwar wächst hier nur sehr Geringes an Garten- und Feldfrüchten, nur wenig Blumen sprossen aus diesem steinigen Boden auf, aber es ist doch etwas Grünes da und der Helgolander entbehrt nicht ganz den trostreichen Gedanken: Nun ist es Frühling! Der zweite Streifen ist roth. Er repräsentirt den Felsen und soll die röthliche Masse desselben vergegenwärtigen. Der dritte Streifen ist weiss. Er repräsentirt den Strand und soll uns an die blendende Weisse des Meersandes erinnern. Den Fremden mit den Lieblingsfarben des Helgolanders geschmückt zu sehen, ist für diesen eine sehr grosse Freude und deshalb sieht man nicht wenig Damen und Herren in die dortige Putzhandlung eilen, wo die Ersteren einen dreifarbigen Leibgürtel, die Letzteren eine dreifarbige Kokarde kaufen, womit sie sich dann auf der Promenade und im Gesellschaftssaal sehen lassen, ohne für Demagogen oder Revolutionaire gehalten zu werden. Ein alter Poet, von dessen Dasein wohl keiner mehr etwas weiss, hat diese Symbolik der Farben in Verse gebracht, und da man Gereimtes in der Regel leichter behält, als Ungereimtes, so will ich sie hierher setzen:

„Grön is dat Land,
Roth is de Rand,
Witt is de Sand,
Dat sünd de Teken van't Helgoland *).

Da es sich immer leichteren Herzens unter einer Flagge fährt, deren Bedeutung man kennt, so hoffe ich, wir werden die Ueberfahrt nach der Düne fröhlichen Muthes vollenden. Der Meeres-Arm, der zwischen der Düne und der Insel fliesst, hat eine Tiefe von 14 bis 16 Fuss, aber wenn man über den Bord hinab sieht, glaubt man, man könne den weissen Sandboden, mit bunten Muscheln und seltsam geformten Steinen bedeckt, mit der Hand greifen. Welch' ein Kristall! Es nimmt mich jetzt nicht mehr Wunder, dass unsere Dichter, die doch sonst so gern nach jedem sich nur irgend darbietenden Vergleich haschen, nicht längst einen Gegenstand aufgefunden haben, den sie mit der Klarheit der See in Verbindung bringen könnten. Es giebt einen solchen nicht, denn sie ist nur mit sich selbst zu vergleichen, und wie das Meer zur Zeit der Aufregung das furchtbarste Element ist,

*) Grün ist das Land.
Roth ist der Rand.
Weiss ist der Strand,
Das sind die Zeichen von Helgoland.

so ist es in dem Moment der Ruhe das sanfteste, das freundlichste. Man wundert sich, dass die See zwischen Insel und Düne nur eine so geringe Tiefe hat, man hört auf sich zu wundern, wenn man erfährt, dass diese Düne vor Zeiten durch eine Erdzunge mit der Insel verbunden war, und ein seltsames Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir lesen, dass die Insel vor mehreren Jahrhunderten eine ausserordentliche Grösse gehabt und sich bis in die Nähe des Festlandes erstreckt haben soll. Man staunt, wenn man die jetzige Grösse der Insel sieht, und in alten Chroniken von den sieben ausgedehnten Kirchspielen liest, die sich einst auf derselben befunden haben sollen. In der That reisst das Meer, das unaufhörlich an diesen Felsen brandet, täglich etwas von demselben ab, um es in die Tiefe zu begraben, und ich bin nicht abgeneigt zu glauben, dass Helgoland vor langen Zeiten so umfangreich gewesen sei, wie es die Chroniken angeben, wie ich mich fest überzeugt halte, dass einst eine Zeit kommen wird, — möge sie noch fern sein! — wo es kein Helgoland mehr geben wird.

Wir erreichen die Düne, und es gilt nun, dieselbe zu durchschreiten, um zu den Badestellen zu gelangen. Bis hierher haben sich Herren und Damen gemeinschaftlich begeben, jetzt aber trennen sie sich;

diese gehen links, jene rechts, um sich später am Ausgangs-Punkt wieder zu finden. Etwas beschwerlich ist der Spatziergang durch den tiefen Sand, desto angenehmer aber ist die Erfrischung, wenn wir den jenseits liegenden festen Strand erreichen, und in einem der Badehäuser Platz nehmen. Man befreit sich nun nach und nach von allen schweren Umhüllungen, lässt sich mit Seewasser besprengen, und stürzt sich endlich kopfüber in die aufschäumende Fluth. Welche Wonne gewährt ein solches Seebad! Welches Entzücken durchströmt den Körper! Wie fühlt man sich gekräftigt und erhoben? Wohl mögen diese Meereswellen dem Kranken zum Lebens-Balsam werden, den Gesunden durchströmen sie mit dem wonnigsten Entzücken.

Weit kräftiger wie vorhin tritt man nach dem Bade den Rückweg an, und nimmt sich nun auch Zeit, ein Wunder zu betrachten, das Gott inmitten dieser vom Meer umspülten Sandwüste gestellt hat. Dies ist ein Brunnen mit süssem Wasser, der diese Eigenschaft auch dann beibehält, wenn bei hohen Sturmfluthen die See von allen Seiten über die Düne hinraset. Dieser Brunnen ist der Trost der Helgolander, wenn im heissen Sommer wochenlang kein Regen fällt und die Cisternen versiegen. Wir erreichen jetzt den kleinen Pa-

villon, der unfern des Abgangspunktes errichtet ist, um vor der Heimfahrt, wie solches nach dem Bade üblich und heilsam, eine kleine Erfrischung zu nehmen. Ein Gläschen Madeira oder Portwein und ein kleiner Schiffszwieback thun in solchem Falle sehr angenehme Dienste. Nebenbei kann man sich auch das kleine Naturalien-Kabinet des Wirthes besehen und nach Belieben etwas zum Andenken an Helgoland davon kaufen. Es besteht aus seltenen Muscheln, Steinen, Korallen, ausgestopften Seevögeln und anderen Produkten des Meeres. Für eine geringe Summe empfängt man irgend eine Kleinigkeit, die für den Augenblick freilich nur eine Kleinigkeit ist, die aber an Bedeutung gewinnt, je weiter man sich von der See entfernt, und die für die Verehrer „der wallenden Ebene Poseidons" zur Reliquie wird, wenn man sich von dem Staub des Binnenlandes begraben sieht.

IX.

Der Gang um die Insel.

Der Gang um die Insel.

Jeder geistige Genuss, den der Mensch durch das Auge und das Ohr empfängt, bringt erst dann seine volle Wirkung hervor, wenn zunächst die materiellen Genüsse befriedigt sind. Dies wohl bedenkend, begeben wir uns jetzt, wo es noch früh am Tage ist, nach dem am Strande liegenden Conversations-Hause, um uns unserer Plätze an der Table d'hôte zu versichern, und nachdem dies geschehen, steigen wir langsam, und oft ausruhend, die sehr breite Treppe hinan, die uns in's Oberland führt, das wir bisjetzt noch nicht betreten haben. Die Englische Regierung hat, um ihre Erbauung möglich zu machen, einen ansehnlichen Beitrag gegeben; sie ist durchaus massiv und mit einem Geländer von Gusseisen eingefasst. Die Zahl der Stufen weiss ich nicht mehr genau, diese mag ein Statistiker erwähnen; dagegen will ich einer, Helgoland eigenthümlichen Sitte erwähnen, die sich

an diese Treppe knüpft. Die Helgolander rufen sich, wenn sie sich beim Hinauf und Hinabsteigen begegnen, niemals einander guten Morgen oder guten Abend zu, sondern sie richten beim Begegnen die Frage: Boven? Dael? (Hinauf? oder Hinunter?) an sich. Dies geschieht ungefähr in folgender Weise: Der Jüngere fragt, aus Ehrerbietung, den Aeltern in der Regel zuerst.

„Boven?" Das heisst: Willst du hinaufgehen? — Ich setze hierbei voraus, dass der Alte hinaufsteigt, und der Jüngere ihm entgegen kommt; sonst findet natürlich die Frage in entgegengesetzter Folge statt.

„Ja!" antwortet Jener, und fragt seinerseits darauf: „Dael?"

„Ja!" entgegnet der Andere, und Beide setzen nun ihren unterbrochenen Weg fort.

Ich weiss den Ursprung dieser Sitte nicht; meine desfalsige Anfrage ist unbeantwortet geblieben, aber ich darf versichern, dass diese ungewöhnliche Art der Begrüssung einen besondern Eindruck hervorbringt. Uebrigens findet sich der Helgolander angenehm überrascht, von dem Fremden auf diese Weise begrüsst zu werden. Wahrscheinlich ist dieser Gruss vor langen Zeiten schon eingeführt, als man noch vermittelst einer sehr armseligen Treppe auf- und absteigen

mussste, um mit Gefahr zu seinem Boote zu gelangen, und man könnte die beiden einfachen Worte ungefähr so umschreiben: „Gelange glücklich nach unten und habe eine gute Fahrt!" und „Sei willkommen aus der See und komme gesund hinauf." Sehr weit wird sich diese Hypothese nicht von der Wahrheit entfernen. Wir erreichen nun ohne alle weitere Vorrede das Oberland, und wollen von diesem aus einen Spaziergang um die Insel vornehmen. Das ist, der Zeit nach, bald geschehen, denn der Umfang ist nur gering, und flinke Beine können in einer halben Stunde Manches thun; aber es drängt sich des Schönen Viel in einen engen Rahmen zusammen, der Anblick des unermesslichen Meeres bleibt stets neu, und wir gewinnen dasselbe immer lieber, je länger wir in dessen Nähe verweilen. Was unsere Heimath ist, oder uns zu einer solchen wird, übt stets eine geheime Zauberkraft über uns aus: der Bewohner der Steppe kann dahin gebracht werden, seine Sandwüste zu lieben, der Küstenbewohner kennt bei allem Mangel, nichts Schöneres als den Anblick des Meeres, der arme Schweizer nichts Erhabeneres als die schneebedeckten Alpen; versetze den Einen in die Heimath des Andern; — und wenn du sie mit allen Gaben des Ueberflusses beschenkst, du hast drei unglückliche Menschen gemacht.

Wenn wir aus den Häuserreihen des Oberlandes in's Freie hinaustreten, übersehen wir die ganze Insel mit einem Blicke. Ich bemerkte schon vorhin, dass die Vegetation hier nur geringe ist; ein Paar kleine Kartoffelfelder und einige Beete mit Gemüse, machen sich bemerkbar, auch wächst an einigen Stellen etwas Gras, und auf dieser sogenannten Wiese gewahrt man eine weidende Kuh oder ein blökendes Schaaf. Nur wenige dieser Thiere sind auf der Insel heimisch, und reichen wohl kaum zum eigentlichen Bedarf aus. Pferde hat man hier gar nicht, und es giebt Insulaner, die, wenn sie nicht bereits nach dem Festlande überschifften, noch kein Pferd gesehen haben. Aus diesem Grunde giebt es auch keine Wagen, und das ist ein gutes Mittel mehr, dem Hochmuthe der Badegäste zu steuern, denn hier muss, ohne Ansehen der Person, Jedermann zu Fusse gehen, so widerwärtig dies auch Manchem erscheinen mag. Auch Bäume, was man so eigentlich Bäume nennt, in deren Schatten man, „umwallt von Blüthenduft" ausruhen möchte, giebt es nicht; nur hier und da steht ein kleiner verkrüppelter Stamm mit einigen mässigen Aesten, und wo er sich vorfindet, ist er gewiss hinlänglich von einer Mauer oder einem andern Gegenstande beschützt. Man hat bereits mehrere Male versucht, im

Vorlande zum Vergnügen der Badegäste eine Allee anzupflanzen, aber umsonst; der nächste Herbst-Orkan machte alle Mühe und Arbeit vergebens. Kleinere Pflanzen gedeihen schon besser, weil man diese sorgfältiger beschützen kann; so habe ich mehrere blühende Rosensträuche und andere Blumen gesehen. Eine schöne junge Helgolanderin schenkte mir ihr reizendes Conterfei, eine in ihrem Garten halbaufgeblühte Centifolie; man wird den Werth eines solchen Geschenkes doppelt schätzen, wenn man sich erinnert, mit welcher unendlichen Sorgfalt die Knospe gepflegt werden musste, ehe sie sich in dieser Pracht entfalten konnte.

Wir wandern nun immer längs dem obern Rand des Felsens hin, und werfen bald einen halben Blick auf das Innere des Landes, bald einen langen auf die wallende, grüne Fläche, um einen Segler zu entdekken, der mit ausgebreiteten, weithin leuchtenden Segeln am fernen Horizonte hinfliegt; eine schwarze, sich langhinziehende Wolke verkündet die Ankunft eines Dampfschiffes, und in weiter Ferne schwimmen einzelne Böte vor ihren Netzen.

Dieser Spaziergang, der bei aller seiner Einförmigkeit einen so reichen Genuss gewährt, wird von den Badegästen vorzugsweise gewählt und darum fehlt es

auch nie an einer reizenden Augenweide, denn wie sehr verhüllt die Damen auch in der Frühe nach dem Bade gehen, auf der Promenade glaubt man in dieser Beziehung in Longchamps oder Regent-parc zu sein.

Wir haben nun das Ende unseres Spazierganges völlig erreicht, und vor uns liegt ein einzelner, von der Insel losgerissener Felsen „Der Mönch", von dem der Leser im nächsten Kapitel ein Geschichtlein oder Märchen vernehmen soll. Hier befindet sich eine Bank, die von den Insulanern „Die Professoren-Bank" genannt wird. Diese Bank ist ein Erzeugniss der neuesten Zeit: sie ist nur von ganz gewöhnlichem Holze, ohne irgend eine Verzierung, ohne Farbe, ja ohne Lehne, aber sie hat bedeutenden Männern einen Ruhepunkt gewährt, denn als vor einigen Jahren die Deutschen Naturforscher Hamburg zum Rendezvous wählten und einen Ausflug nach Helgoland machten, haben mehrere von ihnen den Aufenthalt auf diesem Punkte so reizend gefunden, und ihn so oft besucht, dass man die Bank mit diesen Namen beehrt hat, zur Erinnerung an die wenigen Tage da die Elite der Europäischen Gelehrsamkeit auf diesen Felsen-Eiland weilte.

An einem schönen Juli-Morgen des Jahres 1837 sassen auf derselben Hand in Hand zwei deutsche

Dichter, und schauten auf das Meer hinaus. Sie füllten einen Becher mit schäumendem Weine und leerten ihn auf das Gedeihen ihrer Kunst und eines Vereines treuer Genossen, an denen ihre Seele mit unendlicher Liebe hing. Und als der Becher bis auf den letzten Tropfen geleert war, zerschmetterten sie ihn am Felsenabhang und der Eine sagte: „An dem Tage da diese Scherben, die jetzt in's Meer fallen, sich zu einem Ganzen wieder vereinigen, löse sich jene Vereinigung auf, aber nicht eher." — Und mit diesem herzlichen Wunsche beschlossen sie ihren Spaziergang.

X.

Der Mönch.

Der Mönch.

Inmitten jener reichen und gesegneten Niederungen, die sich zwischen der Elbe und der Weser erstrecken, lebte einst ein mächtiger Edelmann, der der Erbe eines reichen und uralten Hauses war. Er besass viele gute Eigenschaften, wie sie einem Ritter wohlanständig waren; seine Tapferkeit, seine Gastfreundschaft wurden weit und breit gerühmt, und Alles wäre gut gewesen, wenn nicht sein ungemessener Stolz, — man durfte ihn wohl dünkelhaften Hochmuth nennen, — wieder Alles verdorben hätte. So würde man am Ende den Ritter, trotz seiner gerühmten Tugenden ganz und gar sich selbst überlassen haben, wenn nicht in der Burg eine Jungfrau, — des Ritters einzige Tochter, — geweilt hätte, die an reizender Anmuth und frommem bescheidenen Wesen alle andern Jungfrauen des Landes weit überstrahlte. Der Vater hatte das grosse Glück wohl erkannt, was ihm mit diesem reizenden Mägdlein, der schönen Kuni-

gunde, geworden war, aber anstatt, dass er dafür sich hätte in demuthsvoller Freude vor Gott beugen sollen, wurde er nur noch übermüthiger, und gelobte sich, für seine Kunigunde einen Eidam zu suchen, der sie auf einen Thron führen könne. Er theilte diese Absicht dem lieblichen Kinde mit, das aber die hochfahrenden Pläne des Vaters mit Furcht anhörte, und dann jedes Mal sagte: „Wie Gott will, und du mein Vater gebietest!"

Eines Tages ritt der Edelmann durch den nahen Wald, mit einem zahlreichen Gefolge. Er hatte seine Jagdlust gebüsst und war auf der Heimkehr begriffen, da gewahrte er, unter einer Eiche, einen Jüngling von überaus zarter und lieblicher Gestalt, bekleidet mit einem hellfarbigen Gewande, einem Barett mit wallenden Federn auf dem Haupte, und einem Schwerdt an der Seite. Unfern von ihm weidete sein milchweisses Ross, das sich oft mit klugem Auge nach seinem Herrn umsah und ihn zum Weiterziehn ermahnen wollte. Der Jüngling aber, in seltsame Gedanken aller Art vertieft, achtete nicht darauf, und fuhr erst aus seinem Sinnen empor, als er den Edelmann mit seinem Jagdgefolge sich nähern hörte. Alsobald stand er auf, ging dem Herrn einige Schritte entgegen und sagte mit einer tiefen Verneigung:

„Verzeiht, vieledler Herr, wenn ich mir die Freiheit genommen, mich in Euerm Forste zu lagern und mein Rösslein darin weiden zu lassen, aber ich war von der rechten Strasse abgekommen und zum Weiterziehen zu ermüdet."

„Macht Euch deshalb keine Sorge," entgegnete der Edelmann, mit so vieler Freundlichkeit, als seine stolze Sinnesart es zuliess, „man soll Euch wieder auf den rechten Weg zurückführen, und wenn Ihr Euch auf meiner Burg mit einem Imbiss bewirthen lassen wollt, so schliesst Euch meinem Zuge an. Ihr sollt willkommen sein."

Mit diesen Worten trabte er fürbass, der ganze Zug hinter ihm drein, und der junge Fremdling schloss sich demselben an. Als sie nun auf der Burg des Edelmannes anlangten, ward der Gast der Sorge des Burgvoigts überwiesen, von diesem in ein Gemach geführt und bald darauf zur Tafel entboten. Hier erblickte er das Fräulein Kunigunde, und sogleich hatte er Speise und Trank vergessen. Er verlor sich in dem Anblick ihrer Schönheit, und fühlte mit dem innigsten Entzücken sein Herz in Liebe entbrennen. Auch Kunigunden schien die Erscheinung des fremden Gastes nicht unlieb zu sein; ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der jugendlich kräftigen Gestalt,

ihr Ohr horchte eifrig seiner zierlichen, wohlgesetzten Rede, und ihr Mund gab bereitwillig die erwünschte Antwort. Der Vater hörte diese Unterhaltung mit vieler Unlust an, zumal er von seinem Gaste nichts wusste, als was er mit den Augen sehen konnte, nämlich dass diesem ein adliches Wesen eigen war. Er suchte also das weitere Gespräch zu hindern, und wandte sich zu dem Jüngling mit folgenden Worten:

„Mit Gunst, Herr Gast; es will mich bedünken, als ob Eure Irrfahrten Euch nicht besonders hungrig und durstig gemacht hätten, sonst würdet ihr meiner Tafel mehr Ehre erweisen. Aber da wir nun so friedlich beisammen sitzen und der Wein die Zunge zu lösen beginnt, so wüsste ich gerne, wenn anders kein Gelübde es verhindert, wen ich vor mir sehe, damit ich weiss, wem ich danken soll, dass er meine Gastfreundschaft angenommen hat?"

Da stand der junge Mann auf, verneigte sich gegen seinen Wirth und antwortete diesem mit heiterem Tone: „Ihr seid Herr der Burg und habt das Recht zu erfahren, wen ihr darin beherbergt; mir thut es nur leid, dass ich Euch nicht Alles sagen darf, was ihr billig wissen solltet: aber es ist ein Geheimniss mit mir, dass ich nicht lösen darf. Wisset, ich bin ein ebenbürtiger Mann; ich treibe ein königlich Ge-

werbe, und man hat mich wie einen König geehrt. Dies Haupt hat eine Krone bedeckt, und nur der Verrath hat mir dieselbe entrissen, aber ich bin gerüstet, sie mir wieder zu erobern, und will mein Haupt nicht ruhig niederlegen, bis dies geschehen ist."

Als der Edelmann eine solche Rede vernahm, glaubte er nicht anders, als einen König vor sich zu sehen, der von übermüthigen Vasallen vom Throne gestossen sei, und der sich jetzt bereite, diese für ihren Verrath zu züchtigen. Er gedachte seines Gelübdes, Kunigunde nur mit einem Königssohne zu vermählen, und pries in der Stille sein Geschick, das seine Entwürfe so sehr begünstige. Sein ganzes Wesen verwandelte sich plötzlich; mit grosser Unterwürfigkeit wandte er sich an seinen Gast, und sprach: „Ich danke Euch ehrerbietigst für das Vertrauen, womit Ihr mich beehrt. Ich weiss halbe Worte zu deuten und will nicht in Euer Geheimniss dringen. Bleibt, so lange es Euch auf meiner Burg gefällt; Alles, ich nicht ausgenommen, ist darin zu Eurem Befehl, und wenn ich Euch früher oder später, bei Eurer ritterlichen Unternehmung Dienste leisten kann, so befehlt nur, und ich will thun was ich kann, um mir Eure Zufriedenheit zu erwerben." Und mit diesen überaus höflichen Worten ging er hinaus, liess die beiden jun-

gen Leute miteinander allein, und gab Befehl, dem jungen, vornehmen Fremden mit der grössten Ehrerbietung zu begegnen.

Viele Tage waren indess verflossen, ohne dass der Jüngling an seine Abreise dachte. Er war in heisser Liebe zu Kunigunden entbrannt und auch diese hatte ihm ihr ganzes Herz zugewendet. Beide tauschten die Gelübde ewiger Liebe und Treue gegen einander aus, und begaben sich dann Hand in Hand zum Vater, damit er ihren Bund segnen möge. Dieser hörte das Begehr der Liebenden freundlich an, und antwortete endlich zu seinem Gaste gewendet: „Ich habe Euch meine Burg geöffnet und Euch mit allen Ehren empfangen: ich habe Euch meine Hülfe angeboten, wem Euch ein starker und mächtiger Arm von Nutzen sein könnte: alles dieses habe ich gethan, ohne in Euch zu dringen, mir zu offenbaren wer Ihr seid, und völlig zufrieden mit dem, was Ihr mir selbst gesagt habt. Jetzt aber, da Ihr das Theuerste und Kostbarste von mir begehrt, was ich auf Erden besitze, müsst Ihr mir gerade heraussagen, wer Ihr seid. Darum, Herr Gast, hebt den Schleier auf, der Euch verbirgt, und sagt, welchen glorreichen Namen Ihr führt, und wie das Reich genannt wird, aus welchem abtrünnige Vasallen Euch vertrieben haben?"

„Ei, edler Herr!" entgegnete der Jüngling, wie mit Purpur übergossen, und wusste nicht, ob er, des seltsamen Missverständnisses wegen, lachen oder sich härmen sollte. „Ihr habt es mit meiner Aussage, worin übrigens nichts Betrügerisches war, doch auch gar zu genau genommen. Hättet Ihr nur näher nachgeforscht, ich würde es Euch wohl deutlicher erklärt haben, da Ihr aber schwieget, so dachte ich, Ihr hättet mich verstanden. Wohl herrsche ich in einem grossen Reiche, vielleicht in dem grössten der Welt, denn ich bin ein Sänger und das ganze Reich der Poesie ist meine Heimath; wohl bin ich einem Könige gleich gekrönt, denn ich sang vor dem Kaiser mit vielen andern Kunstgenossen gar zierliche und kunstreiche Weisen, und als ich den Sieg davongetragen hatte, drückte Kaiserliche Majestät mir selbst die goldene Lorbeerkrone auf das Haupt; nachher haben meine Feinde mich arglistiger Weise wieder um dies Zeichen kaiserlicher Gunst gebracht, aber ich reite jetzt hinab gen Augsburg zu einem grossen Wettsingen und will mir meine Lorbeerkrone wohl wieder erstreiten. Im Uebrigen aber heisse ich Walter von Kauffungen und bin der Sohn eines armen Ritters aus Schwaben.

Als der Ritter diese Worte vernommen, ergriff

ihn ein namenloser Zorn: er rief den Burgvoigt herbei, und befahl ihm, dem Fremden jeden Schimpf anzuthun, und ihn dann, gleich einem ehrlosen Diebe aus dem Burgthor zu werfen. Alsobald ergriffen ihn die Knechte und schleppten ihn hinaus; weil er sich aber durch seine adlichen und einnehmenden Sitten die Herzen aller Insassen erworben hatte, so thaten sie ihm nichts, und liessen ihn heimlich aus einem Nebenpförtlein, brachten ihm sein milchweisses Ross und ermahnten ihn, sich eiligst aufzumachen. Dies geschah, und Walter sprengte in rasender Eile querfeldein, bis endlich, mitten auf einer Haide, das Ross todmüde zusammensank und der Reiter aus dem Sattel fiel.

Walter grollte mit dem Schicksal, das ihm ein so reizendes Glück nur darum in der Nähe gezeigt habe, um es ihm für immer wieder zu entreissen. Sein Herz wollte vor Schmerz und Kummer brechen, denn er liebte Kunigunde wahrhaftiglich, und verzweifelte fast in dieser trostlosen Lage. Da vernahm er plötzlich ein furchtbares Getöse, der Erdboden barst auseinander, und eine dichte Rauchwolke stieg aus dem Spalt hervor. Die Wolke aber gestaltete sich nach und nach zu einem unförmlichen Riesenhaupte, das glotzte ihn mit seinen feurigen Augen an, und hauchte

ihm glühenden Athem zu. Und als der Jüngling sich entsetzt abwande, riss die Erscheinung den Mund weit auf und sprach mit gewaltig tönender Stimme: „Ich bin gesendet von dem, in dessen Hand das Geschick der Menschen gegeben ist: er hat deinen Kummer erkannt, und du hast sein Mitleid erregt, darum sage, dass er dir helfen soll, und dir wird geholfen sein."

Da erhob sich Walter, sah die Erscheinung fest an und sprach: „Hebe dich weg von mir! Ich habe nichts gemein mit Satans-Boten der Unterwelt! Mein Geschick ruht in Gottes Hand; ihm vertraue ich, ihm sei Lob, Ehre und Preis in Ewigkeit, Amen!" Und als er diese Worte sprach und dazu das Zeichen des Kreuzes machte, versank die Erscheinung mit einem donnerähnlichen Getöse. Walter fiel auf die Kniee und dankte Gott, dass er ihn aus den Händen des Teufels erlöst hätte, und als er darauf reinen Sinnes geworden war, und wohl einsah, dass er Kunigunde niemals von ihrem Vater erhalten werde, so wie, dass es ohne ihren Besitz für ihn kein Erdenglück mehr gebe, setzte er seinen Weg weiter fort, bis zum nächsten Kloster, verlangte zum Prior geführt zu werden, und als er vor diesem stand, offenbarte er ihm seinen tiefen Kummer und bat dann knieend als Layenbruder aufgenommen zu werden. Dieser Wunsch ward ihm

gewährt, und Walter schied mit diesem Tage von der Erde, denn als er sein Probejahr glücklich überstanden, leistete er sein Gelübde und ward feierlich in den Orden aufgenommen. Wenige Tage nach seiner Aufnahme ward er von dem Prior mit einem Auftrage in die nahe Stadt geschickt. Er entledigte sich des Geschäftes wohl und als er gegen Abend wieder in die Nähe des Klosters kam, sah er etwas vor sich im Grase schimmern. Er hob es auf und glaubte vor Schreck in die Erde zu sinken, als er das Conterfei seiner heissgeliebten Kunigunde erkannte. In dem ersten Augenblicke der Ueberraschung presste er es an seine Lippen, und eine wilde Gluth durchrieselte seinen Körper. Als aber bald darauf sein Bewusstsein zurückkehrte, ermannte er sich, und versuchte das Bild von sich zu schleudern, aber umsonst, er wurde dessen nicht ledig, wie durch einen Zauber schien es in seine Hand gebannt zu sein. Unwillkührlich heftete sich sein Auge wieder auf das Bildniss, und es war ihm, als ob er ganz deutlich Kunigundens Stimme hörte, die ihm zurief: „Rette mich! Rette mich!" Von Angst getrieben eilte er fort, und erreichte todesmatt sein Kloster, aber als er auf sein Lager sank und seine Augen sich schon schlossen, sah er noch das Bildniss neben sich liegen und hörte noch Kunigundens Jam-

merlaut: „Rette mich! Rette mich!" Von diesem Tage an war Walter wie umgewandelt, er hatte keine Lust am Gebet und an der Arbeit, er wies die Trostsprüche der Brüder von sich, und schlug die Ermahnungen des Abtes in den Wind, er irrte unstätt und flüchtig umher: gütige Behandlung machte keinen Eindruck auf ihn, und Strafe verhärtete sein Gemüth nur noch mehr. Er benutzte jede sich darbietende Gelegenheit, dem Zwang der Klostermauern zu entrinnen und tobte dann so lange ohne Zweck und Ziel im Freien umher, bis Hunger und Ermattung ihn wieder heimführten. — So sank er einstmals, bis zum Tode ermattet, am Eingange eines Gehölzes zu Boden: das Licht das in der Klosterkirche brannte, schimmerte zu ihm herüber, aber er vermochte diese nicht zu erreichen. Da bemerkte er plötzlich an seiner Seite einen Mann von etwas possirlichem Ansehen, der trug ein Rittergewand, hatte auf dem Kopfe einen Hut mit einer rothen Hahnenfeder, und ein seltsam leuchtendes Schwerdt an der Seite. Dieser ergriff den schwankenden Mönch, hielt ihm das müde Haupt und reichte ihm einen Becher starkduftenden Weines. Begierig ergriff Walter die dargebotene Spende, und stürzte den Gluthtrank in sich hinein. Zusehends erholte er sich, neues Leben durchrieselte seine Adern, aber mit zehnfacher

Stärke waren auch wiederum alle frühern Leidenschaften in ihm erwacht. Er sprang auf, sah seinen Helfer an, und fragte hastig: „Wer seid Ihr?"

„Ein Freund," entgegnete der Fremde, „der es nicht ertragen konnte, zu sehen, dass der Stolz eines Vaters das Liebes- und Lebensglück zweier Menschen zerriss, indem er sie trennte, und der dir wieder zum Besitz des geliebten Gegenstandes verhelfen will, wenn du Muth genug hast, ihn dir zu erringen."

„Ich will Alles thun, was in meiner Macht steht," entgegnete Walter, „um die Aermste zu retten, aber was vermag ich, ein armes Mönchlein im Kampfe mit einem mächtigen Edelmann?"

„Du darfst nur sagen, du willst," antwortete ihm der Fremde, „und du wirst mächtige Freunde finden, die sich deiner erbarmen und dir beistehen."

In diesem Augenblicke war es dem Mönch; als höre er Kunigundens herzzerreissende Stimme: „Rette mich! Rette mich!" und in seiner Hand erblickte er plötzlich das Bild der Geliebten, das in dieser Minute einen so gewaltigen Eindruck auf ihn machte, dass er nicht im Stande war, sich von demselben loszureissen. Während er im Anschauen versunken da stand, näherte sich ihm der Fremde, legte den Mund an sein Ohr und flüsterte ihm zu: „Sie schmachtet in

Jammer und Elend; als du die Burg verlassen hattest, wüthete der Vater noch eine geraume Zeit fort, und drohte seiner Tochter, sie lebendig vermauern zu lassen, wenn sie nicht ihm gehorche, und dem Manne ihre Hand reiche, den er ihr zuführen werde. Aus Furcht sagte sie Ja, und erfuhr, dass sich ein grosser und mächtiger Mann um sie beworben habe, der bereits mit einer Grafschaft belehnt sei, und bei des Kaisers Majestät in hohen Gnaden stehe. Als aber dieser Graf selbst kam, und sie einen alten widerwärtigen Greis sah, dem der Vater ihre blühende Jugend verkaufen wollte, wandte sie sich voll Widerwillen ab, und erklärte laut, ihrer ersten Liebe treu bleiben zu wollen. Da entbrannte des Vaters Zorn aufs Neue, er eilte mit ihr fort zum öden Seestrande, und weiter hinaus nach der Felseninsel Helgoland, wo ein Einsiedler haust, der allerlei Zauberkünste treibt, damit dieser das Herz der Tochter wandle. Dort sitzt sie nun in einem Tempel von Kristall gefangen, den der Zauberer über sie gewölbt hat. Aber sein Zauber vermag nichts über sie, denn sie lässt nicht von dir, ihre Lippe nennt deinen Namen, und wenn sie singt, tönt es an der kristallenen Kuppel wieder und rauscht bis auf die See hinaus. Aber

sie schwindet täglich mehr hin, und wenn ihr nicht bald Hülfe naht, wird sie es nicht überleben."

Diese Worte machten einen so gewaltigen Eindruck auf Walter, dass er laut ausrief. „Ich will! Ich will!"

„Nun gut!" sprach der Fremde mit Grinsen, „dann bedarf es nur, dass du dies unmännliche Gewand zerreissest, und ausrufest: „Der Teufel helfe mir!"

Und von tausend Höllenqualen gefoltert, seiner Sinne nicht mächtig, von einem höllischen Feuer durchströmt, packte er sein heiliges Gewand mit beiden Händen, riss es von oben bis unten auseinander, und schrie mit gellendem Tone: „Der Teufel helfe mir!"

„Hier ist er, Kamerad!" antwortete der Fremde mit einem boshaften Hohnlachen, und schwang sich mit dem lästernden Mönch in die Luft.

In der unmittelbaren Nähe der Insel rauschte der Teufel mit seinem Gefährten, den Mönch, herab, und setzte ihn vor sich nieder. Dann zeigte er auf eine hohe, kristallene Kuppel, die von zwei Salamandern erhellt wurde, und worin Kunigunde weilte. „Du magst dich jetzt an dem Anblick deiner Liebsten ergötzen, aber sprich kein Wort, bis ich wiederkehre.

ich gehe, um einen Stein zu holen, womit ich jene Zauber-Kuppel zerschmettern kann."

Kaum sah sich der Mönch allein, als Kunigunde einen einfachen Gesang begann, der ihn bis in das Innerste des Gemüthes rührte. Er wurde tief bewegt, gedachte seines Treubruches gegen Gott und des Schimpfs, den er seinem heiligen Gewande angethan; sein Herz klopfte mächtig vor Furcht und Angst und drohte, ihm schier die Brust zu zersprengen. Da gewahrte er den bösen Feind, der mit einem grossen Steine durch die Lüfte daher schwebte. Und als er sah, wie er sich herabsenkte, warf er sich auf die Kniee und rief im Tone der Verzweiflung: „Errette mich, Herr und Gott, und erhöre den Sünder, der sich aufs Neue voll Reue und Busse zu dir wendet. Erhöre mich um deiner ewigen Barmherzigkeit willen, und du, Kunigunde, bete für den verlornen Freund."

Da zersprang die kristallene Kuppel mit melodischem Tone; Kunigunde schwebte in der Gestalt eines Engels zu ihm nieder, und sank betend an seine Seite.

Als der böse Feind dies gewahrte, ergriff ihn eine ohnmächtige Wuth, er stiess ein furchtbares Gebrüll aus und liess den Stein fallen, der den büssenden

Mönch und den betenden Engel begrub, und rings um denselben schäumte alsobald die See hoch empor.

Der Stein steht noch immer auf derselben Stelle, wohin ihn der Teufel geworfen; seit Menschengedenken heisst er noch immer der Mönch, aber die Sage, der er diesen Namen verdankt, ist fast von Jedermann vergessen *).

---

*) Und auch der Stein steht seit einem Jahre nicht mehr aufrecht: in einer furchtbaren Sturmesnacht stürzte er zusammen. Vielleicht sind nun Walter und Kunigunde im Paradiese mit einander vereinigt.

XI.

Ben-Lommond.

Ben-Lommond.

Meine gelehrten Leser kennen den Ben-Johnson und noch viele andere Ben's gelehrten oder kriegerischen Andenkens, aber den Ben-Lommond kennen sie schwerlich, wenn sie der Zufall nicht auf das Felsen-Eiland Helgoland oder nach Bremen führte. Dieser Ben-Lommond ist ein ziemlich grosses und ungeschlachtes Dampfboot, das von der Weser herkommt und Passagiere bringt und holt. Es ist ein plumpes, unförmliches Ding, das durchaus keinen angenehmen Eindruck macht, dessen innere Einrichtung und Construction ich nicht kenne, die aber beide nicht viel werth sein müssen, denn als ich ihn zuerst sah, nahte er sich mit schlichtem Wasser und günstigem Stromgange der Insel, ohne sonderlich scharf von der Stelle zu rücken. Darum ist sein Verdeck auch immer ziemlich leer von Passagieren; wer sich dieser Gelegenheit nicht nothgedrungen bedienen muss,

wählt eine andere, und die Actien des Ben-Lommond, wenn anders welche auf ihn gezeichnet sind, mögen wohl mit den Karlistischen und Miguelitischen Anleihen gleichen Cours halten.

Ich würde von dem Ben-Lommond nicht geredet, noch vielweniger ihn zur Ueberschrift — beileibe nicht zum ausschliesslichen Gegenstande — eines besondern Kapitels gewählt haben, aber es knüpft sich noch eine andere Betrachtung daran, die ich nicht übergehen möchte.

Zur Zeit, als ich mich auf der Insel befand, hielt sich auf derselben ein vornehmer Mann auf, der eine Art von mediatisirten Fürsten war, und sich hier in sein früheres Reich versetzt glaubte, weil der Umfang desselben und derjenige der Insel sich ungefähr glichen. Dieser Herr lebte hier um seiner Gesundheit willen, und hatte es binnen kurzer Zeit dahin gebracht, — nicht dass er gesund geworden war, sondern dass es keinen Insulaner mehr gab, der ihm nicht gram war, und keinen Badegast, der ihm nicht auswich, letzteres nicht blos aus Höflichkeit. Ich habe, als ich Alles gehört hatte, was man mir von diesem Manne, zu erzählen wusste, denselben eher bedauert, als dass ich ihm böse geworden wäre. Sein ungemessner Stolz, sein schrankenloser Hochmuth mussten ihn hier,

wo er zu seinem Umgange keine Ebenbürtige hatte, unglücklich machen, denn er war, während seiner ganzen Curzeit auf diesem Felsen, auf welchem für die Dauer nur durch Geselligkeit der Aufenthalt angenehm wird, auf den Umgang mit sich selbst beschränkt gewesen, und er konnte mit Philipp II. sagen:

„Ich bin, ich selbst, allein!"

Ich zweifle, ob der Mann einen günstigen Augenblick fand, um ein erquickendes Seebad zu nehmen, da er es nicht über sich gewinnen konnte, in Gegenwart Anderer zu baden; er mag selten die Freude eines angenehmen Spazierganges gehabt haben, denn er blieb zu Hause, wenn er fürchten musste, Jemandem zu begegnen, und wann wäre dies auf Helgoland nicht der Fall? — So lebt nun dieser Mann, der sich selbst und Andern das Leben verbitterte, in dem Andenken der Insulaner fort, nachdem er ihr Eiland längst verlassen hat, vorausgesetzt, das Letzteres bis dato geschehen ist. Er konnte sich nämlich nicht entschliessen, gemeinschaftlich mit den 200 Passagieren des Patrioten nach Hamburg zu fahren, und liess deshalb bei dem Capitain des kurz vorher angelangten Ben-Lommond anfragen, ob dieser ihn, — aber auch nur ihn allein, — nach dem Festlande übersetzen wolle? Der Capitain des Ben-Lommond

aber, der ein weit tüchtigerer Mann ist, als das Schiff, das die Ehre hat, von ihm kommandirt zu werden, liess antworten: „Er könne diesen Wunsch nicht erfüllen: der Herr möge nur in Gesellschaft der übrigen Passagiere oder gar nicht mit ihm fahren." Jener Herr blieb also für dieses Mal zurück: ich weiss nicht auf wie lange: ich für meinen Theil nehme hier auf immer von ihm Abschied, kann aber der Versuchung nicht widerstehen, hier einen alten Liedervers zu recitiren, der mir zum Oeftern zwischen die Zähne kommt:

„Gieb Regen, Herr und Sonnenschein.
Für Reuss und Schleiz und Lobenstein.
Und wolf'n die Andern auch was ha'n,
Da mögen sie dir es selber sa'n."

Wahrlich, man kann den kalten, fühllosen Egoismus nicht besser charakterisiren.

Was inmitten einer grossen Handelsstadt bedeutungslos an uns vorüber geht, das wird an kleinen Orten zu einem Gegenstande von Wichtigkeit. Darum fuhren wir auch aus unserer Sieste auf, als wir den Ruf vernahmen: „Das Bremer Dampfboot, der Ben-Lommond naht sich!" Der Strand war alsobald mit Menschen angefüllt, und Alle richteten ihr Auge auf das bezeichnete Schiff, das sich jede denkbare Mühe

gab, den Strom in möglichster Eile zu erreichen. Auf einmal verbreitete sich das Gerücht, der Kronprinz von Baiern sei am Bord, und wolle einige Zeit auf Helgoland zubringen. Dies Gerücht bestätigte sich, als die Kanonen gelöst wurden, die sich auf der Insel befinden, und die Musiker sich am Landungsplatze sammelten, um den Prinzen mit einer Fanfare, einem Tousche, oder was sonst in ihren Kräften stand, zu begrüssen. Was die Insulaner überhaupt in diesem Augenblick dachten, weiss ich nicht, aber in meiner Nähe äusserte Mancher die Besorgniss, wie stolz erst der Erbe eines grossen deutschen Thrones sein müsse, wenn schon der Erbe keines Thrones so bedeutende Prätensionen mache. Unterdessen nahte sich die Schaluppe des Ben-Lommond, die den edlen deutschen Königssohn dem Strande zuführte, die Kanonen donnerten, die Musikanten strengten sich nach Möglichkeit an, und die Insulaner liessen ein kräftiges Hurrah ertönen. Noch ehe der Prinz die Schaluppe verliess, grüsste er bereits mit freundlicher Herablassung nach allen Seiten; er betrat das Ufer mit Leichtigkeit, ging langsam durch die dichtgedrängten Reihen, die ihm ehrerbietig Platz machten, er stand oft still, um irgend Jemandem einige freundliche Worte zu sagen, und als er sich

der grossen Treppe zuwandte, um zu seiner Wohnung auf dem Fallem hinaufzusteigen, hatte er bereits die Herzen Aller gewonnen.

Der deutsche Königssohn, der der Stolz und die Hoffnung eines ganzen Landes ist, und die ehrfurchtsvolle Bewunderung des ganzen deutschen Vaterlandes geniesst, weiss sehr wohl, dass die wahre Grösse und die ächte Würde sich nur dann in ihrem schönsten Glanze zeigen, wenn sie nicht in äussern Formen zur Schau getragen werden.

XIII.

Fahrt um Helgoland

Fahrt um Helgoland.

Allmählig naht die Zeit heran, da man sich zur Table d'hôte begiebt, und die verschiedenen Säle und Zimmer, wo eine solche abgehalten wird, füllen sich mit Hungernden und Durstenden. Soviel ich zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, hat die Table d'hôte im Conversationshause, — reisebewanderte Leute wollen wissen, dies sei mit den übrigen Gasttafeln auf der Insel auch der Fall, — viel Uebereinstimmendes mit denen der meisten See- und Landstädte, und darum bin ich einer näheren Mittheilung überhoben, denn wer hätte nicht schon an einer Table d'hôte gesessen. Aber einen Vorzug hat dieser Tisch doch vor tausend andern, denn der Steinbutt und der Hummer werden hier so frisch servirt, als sie aus der See gefangen werden. Dies ist eine für den Gastronomen sehr wichtige Notiz; diejenigen, welche dergleichen nicht essen, bitte ich dieser Zeile wegen um Verzeihung.

Das letzte Glas Champagner, — es hat eine Zeit gegeben, da auf Helgoland kein Champagner getrunken wurde, — ist geleert, die Gesellschaft erhebt sich, und wir begeben uns in's Freie. Die Bequemsten setzen sich auf die Bänke vor der Thür, zünden eine Zigarre an und schlürfen behaglich ihren Kaffee. Andere entschliessen sich zum Spazierengehen, noch Kühnere steigen sogar die Treppe hinan in's Oberland, eine grosse Anzahl aber begiebt sich nach dem Strand und in die dort bereit liegenden Böte.

Es gilt eine Fahrt um die Insel.

Die grossen, reinlichen und bequemen Böte, die uns des Morgens nach der Düne zum Bade und wieder zurückbringen, sind jetzt am Strande aufgestellt, um alle diejenigen, welche Lust und Belieben daran finden, zu Wasser um das Felsen-Eiland zu führen. Was wir des Morgens zu Lande thaten, das geschieht jetzt zu Wasser: vorher sahen wir vom Felsen herab, jetzt sehen wir zu ihm hinauf, früher vergossen wir mitten im Genuss perlenden Schweiss, jetzt fächelt uns ein kühlender Seewind das glühende Gesicht. Bald hat sich auf gut Glück eine Gesellschaft zusammengefunden, und das Boot stösst vom Strande ab. Ah! Wie so sanft es über die Wellen hingleitet! Man wird leise gewiegt von ihnen, und lehnt über den Bord

hinaus; das Auge forscht nach den Geimnissen der Tiefe. Aber hier hat das Meer keine Geheimnisse, denn fast noch durchsichtiger als am Morgen erscheint mir dieser Kristall, und man erkennt die Gegenstände, die den Boden bedecken, bis auf das geringste Detail; ein Fisch flieht erschrocken tief unter dem Kiel des Bootes hin, ich sehe deutlich, wie er seine Flossen bewegt und folge ihm eine ziemliche Weile mit den Augen. Und wie ich so über den Bord hinauslehne, und die Töne einer Harfe vernehme, die in einem der nachfolgenden Böte gespielt wurde, erwacht in mir die ganze poetische Sagenwelt des atlantischen Oceans und der nördlichen Meere. Vor mir auf tauchen der „fliegende Holländer" und der zitternde „man of war" „die Meeresfee" gleitet an mir vorüber und der „Riese des Sundes" streckt sein Felsenhaupt aus der Tiefe empor, und schüttelt die zischenden Schlangen die es bedecken *). Wohin führt die Phantasie den Dichter, der rings umher von guten, wackern, aber prosaischen Freunden umgeben ist? —

Man erweckt mich aus meinem Sinnen, und halb unzufrieden, halb verwirrt empfange ich aus schöner Da-

---

*) Vergl. Seemannssagen und Schiffermährchen. Mit. getheilt von H. Smidt. 2 Bde.

nenhand ein Glas kühlende Limonade. Ich kehre zu der Wirklichkeit zurück und das Auge richtet sich wieder auf die nächste Umgebung, auf die Gesellschaft im Boot und auf den Felsen, den wir jetzt umfahren. Du gutes, liebes, biederes Helgoland! Jetzt, wo man dich in der Nähe betrachtet, und dich von allen Seiten umkreiset, jetzt wird es mir immer deutlicher, dass deines Bleibens auf Erden nicht lange mehr ist, die gefrässigen Wellen nagen rastlos an deinem Felsgebein und werden nicht ruhen, bis sie dich aus deiner sichern Höhe herab und in der Tiefe begraben haben. — Die Fahrt selbst geht, um beiläufig auch eine geographisch-statistische Notiz fallen zu lassen, vom Vorlande rechts um die Insel herum, und man gelangt, nachdem man die südlichste Spitze von Helgoland umschifft hat, — man nennt sie das „Sandhorn," zuerst nach der grossen Höhle „Yung Gatt" und darauf zu einer andern, noch bemerkenswertheren „Möhrmers Gatt." — Nun ist's aber genug mit der Geographie und Statistik, und ich habe grosse Lust wieder in eine poetische Entzückung zu verfallen, namentlich in dem Augenblicke, wo das Boot unweit von dem Eingange von Möhrmers Gatt anlegt und wir diese Höhle nun ganz in der Nähe schauen. Mit einem Sprunge bin ich am Lande und

klettere über die einzelnen Felsblöcke und den glatten Seetang weg, in dieselbe hinein. Wenn es jetzt Mitternacht wäre, statt der Sonne glänzte der Mond am Himmel und statt meiner Champagner-muthigen Reise-Gesellschaft schwebten Meergeister auf und ab! Eine solche Situation hätte einem deutschen Dichter noch gefehlt, um ihn für die grosse Gesellschaft ungeniessbar zu machen, die ohnehin nicht weiss, ob sie dergleichen Wesen zu vernünftigen, Speise und Trank bedürfenden, zweibeinigen Geschöpfen Gottes rechnen soll. Wir haben nun alle Höhlen und Grotten hinter uns, und sehen blos einen platten Strand, einen hohen Felsen und eine unermessliche Meeresfläche. Die Passagiere, die bisher nur mit dem Bewundern der Aussendinge beschäftigt waren, sehen sich einander jetzt genauer an, und schicken einzelne Phrasen hin und her, die nichts als Höflichkeit sein sollen, eigentlich aber ein Bollwerk für schlechtverfehlte Neugier sind. Wenn ein Mann einen Namen hat, der auf irgend eine Weise in der Literatur bekannt ist, so ist dieser Namen sogleich entweder für ihn ein Creditiv oder ein Entlassungsschreiben, je nachdem die Früchte seines Geistes den Leuten geschmeckt haben, mit denen er sich eben in Gesellschaft befindet. Ich hatte in dieser Beziehung von

Glück zu sagen, denn meine Schiffer-Mährchen und Hamburger Bilder hatten mich den Leuten, mit denen ich mich zufällig zusammenfand, freundlichst empfohlen, und ich musste nun erzählen und erzählte in der That so lange, bis unser Boot mit seinem Vordersteven an den Strand stiess.

Hier wäre nun die Fahrt, und mit ihr das Kapitel zu Ende, aber ich knüpfe noch einige Kleinigkeiten hier an, um die vielen einzelnen Unterschriften zu vermeiden. Wir hatten uns bei unserer Fahrt etwas lange aufgehalten, so dass es der grössten Eile bedurfte, wenn wir noch zu Zeit des Sonnen-Unterganges auf das Oberland gelangen wollten. Muthig wird das Hinaufsteigen indessen vollbracht und wir stehen bald auf der Platteform des Pavillons, „Bellevue" genannt, von welcher man die ganze Insel und das weite Meer überschaut, das sich jetzt eben bereitet, die abwärts rollende Feuerkugel in seinen Schooss aufzunehmen. Ein neben uns sitzender wahrscheinlicher Secundaner, der sehr mit antiker Gelehrsamkeit prunkte, sagte bei dieser Gelegenheit: „Jetzt öffnet Poseidon dem Halios die Stallthüre."

Da man hier zu Lande ohne irgend einen materiellen Genuss nicht fertig werden kann, so wird Kaffee bestellt, und die ganze Bootgesellschaft lagert

lagert sich um den Kaffeetisch, das Auge der Sonne zugewendet, die eben jetzt den Rand des Wellenspiegels berührt. Ich beschreibe diesen Sonnen-Untergang nicht. Warum soll ich Phrasen niederschreiben, die schon tausend Mal vor mir von Berufnen und Unberufnen gebraucht worden sind? Wenn ich ein Register anfertigen müsste, wie oft von deutschen Dichtern der Sonnen-Untergang schon beschrieben worden ist, so würde dies einfache Namen- und Sach-Register einen mässigen Quartband füllen. Und weshalb von dem flüssigen Golde sprechen, das auf dem Rücken der Wellen tanzt, oder von dem glühenden Purpurmantel, worin der Meergott sich hüllt? Wenn bei dem Anblick eines solchen erhabenen Naturschauspiels in Eurem Innern keine Sonne aufgeht, die Euch mit heiliger Begeisterung durchglüht, oder eine Sonne untertaucht, die den Schimmer eines lieblichen Abendrothes in Eure Seele giesst, dann schreiben die Dichter der Welt vergebens, und weder die Poesie des Orients, noch des Occidents ist im Stande, Euch in einen süssen Traum zu wiegen.

Die Sonne ist hinabgesunken, die Wellen trinken nicht mehr ihr flüssiges Gold, und die Abendröthe verschwimmt nach und nach im fernen Westen. Das laute Gespräch, welches die Gesellschaft bis dahin

unterhielt, verstummt allmählig, und es wird stiller um uns, je lauter die Begeisterung sich in uns regt. Da erblicke ich, wie der Wächter des Leuchtthurms die ersten Lampen anzündet, und die Kuppel desselben zu erglühen beginnt.

„Der Salamander in Ligur's Hand ist doch noch nicht gestorben;" sprach ich wehmüthig in mich hinein, und so leise, dass ich nicht glauben konnte, dass man man meine Worte vernommen hätte. Es war aber doch geschehen. Man blickte mich verwundert an, und die Dame, die nur vorhin die kühlende Limonade kredenzte, fragte neugierig:

„Wo ist ein Salamander, und wo ist Ligur's Hand?"

„Wie meine Schöne, Sie kennen den Wasserriesen Ligur nicht, der Helgoland geschaffen hat, indem er eine Prinzessin raubte, und ein blühendes Königreich zerstörte?"

„Nein, in der That, ich weiss nicht ein Wort davon! Haben Sie Mitleid mit meiner Neugier; erzählen Sie!"

„Erzählen Sie! Erzählen Sie!" hiess es von allen Seiten, und ich erzählte die Sage von Ligur's Arm.

XIII.

Ligur's Arm.

Ligur's Arm.

Nicht immer war Helgoland ein öder Felsen, nicht immer war sein Flächenraum so klein und von allen Seiten scharf vom Meere begränzt. Es dehnte sich weithin aus, ein grünendes, üppig blühendes Land, das von vielen kristallenen Bächen und Flüssen durchschnitten ward, und unter dem erquickenden Schatten seiner anmuthigen Baumgärten Tausende von glücklichen Menschen barg. Damals beherrschte dieses herrliche Reich eine gute und fromme Königin, die von ihren Unterthanen allgemein verehrt und geliebt wurde. Eines Tages, als sie sich, äusserst ermüdet, den Regierungs-Geschäften entzogen hatte, begab sie sich, um sich zu erholen, in's Freie und lustwandelte, Arm in Arm, mit ihrer Tochter, der wunderschönen Prinzessin Walguna, dem Ufer des Meeres zu. Prinzessin Walguna war

ein äusserst glückliches Kind, denn sie wurde von ihrer Mutter und sämmtlichen Bewohnern des Landes auf das Innigste geliebt, war die unbestrittene Erbin dieses schönen Reiches und hatte einen liebenswürdigen Prinzen zum Bräutigam, der ihr in inniger Verehrung zugethan war. Wie nun Mutter und Tochter Arm in Arm am Meeresufer hinwandelten, sahen sie etwas Unförmliches auf den Wellen daher schwimmen, das fast wie ein Vorgebirge aussah. Walguna betrachtete es neugierig, und hätte gern die Ankunft desselben abgewartet, die Mutter aber zog sie ängstlich mit sich fort und rief: „Komm' nur mit mir, es taugt dir nicht, dies Scheusal zu sehen, es ist der furchtbare Ligur."

Und allerdings war es Ligur der Wasserriese, der Beherrscher der Nordsee, der aus der Tiefe emportauchte, um das Reich der Königin mit neidischen Augen zu betrachten, und darüber auf den schaukelnden Wellen eingeschlafen war, die ihm, seinem Befehle gemäss, leise davon trugen. Als Walguna hörte, dass der gefürchtete Riese in ihrer Nähe sei, suchte sie unbemerkt zu entkommen, aber zu spät, denn noch ehe sie sich zur Flucht wenden konnte, wachte der Riese auf, richtete sich empor, und brach in ein lautes Geheul aus, als er so unerwartet die grösste

Schönheit vor sich sah und begierig aber vergebens seine Hand darnach ausstreckte. Walguna fing bei diesem Anblick laut an zu weinen, und floh mit ihrer Mutter in der grössten Verwirrung nach Hause. Hier angelangt, und nach kurzer Erholung einiger Ueberlegung fähig, beschloss die alte Königin, alsobald den Bräutigam ihrer Tochter herbeirufen zu lassen, ihm das Vorgefallene zu erzählen, und ihm die Erlaubniss zu geben, seine Braut schon jetzt zu heirathen, damit er sie desto kräftiger beschützen könne, wenn der Riese Ligur es wagen sollte, etwas gegen sie zu unternehmen. Darüber war der Prinz sehr froh und schwur, indem er die Prinzessin umarmte, diese mit ritterlichem Sinn gegen alle Riesen der Welt zu beschützen. Als sie noch so mit miteinander sprachen, und der Prinz sich bereits anschickte, um sich zu entfernen, und alle Anstalten zu seiner Hochzeit zu treffen, bemerkte man eine grosse Robbe am Eingange, die zum Zeichen eines Grusses dreimal mit dem Kopfe gegen die Schwelle stiess, darauf vollends hereinwatschelte und erst dicht vor der Königin stille stand.

„Was willst du, ungestaltetes, übelriechendes Thier?" fragte diese, und wie komtest du es wagen, meinen Palast ohne besondere Erlaubniss zu betreten?"

Die Robbe wartete so lange, bis die Königin ausgesprochen hatte, dann antwortete sie gelassen, dass sie es nicht gewagt haben würde, der Königin sich ohne höhere Veranlassung zu nahen; allein sie sei eine Abgesandtin, denn sie sende Ligur, der Beherrscher der Nordsee mit einem Auftrage.

Bei Benennung dieses Namens erschrack die Prinzessin und that einen lauten Schrei, die Königin erbleichte sichtlich, denn sie mochte ahnen, was sich jetzt begeben werde, der Prinz aber erbosste sich sehr und meinte, man solle die Robbe hinauswerfen, denn ein ungeschlachter Riese habe gar kein Recht, einer so würdigen Fürstin eine Gesandtin zu schicken.

Die Robbe liess sich indessen keinesweges irre machen, sondern begann in ihrem Berichte fortzufahren, wie König Ligur die schöne Prinzessin Walguna gesehen und sich sterblich in sie verliebt habe, dass er die Königin von dieser seiner Neigung in Kenntniss setze, und sie durch die Gesandtin um die Hand der jungen Dame bitten lasse.

Bei diesen Worten fiel die Prinzessin in Ohnmacht und ihre höchst erschrockenen Gespielinnen hatten genug zu thun, sie wieder in's Leben zurückzurufen; der Prinz aber kannte sich selbst nicht

mehr vor Zorn, und schwur, Alles zu vernichten, was an diesem Frevel Theil genommen hatte, zog sein Schwerdt und wollte der Abgesandtin den Kopf abschlagen.

Als die Königin dies sah, fiel sie ihrem Schwiegersohn in den Arm und sagte mit gravitätischem Ernste: „Ehren Sie das Recht der Abgesandten lieber Sohn, und vergessen Sie niemals, dass die Person derselben unverletzlich ist.“ Dann wendete sie sich zur Robbe, dankte für den ehrenvollen Antrag, den sie empfangen, und bedauerte sehr, dass sie ihn nicht annehmen könne, indem die Hand ihrer Tochter bereits versagt sei und sie den hier anwesenden jungen, etwas hitzigen Prinzen ehelichen werde.

Die Robbe entfernte sich, und murmelte im Weggehen noch einige unverständliche Worte. Der Prinz wollte ihr gleich nach, aber die Königin hielt ihn zurück und liess ihn nicht eher wieder los, als bis sie von einem Diener den sie nachgesendet hatte, erfuhr, dass die Robbe bereits den Strand erreicht und sich in die See gestürzt habe. Jetzt liess sich der Prinz nicht mehr halten; er lief hinaus an den Strand, drohte dem Wasserriesen mit seinem Schwert und erklärte ihn für feige und ehrlos, wenn er sich ihm nicht stellen wolle. Aber kaum hatte er seine etwas bra-

marbasirende Ausforderung erlassen, als drei Wellen sich erhoben, sich auf den Prinzen stürzten und ihn in die Tiefe hinabrissen. Hier ward er zu den Füssen des Wasserriesen geworfen, und als dieser hinlänglich seine Kurzweil mit dem ohnmächtigen Menschenkinde gehabt hatte, befahl er, dass man ihm eine Auster bringen solle. Dies geschah, und nachdem er die Auster geöffnet und ihren Inhalt verschluckt hatte, nahm er den Prinzen zwischen beide Hände, presste ihn bis zur Grösse einer Auster zusammen, legte ihn zwischen die Schaalen und verschloss diese. Nun tauchte er auf, warf die Auster, die dem unglücklichen Prinzen zum Gefängniss diente, auf den Strand, und verkündete dem dort harrenden Volke, das Zeuge von dem Unstern des Prinzen gewesen war, wer in jener Auster verborgen sei. Wehklagend stürzte die Menge landeinwärts und erzählte das Geschehene.

Als Prinzessin Walguna dies vernahm war sie ausser sich vor Schmerz, hörte auf keine Bitten und Vorstellungen, sondern eilte dem Strande zu, und ergriff die Auster, um sie mit sich fortzuführen. Aber dies wollte ihr nicht gelingen, denn der Riese hatte einen Zauber damit vorgenommen und sie war nicht von der Stelle zu bewegen. Jetzt schwur die Prinzessin, dass sie diesen Platz nicht verlassen, sondern

bei ihrem Geliebten verharren werde, der sich für sie ins Verderben gestürzt habe, sie rief ihm unaufhörlich süsse Worte zu, und horchte den angstvollen Tönen, die aus dem Innern der Auster hervordrangen. Die Mutter liess sie ruhig gewähren, denn die Prinzessin trug einen Talisman um den Hals, der sie vor jeder Unbill schützte.

Ligur, der von jenem Talisman nichts wusste, und die günstige Gelegenheit, die Prinzessin in seine Gewalt zu bekommen, nicht ungenützt vorübergehen lassen wollte, berief seine sämmtlichen Unterthanen zusammen, sprach ihnen seine Wünsche aus und ertheilte ihnen seine Befehle. Alsobald stoben sie auseinander und näherten sich dem Strande. Sie nagten und nagten am Ufer, und wenn sie ungestört in ihren Arbeiten fortgefahren wären, würde das Stück Land, worauf die klagende Prinzessin neben der Auster lag, sich einer Insel gleich, vom Festlande losgerissen haben und auf die See hinausgeschwommen sein. Als die Königin dies sah, und in ihrer grossen Noth keinen Rath wusste, besann sie sich, dass sie einen mächtigen Zauberer zum Verwandten habe, der ihr wohlwollte, und im Innern von Hollstein seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Zu diesem sandte sie schleunige Botschaft, und kaum hatte derselbe gehört, wovon

die Rede sei, als er sich eiligst aufmachte und an Ort und Stelle anlangte. Kaum hatte er die Lage der Dinge überblickt, als er sich zur Königin wandte und sagte: „Ich kann hier nichts für dich thun, deine Tochter ist dir verloren, denn die Kraft des Talisman's, den sie trägt, hat sich mit dem Zauber, der die Auster an den Strand bannt, so eng verbunden, dass Beide nicht mehr zu trennen sind, aber beschützen will ich sie, so dass sie niemals in die Hände des Wasserriesen fallen kann." Mit diesen Worten ging er nach dem Platze, wo die Prinzessin ruhte, der schon fast ganz von dem Lande losgerissen war, und begann, eine helle, durchsichtige Kuppel zu bauen, welche die Liebenden bedeckte, und die lieblichsten Töne von sich gab, wenn der Wind sie berührte. Oben auf der Spitze derselben, stellte er einen Salamander als Wache, damit er die Gegend erleuchte, wenn die Nacht hereinbrechen würde. Als er dies besorgt hatte dachte er an den Heimweg. In diesem Augenblicke vernahm er von der See her ein lautes Gelächter und als er um sich sah, erkannte er, dass die Geschöpfe des Riesen den Strand bereits durchgebrochen hätten, und er nun nicht mehr hinüber könne. Aber ein ächter Zauberer ist niemals in Verlegenheit, darum winkte er einem mächtigen Adler,

setzte sich auf den Rücken desselben und liess sich in seine Heimath tragen.

Spottend betrachtete Ligur die gläserne Kuppel, die von dem Lichte des Salamanders bestrahlt, magisch erglänzte, und meinte, sie bald zu zerbrechen. Er schleuderte einen Stein gegen dieselbe, bemerkte aber nichts, als dass sie nur um so stärker erklang und den klagenden Gesang Walguna's für einen Augenblick übertönte. Jetzt ergriff er ungeduldig einen grössern Stein, und schleuderte ihn gegen die Kuppel, aber umsonst. Er bewirkte nur, dass die Kuppel immer heller und heller erklang, je grösser die Steine waren, die er gegen dieselbe schleuderte, aber zerbrechen konnte er sie nicht. Da übermannte ihn die Wuth, und mit lautem Geheul stürzte er sich mit der ganzen Wucht seines Leibes über die Kuppel hin, um sie zu zerbrechen, aber auch dies wollte ihm nicht gelingen. Mit der Rechten ergriff er den Salamander und leuchtete näher zu der Stelle hin, wo Walguna still schlummernd lag, da bemerkte er, dass die Gluth, welche der Salamander ausströmte, nachtheilig auf den Kristall der Kuppel wirke, und dieser, wenn auch unmerklich, zu schmelzen beginne. Sein lautes Triumpfgeschrei verrieth seinen Sieg, und den Angstruf der Königin vernehmend, kam der Zauberer sogleich

herbei. Als er aber sah, warum es sich handle, eilte er schleunig von dannen. Unterdessen hatte der Riese sein Ziel beinah erreicht, und die Kuppel drohte einzustürzen, da schwebte der Zauberer durch die Luft daher, zwischen den Händen einen mächtigen Felsen tragend, der so gross war, dass die Sonne sich hinter demselben verbergen konnte, und es völlig Nacht wurde. Nur der Salamander in Ligurs Hand beleuchtete magisch die Scene. Als sich nun der Zauberer dem Riesen gerade über befand, liess er den Stein fallen, und begrub Alles unter der Wucht desselben. Laut brüllte Ligur auf, aber er vermochte die furchtbare Last nicht von sich zu wälzen. Nun bot er noch einmal alle seine Kräfte auf und griff in das Gestein; aber als er mit dem Arm durch dasselbe gedrungen war, erstarrte derselbe und der Salamander entfloh seiner unfreiwilligen Haft.

Der Stein, den der Zauberer aus der Höhe herabstürzte, ist Helgoland, der Leuchtthurm auf seinem Gipfel ist Ligur's Arm. Wenn ihr des Abends die Kuppel desselben erglühen seht, kehrt der Salamander zu der gewohnten Statte zurück und wenn um Mitternacht die Wogen am Felsen aufrauschen, tragen sie Walguma's klagenden Gesang auf die weite See hinaus.

XIV.

Fackelfahrt und Fiſchfang.

Fackelfahrt und Fischfang.

Das Meer ist zu jeder Tageszeit anders, aber immer gleich anziehend. Wer schildert indess genügend den Eindruck, den es hervorbringt, wenn es in eine leichte Dämmerung gehüllt ist, wenn diese mehr und mehr um sich greifend, den Horizont stets verengt, bis endlich völlige Dunkelheit eingetreten ist, und wir kaum eine Bootslänge vor uns hin schauen können? Dann vernehmen wir nur das dumpfe Rauschen der Wellen und ahnend blickt das Auge auf die schwarze, öde Fläche, die nur momentan durch den weissen Schaum einer platzenden Woge erhellt wird. Jetzt ruft uns plötzlich eine, durch lautes Geschrei verkündete, Nachricht von dem Theetisch weg, hinter welchen wir uns schon zurückgezogen haben, und führt uns dem Strande zu. Vor uns auf den Wellen tanzen die Böte und sind an ihren beiden Enden mit hellbrennenden Fackeln geschmückt. Bunt

durcheinander drängt die Menge, denn Jeder will Theil haben an dieser nächtigen Fahrt, die durch den Reiz einer magischen Beleuchtung noch mehr geboben wird.

Bald setzt sich der Zug in Bewegung. Voran ein Boot voll Musikanten, dann die übrigen Böte, eines nach dem andern, wunderbare Wechsel von Schatten und Licht darbietend. Die Gluth der Fackeln spiegelt sich im Meere wieder und wirft lange, hellglänzende Streifen über die Wellen hin, die Töne der Flöte und des Waldhorns erklingen sanft und leise, dann schwellen sie mächtiger an, bis sie endlich sich harmonisch mit einander verschmelzen und dahin sterben. Die Böte mit ihren feurigen Flügeln streben hinaus auf die wallende Fluth und schwinden immer weiter aus dem Gesichtskreis derer, die am Landungsplatze zurückbleiben. Da blitzt es plötzlich am Felsen auf und rings umher leuchtet derselbe in zauberhafter Gluth. Es bietet das Eiland jetzt einen Anblick dar, wie man sich einen ähnlichen vergebens in's Gedächtniss zurückruft, denn man hat ihn bisher noch nicht gehabt. Zwischen alle Felsspalten sind Theertonnen geklemmt, auch in den Höhlen sind dergleichen aufgestellt, und in einem Augenblick entzündet worden. Nun leuchtet bald der ganze Fels, als ob er von einer feurigen Lohe umhüllt wäre, gleich wie an

jenem Schreckenstage, als das Haupt der Victualienbrüder, Claus Störtebeker, den rothen Hahn auf das Dach der schuldlosen Insulaner setzte *); bald ist er in dunkle Nacht gehüllt; dann wieder lecken einzelne Flammen wie feurige Zungen an ihm empor, und Schatten laufen über denselben hin, die sich in den verschiedensten Formen und Gestalten zeigen. Und während dieser Fahrt, die nur zu lebhaft an jene Altnordischen Dichtungen erinnert, die Fouqué so herrlich zu schildern wusste, ertönt, so oft die Musik in dem vordersten Boote schweigt, bald ein lieblicher Gesang, der sich mit dem Klange der Guitarre mischt, bald ein kräftiger Männerchor, der so mächtig über die Wogen hinausschallt, als einst vor tausend Jahren, da der Seekönig mit seinen Barden an diesem Ufer landete. Aber endlich erlischt die Gluth an den Felsen und auch die Fackeln sind herabgebrannt. Die Böte landen und die Menge zerstreut sich, sich gegenseitig eine gute Nacht wünschend. Finsterniss ist rings umher. — Einsam stehe ich am Strande und sehe auf die bewegte Fläche hinaus, der noch vor wenigen Augenblicken so lebendig war. Im Begriff, sentimental zu werden, erblicke ich

*) Siehe H. Smidt: Hamburger Bilder. Bd. I. S. 56.

ein Fahrzeug, das sich anschickt, vom Lande abzustossen. Es ist ein Fischerboot, das auf die See hinausfährt, um die versenkten Netze zu heben. Ich eile an Bord, und lasse mich aufs Neue hinaustragen in die schweigende Nacht. Am Himmel blinken einzelne Sterne und gerade über meinem Scheitel schwebt der Vollmond. Die Fischer beschäftigen sich nur mit ihren Rudern und bekümmern sich um ihren Passagier nicht, dieser aber hat sich lang ausgestreckt, sieht zu dem leuchtenden Sternenhimmel auf, hört die Wellen unter sich rauschen, und horcht auf die Lieder, die aus seinem Innern lebendig hervorquellen.

Eine leichte Gluth schlägt auf dem Verdeck des Fahrzeuges auf, und rechts und links werden eiserne Pfannen mit leuchtendem Kohlenfeuer über Bord gehängt, während zu gleicher Zeit das Heben der Netze vor sich geht. Welch ein Gewimmel auf den Wellen! Die silbernen Schuppen der Fische glänzen im Feuer auf, und erscheinen wie mit Purpur übergossen; sie tauchen aus dem heimischen Elemente auf, und liegen nun auf dem Trocknen, zu Bergen angehäuft, durch und über einander; der Freiheit beraubt, wie kühne Korsaren durch die Wellen zu schneiden, und mit ihren Flossen sich dorthin zu steuern, wohin sie selbst zu gelangen wünschen.

Jetzt ist die Arbeit gethan, und der Bug des Bootes wendet sich heimwärts. Als wir den Strand erreichen, blitzen die ersten Streifen der Morgendämmerung bereits am Horizonte auf. Es ist Zeit, das Lager aufzusuchen und ein Paar Stunden des erquickenden Schlummers zu geniessen, denn die Abreise steht nahe bevor.

XV.

Heimkehr.

Heimkehr.

Ein Kanonenschuss fällt! — Was ist das? — Schlaftrunken fährt man aus dem Bette auf und in die Kleider; die Toilette ist bald gemacht, das Frühstück hastig eingenommen, denn man weiss wohl, dass jener Schuss das Signal zur Abfahrt war. — Aber, warum denn so bald? — Wie gern hätte ich noch auf dieser Felsen-Insel, inmitten des Meeres, verweilt! Adieu, Herr Wirth! Adieu, mein schönes Kind! In zwei bis drei Jahren sehen wir uns, geliebt es Gott, wieder. — Ein zweiter Schuss! — An Bord! An Bord! Die Zeit drängt!

Wir befinden uns nun am Strande. Von allen Enden strömen die Reisenden herbei. Die Böte sind kaum im Stande, diejenigen zu fassen, die zugleich befördert sein möchten.

Ich habe meinen alten Platz auf dem Steuerbord des Quarterdecks wieder eingenommen und lasse da

Auge über den bewegten Strand und die einsame Düne gleiten. Im Geiste nehme ich Abschied von allen Stellen, die mir lieb geworden sind, und präge mir ihre äussere Form fest ein.

Das letzte Boot hat seitlangs gelegt, und der Anker steigt aus der Tiefe empor, die Räder der Maschinen setzen sich in Bewegung, und dahin fliegen wir. Ein sonnenklarer Himmel lacht auf uns herab, ein sanfter Luftzug aus Nordwest kühlt die Atmosphäre, und ein Heer von Tummlern, die das Schiff umlagert halten, tauchen aus den Wellen auf und versinken wieder in die Tiefe. Ihr Schuppenkleid erglänzt in der Sonne und lässt sie wie den von Diamanten blitzenden Hofstaat des Meergottes erscheinen. Wir treiben mit dem Strom und gehen deshalb mit einer reissenden Schnelligkeit vorwärts. Vor uns taucht die Insel Neuwerk auf, aber eben so schnell fliegt sie an uns vorüber, und eben so schnell bleibt die Stätte, wo, der Sage nach, der grösste Schatz des Prinzen von der Blumeninsel Terschelling begraben liegt, hinter unserm Spiegel. Wir erreichen das Feuerschiff und einen Lootsen, denn um meinen Lesern auch einiges an nautischen Kenntnissen zukommen zu lassen, bemerke ich, dass jedes Schiff, welches über sechs Fuss tief geht, gezwungen ist, bei der Einfahrt in die Elbe

sich eines Lootsen zu bedienen. Der kundige Führer steuert uns der Bank von Scharhörn zu und nimmt von hier aus seinen Cours nach Cuxhafen. Noch einen Blick rückwärts! Nehmt Abschied von der weithin glänzenden Fläche, denn von nun an haben wir wieder das Land zur Seite.

In einem der ersten Capitel dieses Büchleins habe ich ein heiteres Panorama von den Elbufern gegeben, und auch die Sagen und Geschichtchen erzählt, die sich daran knüpfen; ruft sie in euer Gedächtniss zurück, wenn ihr einmal wieder ferne von hier seid, jetzt könnt ihr den Anblick noch in natura haben. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man stromabwärts segelt, und die Ufer sich immer weiter und weiter ausdehnen, bis man nun plötzlich das offne Meer vor sich liegen sieht. Aber fast noch eigenthümlicher ist der Eindruck, wenn man aus demselben zurückkehrt, und den blühenden Ufern entgegen eilt, die uns immer enger und enger einschliessen. Und wenn wir noch so kurze Zeit vom Festlande entfernt sind, diese grünenden Felder kommen uns so fremd und doch so bekannt vor, und jeder Baum, der, vom Winde bewegt, uns winkt, empfängt einen heitern Gruss.

Unterdessen hat sich der Wind nach Südost umgesetzt

und sendet eine ziemlich starke Breeze. Dem Dampfboot kann ein solcher Wechsel gleichgültig sein, aber für die stromabwärts gehenden Schiffe ist er über die Massen günstig, und augenblicklich ist der Rücken der Elbe mit hunderten von Fahrzeugen bedeckt. Vor allem andern ragen aus der Menge jene drei stolzen Ostindienfahrer hervor, die mit Bram-Leesegel und Ober-Bramsegel herangeschossen kommen und die Fluth vor sich zertheilen. Sie zeigen sich, den kleinen See- und Küstenschiffen gegenüber:

Wie Herrn und reiche Bürger auf der Fluth,
Als wären sie das Schaugepräng der See,
Hinwegsehn über kleines Handelsvolk,
Das sie begrüsset, sich vor ihnen neigt,
Wenn sie vorbeiziehn mit gewehten Schwingen!"

Und wenn das Auge sich genug daran geweidet und diese Könige des Meeres bewundert hat, dann amüsiren auch die kleinen Elbfahrzeuge, die gar kühnmuthig herangeschossen kommen, bis sie das durch die Maschine heftig aufgewühlte Kielwasser des Patrioten erreichen. Dann sind sie plötzlich aus aller Kraft, ihre Segel flattern lose und sie selbst tanzen, bis zum Wasserschöpfen, lustig auf und nieder. Diese Scenerie bietet während der Fahrt ungemein viele Abwechslungen dar.

Tiefer senkt die Sonne sich dem westlichen Horizonte zu und die stolzen Villen am Ufer sagen uns, dass wir uns nun wieder dem Sitze der alt-ehrwürdigen Hammonia nähern. Jetzt taucht auch der Thurm von St. Michael vor uns auf, der Mastenwald des Hafens wird sichtbar, und kleine Böte, die gerne schon vor dem Landungs-Moment Passagiere befördern möchten, schwärmen umher. Die Kraft der Maschine wird gemindert; in der Nähe der Stadt verhält man sich gemässigt; an Altona und der Vorstadt St. Paul ziehen wir in ruhiger Haltung vorüber. Der Jonas ist erreicht, die Communication mit dem Lande wird hergestellt, man sieht sich noch einmal wehmüthig um, winkt hier hin, dorthin, und unter Abschieds-Komplimenten erreichen wir das Ufer.

Gedruckt bei F. Weidlé in Berlin.

Schleswig-Holstein.

Romantiſche Skizzen und Sagen.

Von

Heinrich Smidt.

Erſter Band.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1847.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

	Seite
An meine Leſer	1
Vom erſten Schleswiger König	9
Vom guten Herzog Alf.	
1. Die Furien im Walde	25
2. Die himmliſche Erſcheinung	37
3. Der ſchwarze Ritter	43
4. Der Mönch	47
Iſern Hinnerk	61
Henning Wulf, der ditmarſiſche Tell	102
Die Philippsburger	137
Frau Oſe	160
Marien-Glocke	175
Der Braut-See	197
Tummeldink	215
Der liebe Gott und der Teufel	224
Handwerksburſchen, Teufel und Gaſtwirth	228
Wie es die Vaſummer machen	238

An meine Leſer.

Schleswig-Holſtein!

Seit Jahresfriſt ſind die Namen dieſer beiden Länder in dem Munde des geſammten deutſchen Volkes; ſie haben Sympathieen hervorgerufen, wie ſie in gleicher Uebereinſtimmung von dem baltiſchen Meere bis zum Elſaß ſelten in ſolchem Maaße laut geworden ſind.

Der bevorſtehende Zuſammentritt der neugewählten holſteiniſchen Stände wird neuerdings die Theilnahme Deutſchlands für dieſe Länder in Anſpruch nehmen.

Ueberall in Deutſchland hat man ſeine vollſte Aufmerkſamkeit auf dieſe beiden vereinigten Herzogthümer, die ſonſt ziemlich unbeachtet unter dem Schutze ihrer Deiche und Dünen lagen, gerichtet. Deutſche Touriſten haben ſie von einem Ende zum andern durchflogen. Man hat ihre politiſchen Verhältniſſe beſprochen und reiflich geprüft, man hat ſich von ihren materiellen Angelegenheiten zu unterrichten geſucht und

ſie mit Herz und Sinn in der deutſchen Gemeinſchaft aufgenommen

Und die lebendige Theilnahme der Brudervölker wirkt belebend und erkräftigend.

Da iſt überall im ganzen Lande der Tag des Wirkens und des Schaffens angebrochen; überall herrſcht die That Es wird ein hohes Werk gefördert und geht ſeiner Vollendung entgegen.

Aber wenn der Tag vergangen iſt und die Sonne in die Wellen des Meeres hinabſinkt, ſteigt hinter den ſchimmernden Buchengehölzen der Mond auf und wirft ſein magiſches Licht über die Fluren. Die Wirklichkeit iſt verſtummt, die Poeſie tritt in ihre unvergänglichen Rechte.

Und was wohlthatige Feen über dieſe beiden Länder mit freigebigen Händen an poetiſchen Gaben ausſtreuten, daraus will ich nach und nach einen Strauß winden und den deutſchen Ländern von der Memel bis zur Donau, die für uns Schleswig-Holſteiner ſo lebhaft Parthei ergriffen, mit frohen Händen darbieten.

Ich biete ihnen poetiſche Gaben. Das ſchließt ſchon von vorne herein jede Politik aus. Von Politik wird in dieſem Buche nichts zu finden ſein.

Auch die eigentliche Geſchichte bleibt ihm ſchon

aus dieſem Grunde fern. Wenn auch ſchon mehrere Abſchnitte dieſes Werkes in einen hiſtoriſchen Rahmen geſpannt ſind, ſo ſchweifen ſie doch alle auf das Gebiet der Phantaſie hinüber. Jene Stoffe ſind nicht aus den Quellen der ernſten Geſchichte geſchöpft, ſie ſind vielmehr, der hiſtoriſchen Forſchung entgegen, ſo vorgetragen, wie die Schiffer, von den Meereswellen geſchaukelt, ſie ſich auf dem mondhellen Verdecke erzählen, oder wie ſie die Mädchen in der Abendſtunde, von der flackernden Lampe beleuchtet, unter heimlichem Kichern, oder ſtillem Grauen bei'm Spinnrocken einander zuraunen.

Alſo keine Politik, keine Geſchichte!

Aber was poetiſch in dem Herzen des Volkes lebt; was dieſes, ſelbſt dichtend, erfand, oder andern Erzählern im Weitererzählen unbewußt nachdichtete, das ſei hier freundlich geboten.

Und wenn man lieſt, wie ſich der Holſteiner von jeher geſträubt hat, das däniſche Joch zu tragen; wie ſich der freie Landmann in den beiden Ditmarſchen gegen die Macht der däniſchen Herrſcher aufgelehnt hat; ſo iſt das kein künſtlich zuſammengeſtelltes und wohlberechnetes Erregungsmittel, um die Sympathieen unſerer deutſchen Landsleute neuer-

dings zu wecken und zu steigern, sondern es ist der wahre, ungeschminkte Ausdruck der Empfindungen, die den Landmann beseelen, der zwischen Elbe und Weser wohnt und die von seinen Altvordern so treu bewahrte Unabhängigkeit täglich mehr bedroht sieht.

Man wird erstaunen, hier mitunter Sagen und Erzählungen zu begegnen, die theils dem klassischen Alterthum angehören, theils in ganz andern Theilen des deutschen Vaterlandes heimisch sind. So bietet uns die „Bertha-kapelle" die Geschichte von Atreus und Thyestes; der „Mettenwarf" eine Variante auf die Kuhhaut der Dido; die Erzählung „Eiche unter Weiden" beruht auf der Fabel von den Kranichen des Ibykus. In den „Schloßkellern von Lönningen" finden wir den alten Barbarossa, in dem „Henning Wulf" den ganzen Wilhelm Tell.

Ein neuer, schlagender Beweis von dem Wandern der Sage.

Es ſei mir noch vergönnt, Einiges über die Art und Weiſe zu ſagen, wie mir der Stoff zugänglich wurde.

Von Jugend auf führte mich das Geſchick viel mit unſern Schiffern und Landleuten zuſammen, derben, unverdorbenen Naturen, die von Büchern nichts wußten, ſondern all ihr Wiſſen aus der lebendigſten Quelle, von Mund zu Mund, ſchöpften. Einige von ihnen waren wandernde Sagenbücher; ſie blieben unerſchöpflich im Erzählen und brachten oft die unvereinbarſten Dinge zuſammen, gereimte und ungereimte.

Ich habe nicht unterlaſſen, zu Zeiten von dieſem wohlerworbenen Schatze Gebrauch zu machen und Einzelnes daraus in kleinen Genrebildern oder Gedichten mitzutheilen. Aber es geſchah nur ſelten, immer abgeriſſen, ohne allen Zweck und ohne eigentliche Bedeutung. Noch mehr. Der bleibende Aufenthalt in meiner jetzigen Heimath trug dazu bei, dieſe Bilder nach und nach immer weiter in den Hintergrund zu drängen, bis endlich zwei Ereigniſſe, ein politiſches und ein literariſches, meine Aufmerkſamkeit mit verdreifachten Kräften in Anſpruch nahm.

Das politiſche Ereigniß kennt Jedermann, das literariſche vielleicht noch nicht. Dieß war das Erſcheinen

von Karl Müllenhoff's Sagen, Märchen und Liedern der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, welche in fünf Heften in der Schwers'schen Buchhandlung zu Kiel erschienen sind. Ein Buch, woran, so zu sagen, sämmtliche drei Herzogthümer mitgearbeitet haben, und welches unter 568 oder mehr Nummern eine Fülle des Stoffes enthält; ein Buch, welchem ich viele Unterhaltung und Belehrung verdanke und dessen Herausgeber und Mitarbeitern ich mich dafür dankbar verpflichtet fühle.

Dieß ward der Impuls, auch meine seit längerer Zeit unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen und den deutschen Lesern darzubieten. Sie haben mir so oft und in so reichlichem Maaße ihre Theilnahme zugewendet, sie werden sie mir auch jetzt nicht entziehen.

Wegen der Schreibart einiger plattdeutscher Namen u. s. w bin ich dem hochdeutschen Leser einige Erklärungen schuldig. Die Vokale sind in denselben oft lang, z. B. in Klas oder Hus (Haus). Wie soll man das bezeichnen, wenn man nicht ein h einschieben will, welches die Worte sehr entstellt? (Hubs!)

Ich habe hier Müllenhoff's Maxime angenommen und füge, wo eine Dehnung des Vokals nöthig ist, ein e hinzu. Man findet also z. B. Klaes, und dieß wird nicht Kläs, sondern Klahs ausgesprochen. Auch dort, wo ein Doppellauter: ä, ö, ü gedehnt gesprochen werden soll, ist ein e eingefügt worden.

Dieß scheint mir ein leichtes Auskunftsmittel zu sein, und das Auge des hochdeutschen Lesers wird sich an diese, für den ersten Augenblick allerdings fremdartige Erscheinung bald gewöhnen

Und somit biete ich nun die erste Abtheilung meiner Gaben dar, die ich in dem Garten des Volkes gesammelt habe.

Es sind goldene Aepfel.

Gern böte ich sie Euch, ihrer würdig, auf silberner Schaale. Aber:

„Göss' ich die Schaale, deß werth, wär' ich Cellini und mehr!"

So nehmt denn, wie Ihr bisher gethan, mit meiner schlichten Erzählerweise vorlieb.

Und mögen diese harmlosen Bilder dazu beitragen, neue Sympathieen für jene beiden reizenden

Länder zu wecken, die zwiſchen zwei Meeren liegen, wie ein von ſeltenen Metallen gefaßter koſtbarer Edelſtein

„Schleswig-Holſtein, meerumſchlungen!“

Heinrich Smidt.

Vom erſten Schleswiger König.

Das war lange vor der Zeit, da Chriſtus geboren ward, und die Länder zwiſchen der Elbe und der Eider waren noch von der Nacht der Wälder bedeckt, und Bär und Elenn hauſeten in den wilden Forſten.

Herrenlos durchzog das Volk haufenweiſe, wie es der Zufall zuſammen gebracht, die Wälder, die Moore und das hohe Geeſtland. Wo ein ſolcher Trupp hinkam, und einen guten Weideplatz fand, da hielt er an, baute Hütten und beſtellte den Acker, bis ein mächtigerer Stamm erſchien, der ihn von der Scholle vertrieb, die er ſich mühſam hergerichtet, und in die Irre hinausjagte.

Auf dem breiten und fruchtbaren Landſtrich, der ſich zwiſchen der Schlei und dem Fiord von Flensburg ausdehnt, und das Land der Angeln heißt, lebten die Menſchen zerſtreut, immer nur einzelne Familien beieinander. Sie waren ein Gemiſch von Eingebornen und Niederſachſen, die nach und nach in's Land gekommen waren, denn es hatte von Alters her

zwiſchen dieſen beiden Volksſtämmen ein lebhafter Verkehr Statt gefunden.

Darum neigte ſich auch das Volk von Angeln ſtets zu den deutſchen Stammesbrüdern hin, nicht aber zu jenen wilden Horden, welche die von der See umtoſete Halbinſel Jutland inne hatten, und es oft verſuchten, die Hand nach dem reichen Beſitzthum auszuſtrecken, das die mächtigen Götter ihren Nachbarn verliehen. Und wo ſich den Juten die Gelegenheit bot, eines Angelländers Gut an ſich zu bringen, da waren ſie ſchnell bei der Hand und vollführten den Raub, ſei es mit Liſt oder Gewalt, wie es ſich eben fügen wollte. Wenn dann die Beraubten zu ihren Nachbarn hineilten und ſie um ihren Beiſtand baten, antworteten dieſe kurz:

„Betet zu den Göttern, daß ſie Euch beiſtehen; ſie haben ſtarke Arme. Wir aber haben nicht Luſt, für Euch in den Streit zu ziehen, damit, wenn wir fern von unſerm Eigenthum ſind, ein Anderer komme und es an ſich reiße.“

So ward nun die Noth immer größer im Lande; die Wehr- und Heimathloſen ſtrömten ſchaarenweiſe zu den Altären der Hertha; ſie lagen ſich die Kniee wund und beteten flehend:

„Hilf uns, Mächtige, und erlöse uns von der wachsenden Gewalt unserer Feinde!"

Da erhob sich in ihrer Mitte ein Greis, dessen Silberbart reichte bis zum Gurtel, und auf seinem Scheitel ruhte die Erfahrung eines Jahrhunderts. Er wußte von den Zeiten zu erzählen, als der erste Sachse ins Land gekommen. Der habe die zerstreuten Bewohner zu einem gemeinsamen Werke um sich versammeln wollen, aber es sei ihm nicht gelungen. Darauf habe er ein Floß gezimmert, womit er die Schlei hinabgeschwommen sei, bis ans Meer. Und dem Volke, das vom Ufer aus ihm neugierig zugesehen, habe er zugerufen: Er sei tiefbetrübt, daß sie nicht auf seine Ermahnung gehört, darum gehe er jetzt, andere Länder aufzusuchen, jenseit des Meeres. So er aber etwas fände, das dem Volke von Angeln nützlich und heilsam sei, so wolle er es ihnen senden und sie würden sich darüber freuen. Und lange Jahre hofften die Umwohner der Schlei auf den Segen aus der Ferne, aber er kam nimmer, wie sehr sie sich auch sehnten und härmten. Dabei ward es immer mißlicher im Lande, tief im Innern und an den Gränzmarken, und keine Hülfe war zu erspähen, weder in der Nähe, noch in der Ferne.

Der Greis war in den Kreis der Jammernden getreten, und erhob seine Hand, zum Zeichen, daß sie schweigen und seine Worte vernehmen sollten:

„Ihr klagt und weint, seitdem die Wellen der Schlei dem Meere zurollen, ohne daß Euer Leid versiegt. Aber die Quellen, die Euern Strom füllen, werden versinnen, doch Eures Jammers wird kein Ende werden, so lange Ihr in diesem Zustande fortlebt. Darum macht Euch von ihm los. Ihr könnt Euch selbst nicht schützen, so dauert auch nicht länger an einer Arbeit, die Euch nur elend macht, sondern setzet einen Gewaltigen über Euch zum Herrn, der Euch schirme vor Euern Feinden, und den Frieden walten lasse auf Euern Feldern und in Euern Hütten. Kniet auf wunden Knieen zur mächtigen Hertha, daß sie Euch einen König sende, und woher er immer komme, empfangt ihn mit Ehrerbietung und lasst ihn herrschen über Euch, das wird Euch zum Heil gedeihen!“

Das hörten die Umwohner des Stromes und es dünkte ihnen das Wort des Greises ein weises Wort. Darum warfen sie sich aufs Neue vor den Altar ihrer Göttin nieder und flehten sie an, daß sie ihnen in ihrer Verlassenheit einen König senden möge, mildherzig genug, sie zu lieben, und voll Stärke, sie zu

beſchützen. Sie lagen betend, das Angeſicht zur Erde geſenkt, und merkten kaum, daß die Sonne hinabgeſtiegen war, und unter den Eichen und Buchen, die den Altar der Hertha umgaben, tiefe Nacht herrſchte. Da lagerten ſie ſich endlich auf den weichen Raſen, und vergaßen im ſorgloſen Schlummer ihr gemeinſames Elend, das ſie hier zuſammen geführt.

Als aber der junge Morgen über die reichbelaubten Bäume mit dem erſten leuchtenden Schimmer goß, und tiefes Schweigen herrſchte im weiten Waldgebiete, da ließ ſich ein ſeltſames Klingen vernehmen in der Luft, das kam von Ferne her und tönte ſo hell und feierlich, wie niemals ein menſchliches Ohr in dieſem Lande es vernommen hatte. Die Männer erhoben ſich Einer nach dem Andern, ſie ſahen ſich an und horchten verwundert. Aber dieß zauberiſche Tönen machte einen glücklichen Eindruck auf ſie, denn ſie lächelten freundlich und flüſterten ſich zu:

„Seht Acht! Hertha hat unſer Gebet erhört und dieſes überirdiſche Klingen verkundigt den uns verheißenen König! Laßt uns unſere Weiber und Kinder wecken und ihm entgegen ziehen.“

Das thaten ſie und als Alle beiſammen waren,

ſrabten ſie, welche Richtung ſie einſchlagen mußten. Es ward ihnen aber nicht ſchwer, den lockenden Tönen zu folgen. Die führten ſie immer weiter, abwärts längs des Stromes, bis ſie es endlich aufblitzen ſahen im hellen Sonnenglanze, wie eine unabſehbare, goldbedeckte, wallende Ebene.

Das war aber das Meer!

Nun hielten ſie ihre Schritte an. Und was ſie ſahen, erfüllte ſie mit Erſtaunen und Bewunderung.

Von Ferne gewahrten ſie ein Schifflein, das war ohne Maſt und ohne Steuer. Auch ragte kein Ruder über den Bord und Niemand war zu ſehen, der es mit einer Stange fortbewegte. Und doch lief es gegen die anſtrömenden Wellen der Schlei auf, ohne ſich ſeitwärts zu treiben, oder vom Wirbel umhergeſchleudert zu werden, keinen Augenblick ſchneller oder langſamer als den andern, als ob der erfahrenſte Schiffer es geleitet hätte.

Als das Volk von Angeln dieß Wunder ſah, war des Staunens kein Ende und Alle riefen:

„Die mächtige Hertha thut ein Wunder! Was auf einem ſolchen Schiffe ins Land kommt, das muß von den Göttern ſtammen und wir nehmen es willig auf, es ſei, was es ſei.“

Hart an der Schlei aber lag ein kleines, unſcheinbares Gehöft, die Wiek genannt, da legte ſich das Schiff an das Ufer und ſtand ſofort ſtill. Die Bewohner des Gehöftes, ſammt ihren Freunden und Nachbarn, eilten ſchnell herbei, und drängten ſich zu dem Schiffe, damit ſie ſähen, was es ihnen brächte.

Sie ſahen in dem Schiffe einen Haufen goldgelben Strohs, darauf lag ein lieblicher Knabe, der ſchlief ſo ſanft und lächelte ſo freundlich, wie nimmer ein erdgebornes Kind gethan, ſondern war in ſeiner Ruhe lieblich anzuſchauen, wie der Himmliſchen Einer.

„Iſt das nun der uns geſandte König?“ fragte Einer der Männer, und kaum hatte er das Wort ausgeſprochen, als das Haupt des Knaben zu leuchten begann, und indem ſie ſchärfer hinſahen, entdeckten ſie, daß es ein goldner Reif war.

Als die Männer das ſahen, durchlief ihre Reihen ein Gemurmel der Bewunderung und Alle neigten ſich unwillkührlich bis zur Erde. Der Knabe aber ſchlug bei dieſem Geräuſche die Augen auf, ſchüttelte den Schlaf von ſich und kam leichten Schrittes von den Wellen der Schlei auf den Strand zu Wiek.

„Schleiwiek!“ rief Einer der Männer, und der

Greis, der ihnen vorhin den Rath ertheilt, ſich einen König zu erbitten, trat herzu und ſagte:

„Du haſt recht geſagt. Auf dem Wege, wo einſt der junge Sachſenfürſt von uns ſchied, kommt dieſes Knäblein zu uns daher, als erſte Gabe der Verheißung aus der Ferne; darum erziehen wir dieß Knablein zu unſerm König. Auf einen Haufen goldgelber Aehren, dem Zeichen der Fülle, haben wir ihn gefunden, das heißt in unſerer Sprache Skaf, und darum nennen wir ihn König Skaf. Auf der Schlei iſt er zu uns gekommen und bei der Wiek iſt er ans Land geſtiegen, darum wird Schleiwiek der Name des Ortes ſein, wo er herrſcht, und dieſer Ort wird beſtehen bis in die fernſten Jahrhunderte."

Und die Verheißung des Greiſes hat ſich erfüllt, denn um das Königszelt zu Schleiwiek reihten ſich Hütten an Hütten, aus dem unſcheinbaren Dorfe ward ein ſtattlicher Flecken, aus dem Flecken eine Stadt, und das Königszelt wurde zu einem Schloſſe. Und noch zu dieſer Stunde ſteht Schleswig reich und mächtig da, es wird noch daſtehen, Jahrhunderte lang, eine tapfere Bruſtwehr gegen das andrängende Dänenthum.

König Skeaf wuchs heran und regierte als ein musterhafter Herrscher. Er liebte sein Volk und schützte es gegen die mächtigen Feinde, aber er ließ ihm auch nichts hingehen und hielt es strenge in Zucht und Sitte. Allmählich gewöhnte es sich an Ordnung und Gesetz und die Segnungen blieben nicht aus. Von Jahr zu Jahr nahm der Wohlstand des Landes zu, die Wildnisse verschwanden, die Weiler und Dörfer vermehrten sich und das Volk von Angeln segnete den Greis, der ihm wohl gerathen hatte.

Die Zeit forderte allmählich ihr Recht. Der Knabe ward zum Jüngling, der Jüngling zum Mann und das braune Haar des Mannes begann sich allmählich weiß zu färben. König Skeaf war ein Greis geworden.

Das beunruhigte die Bewohner von Schleiwiek sehr. Sie beriethen miteinander und ihr bedenkliches Kopfschütteln sagte deutlich, daß sie nichts Gutes für ihre fernere Zukunft hofften. Der König war so alt, daß er jeden Tag sterben konnte, und Keiner vorhanden, der an seine Stelle trat. Darum beschlossen sie endlich, das Leid, das sie drückte, dem greisen König selbst zu offenbaren, und ihn um Rath zu fragen.

Nun aber war es Gebrauch im Lande Angeln, daß bei jedem Mondenwechsel sich die Aeltesten und Weisen in dem Vorhof des Palastes einfanden, um mit dem Könige zu berathen und seine Befehle zu empfangen. Dort erschienen sie in großer Zahl und nachdem sie noch einmal sich das Wort gegeben hatten, das wichtige Geschäft, welches sie hierher führte, mit dem gebührenden Ernste zu Ende zu führen, riefen sie mit lauter Stimme:

„Es lebe König Skeaf! Tritt heraus aus Deinem Palaste, König Skeaf! das ganze Volk von Angeln ist hier in Deinem Schleswig versammelt und will das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes mit Dir berathen."

Da öffneten sich, wie von unsichtbarer Hand auseinander gestoßen, die Pforten des Palastes, aber nicht König Skeaf der Greis trat aus der Halle hervor, sondern ein Jüngling, blühend und wohlgestaltet, flammenden Blickes, wie der Tag, wenn er die Dämmerung verscheucht und die ihm entgegenjauchzenden Wellen des Meeres flammend an sein Herz drückt.

Ein unwillkührlicher Ausruf des Staunens entfuhr den Männern, die mit Beben diese unerwartete

Erſcheinung anſtarrten. Der königliche Jüngling aber trat mitten unter ſie und ſprach mit den Tönen des kräftigſten Wohllauts:

„Männer von Angeln! Ich bin Euer König. König Skeaf iſt geſchieden; ich bin an ſeine Stelle getreten. Fragt nie, wohin er gegangen iſt, noch woher ich gekommen bin, aber baut feſt auf meine Liebe zu Euch, wie ich auf Euere Treue und auf Euern Gehorſam baue. Schild iſt mein Name; denn wie ein Schild werde ich Euch beſchirmen gegen Euere Feinde, und die Pfeile auffangen, die nach Eurer Bruſt fliegen. Laßt uns Hand in Hand geben, ſo werden wir gewiß unſern Zweck erreichen. Seid gehorſam, Ihr Männer, und bleibt im Uebrigen dem Schutze der mächtigen Hertha anbefohlen! Ziehet hin in Frieden!“

Der König trat in die Halle zurück; die Pforten ſchloſſen ſich.

Die Männer kamen allmählich von ihrem Erſtaunen zurück. Der feurige Blick, der markige Ton des jugendlichen Herrſchers hatte ihre Hoffnungen neu belebt; ſie wollten nicht grübeln, ſie wollten ihm vertrauen.

„Es lebe König Schild!“ riefen ſie, und Jeder kehrte zu der Heimath ſeines Heeres zurück.

Und der junge Fürſt wurde ſeinem Lande ein wahrhafter Schild und eine treue Schutzwehr ſeinem Volke. Er ſchirmte es vor jeglichem Feinde, und demuthigte mit ſtarkem Arme die Jüten, die vielfach hinüber zu greifen wagten und einen Weideplatz inne hatten, wo nimmer ihr Banner im Boden hätte wurzeln ſollen. Immer verzagter wurde der Feind, bis er ſich zuletzt nicht mehr der Gränze zu nähern wagte und die Mannen ungeneckt in ihren Hütten wohnen ließ.

So begann nun für Angeln eine lange Zeit des goldenen Friedens. König Schild hatte längſt ſein Schwerdt von ſich gethan, und herrſchte über ein glückliches Volk.

Und die Jahre gaukelten im fröhlichen Reihentanz nacheinander kranzgeſchmückt vorüber.

Aber eben dieſer Reihentanz hatte eine ernſte Bedeutung für die Inſaſſen der Schleiwiek und wer zu dem Bann ihrer Mauern gehörte, denn die allmählich vorüberwallende Zeit begann die Locken ihres Königes weiß zu färben, und die Laſt der Jahre beugte ſeinen ſtolzen Nacken.

Das beunruhigte das Volk ſehr. Und je mehr es ſich härmte, um ſo mehr triumphirten die Jüten,

die ſich in der Stille rüſteten, den ſo lange unterbrochenen Kampf wieder zu erneuern; denn es ging eine Sage bei allem Volke, daß die Jüten ihren Fuß auf die Leiche des Königs Schild ſetzen und darüber hinwegſchreiten würden, als Herren des Landes von Angeln, woran Keiner im Stande ſein ſolle, ſie zu hindern. Darum ſahen die Inſaſſen von Schleiwiek mit täglich ſteigender Bekümmerniß auf das ſich ſtets weißer färbende Haar ihres Königs und in deſſen verlöſchende Augen, die nicht mehr von dem Feuer jugendlicher Kraft durchglüht wurden.

Da brach mit Macht der Herbſt herein, und ein Barde, der in das Land gekommen war, ſang:

„Wenn der Angler die Sichel ſchwingt,
Und die Garben zu Boden ſinken;
Wenn der Sturm durch die Eichen fährt,
Und die Blätter im Tanze wirbeln;
Dann wird's verſtummen im Königspalaſte,
Dann ſenkt ſein lockiges Haupt der König,
Und ſein Auge ſchließt ewige Ruhe.
Dann iſt geſtorben der Grunder von Schleiwiek,
Und die Verheißung ſchreitet heran!“

Dieß Wort ward rings umher im ganzen Lande gehört. Aber der Barde, der es gesungen, war spurlos verschwunden.

Und überall ward ein Wehklagen von Weibern und Kindern, die Männer aber standen rathlos.

Da brach ein sonnenheller Morgen an.

Er war so licht und sonnenhell, wie jener Tag, von dem die Greise den jetzigen Enkeln erzählt hatten; jener Tag, da König Olaf zuerst in's Land gekommen war. Und mit dem ersten Blicke des Tages vernahm man, wie damals, ein harmonisches Klingen, das tönte von eben her, und den klingenden Tönen nach zog ein reich beflaggtes und bewimpeltes Schiff, auf dessen Verdeck standen Spielleute, aus deren Flöten die reizenden Töne hervordrangen, die das ganze Land in Entzücken versetzten.

Zur selben Zeit öffneten sich die Pforten des Palastes und hervor trat König Olaf, angethan mit dem reichsten königlichen Schmucke, die Krone auf dem Haupte, das Schwert in der Hand. Er begab sich hinab zum Strande, wo das geschmückte Schiff lag, und ehe er es bestieg, wandte er sich zu den Männern, die ihm mit wachsendem Staunen, aber voll ehrerbietigen Schweigens gefolgt waren.

„Hört mich zum letzten Male, Ihr Männer!“ ſprach der König mit bewegter Stimme. „Das Lied des Barden hat Recht. Mein Sterbeſtündlein naht heran, und wenn ich regungslos am Boden liege, kommt der Däne und ſchreitet über meinen Leichnam in das Land. Darum ſcheide ich von hier und Keiner ſoll wiſſen, wo ich geblieben bin, damit keines Dänen Fuß über meinen Leichnam hinweggeht. Zu Euerm Schutz und Schirm kam mein Vater daher, zu Euerm Schutz und Schirm verlaſſe ich Euch und ſchwimme auf das öde Meer hinaus. Gedenkt ewig deſſen, was ich für Euch gethan, und ſchirmt vor fremden Eindringlingen die Marken Eueres Landes mit ſtarker Hand.“

Damit ſtieg der König an Bord des Schiffes, von deſſen Maſt hoch oben das goldene Banner des Herrſchers wehte. Alſobald ſlottete der Kiel vom Strande und trieb den Strom hinab. König Schild aber erhob noch einmal warnend die Hand und rief:

„Haltet Wort, Ihr Manner!“

Darauf neigte er ſein Haupt auf die Bruſt und ſtarb. Die wunderbaren Flötentöne verſtummten. Das Schiff aber trieb vogelſchnell mit der königlichen Leiche dem Meere zu und ward nie mehr geſehen.

Lange Zeit vertheidigte das Volk von Angeln herzhaft die Gemarkung des Landes, dann aber ist der Jute doch ins Land gekommen, und hat sich zu Zeiten recht breit darin gemacht. Wer weiß es, ob nicht Einer von ihnen unbewußt über die Leiche des Königs Schild hinweggeschritten ist?

Es hat Mancher an den Ufern der Schlei gelebt und will von König Skraf und seinem Sohne Schild nichts wissen, sondern hält's für eitel Ammenmärchen und Weibergewäsch.

Diejenigen Schleswiger aber, die im Tiefinnersten ihres Herzens an die Heiligkeit dieser Sage glauben, haben oft sehnsüchtig nach dem Meere geblickt, ob das Schiff mit dem goldenen Banner nicht noch einmal zurückkehre und die Luft sich mit süßen Zaubertönen fülle.

Aber sie haben nichts gesehen und gehört und die Juten bleiben in Schleswig.

Vom guten Herzog Alf.

1. Die Fürſten im Walde.

Das war eine Zeit der Hoffnung in allen holſteiniſchen Landen, als der Erzbiſchof von Bremen den jungen Adolf von Schauenburg über die Elbe führte, damit er den Holſten das däniſche Joch zerbrechen helfe und ſich das Erbe ſeiner Väter wieder erobere.

Das Land hatte des Jammers und des Elends viel geſehen. Auf den Feldern lagen die Erſchlagenen, den Geiern zur Beute, und die Bäche waren von Blut gerötbet. Es war immer wenig Freundſchaft zwiſchen Dänen und Holſteinern und leicht waren die Schwerdter bloß, wenn ſie ſich gegenüber ſtanden, aber damals hatte das Unheil den höchſten Grad erreicht, und laut jubelten die Holſteiner dem jugendlichen Schauenburger, „dem guten Herzog Alf,“ entgegen, der ſich ſo ritterlich hielt und ſo ſtattliche Hülfe brachte.

Zähneknirſchend ſchaute der alte Dänen-König Waldemar darein. Sein Feuerauge rollte und die

buſchigen Augenbrauen zogen ſich dichter zuſammen, als die Hamburger und Lübecker ſich, ſammt dem Schweriner Grafen, für Herzog Alf erklärten. Aber die Holſteiner jubelten, als die Ditmarſcher, die Waldemar mit dem Schwerdte beſiegt und in das Sklavenjoch gezwängt hatte, verſprachen, ſich gegen den Unterdrücker von Seeland zu erheben, wenn die deutſchen Fürſten ſie bei ihren freien Bauernrechten ſchützen wollten.

Inmitten einer Waldlichtung, nicht weit von dem Orte, wo ſich bei dem Flecken Bornhöved die Fluthen des Bornbeks ergießen, lag das Gehöft des kriegeriſchen Hauptlings der Ditmarſcher, Hendrik Swend, der Stolz und die Hoffnung der geſammten Bauernſchaften. Eine erleſene Schaar bewaffneter Männer hatte ſich um ihn geſammelt und Boten wurden ausgeſendet an Freunde nah und fern, um ſie zu ermahnen, ihre Schaaren zu ſammeln, da der Tag, der das Joch der Ditmarſcher brechen ſollte, nicht mehr ferne ſei.

„Ich kann's nicht erwarten, bis die Stunde der Rache kommt'" ſprach Swend vor ſich hin. „Es wird eine Abrechnung geben, wie ſie nicht Statt gefunden hat, ſeit ein Baum in dieſen Landſtrichen Wurzeln ſchlug."

„Mir erſchiene es beſſer," ſagte in gedehntem Tone ſein Waffengenoſſe Jens Boltzen, „wenn es uns gelänge, den Waldemar lebendig zu fangen und den Herzog Alf dazu. Das wäre einmal eine Jagd, die der Mühe lohnte: denn wir ließen ſie nicht los, bis ſie gethan hätten nach unſerm Willen, und es koſtete obenein keinen Tropfen Blut."

„Fürchteſt Dich, Memme?" fragte Swend grollend. „Blut iſt die Münze, womit wir unſere Freiheit einhandeln, alſo geizen wir nicht mit dem Kaufgelde. Aber feigherzig, aus dem Hinterhalte dem Gegner auflauern, iſt meine Sache nicht."

„Möchte Dir's doch nicht bieten!" entgegnete Jener ſchlau. „Hätteſt Du das Ende der Schlinge in der Hand, Du bedächteſt Dich nicht lange und zögſt ſie zuſammen."

„Wir haben unſer Land der See abgezwungen und die Wildniß zu fruchtbaren Aeckern umgeſchaffen!" ſprach Swend ruhig. „Darum wollen wir es nicht von dieſen Herren zu Lehen nehmen und unſer gutes Recht mit dem Schwerdte in der Hand bewahren. Gnade Dir Gott, König Waldemar, wenn meine Keule Deine Krone berührt!"

Ein Unwetter, das langſam von Weſten herauf-

gezogen war, brach plötzlich los. Der Sturm beugte die riesigen Waldbäume zur Erde und der Blitz riß die starren Wolkenmassen auseinander. Ein Trupp Reiter stürmte aus dem nahen Busch hervor und ihr Führer rief, an Swend heransprengend:

„Wir haben uns im Walde verirrt und bitten Dich um das Gastrecht. Willst Du es gewähren?"

Da trat Swend zu dem Fremden, reichte ihm die Hand und sprach:

„Nimm, was Du forderst. Ich frage nicht, wer Du bist, es ist genug, daß Du meinen Schutz begehrst. Tritt ein und schlafe in Frieden; meine Waffen beschützen Dich. Deine Genossen ziehen zu den Nachbarn, hier ist nicht Raum für so Viele."

Der Führer der Fremden stellte sich dem Bauer einen Augenblick gegenüber und blitzte ihn mit seinen leuchtenden Augen an, dann schritt er mit stolzem Verneigen in das Innere der Wohnung.

Das Unwetter tobte noch immer und der Regen goß in Strömen herab, als eine Stunde später ein Mann auf das Gehöfte zuschritt, der sein Pferd hinter sich herzog. Die wachsamen Bauern brachten ihn zu ihrem Führer. Dieser gewährte dem Erschöpften bereitwillig das erbetene Recht des Gastes und führte

ihn in denſelben Raum, wo der zuerſt Angekommene in ſich gekehrt am helllodernden Feuer ſaß.

Es ward ein Mahl aufgetragen und der Letzte der Gäſte, ein jugendlicher Rittersmann, griff nach einem Becher voll Meth:

„Das trinke ich auf das Wohl des gaſtfreien Wirthes, und fordere Euch auf, Herr Gaſt, mir Beſcheid zu thun.“

Der Aeltere ergriff ſchweigend den dargebotenen Becher, trank einige Tropfen und ſah den jungen Ritter unverwandten Blickes an.

„Ein ſtattliches Mahl! Wahrhaftig, den ditmarſiſchen Bauern iſt wohl gebettet. Ihr ſolltet's doch auch verſuchen. Hockt nicht ſo mürriſch am Feuer und laßt uns mitſammen fröhlich ſein. Ihr ſchüttelt mit dem Kopf? Nun, wie Ihr wollt; mir kann's recht ſein. Da kommt unſer Wirth mit ſeinen Freunden. Gott zum Gruß, Ihr Herren; wir haben eben, zum Dank für verliehenes Gaſtrecht, auf Euer Wohl den Becher geleert!“

„Das iſt des Ditmarſchers heilige und unverletzliche Pflicht,“ entgegnete Swend, „und zum Dank für Euern Gruß bringe ich Euch dieß Horn voll Meth, Herr Gaſt! Möget Ihr friedlich unter meinem Dache hauſen.“

„Ich danke Euch. Und damit Ihr wißt, mit wem Ihr getrunken zur Nacht, so ſollt Ihr wiſſen, daß Herzog Alf Euch Beſcheid gethan hat.“

„Herzog Alf!“ riefen die Ditmarſcher mit unverhehltem Staunen.

Der Fremde mit den blitzenden Augen ſprang vom Feuer auf und griff nach dem Schwerdte:

„Biſt Du wahrhaftig Herzog Alf von Holſtein, ſo mußt Du augenblicklich des Todes ſterben!“

Der Herzog wich nicht von ſeinem Platze, aber Swend trat ſchirmend vor ihn hin und das Schwerdt des Fremden zurückſchlagend, rief er zornig:

„Ihr wagt es, in dem Hauſe, das Euch gaſtfrei empfing, das Schwerdt zu ziehen? Die Hand erlahme, die ſolchen Frevel wagt! Hättet Ihr nicht aus meinem Becher mit mir getrunken, Ihr büßtet es mit Euerm Kopf!“

Da erhob ſich ein Gemurmel unter den Begleitern Swend's und Jens Boltzen, ſich raſch vordrängend, rief jubelnd:

„Der Freibrief der Ditmarſcher iſt neu erworben und ein herrliches Löſegeld obenein, denn das da iſt König Waldemar!“

„König Waldemar! König Waldemar!“ riefen

Alle mit lautem Geſchrei. „Werft ihn zu Boden! Bindet ihn mit Stricken!“

Und Alle wollten ſich auf den unbeſchützten König werfen, der ſich mit dem Rücken gegen die Mauer lehnte und mit blitzenden Augen das Schwerdt zu ſeiner Vertheidigung ſchwang.

„Ich ſtehe Dir bei!“ rief Herzog Alf und ſtand dem Könige mit gezogenem Schwerdte zur Seite. Keiner ſoll es wagen, Dich anzutaſten, ehe er mich durchbohrt!— Kommt an mit Euern Keulen! Ich ſchlage drein und rufe Pfui über Euer Gaſtrecht, Ihr Verräther!“

„Das wird ein Königsfang!“ jauchzte Jens Boltzen, und holte zu einem gewaltigen Schlage aus, der nach dem vorſpringenden Herzoge gerichtet war, als Swend ihn von hinten ergriff und zu Boden warf:

„Da liege, Meuchelmörder! Geht hinaus, Ihr Alle, und der Erſte, der es wagt, gegen meine Gäſte ein ungebührliches Wort zu ſagen, oder gar die Waffen gegen ſie zu erheben, dem thue ich wie Dieſem da! Er hat das Genick gebrochen bei dem Sturze! Schleppt ihn hinaus und haltet Frieden!“

Die Ditmarſcher gehorchten ſtill ihrem gewaltigen Führer und trugen die Leiche des Gefährten von dannen. Hendrik Swend blieb bei ſeinen Gäſten zurück:

„Als heute die Sonne unterging, ſprach ich es als den ſehnlichſten Wunſch meines Herzens aus, Euch Beide zu fangen! — Blitzt mich nicht ſo mit Euern Tigeraugen an, König Waldemar! Runzelt nicht die Stirn, Herzog Alf! Ihr ſeid ungefährdet in mein Haus getreten und werdet es ohne Fährlichkeiten verlaſſen: ich habe Euch den Handſchlag gegeben und: Bauernwort - Wahrwort! Wenn Ihr wieder unverſehrt bei den Euern ſeid, denkt daran, daß Hendrik Swend den Ruhm, die Schwelle ſeines Hauſes von Verrath rein zu halten, mit einem theuern Preis bezahlt hat.“

König Waldemar entgegnete nichts und ging murriſch auf und ab. Der Herzog aber reichte dem Bauern die Hand und ſagte:

„Die Hand, welche jetzt in der Deinigen ruht, wird die erſte ſein, die den Freibrief Deines Volkes unterzeichnet. Ihr ſeid insgeſammt deutſchen Blutes! Deutſche zu Deutſchen! Das iſt geſprochen!“

„Ich wahre Euer Pfand!“ rief Hendrik Swend. Und nun, Ihr Herren, ſchlaft in Frieden! Ich werde ſelbſt auf Eurer Schwelle für Euch wachen.“

Die Fürſten waren allein.

Der Herzog betrachtete den König, welcher ſich

trotzig auf einen Schemel geworfen hatte, und trat ihm zutraulich näher:

„Eine seltsame Fügung, ich möchte sagen ein Wunder führt uns in dieser Nacht zusammen. Laßt uns die Gelegenheit nutzen. Sprecht zu mir.“

Der König schwieg.

„Verharret nicht im finstern Schweigen. Nur kurze Zeit ist uns miteinander vergönnt, dann stehen wir wieder bei den Unsrigen; es bedarf eines Winkes und das Blut fließt in Strömen. Laßt uns diesem Lande den Frieden geben; es steht in unserer Macht!“

„Willst Du mir weichen?“ fragte Waldemar rasch.

„Das kann ich nicht, ohne von meinem Rechte zu weichen. Aber es gibt gewiß Mittel, Euch zufrieden zu stellen, auch wenn Ihr die Ditmarscher nicht unterjocht und Euer Scepter nicht über den Eiderstrom streckt. Für wie mächtig Ihr es auch erachtet, es ist doch nur eine schmale Brücke, die Euch nicht ohne Gefahr auf albingischen Boden führt. Ueberlegt es wohl!“

„Willst Du meinen Siegesflug hemmen, junges Herrlein?“ sprach höhnisch König Waldemar. „Versuche es! Wir sind bereit, Dich zu empfangen! Deine hohlen Worte habe ich zum Ueberdruß. Von dem,

was mein iſt, laſſe ich mir keinen Fuß breit entreißen und wenn Kaiſer und Reich mich dazu zwingen wollten. Ich erwarte Euch Alle, Euern lübeckiſchen Ritter von Soltwedel, und Euern bremiſchen Erzbiſchof, der ſo mächtig mit Kelch und Schwerdt einher ſchreitet. Hier iſt Waldemar's Schwerdt! Vor wem hat es ſich je geſenkt?"

„Ihr ſeid ein ſiegreicher Held, und willig erkenne ich die Größe Eures Geiſtes an. Aber es gibt noch ein edleres Ziel, als das im Siegesſturme eroberte Schlachtfeld. Wir kämpfen nicht für uns und unſern perſönlichen Ruhm, König Waldemar, wir kämpfen für das Wohl und die Sicherheit unſerer Völker, und darum fordere ich Euch noch einmal auf: Laßt die günſtige Stunde nicht ungenutzt entfliehen."

„Nach der nächſten Schlacht wollen wir unſere Unterhandlungen weiter fortſetzen!" antwortete Waldemar mit verächtlichem Lächeln: „dann wird der junge Herzog wohl Einiges von ſeiner eingebildeten Höhe herabgeſtiegen ſein. Für jetzt verſchont mich."

Damit nahm Waldemar ſeinen Sitz am Feuer wieder ein. Er verharrte im Schweigen, aber er zog das breite Schlachtſchwerdt und ſtützte ſich darauf, als gelte es, einem unvermutheten Angriff raſch zu begegnen.

Herzog Alf betrachtete ihn ſchweigend; eine Wolke des Unmuths flog über ſeine hohe Stirn:

„Fürchtet Ihr Verrath, daß Ihr Eure Waffe entblößet, oder ſinnt Ihr....?“

Der Herzog unterbrach ſich ſelbſt und ſetzte raſch hinzu:

„Hört Ihr draußen auf der Tenne den ſchallenden Tritt? Das iſt Hendrik Swend, der uns Beide bewacht. Hier, König Waldemar, iſt mein Schwerdt; ich lege es Euch zu Füßen und will ruhig ſchlafen unter Eurem Schutz.“

Er entblößte ſein Schwerdt und legte es vor dem Könige nieder; dann ſtreckte er ſich auf das für ihn bereitete Lager und entſchlief.

Waldemar warf forſchende Blicke zu ihm hinüber und hielt ſein Schwerdt mit beiden Händen. Das Feuer flackerte von Zeit zu Zeit auf und warf einen ungewiſſen Schein auf das Angeſicht des Königs, das in hoher Gluth ſtrahlte. Er ſchien in ſeinem Innern einen furchtbaren Kampf zu kämpfen und fuhr oft zuſammen, daß die Rüſtung klirrte, die er nicht abgelegt hatte. Als er den Herzog fortdauerd regungslos liegen ſah und den leiſen Athemzug hörte, der die Bruſt des jungen Helden abwechſelnd hob und ſenkte,

wandte er endlich den Blick ſeitwärts und ſein ſorgenſchweres Haupt ſank auf die Bruſt.

Der Sturm war vorüber gezogen, der Donner rollte nur noch von ferne und die erſten Schimmer des Morgenrothes fielen auf das zitternde Laub.

Hendrik Swend trat in das weite Gemach:

„Es iſt Tag, Ihr Herren! Euere Roſſe ſtehen bereit!“

Der König fuhr aus ſeinem unruhigen Schlummer auf; er würdigte den Herzog keines Blickes, ſprach zum Wirthe einige flüchtige Worte des Dankes und griff nach der goldenen Kette, die um ſeinen Hals hing.

„Behaltet Euer Gold, Herr König!“ ſprach Hendrik Swend raſch. „Gaſtfreundſchaft iſt nicht käuflich bei den Ditmarſchern. Wenn mir aber das Kettlein zugedacht iſt, ſo nehme ich es ſchon von Euerm Hals, wenn wir nächſtens auf dem Schlachtfelde zuſammen treffen.“

Der König ſtürmte hinaus und gleich darauf ſprengte er mit ſeinem Troß die Waldlichtung entlang, der Gegend zu, wo das Lager der Dänen war.

Herzog Alf folgte langſam und als er ſein Roß beſtieg, ſagte er im Fortreiten zu Hendrik Swend:

„Mein Wort bleibt Dir verpfändet! Hilf meinem Stammlande das Joch der Dänen abschütteln und ich bestätige und schirme Dich und die Deinen bei Eurer alten Freiheit.“

Der Herzog setzte die Sporen ein und der Ditmarscher wandte sich zu den Seinigen:

„Wage es Keiner von Euch, vor Ablauf einer vollen Stunde das Gehöfte zu verlassen. Sie sollen in Frieden ziehen!“

2. Die himmlische Erscheinung

Weithin erdröhnte die Erde von dem Stampfen der Rosse und dem Getöse der Waffen in der Schlacht von Bornhöved im Jahre des Heils 1227. Die Sonne brannte glühend, kein Lufzug bewegte die drückende Atmosphäre. König Waldemar und seine erfahrenen Kriegs-Obersten waren klugen Sinnes ihren Feinden zuvorgekommen und hatten eine solche Stellung eingenommen, daß um die Tageszeit, wenn die Sonne höher stieg, diese ihren Streitern nur im Rücken schiene, während Herzog Alf und seine Verbündeten, von der sengenden Gluth geblendet, mehr von ihr, als von den heranstürmenden Dänen zu leiden hatten.

Ein junger Edelknecht mit der ſchweriner Leibbinde ſprengte einem Trupp ſchwerer holſteiniſcher Reiter entgegen und rief:

„Zurück, Herr Ritter von Raſtorf! Reitet nicht weiter!“

„Warum nicht? Was gibt es?“

„Däniſche Bogenſchützen und Keulenträger in Unzahl. Sie ſtürmen heran, wie eine Windsbraut, und ſchreien: König Waldemar über Alles!“

„Was ſchiert's mich! Gebt Raum!“

„Wenn Ihr mit Euerm Häuflein über jenen Erlenbuſch hinausreitet, könnt Ihr den Heranſtürmenden nicht mehr ausweichen und ſie überrennen Euch.“

Die Knechte des Ritters machten bedenkliche Geſichter. Der Raſtorfer aber richtete ſich im Sattel auf und rief zürnend:

„Still da! Wer mein Schwerdt in ſeiner Kehle haben will, darf nur mit der Augenwimper zucken! Und Ihr da, junger Fant, der Ihr es ſo gut verſteht, die Spur der ſeeländiſchen Hunde aufzufinden, wendet das Pferd und zeigt mir den Weg. Wo ſind die däniſchen Keulenträger?“

Damit drückte der Ritter ſeinem Roß die Sporen ſo tief in die Weichen, daß der Edelknecht ſein Pferd

wenden mußte, wollte er nicht von den Nachstürmenden zu Boden geritten sein. Rasch ging es über das Blachfeld, durch einen feuchten Bruch, an dessen äußerstem Rand die dänischen Reiter erschienen, voran König Waldemar mit fliegendem Helmbusch und wallendem Purpurmantel. Er stürmte auf das Häuflein der Holsteiner ein, warf sie nach kurzem Widerstande zu Boden und drang weiter vor, dem Haidestrich zu, wo Herzog Alf gegen die jütischen Lanzenträger kämpfte und vergebens auf das Erscheinen der Ditmarscher harrte, die im entscheidenden Augenblicke ihre Schilde umkehren wollten, die Spitze nach oben gerichtet, zum Zeichen, daß sie nun von dem Könige von Dänemark abfielen.

„Der Tag ist verloren!" sprach der Lübeker Bürgermeister, Herr Alexander von Soltwedel, der sich mit einer erlesenen Schaar lübekischer Lanzenknechte zum Herzog Alf begeben hatte. „Sucht Euch so vorsichtig als möglich aus dieser Fährlichkeit zu ziehen und bewahrt einem künftigen Tage, was heute unwiederbringlich verloren ist."

„Das wolle Gott nicht, daß wir an uns selbst verzagen, Herr Bürgermeister!" entgegnete der Herzog rasch. „Was soll der gemeine Krieger thun, wenn

ſeine Führer wanken? Seht! Dort zieht ſich ein neuer Haufen der Unſrigen zurück und gibt den anſtürmenden Dänen Raum! Auf, ihnen entgegen!"

Er ſprengte auf die Flüchtlinge ein:

„Seid Ihr Eulen, die das Sonnenlicht fliehen? Dort kommt der Feind! Wendet Euch, ſonſt brennt er Euch das Brandmal der Schande auf den Rücken!"

Aufs neue warfen ſich die Holſteiner und ihre Bündner den Dänen entgegen. Aber dieſe, durch Waldemar's Schlachtenruf begeiſtert, drängten unaufhaltſam vorwärts und die ganze Heeresmacht des Schauenburgers begann ſich aufzulöſen.

Da warf ſich Herzog Alf in der größten Aufregung, im Angeſichte der Seinen, auf die Kniee. Die gefalteten Hände zum Himmel emporgeſtreckt, rief er mit gewaltiger Stimme:

„Verlaß uns nicht, mein Herre Gott, in dieſer Stunde der Noth und Gefahr! Es iſt Deine Sache, für die wir kämpfen, mein Herre Gott, denn es iſt die Sache des Gerechten! Wenn Du die Geißel Waldemar's von dieſem Lande fern hältſt, und den Bedrängten Ruhe und Frieden ſchenkeſt, mein Herre Gott, ſo will ich Deinen Namen preiſen, all mein Lebelang' Höre mich an, mein Gott, und ergreife

mit Deiner mächtigen Hand mein Gelöbniß: Wenn Du mir den Sieg verleihest, gebenedeiete Jungfrau, für die ich kämpfe und ſtreite immerdar, wenn Du uns fröhlich hindannen hilfſt, ſo will ich Kirchen und Klöſter erbauen in meinen Städten zu Deines Namens Ehre. Und wenn die Meinen des helfenden Armes nicht mehr bedürfen, will ich von mir thun Helm und Schild, mein Schwerdt ſoll hängen an geweihter Stätte und ich werde Dir als demüthiger Mönch in des Kloſters abgeſchiedener Stille dienen mein Lebelang. Höre mich, Herre Gott! Höre mich, heilige unbefleckte Jungfrau! Ich demüthige mich vor Dir im Staube! Dein iſt allein die Ehre!"

Plötzlich umzog ſich das Firmament; die glühende Hitze verlor ſich und ein kühlender Wind ſtrich über das blutgeröthete Feld. Ein milder Lichtſchein drang durch die Wolken und als Herzog Alf den Blick nach oben richtete, leuchtete ſein Auge voll heiliger Verklärung. Die Heere ſtanden gefeſſelt und Alle ſtarrten das Wunder an, das ſich vor ihren Augen begab.

Das Lichtgewölk theilte ſich und das innerſte Heiligthum des Himmels ward offenbar; die heilige Mutter Gottes, mit dem Jeſuskindlein auf dem Arm, erſchien von Roſenſchein umfloſſen; ſie neigte das

kaurt den deutſchen Streitern zu und breitete ſegnend die Hände über ſie aus.

Ein freudiges Gemurmel lief durch die Reihen der Holſteiner:

„Ein Wunder! Sie iſt's! Die heilige Mutter zeigt ſich ihren Streitern!“

„Sancta Maria! Ora pro nobis!“

„Mit uns iſt Gott!“ rief Herzog Alf voll glühender Begeiſterung. „Ihm leben wir“

Und mit Sturmeseile warfen ſich die Streiter des holſteiniſchen Herzoges auf die Phalanx der Dänen; ſie fochten mit der heftigſten Erbitterung und die Schlacht ſtand

Da ſchlug Dänemarks Stunde. Mit lautem Geheul brachen die Ditmarſcher aus ihrem waldigen Hinterhalte und fielen den Dänen in den Rücken. Was ihnen entgegen trat, ſchlugen ſie mit ihren Keulen und Morgenſternen zu Boden. Waldemar verlor ſich im Getümmel des Kampfes und ſeine Krieger löſten ſich auf in wilde Flucht. Das Glück des Tages war entſchieden und der fromme Erzbiſchof von Bremen kniete mitten auf dem Schlachtfelde nieder, dem mächtigen Helfer in der Noth ſein demüthiges Dankopfer darzubringen.

3. Der ſchwarze Ritter.

Es war eine ſternenloſe Nacht und tiefe Einſamkeit rings umher. Inmitten des weiten Feldes erhob ſich ein Hügel und auf demſelben breitete eine ſtolze Buche ihre Aeſte ſchirmend aus.

Im Schatten des rieſigen Baumes lag, aus mehreren Wunden blutend, König Waldemar; neben ihm ſein zerbrochenes Schwerdt und ſein ſterbender Streithengſt. Nichts unterbrach die Stille der Nacht, als das Geſtöhn des Verwundeten, der von all' den Seinigen verlaſſen, langſam verſchmachtete.

Da ſchallte dumpfer Hufſchlag durch die Nacht immer näher und näher. Der König richtete ſich mühſam auf.

Ein Ritter in ſchwarzer Rüſtung mit herabgelaſſenem Viſir ſprengte heran:

„Stirbt hier ein König?“

„Nein! Nein!“

„Dich verräth der goldene Reif, der mir aus der Finſterniß entgegen leuchtet.“

„Fort! Hinweg!“

„Fürchte Dich nicht, König Waldemar! Ich komme, Dich zu retten.“

Der König erhob die geballte Faust:

„Wo sind die hündischen Knechte, die mich verlassen haben? Ich lasse sie zu Tode geißeln."

„Zürne ihnen nicht! Sie flohen vor der mächtigen Hand des Himmels, die sich ihnen heute aus den Wolken entgegen streckte."

„Verdammtes Gaukelspiel!" rief zähneknirschend der König.

„Deine Augen werden gehalten, damit Du nicht siehst," sprach der Ritter. „Aber mich erbarmt Deiner, König! Ich will Dich retten."

Der König schwankte; das Blut drang heftiger aus seinen Wunden hervor:

„Und wenn ich Dir traute? Wer ist der Bürge Deiner Ehrenhaftigkeit?"

„Bei den Wunden meines Erlösers, ich bringe Dich zu den Deinen!"

Mit diesen Worten ergriff der Ritter den König und setzte ihn vor sich auf das Pferd.

Der Hengst wieherte. Unaufhaltsam ging es über Feld und Moor.

Ferner vernahm man einen feierlichen Choral.

„Was ist das?" fragte der König.

„Das ist der Erzbischof von Bremen. Er durch-

wandert das Schlachtfeld von einem Ende zum andern, um die Sterbenden zu trösten und die Verwundeten zu erquicken."

Weiter ging der nächtliche Ritt.

Nebel stiegen aus dem feuchten Boden auf und breiteten sich darüber hin, wie ein wallendes Leichentuch. Daraus erschallte wilder Schlachtgesang.

„Was ist das?" fragte der König schaudernd.

„Das sind die ditmarscher Bauern. Sie ziehen von Nord nach Süd, von Ost nach West und suchen Dich, um Dir zu sagen, daß sie Deine Kette zerbrochen haben. Greif aus, Rößlein, greif aus!"

Und schnelleren Laufes ging es über Blachfeld und Moor. Irrlichter tanzten am Rande der Wasser, Eule und Fledermaus flogen mit Gekrächz vor den Reitern her.

Am Horizont blitzten Feuer auf und Hörnerklang schallte von dort herüber.

„Was ist das?" fragte der König, in Fieberfrost sich schüttelnd.

„Das sind die Hauflein der Holsteiner, die heute gesiegt haben im Schutze der allerheiligsten Jungfrau. Aber schon schimmert im Osten ein matter Strahl des kommenden Tages. Greif aus, Rößlein, greif aus! Müssen heute noch weit!"

Und ſchnelleren Laufes ſauſte das Roß durch den Wald, den es erreicht. Die hohen Wipfel der Eichen und Buchen rauſchten zuſammen, auf ihren Zweigen erwachte das Lied, zu ihren Füßen duftete die Blume dem Morgenthau entgegen und weit hinter den Hufen des Roſſes blieb das flüchtige Reh.

Fernab lag der Wald. Am Horizont wogte, vom erſten Roſenſchimmer des Tages übergoſſen, das Meer, und aus grünenden Äckern erhoben ſich die Thürme von Kiel.

„Du biſt bei den Deinen!“ ſprach der Ritter und hielt ſein Roß an.

Der König glitt herab und ſein Auge ſchweifte umher. Er ſah das Meer, die Stadt und eine erleſene Schaar gewaffneter Männer, welche gegen ihn heranzogen.

„Ritter!“ ſprach Waldemar. „Zeige mir Dein Antlitz, damit ich Dich wieder erkenne. Wer biſt Du?“

„Dein Freund auf Tod und Leben, bis Du zu Deinem Reiche heimgekehrt biſt!“ ſprach langſam der Ritter und ſchlug das Viſir auf.

Der König ſtarrte ihn an.

„Herzog Alf!“ rief er zurücktaumelnd.

Aber dieſer wandte ſein Roß und war ſchnell am Eingange des Waldes verſchwunden.

4. Der Mönch.

Vor dem Marienkloſter zu Kiel drängten ſich zahlreiche Arme, um die gewohnte Spende zu empfangen.

„Sage Euch, Nachbar!“ ſprach der Eine, „das iſt eine gute Einrichtung hier, daß man nicht bloß geiſtigen Zuſpruch empfängt, ſondern auch leiblich geſpeiſt wird. Ich weiß mir nichts Beſſeres zu denken, als mein Leben in ruhiger Beſchaulichkeit hinzubringen und mir dann hier im Kloſter zu erbitten, was des Leibes Nothdurft erfordert.“

„Das Alles verdanken wir dem frommen Herzog Alf, der dieß Kloſter erbaut und verordnet hat, daß täglich die Armen an der Kloſterpforte ein reichliches Mahl erhalten ſollen, wenn ſie einen gottſeligen Lebenswandel führen.“

„Solche vornehme Herren haben doch mitunter abſonderliche Schrullen! Nun, Gott ſegne ſie dafür! Mir wäre es mein Tage nicht eingefallen. Wie iſt er denn nur darauf gekommen?“

„Ihr wißt's nicht? Da ſeid Ihr gar nicht werth, hier Euere Nothdurft zu empfangen.“

„Nun, nun, Nachbar, habt ein Einſehen, und

ſagt mir lieber, wie das Alles zuſammen hängt, dann handelt Ihr, wie ein beſcheidener Chriſt."

„Herr denn der durchlauchtigſte Herr that in der Schlacht von Bornhöved ein Gelübde, wenn Gott ihm hülfe, den ſchlimmen Waldemar zu beſiegen, wollte er, der heiligen Jungfrau zu Ehren, Kirchen und Klöſter bauen. Das iſt geſchehen zu Hamburg und hier in Kiel. Und nachdem darauf der würdige Herr noch lange Jahre innerlich gerungen, hat er ſeine Waffen abgelegt und iſt eingegangen in die ſtille Klauſerzelle, um ſich zu demüthigen vor dem Herrn ſein Gelübde."

„Nun, ſegne ihn Gott dafür; ich will meine Gabe hinzutragen und während ich ſie demüthig verzehre, ſollen die Meinigen, Ihres und Mein, ein brünſtiges Gebet für ihn ſprechen."

Die Armen zerſtreuten ſich, und als der Platz vor dem Kloſter leer geworden, erſchien ein Mönch mit einer großen hölzernen Kanne in der Hand, um von einer vor der Stadt belegenen Meierei die Milch zu holen, die der Pater Kuchenmeiſter bedurfte. Langſamen Schrittes ging er, fromme Gebete ſprechend, ſeine Straße, empfing draußen ſeine Milch und trat damit den Rückweg nach dem Kloſter an.

Da kam des Weges daher ein glänzender Troß von Rittern und Herren, die gen Segeberg zogen zu einem fröhlichen Turnei. Voran ritten die Söhne Herzog Alf's, die Grafen Gerhard und Johann, und die Edelsten des Landes bildeten das Geleite. Sie waren fröhlich, schwatzten und lachten, munterten die Spielleute auf, daß sie lustig darein schmetterten und die Knappen ihre buntgestickten Fähnlein im Sonnenschein schwenkten.

Als der Mönch die Fröhlichen daherstürmen sah, von Glanz und Pracht umgeben, fiel ihm seine eigene Vergangenheit ein, wie er einhergezogen sei vor Fürsten und Herren und sich den Ersten des Landes beigezählt habe. Die Gluth der Schaam färbte seine Wangen, daß er sich in so dürftiger Gestalt zeigen sollte, und er suchte die Kanne Milch mit seinem Gewande zu verdecken. Aber in demselben Augenblicke erwachte die Stimme seines Gewissens in ihm und er sagte zu sich selbst in strafendem Tone:

„Du schämtest Dich, um Christi Willen eine Kanne Milch zu tragen, so zeige nun mit Deinem ganzen Leibe, welches Werk Du verrichtet hast."

Einige Junkherren, die sich dem Grafen Gerhard zunächst befanden, lachten auf und sagten:

„Nun, in Wahrheit, dieſer Mönch muß nicht ſeines Verſtandes Herr ſein, daß er die zuſammen gebettelte Milch, die ihm und andern Geſchöpfen zur heilſamen Koſt dienen ſoll, über ſeinen Rock gießt. Sollten wir ihn nicht deßhalb zur Rede ſtellen?"

Graf Gerhard runzelte die Stirn bei dieſer unbedachten Rede, ſein Bruder Johann aber, der einige Schritte voraus war, wandte das Roß und rief:

„Um Gott, Bruder Gerhard, das iſt unſer Herr Vater, der ſich in ſeiner Gottſeligkeit demüthigt vor dem Glanze ſeiner eignen Söhnen."

Die Grafen ſchwangen ſich aus den Sätteln, ihrem Beiſpiele folgten die Ritter und Junkherren, die Knaben und Troßknechte. Alle ſanken in die Kniee und beugten demüthig das Haupt, als der Mönch vorüberzog. Er grüßte ſie ſchweigend, breitete ſeine Hände ſegnend über ſie aus und kehrte nach dem Meierhofe zurück, um ſeiner Pflicht genug zu thun. Die Ritter und Herren zogen darauf ihre Straße, der Mönch aber betete:

„Herr! Strafe mich nicht um meines Stolzes willen und nimm von mir meine Miſſethat!"

Iſern Hinnerk.

Graf Geert von Holſtein hatte die Edlen ſeines Landes um ſich verſammelt und ſagte zu ihnen:

„Mein Haar wird grau und meine Tage ſind gezählt; darum möchte ich, ſo viel als möglich, mich alles Irdiſchen entſchlagen, und mich geiſtig bereiten, damit es mir nicht gebreche, wenn ich von hinnen muß. So führe ich Euch hier meinen lieben Sohn Klaes zu, der iſt edlen Sinnes, ernſt und milde zugleich, und alle Holſten und das holſteiniſche Land ſind ihm theuer, wie ſein Herzblut. Er wird fortan die Laſt der Regierung von meiner Schulter nehmen, und ich werde ihm ein liebevoller Vater, ein berathender Freund bleiben. Danke Euch, liebe Herren, für Jahre lange Anhänglichkeit und Treue; bleibt auch dem Sohne wohlgeſinnt um des Vaters willen. Seid darum gebeten."

„Das wollen wir!" antworteten die edlen Herren, ſich vor dem alten Geert verneigend.

Graf Klaes aber ging darauf in dem Kreiſe umher, ſchüttelte jedem Einzelnen die Hand, dankte für

ihre Liebe und sagte, sie wollten so redlich zusammen wirken und schaffen, daß für das Land Holstein eine goldene Zeit anbrechen, und der gemeine Mann sein Fleisch und seine Grütze vollauf im Topfe haben solle; denn nur wenn des Bauern Scheune bis oben voll wäre vom Gottessegen, hätten auch die Herrenleute ein Herrenleben, und wenn man die Pfennige der Bürger zusammen hielte, deckten die Goldgülden in dem Schatze des Landesherrn. Um dieser Sinnesart willen, die Graf Klaes laut in dem Saale kund gab, ward er von Einem „der Sparsame" geheißen und hieß und blieb es sein Lebelang.

Dies Wort hatte der junge Graf Heinrich gehört, der zur Linken seines Herrn Vaters stand, und biß sich vor Unmuth in die Lippen, daß Blut darnach floß. Er war ein Jüngling von fast riesigem Wuchs, der zu Land und zur See bereits wacker gestritten hatte. Und da ihm Keiner etwas anhaben konnte, ward er allmählich „Herr Hinnerk" genannt; denn alle Schwerter und Keulenschläge prallten von ihm ab, als wäre er von Eisen. Obgleich jung an Jahren, war er doch alt an Muth; er trug das schwere Kettenzeug, als wäre es ein seidenes Wamms und der gewichtige Helm ein luftig Barett; sein

breites Schwerdt aber handhabte er ſo leicht, daß es ausſah, als ob ein Wetterleuchten durch die Luft fuhr. Bei all den feinen Reden der Hofherren, die ihm nichts waren, als Spreu vor dem Winde, geberdete er ſich über die Maaßen ungeduldig, und als ſein Bruder ſich mildfreundlich zu ihm wendete, und ihn bat, ſich ihm gleich zu achten und ihm beizuſtehen im ſchweren Regierungswerk, ſagte er höhniſch:

„Um Schaafe zu ſcheeren und Gänſe zu rupfen, damit wir ein warmes Röcklein im Winter han, und darnach ein Bett, um darin mit vollem Magen zu lungern? Hei! Was für wackere Ritter ſind das, die da feilſchen mit dem Krämer und den Bauer unterweiſen, wie er mit dem Pfluge hanthieren ſoll. Iſt Keiner mehr vom holſteiniſchen Adel, dem das Schwerdt aus der Scheide tanzt, wenn er von Kampf und Schlachten ſingen hört? Und iſt kein Meiſterſänger da, der uns den Kriegsgeſang anſtimmt?“

Auf dieß Wort vernahm man hier und da in der Menge ein Gemurmel, hier und da raſſelte ein Schwerdt auf dem Eſtrich und eine Eiſenfauſt ſchlug gegen den Bruſtharniſch. Aber deren waren nur Wenige, ſo daß Graf Heinrich in ein höhniſches Gelächter ausbrach.

Der alte Graf Geert verwies seinem jüngsten Sohne ein solches Benehmen mit gar ernsten Worten und sagte, es verrathe wenig kindliche Ehrfurcht, daß er die Anordnungen des Vaters mit solcher Geringschätzung behandle. Da beugte Graf Heinrich seine Knie und antwortete:

„Vergebt mir, Herr Vater, wenn ich etwas gesprochen, das Euch kränkte, aber es war nicht böse gemeint. Glaub's wohl, daß alle Euere Anordnungen tadellos und weise sind, aber mir wollen sie nicht in den Kopf. Darum vergönnt mir Urlaub und laßt mich hinausziehen auf Abenteuer. Ich gönne meinem Bruder das Schaaf und die Wolle dazu; ich will nur einen gefüllten Seckel nebst hundert Edelleuten und Knappen, die mir freiwillig folgen; was sonst vonnöthen ist, finde ich unterwegs. Und wenn's der Himmel einmal fügt, daß in Holstein wieder Noth um ein tüchtiges Schwerdt ist, so lange ich noch am Leben bin, sollt Ihr mich nicht vergebens rufen; bis dahin aber laßt mich gewähren. Das ist meine Bitte an Euch, mein hochedler Vater und Lehensherr; ich hoffe, Ihr werdet sie mir nicht versagen."

Da sagte der Vater:

„Ich kenne Deinen hochfahrenden Sinn und würde

umſonſt verſuchen, ihn zu bändigen. Auch bin ich ohne Sorgen um Dich, denn zeigſt Du Dich auch ungeberdig, unlenkſam und dem ſtillen Leben abhold, ſo denkſt Du doch ritterlich und iſt kein Falſch in Dir. Darum nimm die Gaben, die Du Dir erbeten, und gehe mit Gottes Geleit."

„Dank, Herr Vater!" ſagte der junge Graf, freudig aufſpringend, und verließ, flüchtig grüßend, den Saal, gefolgt von manchem jungen Edelmann, der den Zug ins Blaue hinein mit Eiſen-Heinrich wagen wollte.

Viele Tage und Monde waren vergangen und die holſteiniſchen Ritter zogen immer weiter durch das Abendland dem Oſten zu. Ueberall, wo ſie anpochten, öffnete man ihnen willig die Pforten und wenn ſie von dannen zogen, ließen ſie dem Gaſtfreunde ein ſchönes Gaſtgeſchenk zurück, das ſie ihm durch ihre Tapferkeit errungen hatten. Sie halfen dem Lehensherrn die übermüthigen Vaſallen bändigen und riſſen dem wuchernden Tyrannen das Scherflein des Armen aus den habgierigen Klauen. Der Ritter begrüßte ſie mit freudigem Handſchlage, der Bauer

jauchzte ihnen entgegen und der Troubadour ſang ein Sirviente vom „goldgelockten Segenſpender.“ So gelangten ſie bis nach dem Orient und nahten ſich der geheiligten Stelle, wo der Chriſt mit dem Sarazenen um den Beſitz des Fleckchens Erde ſtritt, das den Leib des Erlöſers umſchloß. Weithin waren unabſehbare Völkerſchaaren über die Wüſte hin verſtreut, und die ſengende Sonne beleuchtete den ſtrahlenden Halbmond des heidniſchen Sultans und den eiſernen Harniſch des chriſtlichen Königs, den von Diamanten erglanzenden Kaftan des reichen Emirs und den weißen Mantel des armen Templers.

„Da kommen wir zur rechten Zeit!“ jauchzte Graf Heinrich ſeinen Gefährten zu. „Haben ſie das Werk ohne uns angefangen, ſollen ſie es doch nicht ohne uns zu Ende bringen. Und nur gleich da in den dichteſten Haufen hinein!“

In dem dichteſten Haufen aber ſtritt der König von Britanien, ein wahrhafter Gottesſtreiter, deſſen jugendlicher Muth Spott trieb mit den ergrauenden Haaren auf ſeinem Scheitel. Dießmal aber hätte er ſein kühnes Wagniß faſt mit dem Tode bezahlt; das Banner mit dem britiſchen Löwen war, ſammt ſeinem fürſtlichen Träger, in den Staub geſunken und Beide

nicht mehr zu ſehen; denn ſie waren mit den Leichen vieler engliſcher Ritter bedeckt. Nun ging es an den König ſelbſt und mancher Türkenſäbel ſchwebte über ſeinem Haupte. Da rief Eiſen-Heinrich ſeinen Gefährten zu:

„Wißt Ihr noch, wie unſere ditmarſiſchen Bauern das Korn mähen?“

„Ja!“ riefen lachend ſeine Genoſſen.

„Da macht's ihnen nach!“ rief Eiſen-Heinrich und ſogleich mähten ſich die holſteiniſchen Schwerdter ſo gut in die dichtgeſäeten Turbane hinein, daß die Türkenköpfe von den Rümpfen flogen, wie die Weizenkörner aus den Garben ſpringen, wenn der Dreſchflegel auf die Tenne niederfällt. Dauerte nicht lange, bis das Geſindel mit dem Rufe „Allah! Allah!“ nach allen Seiten auseinander lief, und Eiſen-Heinrich dem Könige von Britanien beiſprang, der vom Pferde geriſſen war und vor Erſchöpfung nicht wieder aufſtehen konnte.

Als nun der König, auf den Zuſpruch ſeines Retters, ſich nothdürftig erholt hatte, und die Niederlage ſah, die der Türke ihm bereitete, auch daß ihm kaum ein Mann geblieben war von all den Edlen, die mit ihm vom waldgekrönten Wales hierher gezogen waren, wurde er gar ſehr betrübt.

Eisen-Heinrich aber sagte ermuthigend:

„Was wollt Ihr klagen, Herr König, daß sie einen Ehrentod gestorben sind? Als sie freiwillig mit Euch hierher zogen, haben sie gewußt, daß sie nicht auf Daunen gebettet wurden, und hier ist es besser als anderswo, denn es sind Christenmenschen da, die sie begraben können, und die finden sich nicht allethalben in der Wüste. Wenn Ihr aber um einen Paladin verlegen seid, Herr König, der Euch, sammt seinen Mannen, auf Euern Zügen begleitet, so bin ich nun da. Ich habe ein vielversuchtes Schwert, einen tuchtigen Gaul, der das Rückwärtslaufen nicht gelernt hat, und in meinem Gefolge eine muntere Knappenschaar, auf die ich mich verlassen kann."

„Seid mir viel tausend Mal willkommen in meinem Solde und an meinem Herzen, mein junger Ritter!" sprach bedeutsam der König. „Wie nenne ich Euch und wo ist Euere Heimath?"

„Eisen-Heinrich nennt man mich und der Graf Geert von Holstein ist mein Vater. Mein Bruder Klaes ist daheim geblieben, um Kohl zu begießen und Bäume zu pflanzen, oder was weiß ich. Darum bin ich mit meiner Knappschaft in die Welt hinausgezogen, damit die Leute jenseit der Elbe nur

erfahren, daß es heutiges Tages noch Holsteiner gibt, die zuschlagen können. Gilt der Vertrag, Herr König?"

„Er gilt!" rief dieser, die Hand des Ritters fassend. Und sich auf sein Roß schwingend, blickte er freudigen Muthes um sich, da er sich zum ersten Male von seiner stattlichen holstischen Leibwache umringt sah.

Vom heiligen Grabe war der König von Britannien fortgezogen nach Byzanz, wo einst die Wäringer für die Ehre des Nordens gefochten hatten, von da an den Hof des Schahs von Persien und in andere Länder, wohin dazumal selten ein christlicher König kam. Ueberallhin hatte ihn Eisen-Heinrich begleitet. Er hatte manchen wackern Strauß bestanden und seit dem Tage, daß er das britische Banner beschützte, war es nie wieder hingesunken. Endlich ward der König des Suchens nach Abentheuern müde, und sehnte sich nach seiner Heimath. Darum sagte er zu seinem Ritter:

„Ich ziehe nun gen Britanien zu meiner Königin, nach der ich mich in meinem innersten Herzen sehne,

und Du will es geziemen, mein treuer Paladin, daß Du mir bis dahin das Geleite gibst. Sind wir aber in Frieden dort angelangt, so ist mein Vaterland auch fortan das Deine und Du wirst an meinem Hofe wie der beste Edelmann gehalten. Ist Dir das aber nicht genehm, und Du willst nach Holstein zurückkehren, so erbitte ich es mir von Dir als Gunst, daß Du als willkommener Gast an meinem Hofe einige Zeit verweilst und ausruhst von den Strapazen, die wir zusammen erduldet, damit ich Dich den Meinen zeige, und ihnen sagen kann, was sie Dir verdanken."

„Das nehme ich an, Herr König! Aber Ihr müßt nicht viel Redens von mir machen, denn die Leute leiden es nicht, daß Einer vor ihnen gerühmt wird und sie selber gehen leer aus. Das ist überall so und bei Euch in Wales wird es nicht besser sein."

Da lachte der König recht von Herzen und nickte mit dem Kopfe. Beide aber zogen nun miteinander auf dem kürzesten Wege an das Meer und schifften sich fröhlich ein.

Als der König heimgekommen war, gab es am Hofe nur wenig frohe Geſichter, aber viele betrübte, denn der König hatte eine große Zahl edler Ritter mit ſich genommen, und keinen derſelben wieder heimgebracht. Darüber grämten ſich die Jungfrauen, deren ganzes Liebesglück in der fernen Wüſte begraben lag. Deſto erfreuter war die Königin, denn ſie ſah ihren Gemahl wieder, dem ſie liebkoſend den Becher kredenzte; ſie hatte tauſend ſchöne Worte für ihn und außerdem noch einen forſchenden Blick für den ſtattlichen Begleiter ihres Herrn. Auch ſchien es ihr keineswegs unlieb zu ſein, als der König ihr erzählte, was er dem fremden Paladin Alles danke, und dieſer es ſchon darum verdient hätte, bei der Königin in Gnaden zu ſtehen. Das begriff die hohe Dame binnen kurzer Zeit und ſchenkte deßhalb dem holſteiniſchen Herrn ihre beſondere Gunſt um des Königs- und um ihretwillen, was ſie durch Wort und Blicke mehrfach kundgab.

Aber Eiſen-Heinrich hatte bisher nur das Kriegsſpiel „Schwerdt oder Kopf" mit den Türken geſpielt und verſtand ſich ſchlecht auf die Intriguenſpiele verblümter Reden und vielſagender Blicke. Er ging ungerührt an der ſtattlichen Reihe der fürſtlichen

Jungfrauen vorüber und die Pfeile aus den schwarzen Augen der Königin prallten machtlos von seinem Herzen ab. Ihn langweilte das süße Geschwätz der Weiber und das kraftlose Ringelreiten und Lanzenstechen der seidenen Hofherren so sehr, daß er gerne wieder hinausgezogen wäre ins vielbewegte Leben, wo Kampf und Ehre zu finden war. Aber er hatte dem Könige sein Wort gegeben, zu bleiben, und der wollte ihn nicht davon entbinden.

Als die Königin einsah, daß alle ihre Blicke und halben Worte nichts halfen, beschloß sie, es näher zu geben, denn der stattliche holsteinische Paladin hatte sie ganzlich besiegt. Sie ordnete ein großes Bankett an und dem Grafen sollte die absonderliche Ehre zu Theil werden, der Tanzer der Königin zu sein. Alles Uebrige, meinte sie, würde sich dann finden. Eisenheinrich war durch den Seneschal mit besonderer Feierlichkeit zu diesem Feste eingeladen worden, allein am Morgen desselben Tages, da es stattfinden sollte, ritt er hinaus in den Wald und hatte dort wahrscheinlich den Tanz sammt der Tanzerin vergessen, denn er kam so spät heim, daß das Mahl bereits vorüber war, und die Königin schon eine Weile den Tanz hatte beginnen lassen, ohne daß ihr Tanzer

gekommen wäre. Sie gab darauf ihre Hand mißgelaunt dem jungen Grafen von Kent, der alsobald den Reigen begann, gegen dessen Ende der Holsteiner eintrat.

Die Blicke aller Anwesenden flogen ihm entgegen. Aber nur der König grüßte ihn gnädig, die Damen schmollten, am meisten die Königin, auf deren Stirn eine finstere Wolke thronte. Die jungen Hofherren überwanden ihre Scheu; sie machten sich an den Grafen Heinrich und suchten ihn auf alle Weise zu bewegen, ihnen zu vertrauen, wie es gekommen, daß er das von der Königin veranstaltete Fest vergessen und auch jetzt noch nicht gegenwärtig sei. Aber Heinrich wich ihnen aus und zog sich in eine Ecke der weiten Halle zurück, wo er still und in sich gekehrt stand, als wäre keine Musik und kein Tanz auf Erden mehr.

Das war der Königin zu viel. Sie befahl, daß der Tanz inne halten sollte, und die Musik schwieg. Sie faßte die Hand des Königs und ging, von ihrem ganzen Hofstaate begleitet, auf den Grafen Heinrich zu, den sie mit einem vernichtenden Blicke maß. Als dieser das Gemurmel der ihn umdrängenden Hofleute vernahm, sprang er auf, und verneigte sich mit nicht geringer Verwirrung vor der Königin.

Dieſe betrachtete ihn mit zornigen Blicken:

„Wie konnte es geſchehen, Herr Graf, daß Ihr ſo ſehr wider alle Ritterſitte verſtießet und die Dame, die Euch zum König ihres Feſtes ernannt, ſo ſchwer beleidigtet, daß Ihr ſie und ihr Feſt ganz und gar vergeſſen habt und auch dann in der That noch abweſend ſeid, wenn Ihr, dem Scheine nach, gekommen? Um des Dankes, den ich Euch der wichtigen Dienſte willen ſchulde, die Ihr meinem Gemahl und Herrn geleiſtet habt, erlaube ich Euch zu reden."

Graf Heinrich hatte mit nichten auf die Worte der Königin gemerkt. Er ſah ſie ſtarr an, aber er blieb ſtumm und erſt als ſie längſt geendet, ſank er in die Kniee und die Königin mit ſeltſamen Blicken anſchauend, ſagte er mit bebendem Tone:

„Allergnädigſte Königin und ſchönſte Herrin! Wollt mir gewähren eine Bitte und mir ſagen, wie die Blume heißt, die Ihr an Euerm Buſen tragt?"

Die Königin ſah den Grafen erſtaunt an, als hielt ſie dafür, er ſei ſeiner Sinne nicht mächtig, und ſagte darauf zögernd:

„Iſt dieſe Blume in Euerm Vaterlande nicht heimiſch? Es iſt eine Roſe."

„Eine ſolche war es, die ich dieſen Morgen zu

pflücken trachtete und als ich es that, ritzte ich mir die Hand blutig und das Herz blutet nach."

„Was ist dieß?" sprach die Königin, voll Staunen vor dem Paladin zurückweichend.

Der König hielt seine Gemahlin sanft am Arme zurück, reichte dem Grafen gütig die Hand, um ihn zu erheben, und sagte:

„Ei, mein junger Streiter, was bedeutet's, daß Ihr von blutigen Händen und blutendem Herzen sprecht, und dabei seufzet, wie ein girrend Täubchen? Es ist Euch wohl zum ersten Male begegnet, daß Ihr einen Kampf bestanden und darin nicht obgesiegt habt? Beichtet uns."

Die Königin, welche aber wohl errieth, was hier vorgegangen war, sagte mit Hohn:

„Wir wollen dem Ritter unsern Antheil an der Beichte schenken, da wir es unter unserer Würde halten, einen Ritter, der uns so tief kränkte, noch zu fragen, weßhalb er es that."

Damit gab sie ihren Arm dem Grafen von Kent, der sie voll Ehrerbietung fortführte, während die Zurückbleibenden den Grafen noch näher umdrängten und der König sagte:

„Nun ist unsere Gemahlin wahrhaft erzürnt und

mit Recht, denn Ihr habt ſie beleidigt. Ich halte aber ſo große Stücke auf Euch, daß ich nicht anders glauben kann, als es ſei Euch ein Spuk angethan. Darum redet, damit wir Alles ausgleichen, ehe es zu ſpät wird, und wir Euch zur Rechenſchaft ziehen müſſen."

„Großer König!" antwortete Graf Heinrich, ſich mühſam ſammelnd, indem er ſich tief vor dieſem verneigte. „wollt doch nicht dem Gedanken Raum geben, als könnte ich ſo ſehr aller Ritterſitte Hohn ſprechen, daß ich eine Dame beleidigen ſollte, für die ich vielmehr die tiefſte Ehrfurcht empfinde. Aber ich bin in Wahrheit aller Ueberlegung baar und all meine Gedanken weilen noch am Sturzbach im Walde, wo die Roſe blüht, die mich für immer verwundet hat."

„Wir ſind begierig, die Blume zu ſehen, die ein ſolches Wunder vermochte," ſprach der König. „Wo habt Ihr ſie gebrochen und wann?"

„Ich habe mir mit nichten dieſen Frevel zu Schulden kommen laſſen, ſie hat vielmehr mir das Herz gebrochen!" antwortete der Paladin. „Der Morgen trat aus dem Himmelsthor, nahm den Purpurmantel um, kleidete den Wald in Gold und warf allen

Blumen ſeine Perlen in den Schooß. Da ſtand vor mir auf einem Hügel ein voller Buſch, der war überſät mit tauſend Blüthen, roth wie Herzblut und voll kräftigen Duftes. Ich ſtreckte in neugieriger Haſt die Hand darnach aus, zog ſie eben ſo ſchnell zurück und die rothen Tropfen fielen zur Erde. Zugleich aber tritt hinter den Blüthen eine Jungfrau hervor, die ſtreckt mir bittend ihre Hand entgegen, und ſpricht: „Um Gott, edler Ritter, ſchont dieſe Blumen, ſie ſchmücken meines Vaters Grab!“ — „Da ſei Gott für, daß ich jemals etwas nehme, was nicht meines iſt, zumal von einem Grabe,“ rief ich aus. „Behaltet, Jungfrau, was Euer und ſeid nicht bös, daß ich Euch erſchreckte.“ — Damit grüßte ich ſie, aber ich konnte nicht von der Stelle. Mein Fuß war gebannt, und ich mußte ihr in die lichten, blauen Augen ſehen, Alles um mich vergeſſend. Bald vernahm ich einen Schrei; ſie kniet blitzſchnell vor mir nieder, nimmt ein Tüchlein und will das Blut hemmen, das noch immer aus der leichten Wunde quillt. — „Es hat nicht noth, Jungfrau,“ ſagte ich, „daß Ihr Euch darum Euer Tüchlein verderbet;“ aber ſie antwortete nicht, ſondern war eifrig, mich zu verbinden. — Was weiter geſchehen iſt, Herr König,

das fragt mich nicht, ich könnte es Euch nicht sagen, denn ich weiß es nimmer. Aber als die Sonne sich schon zum Untergange neigte, saß ich noch immer an ihrer Seite, neben dem Rosenbusch, der auf dem Grabe ihres Vaters blüht, und ich fühlte es wohl, ich sei nicht mehr ich selber. Das ist Alles, Herr König! Es ist wenig und doch so unendlich viel; ich bin leidend, aber um dieses Leidens willen unaussprechlich selig. Die Rose hat mein Herz verwundet, so schwer, daß es leicht daran verbluten mag. Darum seht Euch nach einem andern Ritter um, der Euer königliches Banner trägt, denn es könnte wohl sein, daß ich nimmer von der Wunde möchte genesen."

Der Graf verließ, wie träumend den Saal und der König winkte seinem Gefolge, ihn ruhig ziehen zu lassen.

Die Königin hatte weder Ruhe noch Rast, bis sie genau erfahren, was geschehen war und wie es gekommen. Ihr Zorn gegen den holsteiner Grafen wuchs täglich, denn allmorgendlich sah man Eisen-Heinrich mit dem ersten Tagesschimmer fortreiten und erst mit dem Einbruche der Nacht kehrte er heim.

Ihre Dienerinnen hatten ſchlimme Zeit bei ihr, denn keine derſelben konnte ihr irgend etwas zu Dank machen, und ſie athmeten endlich leicht auf, als der vertraute Diener der Königin erſchien, der fortgeſandt worden war, um Alles zu erkundſchaften.

Der Diener aber erzählte:

„Im Weſten von Wales, nicht weit von der See, hauſete vor Jahren ein Köhler, der hatte viele Meiler im Walde und galt für einen reichen Mann. Er ſollte aber eben ſo geizig als reich ſein und weil er Niemanden traute, ſchleppte er ſein Gold ſtets mit ſich umher. Das hörten ein Paar Räuber, die ſchlichen ihm nach, als er in den Wald ging, und an derſelben Stelle, wo ſie ihn erſchlugen, da verſcharrten ſie ihn. Da pflanzten nun Mutter und Tochter zum Gedächtniß des Erſchlagenen einen Roſenſtock und gingen alle Tage hin, um ihn zu begießen, bis die Mutter, von Krankheit gelähmt, der Tochter das Werk der Liebe allein überlaſſen mußte. So iſt es gekommen, daß der Ritter die Jungfrau im einſamen Walde gefunden. Der Roſenſtock aber iſt wunderbarlich gediehen und die Jungfrau, die ihn pflegt, iſt ſo ſchön, ſo liebreizend ...“

Da unterbrach die Königin zornig den Diener,

der ſo unvorſichtig war, in Gegenwart eines verſchmähten Weibes von der Schönheit ihrer begünſtigten Nebenbuhlerin zu ſprechen, und hieß ihn gehen. Sie ward noch reizbarer als früher und ſagte laut, daß alle Damen, die ſich bei ihr befanden, es hörten.

„Wann wird mein Auge nicht mehr verdammt ſein, dieſen unritterlichen Prahler zu ſehen, der ſeine Königin höhnt und mit Bauerdirnen Buhlſchaft treibt! Wer mir von ihm hülfe, der wurde bei mir abſonderlich in Gnaden ſtehen."

Das hörten die Jungfrauen, und weil ihnen Allen daran lag, ſich die Gnade der Königin zu erwerben, des Grolls nicht zu gedenken, den ſie auf das ſtille Landmädchen warfen, die es gewagt, einen ſo ſtattlichen Ritter zu feſſeln, ſprach jede von ihnen mit ihrem Geſinde von dem Wunſche der Königin, und ſuchte ihn zu bereden, der hohen Frau dieſen Dienſt zu erweiſen und ſich dafür ihre Gunſt zu erwerben. Die jungen Herrlein hatten auch Alle große Luſt dazu, aber es fehlte ihnen der Muth, mit dem Eiſen-Heinrich anzubinden; darum ſuchten ſie nach Ausflüchten und meinten, jetzt ſei nicht der Augenblick, Gelegenheit zu einem Streite mit ihm

herbeizuführen, wenn aber die günſtige Stunde komme, würden ſie zu jedem Ritterdienſte bereit ſein. Darnach ſehnten denn die Jungfrauen dieſe günſtige Stunde herbei, die Junkherren aber lachten heimlich über dieſe Sehnſucht, weil ſie wohl wußten, daß dieſe Stunde nimmer anbrechen würde.

Aber Einer von der Schaar war ſchlauer als die Uebrigen; der blickte nachdenklich vor ſich hin, und ſagte zu ſich ſelber:

„Die Königin will den Fremdling aus dem Wege haben; auf welche Art es geſchieht, wird ihr gleich ſein. Was braucht's dazu eines Schwertes? Niemand wird ſeine eigene Haut zu Markte tragen, ſo lange er noch eine fremde ausbieten kann. Sei Du zehnmal der eiſerne Heinrich, ich will Dir ſchon Einen über den Hals ſchicken, der Dich zu Brei drücken ſoll."

Nun gränzte dicht an den Palaſt des Königs ein ſtattlicher Park mit ſchattigen Bäumen, der ſich zuletzt in einen Wald verlor, durch den der Weg zu der ſchönen Köhlerstochter und dem Grabe mit dem Roſenbuſche führte. Dieſen Weg wählte Eiſen-Heinrich immer, wenn er Abends unbemerkt in den Palaſt zurückkehren wollte. Er mußte dann an einem ſtatt-

lichen Zwinger vorüber. Dort hauſete allerhand ausländiſches Gethier hinter eiſernen Gittern, vor Allem aber ein Löwe, den der König von Britanien von ſeinem Zuge in das gelobte Land mit heimgebracht hatte, und der, wenn er ſich aufrichtete, mit wallender Mähne und glühenden Augen überaus ſchrecklich anzuſehen war. Zu dieſem Zwinger ſchlich jener Feigling und nachdem er ſich durch Liſt den Schlüſſel zu verſchaffen gewußt hatte, ſperrte er das Gitterthor, das in den Kerker des Löwen führte, weit auf und rannte darauf, ſo ſchnell er immer konnte, in den Palaſt zurück. Der Löwe aber, als er die offene Thür ſah, ſchüttelte wild die Mähne, ſtieß ein furchtbares Gebrüll aus und war mit einem Sprunge ins Freie.

Ritter Heinrich kam unterdeſſen des Weges daher fröhlich und guter Dinge, denn Jungfrau Lorena hatte ihm zum zwanzigſten Male ihre heiße Liebe geſtanden, und eben ſo oft hatte er ihr geſagt, daß ſie ſein theueres Lieb wäre und ſeine Hausfrau werden ſolle. Da ward er durch ein furchtbares Gebrüll aus ſeinem Nachſinnen aufgeſchreckt. Er ſchaute auf und ſah den Löwen vor ſich, der zu einem gewaltigen Sprunge anſetzte.

„Ho! Ho! Geſell! Wo kommſt Du her zur Zeit der ſchweigſamen Nacht?“ lachte Eiſen-Heinrich. „Iſt ein närriſches Land das Wales! Tief im Walde blühen zarte Roſen und ſchöne Mädchen und in den Ziergärten raſen Löwen und ſonſtiges Gethier umher. Komm an, Burſch! Ich bin ein ehrlich holſteiniſches Blut und fürchte den Kampf mit Deinesgleichen nicht. Siehſt dieſes Schwerdt? Ich rathe Dir Gutes.“

Der Ritter ſah den Löwen feſt und durchdringend an; der Löwe hielt ſeinen Blick unverwandt auf den Ritter gerichtet; ſo ſtanden ſie ſich unbeweglich einander gegenüber. Das Auge des Ritters leuchtete immer feuriger und hielt den Löwen gefeſſelt, der nach und nach ſeinen Kopf ſenkte und ſeinen Gegner nicht mehr anzuſchauen vermochte.

Da erhob Graf Heinrich ſeine gewaltige Stimme und ſchrie dem Thiere zu:

„Gib dich! Du biſt mein!“

Da kroch das Thier winſelnd heran, es legte ſich zu den Füßen des Ritters regungslos nieder, und duldete es, daß dieſer, ihn liebkoſend, die verworrenen Mähnen glatt ſtrich. Darauf riß der Ritter die ſeidene Schnur von ſeinem Mantel, legte ſie dem Löwen um den Hals und nöthigte ihn, ſich wieder

zu erheben. Er richtete ſeinen Feuerblick abermals auf das edle Thier, und ſagte dann laut und vernehmlich:

„Komm zurück in Dein Gegatter! Hier iſt nichts für Dich zu thun.“

Und gehorſam richtete ſich das edle Thier auf und ſchritt neben dem Ritter her, mit geſenktem Haupte, als ſchäme er ſich der Feſſel, die Jener ihm angelegt. Als ſie nun am Zwinger anlangten, deſſen Pforte weit aufſtand, löſte Eiſen-Heinrich die Schnur vom Halſe des Löwen ab, klopfte ihm freundlich den Rucken und ſagte:

„Da gehſt Du hinein!“

Das Thier folgte dem Befehl, und legte ſich, traurigen Blickes, ſchweigend in ſeinem Kerker nieder, dieweil der Ritter hinter ihm das Thor ins Schloß warf.

Der König hatte unterdeſſen beim Abendtranke mit Ungeduld des holſteiner Grafen geharrt. Als er noch immer nicht erſchien, gebot er, daß ihm Boten entgegengeſendet würden, denn der König glaubte, ſeinen Paladin habe ein Unglücksfall betroffen.

„Das iſt wohl bei einem ſo tapfern Herrn unmög-

lich," antwortete der Jungherr, der den Zwinger des Löwen aufgesperrt hatte und sich in seinem Herzen überzeugt hielt, das Ungethüm habe den Grafen jetzt schon zerrissen. „Mein allergnädigster König weiß wohl, welche Gefahren diesem Eisen-Heinrich auch unterweges entgegen treten möchten, es wäre keine darunter so bedeutsam, daß er sie nicht beslegte."

Da sagte eine Stimme hinter ihm:

„Darin habt Ihr Recht!"

Als nun der Jungherr sich erschrocken umsah, gewahrte er Eisen-Heinrich ohne Mantel, sonst aber guter Dinge und ein gesticktes Tüchlein in der Hand. Ohne den Jungherrn, der sich gar nicht wieder fassen konnte, weiter zu beachten, wandte er sich an den König und sagte wohlgelautet:

„Vergebt, mein allergnädigster Herr, und scheltet mich nicht säumig, dieweil ich mich heute abermals verspätigte. Aber es war dieses Mal nicht meine Schuld, denn ich mußte Euern Park erst von wildem Gethier säubern."

„Wie das, mein wackrer Held?" fragte der König lachend, und Graf Heinrich erzählte nun scherzend das Abentheuer, das er so eben bestanden.

„Das ist gar seltsamlich," sprach der König, als

er es vernehmen. „Der Wärter, der ſo freventlich ſeine Pflicht verletzt, ſoll es büßen mit dem Leben.“

„Mit Gunſt, Herr König! Der Wärter iſt ſchuldlos. Der Gurt, woran er die Schlüſſel zum Zwinger trägt, lag zerſchnitten am Boden, und er ſelbſt daneben, todt, einen Dolch in der Bruſt.“

„Unmöglich!“ rief der König entſetzt und ein Murmeln des Entſetzens lief durch den Saal.

„Ich ſchwöre es Euch bei meiner Ritterehre, der Aermſte iſt um ſeiner Pflichttreue willen ermordet worden!“

„Sein Mörder ſoll es büßen!“ entgegnete der König im hellen Zorn. „Wehe ihm, wenn Wir ſeine Spur finden.“

„Leicht wäre es, den Frevler zu entdecken, denn nicht weit von der Leiche fand ich dieß Mundtüchlein, das der Mörder verloren hat. Es iſt ein Name und ein Wappen darin geſtickt; ſobald ich Beides nenne, krümmt ſich der Mörder zu Eueren Füßen!“

„Und er ſoll ſich vergebens krümmen!“ rief der König, ſich erhebend und voll Majeſtät um ſich blickend. „Wie er gefrevelt hat, ſo ſoll ihm vergolten werden, denn Wir durchſchauen das Gewebe der Argliſt ganz und befehlen Euch, Graf Heinrich von

Holſtein, Namen und Wappen zu nennen. Der Träger dieſes Namens ſoll ehrlos ſterben von Henkers Hand und ſein Wappen ſoll der Büttel ſchimpflich zerbrechen."

„Auch ich durchſchaue das Gewebe, mein gnädigſter König!" entgegnete Graf Heinrich ruhig. „Und weil ich es durchſchaue, kann ich Euch nimmer gehorſam ſein. Wäre es irgend Jemand von den Euern, den man hinterliſtig hätte verderben wollen, ſo würde ich zuerſt Euere Gerechtigkeit angerufen haben. Da ich es aber bin, der in dieſe Schlinge fallen ſollte, ſo ſei der Name des Frevlers aus meinem Gedächtniſſe vertilgt, und meine Rache ſei, — ihn zu verachten!"

Damit hielt er das Tüchlein gegen die flammenden Wachsfackeln und brannte es zu Staub und Aſche.

Der König runzelte die Stirn und ſagte:

„Ihr wagt viel, Ritter, daß Ihr Euch dem offenbaren Befehl des Königs widerſetzt."

„Verzeiht mir, gnädigſter Herr!" ſprach Eiſen-Heinrich, ſich ehrerbietig verneigend und die Hand des Königs küſſend. „Ich habe des Löwen geſchont, warum ſollte ich mich nicht des Mäuſeleins erbarmen?"

„Ihr habt Recht und Wir irrten!“ entgegnete raſch der König und ſchloß den Paladin in ſeine Arme. „Bei Gott, Wir haben ſtets große Stücke auf Euch gehalten, aber von heute ab ſeid Ihr Uns tauſendmal werther geworden. Ihr bleibt Unſer edelſter Ritter. Wir tragen Euch im Herzen, als einen geliebten Sohn, und hoffen es Euch mit dem Beſten zu beweiſen.“

Und mit dieſen Worten hieß der König den Grafen von Holſtein zu ſeiner Linken niederſitzen und erwies ihm während des Bankets alle nur erdenkliche Freundlichkeit.

Abermals war ein Mond vergangen.

Begann auch der Wind bereits herbſtlich durch den Wald zu toſen, ſo gab es doch noch viele ſchöne und ſonnige Tage, die mannigfach laut zur Luſt und Freude ermahnten. Aber Eiſen-Heinrich war mit nichten froh, denn ſeine geliebte Corona war plötzlich, ſammt ihrer Mutter, aus der heimiſchen Hütte verſchwunden und Niemand wußte ihm zu ſagen, wohin ſie gerathen ſei. Einige Tage wartete er mit ſteigender Ungeduld auf ihre Heimkehr, als ſie aber dann

nicht ſichtbar wurde, und er daran dachte, daß er die Königin durch ſeine Liebe zu dem Köhlermädchen ſo ſchwer erzürnt, witterte er Unheil, und beſchloß genau nachzuforſchen, wo die Jungfrau geblieben ſei. Um dieß ungeſtört zu können, ging er ſogleich eifrig den König an, damit er ihm Urlaub ertheile.

Dieſer hörte den Paladin ſchweigend an und erwiederte nichts, ſo daß der Graf beſchloß, am andern Morgen ohne den Willen des Königs auszuziehen. Demnach rüſtete er ſich zur Reiſe und rief ſeinen Knappen, ihm das Pferd vorzuführen, als der Seneſchal des Königs eintrat und zu dem Ritter ſagte:

„Verzeiht, wenn ich Euch vielleicht einen unwillkommenen Befehl bringe, und rechnet es mir nicht zu. Aber der König will nicht, daß Ihr ſein Schloß auch nur auf eine Stunde verlaſſet, und um dieß zu verhindern, habt Ihr Euch als Gefangenen zu betrachten. Der König befiehlt Euch ferner, Euch heute Abend bereit zu halten, einem feierlichen Banket beizuwohnen, das er bereitet hat, und morgen mit einigen Rittern, die, von dem Könige von Frankreich geſendet, dieſes Hoflager beſuchen, im Namen unſeres Gebieters eine Lanze zu brechen. Wenn Ihr dem Könige dieſen letzten Dienſt erwieſen habt, will er

Euch nicht länger zurückhalten und Ihr mögt gleich nach dem Turniere ziehen, wohin Ihr immer wollt."

„Mein König hat zu befehlen, ich leiste ihm in Allem Folge," sprach Graf Heinrich. „Ich werde, darauf empfangt mein Gelöbniß, dieß Schloß nicht ohne sein Geheiß verlassen. Auch erscheine ich bei dem Bankett, wie er es befohlen hat, wenn es gleich besser wäre, ich erschiene nicht, denn der König wird an mir einen schweigsamen Gast haben, der ihm seine Lustbarkeit verdirbt."

Am Abend erglänzte der Palast von tausend Fackeln und Kerzen, Trompeten erschallten und überall herrschte Fröhlichkeit. Im Thronsaal stand der König, sammt der Königin, unter einem Baldachin und Beide sprachen gnädig und leutselig zu den Damen und Herren, die sich in großer Zahl einfanden, um sich in den Strahlen der königlichen Gunst zu sonnen.

Darauf erschien ein ehrwürdiger Greis, den männiglich als den vertrauten Kanzellar des Königs erkannte. Dieser führte eine junge Dame an der Hand, die mit den prachtvollsten Gewändern bekleidet war; Haar und Nacken aber waren mit den reichsten Juwelen besäet. Allein alle Schönheit der Stoffe

und der Perlen erbleichten vor der ſtrahlenden Schönheit ihres Antlitzes, und der Majeſtät ihrer hohen Geſtalt. Der Greis führte die Dame dem Könige zu und dieſer wandte ſich an ſeine Königin:

„Erlaubt, Gemahlin, daß Wir Euch hier eine Dame zuführen, und inſtändigſt um Euere Gunſt für ſie bitten, obgleich ſie Euch bis zu dieſer Stunde nicht bekannt war. Sie nennt ſich Gräfin Corona von Wales und zählt ſich durch dieſen Namen zu den edelſten Geſchlechtern des Landes.“

„Mein Gemahl ſagt recht,“ entgegnete die Königin. „Ich habe dieſe Dame nie geſehen, noch ihren Namen gehört. Doch will ich gehorſam Euern Wunſch erfüllen, da ſie ſo blendend ſchön und ſo beſcheiden ſittſam zu gleicher Zeit iſt. Tretet näher, Gräfin! Ihr ſeid an dieſem Hofe willkommen, und werdet, ich zweifle nicht daran, bald eine Zierde deſſelben ſein.“

Die junge und ſchöne Gräfin küßte, ehrerbietig dankend, die ihr dargebotene Hand, und wandte ſich darauf zu den andern Damen, die ſich hinter der Königin in einem Halbkreis aufgeſtellt hatten, während der Seneſchal mit dem Grafen Heinrich in den Saal trat und ihn zu dem Könige geleitete.

„Wir haben Euch bereits mit Ungeduld erwartet,“

entgegnete der König auf die stumme Verneigung seines Ritters. „Wißt denn, daß Wir dieses Bankett nur veranstaltet haben, um Euch einen Beweis Unseres Dankes zu geben, den Wir Euch noch von der Zeit her verschulden, als Ihr Uns auf gut holsteinisch aus dem Türkenhaufen herausmahtet. Hört nun, wie Wir Uns von Unserer Schuld zu lösen gedenken."

Nun trat der König einen Schritt vor und sagte so leise, daß nur der Ritter und die Königin seine Worte zu verstehen vermochten.

„Es hat Uns immer verdrossen, mein wackerer Paladin, daß Ihr bisher auf Unsern Festen so einsam standet und keine Dame zu finden vermochtet, der Ihr, nach Rittersitte, in Spiel und Ernst Eure Dienste widmetet. Das ist nun Uns und Unserer Königin nicht ferner genehm, darum haben Wir eine junge Dame, die heute zuerst Unserm Hofe die Ehre ihrer Gegenwart schenkt, zu Eurer Lanzerin erlesen, und hoffen, Ihr werdet die Euch zugedachte Gunst, um die Euch allmänniglich beneidet, dankbar empfangen."

Graf Heinrich war keineswegs auf eine Antwort für einen so besondern und unerwarteten Fall vorbereitet. Auch blieb sie ihm erspart; denn der König winkte der jungen Frau, die alsobald dem Paladin gegenüber trat.

Dieſer aber, als hätte er eine Erſcheinung, wich beſtürzt zurück; denn er ſah ſein Köhlermädchen Corona vor ſich, die in ſtrahlender Schönheit vor ihm ſtand und ſich ſittſam verneigte.

„All' ihr Heiligen! Was iſt dieß?“ rief Eiſen-Heinrich endlich. „Biſt Du es, Corona? Biſt Du es gewiß und wahrhaftig, meine Geliebte?“

„Ich bin's!“ antwortete dieſe, und nicht achtend des Königs und der Königin, noch der glänzenden Höflingsſchaar, breitete ſie ihre Arme aus und ſank weinend an die Bruſt des Geliebten:

„Ich bin's, Heinrich! Bin Deine Corona, Deine treue Magd, Du mein ſtrahlender Herr und Gebieter!“

Der Graf aber hielt ſein Mägdelein feſt umſchloſſen, und war ihnen Beiden, außer ſich ſelbſt, Keiner in der weiten Königshalle vorhanden.

„Die Köhlerdirne!“ rief die Königin ergrimmt. Sie erbleichte vor Zorn und ihre Kniee wankten, alſo, daß die Damen herbeieilen und ſie unterſtützen mußten.

„Ja! Die Köhlerdirne!“ entgegnete der König. „Wir haben ſie geprüft und würdig befunden, die Gemahlin unſeres edelſten Ritters zu ſein. Darum haben Wir ihr einen hochgeprieſenen Namen beigelegt und ſie mit äußeren Würden geſchmückt, damit ſie

auch von dieser Seite ihm ebenbürtig sei. Wir betrachten sie als eine liebe Tochter, hoffen und erwarten auch, daß Ihr derselben eine gleiche Gunst schenkt, wenn Ihr anders wollt, daß Wir vergeben und vergessen, was Wir von Euch wissen, obgleich es kaum zu vergeben und vergessen ist, zumal einer Königin."

All' dieses hatte der König seiner Gemahlin so leise gesagt, daß es von Niemanden, als nur von ihr, vernommen wurde. Darauf trat er von ihr zurück, sie aber verneigte sich und sagte mit bebenden Lippen:

„Ich will Euch gern gehorchen, theurer Herr, aber seid gnädig, und gewährt mir jetzt Urlaub!"

Damit verließ sie, einen tödtlichen Blick des Hasses auf das liebende Paar werfend, den Saal. In diesem Augenblicke war Beider Untergang beschlossen.

Der Tag der Vereinigung war gekommen. Die nächste untergehende Sonne sollte Jungin der Vermählung des holsteinischen Grafen mit seiner Gerena sein. Es war ein wundervoller Herbsttag, und der ganze Hof lustwandelte im Park. Voran gingen der König und die Königin, ihnen folgten das Braut-

paar, das von der Königin beſonders freundlich behandelt wurde. Sie hatte ihnen ſelbſt Kränze von ſeltenen Blumen gewunden, und ihre Häupter damit geſchmückt. Alle lachten und ſcherzten, am meiſten Heinrich und Corona; denn ſie waren ihres Glückes voll und achteten nicht darauf, daß im Gefolge der Königin manches Antlitz war, das ſie mit höhniſchen Blicken betrachtete. Wer das Glück gefeſſelt zu haben glaubt, der achtet des langſam aufſteigenden Unwetters nicht, und wenn er es gewahrt, lächelt er es an. Am boshafteſten ſchaute jener jämmerliche Geelmann darein, der den eiſernen Heinrich hatte ins Verderben führen wollen und von Dieſem großmuthig begnadigt ward; denn die Gemeinheit wird durch die Großmuth, die ihr erzeigt wird, nur noch gemeiner.

Die Königin wußte geſchickt den Spaziergang ſo zu lenken, daß man nach dem Zwinger gelangte und bald vor dem Käfig des Löwen ſtand. Das königliche Thier ſah die Menſchen nahen, aber es kümmerte ſich nicht ſonderlich um ſie, und wandte ſich endlich gleichgültig ab.

„Iſt das der Löwe, den Ihr unterweges im Walde getroffen und in ſeinen Kerker zurückgeführt habt?“ fragte Corona ſchmeichelnd.

Er iſt es, meine theuere Corona. Aber ſprich nicht davon: denn ich denke, um der Jämmerlichkeit Anderer willen, nicht gerne an dieſes Abentheuer."

„Das glaube ich Euch!" ſprach die Königin raſch und abſichtlich mit lauter Stimme. „Ich glaube es Euch um ſo mehr, als der Neid es wagt, dieß Euer glorreiches Abentheuer zu verdächtigen, indem er Euer Zuſammentreffen mit dem Löwen bezweifelt."

„Wie war das, gnädigſte Frau? Was ſagt Eure Majeſtät!" fragte Eiſen-Heinrich mit bebenden Lippen, den Griff des Schwertes krampfhaft umfaſſend.

„Ich glaube, ich ſagte es deutlich genug. Ueberall wird der Zweifel laut, daß ein ſo gewaltiges Thier, wie jener Löwe, ſich durch eine Menſchenſtimme, ſei ſie auch ſo volltönend, wie die Eurere, hätte einſchüchtern laſſen, und die Gutmüthigſten meinen, Ihr hättet an jenem Abend, berauſcht von Eurer jugendlichen Liebe, ein Geſicht gehabt. Aber da Ihr ſelbſt ſo zuverſichtlich von der Wahrheit Eurer-That überzeugt ſeid, ſo mag es Euch wenig kümmern, welche Meinung der Pöbel hat, und mit welcherlei Geplauder er ſich die Zeit vertreibt."

„Mit nichten, Frau Königin! Der Ruf eines Ritters muß fleckenrein ſein, und ſelbſt der Athem

eines Betrügers darf seinen Glanz nicht einen Augenblick verhüllen. Wüßte ich den Hofbuben zu finden, der Euch jene Lüge zugetragen hat, ich würde ihn mit dem Knauf meines Schwertes ins Angesicht schlagen und ihn von meinen Troßknechten züchtigen lassen, bis er den Geist aufgegeben hätte. Um Euch aber zu zeigen, daß ich wahrhaft der Eisen-Heinrich bin, und keinerlei Furcht kenne, ich gehe nun im Schmucke der Waffen einher, oder, wie jetzt, im seidenen Feierkleide, kein Metall am Leibe, als das guldene Ehrenkettlein um den Hals, so will ich jetzt gleich dem Löwen einen Besuch abstatten."

„Ihr sollt nicht!" sprach der König rasch, aber seine Königin fiel ihm ins Wort:

„Warum nicht? Dadurch vermag der Ritter am besten, alle Verläumdung zu Schanden zu machen, und seinen Ruf zu bewahren. Er gehe zu dem Löwen hinein, und ich will die Erste sein, die ihn des ungerechten Verdachtes willen um Verzeihung bittet."

Damit deutete sie nach dem Käfig, und ein triumphirendes Lächeln spielte um ihren Mund; denn jetzt war für sie der Augenblick der Rache erschienen.

Gerona hatte in Todesangst dagestanden, bleich,

zitternd, keines Wortes mächtig. Jetzt umklammerte sie den Geliebten und rief mit Angst und Beben:

„Nein, nein, Heinrich! Laßt mich nicht Euere Witwe heißen, bevor ich noch Euer Weib gewesen bin. Was kümmert Euch die Verläumdung eines feigen Feigherzigen? Ihr wißt, wer Ihr seid, und Eure Freunde kennen Euch."

„Schweigt, Jungfrau!" entgegnete ernst der Ritter. „Dieß Wort kam nicht aus Eurer edeln Seele. Seid Ihr wahrhaft mein, müßt Ihr auch die Erste sein, die mich von dem geringsten Verdachte befreit sehen will. Erwartet getrost meine Rückkehr."

Damit machte er sich von der Geliebten los, schürzte sein langes Gewand, öffnete das eiserne Gitter und trat rasch ein. Athemlos folgten alle Anwesenden jeder Bewegung des Ritters, und erwarteten, zwischen Angst und Hoffnung getheilt, sein ferneres Beginnen. Serena aber litt tausendfache Qualen; sie drohte zu sinken und stützte sich auf den Arm eines Edelfräuleins, das ihr mitleidig zu Hülfe kam.

Als Heinrich vollends in den Raum getreten war, ging er dem Löwen rasch entgegen. Anfangs regte sich das riesige Thier nicht, so hatte ihn der unerhörte Besuch überrascht; dann aber stemmte er die

Vordertatzen gegen den Boden, wie zum gewaltigen Sprunge ansetzend, warf das bemähnte Haupt in den Nacken, sperrte den Rachen auf, als wollte er den Grafen verschlingen, und stieß ein furchtbares Gebeul aus.

Die Frauen erbebten.

„Still, Bestie!“ rief Eisen-Heinrich mit starker Stimme, und der Löwe verstummte. Aber er richtete sich höher auf, er schlug seine beiden vorderen Tatzen auf die Schultern des Grafen nieder, und dieser wankte nicht. Die beiden Gegner sahen sich an, fest, Auge in Auge. Und es war schwer zu sagen, welche stärker leuchteten, die des Löwen, oder die des Grafen.

In diesem Augenblicke stieß Gerona einen herzzerschneidenden Schrei aus und sank ohnmächtig zu Boden.

Der Löwe hörte den Schrei; er wandte den Kopf seitwärts und schüttelte die Mähnen.

Da rief Eisen-Heinrich dem Thiere zu:

„Merke auf, mein wackerer Gesell! Zum Dank dafür, daß Du neulich meinem Winke gehorchtest, gebe ich Dir, Namens meiner Braut, dieses Ehrenkränzlein und setze es Dir auf Dein Haupt. Trage es fortan als eine Krone, und lasse ab von mir!“

Er riß sein Blumenkränzlein, das er von der Königin empfangen, aus seinen Locken, und setzte es auf das Haupt des Löwen; dann nahm er die Tatzen von seiner Schulter und ließ das Thier langsam auf die Erde gleiten. Als das geschehen war, wandte er sich um, ging festen Schrittes hinaus und schloß bedächtig das Gitter.

Der Löwe folgte allen seinen Bewegungen mit den Augen, aber er rührte sich nicht von der Stelle und schüttelte auch nicht den Kranz ab, den der Ritter ihm aufgesetzt hatte. Eisen-Heinrich aber wandte sich an die Versammelten, und sagte:

„Ihr habt Alle gesehen, was hier vorgegangen ist, und es wird hoffentlich Keiner mehr wagen, mich der Prahlerei zu beschuldigen! Wer nun unter Euch ein ächter Ritter ist, der hole meiner Braut das Kränzlein wieder."

Dieß sagend, eilte er zu Verena, die sich langsam erholt hatte und ihn mit einem Thränenstrom empfing. Von den Rittern aber fand sich Niemand, der es gewagt hatte, dem stolzen Holsteiner nachzuahmen und in den Kerker des Löwen zu steigen; sie gingen vielmehr nacheinander bei Seite und suchten ihre Verlegenheit zu verbergen, so gut es gehen mochte.

„Du haſt Dich ritterlich gelöſt, mein tapferer Paladin!“ rief der König hocherfreut. „Fordere, verlange von mir, was es immer ſei; ich will es Dir gewähren!“

Die Königin hatte dem Schauſpiele mit wechſelnden Empfindungen zugeſehen. Einen Augenblick lang flammte die alte Neigung für den Grafen Heinrich auf, dann aber gedachte ſie daran, wie beharrlich er ſie verſchmäht, und ihr wilder Haß, den ſie ſo lange genährt, brach ſich unaufhaltſam Bahn. Mit kaum zu unterdrückender Freude ſah ſie ihn ſich dem gewiſſen Untergange weihen, und wie Centnerlaſt beſchwerte es ihre Bruſt, als er doch unverletzt die Höhle des Unthiers wieder verließ. Bleich, keines Wortes mächtig, ſtand ſie da, kaum im Stande, den Ritter, der ſich vor ihr verneigte, mit einer leichten Beugung des Hauptes zu grüßen. Dann verließ ſie, von ihren Frauen unterſtützt, den Platz vor dem Zwinger, während der König den tapfern Ritter ſammt deſſen Liebchen mit lautem Rühmen in ſeinen Palaſt führte.

Es war Nacht. Eiſen-Heinrich, der keine Ruhe finden konnte in ſeinem Gemache, trat hinaus in den mondhellen Park. Hier warf er ſich auf eine moos-

bedeckte Felsbank, und blickte ſinnend den ziehenden Wolken nach, die aus unbekannten Fernen kamen und raſch vorüber in die blaue Unendlichkeit flohen. Er gedachte ſeiner Liebe und des morgenden Tages, der ihm Alles gewähren ſollte, was er irgend erſehnte, und verſank allmählich in einen ſeligen Traumſchlummer. Da fuhr er plötzlich auf, und als ihm allmählich das Bewußtſein wiederkehrte, war es ihm, als werde unfern von ihm laut geſprochen. Die Bank, worauf er lag, war von dichtem Gebüſch umgeben, ſo daß er nicht geſehen werden, aber Alles gewahren konnte, was ſich unfern von ihm ereignete, ſobald er ſein Haupt erhob. Da war es ihm, als ob von den Sprechenden ſein Name genannt wurde.

„Was wird das?“ dachte er, und horchte aufmerkſam hin.

Zwei Männer ſtanden auf dem mondhellen Platze vor dem Gebüſch. Der Erſte von ihnen war jener Höfling, der dem holſteiniſchen Grafen den Spuk mit dem Löwen gemacht hatte. Vor ſeinem Gefährten rühmte er ſich, vom Wein erhitzt, dieſer That, und fluchte die Hölle ſammt allen ihren Teufeln auf ſich herab, daß ein ſo köſtlicher Spaß ihm nicht beſſer gelungen wäre.

Der Zweite, nüchterner und beſonnener, wollte den Prahlereien ſeines Gefährten Einhalt thun, aus Furcht, es möchte irgendwer ſie hören; aber Jener verſpottete die Bedenklichkeiten ſeines Zechgenoſſen, und vermaß ſich hoch und theuer, er werde nicht ruhen, bis er den Auftrag der Königin erfüllt und den holſteiniſchen Grafen auf ſchimpfliche Weiſe aus der Welt befördert habe.

Aber kein weiteres Wort kam mehr aus ſeinem großſprecheriſchen Munde. Wie ein junger Tiger ſprang Eiſen-Heinrich von ſeinem Felſenlager auf und packte den verhärteten Böſewicht bei der Kehle. Laut aufſchreiend lief des Höflings Gefährte von dannen, Eiſen-Heinrich aber rief ihm nach:

„Verkünder's nur im Schloſſe, daß dieſe Memme da nicht wieder ſichtbar wird, bis ſie dem Löwen mein Kränzlein vom Haupte genommen!“

Dann aber ſchüttelte er mit ſeiner eiſernen Fauſt den ſich krümmenden Jungherrn, daß dieſem die Beſinnung verging:

„Du haſt wollen Verderben bringen über mich, und ich habe es Dir großmüthig vergeben. Jetzt, da Du Deinen Geifer ausſpritzeſt über mein herziges Bräutlein, über Deine Königin und Alle, die mir

werth ſind, jetzt ſoll Dir geſchehen, wie ich Dir angedroht. Du Lotterbub!“

Damit trug er den Zeigling leicht, als wär's ein Bündel trockner Garben, nicht achtend ſeines Sträubens und Wimmerns, zum Zwinger hin, öffnete das Gitter, und indem er den Jungherrn hineinſtieß, rief er lachend:

„Gib Acht, Wüſtenjäger! Laß ſehen, ob Du Dir gutwillig das Kränzlein nehmen läſſeſt, das ich Dir aufgeſetzt!“

Mit lautem Gebrüll ſprang der Löwe auf. Er packte den Jungherrn, der ihm entgegen taumelte, mit ſeinen rieſigen Tatzen, und erdrückte ihn in eiſerner Umarmung. Dann blieb Alles todtſtill. Selbſt der Nachtwind ſchwieg und die Zweige bewegten ſich nicht.

Eilen Heinrich kehrte gedankenvoll nach dem Palaſte zurück. Es war ihm Vieles zu denken gegeben; denn er hatte die Neigung der Königin ebenſowohl bemerkt, als ihren Zorn, dem ſie ſich rückſichtslos hingab, als der Graf ihre Neigung nicht erwiederte. Er ahnte es längſt, daß ſie die Anſtifterin alles Unheils ſei, womit man ihn verfolgte und das machtlos von ihm zurückprallte. Aber er ehrte ſeinen König und wollte nicht wiſſen, was dieſem Schmach bereiten könnte.

„Und nun wird dieſes Weib zwiefach gegen mich wüthen, wenn ſie erfährt, daß ich dem Löwen ihren Vertrauten zum Fraß hingeworfen habe. Sie wird aufs Neue über einen Racheplan brüten, und . . . Corona!“ rief er plötzlich, und Eiſeskälte durchrieſelte ihn: „Das wäre der Ort, Königin, wo ich in Wahrheit zu verwunden wäre!“

Er erreichte ſchnellen Schrittes den Palaſt, aber hier lag Alles in tiefem Schlafe, und er mußte ſich entſchließen, den nächſten Morgen abzuwarten.

Allein kaum grauete der Morgen, als er nach den Gemächern des Königs eilte, die er ſtets unangemeldet betreten durfte. Er trat in Unterwürfigkeit zu dem königlichen Herrn, und ſagte:

„In der vergangenen Nacht habe ich eine Beleidigung erfahren, die ich nicht als Ritter mit dem Schwerdte in der Fauſt rächen konnte; denn mir ſtand ein Menſch gegenüber, der eine Memme und ein Böſewicht zu gleicher Zeit war. So ſaß ich denn über ſeine Miſſethat zu Gericht und war Kläger, Richter und Henker in einer Perſon.“

Und nach dieſen Worten erzählte er dem Könige umſtändlich Alles, was geſchehen war, und berührte nur die Mitwiſſenſchaft der Königin nicht.

„Du haſt recht gethan, Ritter, und Wir können Dein Verfahren nur gutheißen," antwortete der König. „Wir wiſſen ſeit geſtern, was Du Uns jetzt erzählſt, und hätteſt Du in dieſer Nacht nicht Unſerm gerechten Zorn vorgegriffen, der Böſewicht hätte heute eines ſchimpflichen Todes ſterben ſollen. Aber Wir wiſſen noch mehr, was Du Uns nicht geſagt haſt und was Dir doch nicht unbekannt geblieben iſt. Unſere Königin . . ."

„Mein König und Herr!" fiel Eiſen-Heinrich lebhaft ein, aber Jener unterbrach ihn:

„Sage kein Wort! Du haſt in dieſer unſeligen Angelegenheit gehandelt, wie ein ächter Edelmann und Ritter, und kein Schatten des Vorwurfs trifft Dich. Wir aber ſind verwundet bis ins innerſte Gemüth und werden nimmer froh nach einem ſolchen Betruge. Keiner aber erwarte von Uns, daß Wir dieſes Weibes ſchonen, weil ſie eine Krone trägt. Iſt ſie die erſte Dame dieſes Landes und kein Gerichtshof vorhanden, dem ſie unterthänig iſt, ſo wollen Wir auch dieſes Mal Deinem Beiſpiele folgen, mein theurer Heinrich, und ſelber das Richtſchwerdt führen. Komm mit Uns und ſei Zeuge des königlichen Richterſpruchs."

Und mit dieſen Worten nahm der König die Hand des Ritters und führte ihn zu den Gemächern der Königin.

Aber die Königin war dort nicht anzutreffen, denn ſie hatte ſich nach demjenigen Theil des Palaſtes begeben, in welchem Corona's Wohnung lag.

Mit wachſendem Zorn hatte die Königin von dem in der Nacht entflohenen Freund ihres treuen Dieners vernommen, was in dem Park und im Zwinger geſchehen war. Eine unheimliche Gluth des tödtlichſten Haſſes funkelte in ihren Augen, und mit bebenden Lippen ſprach ſie in ſich hinein:

„So wird dieſer Löwenbezwinger doch *einen* Ort haben, wo er verwundbar iſt!“

Und damit verließ ſie ihr Gemach.

Corona war von den letzten Ereigniſſen tief ergriffen worden, und lag vom leichten Fieber durchſchauert, auf ihrem Lager, als die Königin zu ihr eintrat. Die ſchöne Jungfrau wollte ſich erheben, aber die hohe Herrin verhinderte ſie daran und ſagte mit verſtellter Freundlichkeit:

„Bleibt, liebes Kind! Krankheit entbindet von jeder Pflicht. Ich vernehme von dem Leiden, das Euch quält, und das Euch zwiefach empfindlich trifft, als es Euer Hochzeitsfeſt bedroht.“

„Meine hohe Herrin ist sehr gnädig, mir eine solche Theilnahme zu schenken," entgegnete Serena mit leichtem Erröthen. „Ich fühle mich allerdings ermattet und wenn mein theurer Verlobter darein willigte, möchte ich wohl das Fest noch verschieben."

„O nicht doch! Nicht doch!" fiel die Königin lebhaft ein. „Wie kommt Ihr zu dem grausamen Gedanken, dem zärtlichen Bräutigam und treuen Paladin die Wonne des Brauttags verkümmern zu wollen? Ich vermöchte es um Alles in der Welt nicht!"

Bei diesen Worten spielte ein höhnisches Lächeln um ihre Lippen, aber die Jungfrau sah es nicht, denn sie hielt im jähen Schmerze die Augen geschlossen.

„Ich bringe Euch eine heilbare Arznei!" begann die Königin wieder, als die Jungfrau sich allmählich erholte. „Es ist ein lebenerhaltender Balsam, den ein Weiser des Morgenlandes meinem Gemahl verehrte, als er Zeit gegen die Sarazenen focht. Könnt Ihr Euch entschließen, den aus meiner Hand zu nehmen? Er bringt Euch unfehlbar Genesung."

„Meine gütige Herrin!" äußerte Serena bewegt und küßte die Hand, die sie töten wollte.

„Gelat meinem Rathe und in wenig Tagen

ſeid Ihr aller Schmerzen baar!“ ſprach die Königin mit furchtbarem Doppelſinn. Dann goß ſie einen güldenen Becher voll Waſſer, träufelte aus einer Phiole einen braunen Saft hinein und reichte ihn der Kranken dar:

„Trinkt, Jungfrau! Ihr trinkt Geneſung!“

„Wie ſtark das duftet!“ ſprach dieſe, ſich von dem Becher abwendend.

„Zagt Ihr? Denkt Eures Heinrich's! Seine Hoffnungen hängen von Euerm gegenwärtigen Thun ab.“

„Ich leere den Becher auf ſein Wohl!“ ſprach die Jungfrau ſchnell entſchloſſen und trank ihn bis zum letzten Tropfen aus.

Ein Todesſchauer rieſelte durch ihre Glieder, als der Becher ihrer Hand entglitt.

„Nun iſt der Löwe gebändigt!“ murmelte die Königin vor ſich hin.

Sie verließ ihr Opfer nicht.

Eine Stunde ſchlich langſam vorüber.

Da ſchallte vom nahen Gange her ein klirrender Männertritt. Der König trat ein, vom Grafen Heinrich raſch gefolgt.

Die Königin ſtand unbeweglich in der Mitte des Gemaches und ſchreckte bei dem Eintritt ihres Gemahls

aus ihrem dumpfen Brüten auf. Eisen-Heinrich stürzte mit einem Schrei neben dem Lager in die Kniee. Die schöne Blume war verwelkt, Gerona ihm für immer entrissen.

Mit blankem Schwerdte war der König zu seiner Gemahlin getreten. Er hatte eine furchtbare Anklage erhoben und rief am Schlusse mit donnernder Stimme:

„Demnach verdammen wir Dich zum Tode! Ein Scheusal, wie Du gelebt, sollst Du sterben, ohne Beichte und Absolution! Suche Gnade bei Gott, die Du hier nicht findest. Fahre hin!“

Er stieß das Schwerdt in ihre Brust.

Die Königin ward still außerhalb der Königsgruft beigesetzt, aber Gerona mit allem fürstlichen Gepränge feierlich bestattet. Als dieß traurige Amt vollzogen war, trat Eisen-Heinrich völlig gewappnet zum Könige:

„Fröhlich bin ich als Gast an Deinen Hof gekommen, traurig gehe ich von dannen; aber Dir lege ich es nicht zur Last.“

Als der König allein war, rief er seinen Seneschal und sagte:

„Nimm Dir die adeligsten Gesellen, so mir bis-

her dienten, reite hinab zu meinem Vetter Percival und lade ihn ein, an den Hof zu kommen. Die Krone iſt mir fortan eine Laſt, der ich mich entledigen will."

Eiſen-Heinrich aber zog nach Italia, an den Hof des heiligen Vaters, und was ihm da geſchehen iſt, ſoll ein anderes Mal erzählt werden.

Henning Wulf,

der ditmarſiſche Tell.

„Ich hab's gleich geſagt," rief grollend ein ſtämmiger Bauersmann. „Das Jahr Vierzehnhundert zwei und ſiebenzig bringt uns kein Glück. Es hat allerlei Kometenwerks und Nordlichterweſen am Himmel gegeben, darum wird es ein Unglücksjahr, habe ich prophezeit, und ſo kommt es aus."

„Was willſt Du prophezeit haben?" ſprach ſein Nachbar, der mit ihm über Feld zur Landes-Verſammlung ging. „Warum ſoll's eben ein größeres Unglücksjahr ſein für uns, als die andern geweſen ſind?"

„Weißt's nicht? Schau um Dich, Mann, wie der Däne in den Marſchlanden wütet. He? Sieh, Elbe, nichts iſt ſicher vor ihm. Er hat ſeine Hand allerwärts."

„Wollen ihm die Hand abhauen, ſo hat ſein Greifen ein Ende," ſagte der Andere wieder. „Soll nur die Wilſter-Bauern einmal faſſen! Gnade ihm

Gott, dann ſoll er's erleben, wie er mit Stumpf und Stiel zum Lande hinausgebracht wird. Iſt ja himmelſchreiend, wie dieß Dänenvolk drüben in den Lenden wüthet, und es wird nicht eher anders, bis wir ſie ſammt und ſonders todtſchlagen."

„Hat ſich was! Ja, wenn Einigkeit in den Menſchen wäre, möchte es hingehen. Aber was die in Norder-Ditmarſchen wollen, das iſt denen in Süder-Ditmarſchen nicht recht, und ſagen ſie zu Wilſter Hott, ſo rufen ſie in Krempe Trott!"

„Sie werden's einſehen lernen, daß Alles nichts hilft, ſo lange wir untereinander ſtreiten. Darum haben ſie den großen Landtag ausgeſchrieben, damit wir's gehörig miteinander überlegen. Und Ihr ſollt ſehen, ſie leiden's nicht, daß ſich ein däniſches Pferd in der Stöer badet. Aber da ſind wir ja aus dem Holze heraus, und haben den Gerichtsplatz vor uns. Laßt uns beſſer zuſchreiten, Nachbar."

In der großen Landes-Verſammlung ging es ſtürmiſch zu. Nach gutem altem Rechte regierten die Bauern ſich ſelbſt und die vier Hauptleute der vier Wilſter-Kirchſpiele, die frei und offen von allen Hausleuten unter Gottes blauem Himmel gewählt waren, ſprachen das Recht nach den Satzungen der

Väter. Was Allen beliebte, wurde in eine „Acht" zuſammen gefaßt, die mußte der Landſchreiber zu Papier bringen, und allmänniglich unterzeichnete den Vertrag. So ſchloſſen ſie Kauf und Verkauf, ſo ſchlichteten ſie den Streit um Ackergränzen und Erbgut, und Niemand durfte den Bauern dreinreden, wer es immer ſei, denn ſie waren frei von uralter Zeit her, und hatten für ihr unantaſtbares Erbe gegen Niemand irgend eine Verpflichtung. Dafür ward es ihnen aber auch von Manchen beneidet und Liſt und Gewalt wurden angewendet, der freien Bauernſchaft zu entreißen, was ihr gehörte, weßhalb dieſe ſtets ein offnes Auge und die Streitart flugs zur Hand hatte.

Eine ſchwere Kriegszeit war hereingebrochen über die freien Bauernlande, denn die Dänen hatten aufs Neue einen kühnen Einfall gewagt und waren mit großer Heeresmacht bis in das Herz der Landſchaft gedrungen. Es war kein raſcher Ueberfall, der mit einer Kriegesſteuer oder mit einer Niederlage endete, je nachdem der Feind ſiegte oder nicht, ſondern es war ein wohlüberlegter blutiger Eroberungskrieg.

Kaiſer Friedrich der Dritte hatte die Lande Holſtein, Stormarn und Ditmarſchen zu einem Herzog-

thume vereint, und König Chriſtian den Erſten von Dänemark feierlich damit belehnt. Dieſer ſtreckte die Hand darnach aus, und äußerte im ſchwellenden Uebermuth, beim glänzenden Bankett, als einer ſeiner Räthe, bedächtigen Sinnes von den Rechten der freien Bauernſchaften ſprach:

„Ich will dieſes Bauernpack nicht dulden, außer wenn es ſich demüthigſt krümmt unter der Hufe meines Roſſes, und es den Stiefel küßt, der es tritt.“

Und darauf trieb er ſeine zügelloſen Schaaren auf das von keinen Burgen und keinen Wällen beſchirmte Land.

Blut war gefloſſen in Strömen und der König, der ſein eigener Feldhauptmann war, unterjochte ein Kirchſpiel nach dem andern. Nur bis in die Wilſter-Marſch war das Dänenthum noch nicht gedrungen, jedes Gehöft war dort noch frei vom läſtigen Zins und entwürdigenden Frohndienſt; was der Bauer dem Acker abgewann, das war ſein, und was er in den Holzungen ſchoß, oder in den Strömen fiſchte, das durfte ihm kein Königsdiener ſtreitig machen.

Aber nun ging es auch ernſtlich gegen die Wilſter-Bauern los. Den König verdroß es über die Maaßen, daß ſich dieſe von ſeiner Macht noch ganz unab-

hängig erhalten hatten und ſich in dieſer Unabhängigkeit ſo geſetzt benehmen. Er hatte einen Eid geſchworen, daß er ſie unterjochen wollte, und ſeine Ritter gelobten ſich untereinander, binnen Mondesfriſt ſollte es keinen Freibauer mehr geben, der nicht zum Zeichen der Schmach ſelbſt den Pflug gezogen hätte.

Darum war jetzt eine ſo große Aufregung in der allgemeinen Landes-Verſammlung. Es wollte Keiner die Tänen dulden, aber Jeder wußte es anders und beſſer, wie man es anſtellen müſſe, um ſich derſelben zu erwehren. Niemand wollte ſich den Rathſchlägen ſeines Nachbars fügen, weil er die ſeinigen für wirkſamer hielt.

Als eben die größte Gereiztheit in der Verſammlung herrſchte, kam ein königlicher Bote, unter Geleit, daher und begehrte, einen offnen Brief des Königs mitzutheilen, welcher an Jedermänniglich gerichtet ſei, der ſich den Kirchſpielen der Wilſter-Marſch beizähle.

„Wir wollen nichts anhören, was dieſer däniſche König geſchrieben!“ riefen Einige.

„Weg mit dem ſeeländiſchen Jungherrn und reißt ihm das rothe Wamms vom Leibe herunter! Es iſt das Zeichen der Knechtſchaft und ſoll hier ſelbſt von keinem Knechte geſehen werden.“

„Und wenn er das Maul zum Reden aufmacht, ſtopft es ihm mit einer Kelle voll heißer Grütze! Grütze iſt Dänenfraß!“

„Ruhig, Ihr Leute!“ rief der ehrwürdigſte der Achtmänner, während ſeine Genoſſen ſich von einem Haufen zum andern begaben, und die ſtörriſchen Gemüther zu beſänftigen. „Ruhig, Ihr Leute! Hören müßt Ihr den Boten König Chriſtian's von Dänemark, denn jeder rechtliche Mann merkt auf das, was ihm ſein Feind zu ſagen kommt. Gefällt's uns nicht, brauchen wir uns nicht daran zu kehren. Laßt ihn ſprechen.“

„So ſpreche er ins Teufels Namen!“

„Nun, Du rothröckiger Hund, ſperre Dein Maul auf!“

„Stille da, Ihr Alle!“

Der Königsbote war auf einen erhöhten Platz getreten und entrollte ein großes Pergament, daran das königliche Siegel in goldener Kapſel hing. Er warf noch einen durchdringenden Blick auf die dichtgedrängten Haufen, und begann mit lauter Stimme:

„Wir Chriſtiern der Erſte, König von Dänemark, Schweden und Norwegen, Herzog zu Schleswig und Holſtein, Oldenburg und Delmenhorſt, insbeſon-

dere der Landſchaften Norder- und Suder-Ditmarſchen, der Kremper- und Wilſter-Marſch ..."

Ein lauter Schrei des Zornes unterbrach den Boten des Königs und der Erſte der Achtmänner ſchrie:

„Königsbote! Du überſchreiteſt Deine Vollmacht, das ſteht nimmer auf dem Pergamente da!"

„Wenn Ihr Euch durch den Augenſchein überführen wollt, ſo ſteht es Euch frei!" ſagte hochfahrenden Sinnes der Bote.

„So iſt's ein Mißbrauch, den ſich der Kanzler und die Schreiber des Königs geſtattet haben, denn nimmer können wir glauben, daß Euer König ſich den Herrn eines Landes nennt, von dem ihm nicht ein Fußbreit gehört. Leſet aber weiter, damit wir erfahren, was Chriſtiern von Dänemark von uns will."

Der Bote warf einen zornigen Blick auf den Achtmann und las:

„Sintemal Wir beſchloſſen haben, die Freibriefe ebengenannter Landſchaften, die auf keinem gültigen Rechtsgrunde fußen, nicht mehr anzuerkennen, und deßhalb mit der Beſetzung derſelben durch Unſere Kriegsvölker einen glücklichen Anfang gemacht, indem Wir damit begannen, Norder- und Suder-Ditmar-

ſchen Uns zu unterwerfen, vernehmen Wir mit beſonderem Unwillen, daß die Bauern der Wilſter-Marſch ſich Unſerer königlichen Oberherrſchaft ſtörriſch widerſetzen. Alſo iſt es Unſer Landesherrlicher Wille, daß ſie noch einmal ernſtlich verwarnt werden ſollen, und wenn darauf, um einen Tag ſpäter, auch nur noch ein Mann gefunden würde, der irgend ein Gewaffen trüge, ſo ſoll er, wegen dieſes Trotzes von Uns angeſehen werden, und Wir wollen ſämmtliche Kirchſpiele mit Feuer und Schwerdt von der Erde vertilgen."

„Das verſucht! Das verſucht!" riefen die Bauern, wie aus Einem Munde.

„Er wird's nun und nimmer thun!"

„Und wenn er's thut, ſoll er ſich am eignen Gurt aufhängen!"

„Kommt an mit Euern Feuerbränden! Wir wollen ſie mit unſerm Blute löſchen!"

Der Königsbote ließ ſich durch das Geſchrei nicht irren, ſondern fuhr leſend fort:

„Wer aber weiſe und klug iſt, und ſich zur rechten Zeit Uns, dem geſetzmäßigen Oberherrn, unterwirft, indem er den dazu von Uns beſtellten Voigten alle und jede Wehr abliefert, in ſeiner Perſon Uns knieend huldigt und ſich Uns zum Kriegs- und Handdienſt

eidlich verpflichtet, dem wollen Wir ein gütiger und gerechter Herr ſein. Wonach ſich Jedermänniglich zu achten. So geſchehen im Schloſſe zu Roſenberg am funfzehnten März im Jahre des Heiles Ein Tauſend, Vierhundert und Zwei und ſiebenzig.

Chriſtiern I."

Die Bauern erhoben ein wüſtes Geſchrei und machten drohende Bewegungen; der oberſte Achtmann aber nahm das Wort

„Seid Ihr nun fertig, Königsbote?"

„Das war des Königs Brief!" entgegnete Jener. „Und wenn Ihr guten Rath annehmen wollt, ſo befolgt unverzüglich das Gebot Eures Herrn, dieweil er mit großer Heeresmacht gegen Euch heranzieht. Einmal zum Zorn gereizt, kennt er nicht Schonung noch Erbarmen und Ihr müßt ihm fröhnden wie Hunde'"

Lauter Zornesruf erſcholl von allen Seiten, der Achtmann aber rief:

„Du überſchreiteſt Deine Vollmacht, denn Du haſt nur den Willen Deines Herrn kund zu thun, nicht aber, uns Deine Gedanken zum Beſten zu geben, und uns gute Rathſchläge zu ertheilen. Haſt Du durch unüberlegtes Wort die Gemüther gegen Dich

aufgebracht, ſo ſiehe zu, wie Du Dich ihres Zornes erwehrſt; — von dem Augenblicke an, da Du Deine Vollmacht überſchritten, ſtehſt Du außer dem freien Geleit."

Dieß Wort war mit maßloſem Jubel aufgenommen. Die Herrenleute wandten ſich kopfſchüttelnd ab, aber ſie ließen die jungen Männer gewähren, die ſich auf den zitternden Königsboten warfen, das königliche Mandat mit Füßen traten, ihm die Kleider vom Leibe riſſen und ihn wie einen Knecht mißhandelten. Dann brachten ſie ein lahmes Pferd herbei, banden ihn rücklings darauf feſt und jagten ihn des Weges zurück, den er gekommen war. Jubelnd und ſingend, und laut zum Streit und Widerſtand auffordernd, zogen ſie überall in den Dörfern umher, während die Alten die Berathungen mit allem Fleiße fortſetzten und beſtimmten, wie man dem raſch heraufziehenden Sturme begegne, denn nach dem letzten Vorgange war an eine friedliche Ausgleichung nicht zu denken.

In dem Theile des Kirchſpieles von Wewelsfleth, welches die Dammducht heißt, lag ein ſtattlicher Bauernhof, zu welchem bedeutende Landſtrecken gehör-

ten, die alle wohlbestellt waren. Auf diesem Hofe wohnte der reichste Mann im Lande, Henning Wulf genannt, der stand in hohem Ansehen bei den Gemeinden weit und breit. Er war von riesiger Gestalt und die Stärke seines Armes so groß, daß er Eisenstangen brach wie Strohhalme, und wenn er die Streitaxt an den Stamm einer Eiche setzte, stürzte diese nach dem dritten Schlage. Vor Allem aber war er geübt im Vogelschießen, und wenn er den Pfeil abschnellte, flog dieser dem am Saume der Weiden dahinziehenden Raubvogel gerade in die Brust.

Henning Wulf stand mit der Armbrust auf dem mittlern Hofraum und ergötzte sich damit, eine Flucht von Habichten, die auf seine Tauben Jagd machten, einen nach dem andern herunter zu schießen. Während dieses Spieles schwebte ein Adler heran, der gewaltigen Flugs immer näher kam. Als er sich gerade über dem Gehöfte befand, breitete er die Schwingen weit aus und bewegte sich nicht von der Stelle.

„Nun, Vater! Wie ist's mit dem da?" fragte sein Sohn, der ihm unverwandt zusah und die Beute jedesmal herbeibolte, wenn Henning Wulf geschossen hatte. „Ich denke, der ist wohl eines Schusses werth."

„Laß ihn, Eckart! Er iſt ein ganzer Kerl, der ſich nicht mit dem Geſindel unter ihm abgibt.“

„Iſt er ſo hochmüthig?“

„Er ſteht allein, wie ein freier Mann auf ſeinem Erbe. Ich mag ihm nichts thun.“

„Das fehlte mir! Es iſt nur ein Raubvogel wie alle andern und ſolches Zeug iſt nicht werth zu leben. Gib her, Vater!“

Der Knabe nahm die Armbruſt dem Vater aus der Hand, legte den Pfeil darauf und ſchoß. Aber dem jungen Schützen fehlten Kraft und Ruhe, der Pfeil flog weitab vom Ziel und der Adler ſchwebte unverletzt vorüber.

Eckart legte das Geſchoß aus der Hand und wandte ſich vor Schaam erglühend ab.

„Blinder Trotz ſiegt nicht!“ ſagte der Vater ernſt. „Beſonnenheit gibt Stärke. Geh hinaus zu den Knechten und ſieh zu, daß ſie ihr Tagewerk redlich vollbringen.“

Eckart ging ſtumm von dem Hofe, Thränen im Auge.

Die Hausfrau des Henning trat zu dieſem:

„Du ſchickſt den Eckart von Dir?“

„Sein heißes Blut ſoll ſich abkühlen; der Junge

iſt zu bettig und unſtätt, darum bringt er nichts vor ſich. Wer ein Mann werden will, muß ſich ſelbſt zügeln lernen. Ich ſchicke ihn jetzt hinaus zu den Knechten, weil er ſich über den Vater erheben wollte."

„Er wird's tief empfinden und ſich einbilden, daß Du ihn mißachteſt."

„Er ſoll ſich zähmen und Maaß halten lernen; denn nur ſo wird er ein Mann."

„Du thuſt Alles anders, als die Uebrigen!" ſagte die Hausfrau. „Zur allgemeinen Landes-Verſammlung biſt Du auch nicht gegangen."

„Was ſoll ich da? Sie ſchreien und toben durcheinander, ohne etwas Rechtes zu beſchließen, und eines vernünftigen Mannes Rede iſt in dem allgemeinen Tumult verloren. Wenn ſie nachher nicht mehr wiſſen, wo aus noch ein, kommen ſie von ſelbſt zu mir. Der Henning Wulf wird ſchon einmal wieder Feldhauptmann ſein müſſen, wenn auf die Dänen losgeſchlagen werden ſoll'"

Die Hausfrau ſah die Straße entlang:

„Da kommt der Junge ſchon wieder!"

„Wußt's wohl!" ſprach Henning Wulf vor ſich hin. „Er konnte, ſo geſcholten, nicht zu den Knechten gehen."

Eckart kam raſch über den Hof:

„Vater, ich kann nicht nach den Knechten im Außendeich gehen, jetzt nicht. Du mußt erſt wieder freundlich ſein. Vergiß den Adler, ich gönne ihm ſeine Freiheit.“

Das Auge der Eltern ruhte mit Wohlgefallen auf dem jugendlich-kräftigen Sohn, der ſich zu einem großen ſchwarzen Hund herabbeugte, der von dem Jünglinge unzertrennlich war und von dieſem leidenſchaftlich geliebt wurde. Es war ſein einziger Spielgenoſſe geweſen von Jugend auf.

„Geh hinein zu Deinem Webſtuhl, Weib!“ ſprach leiſe Henning Wulf. „Ich habe mit dem Eckart zu reden.“

Gehorſam entfernte ſich die Hausfrau des Freibauern in der Dammdacht und der Vater fragte raſch:

„Junge, weißt Du, daß die Dänen uns Bauern zu Leibe wollen?“

„Ja, Vater!“

„Sie denken unſere Gehöfte niederzubrennen und uns Schatzungen aufzulegen.“

„Und Frohnden, Vater! Die Leute ſagen's.“

„Leiden wir das?“

„Du ſpaßeſt, Vater. Ich wollte lieber nicht leben, als ein Knecht ſein, der zur Frohnde gehen muß.“

„Liebſt alſo Deine Freiheit, Junge?“

„Mit Leib und Seele!“

„Liebſt ſie ſo, daß Du ihr das Beſte, was Du auf der Welt haſt, ohne Beſinnen zum Opfer bringen könnteſt?“

Der Knabe erwiederte kein Wort, aber er zog raſch ſein Meſſer und wollte ſeinen Lieblingshund niederſtoßen, der ſich feſt an ihn ſchmiegte.

Henning Wulf hielt den Arm des Jünglings feſt und ſah wohlgefällig auf ihn hin.

„Hier haſt Du meine Armbruſt wieder. Verſuche, wie weit Du es bringſt; aber die Adler laſſe in Frieden nach ihrem Horſte ziehen. Ich will, ſtatt Deiner, nach dem Auſendeiche gehen.“

Da ward es in der Nähe plötzlich laut. Von allen Seiten zogen die Bauern heran, die von der Landes-Verſammlung kamen, und bald war der Hof mit Männern angefüllt.

Der Hausvater begrüßte ſeine Gäſte mit lautem Willkommen und ging händeſchüttelnd von Einem zum Andern.

„Henning Wulf!“ ſagten die Achtmänner, „hier iſt eine Botſchaft der Kirchſpiele an Dich. Willſt Du uns anhören?“

„Ich höre Euch!“

„Die Gemeinden der Wilster-Marsch haben in ihrer heutigen Landes-Versammlung beschlossen, den Uebermuth des dänischen Königs nicht länger zu ertragen, und sich dem Eroberer mit bewaffneter Hand zu widersetzen.“

„Daran haben die Gemeinden der Wilster-Marsch wohlgethan.“

„Und es ist ferner beschlossen, daß Niemand daheim bleiben darf, sondern Jeder soll nach dem Maaße seiner Kräfte und Mittel daran Theil nehmen.“

„Ich werde nicht auf mich warten lassen.“

„Das glauben wir Dir. Kommst Du auch nicht zu unsern Landes-Versammlungen, um mit uns darüber zu berathen, was den Gemeinden dienlich, so wissen wir doch, daß Du das Land und uns als Deine Brüder liebst.“

„Das ist ein gerechtes Zeugniß.“

„Weil Du aber als ein tapfrer Mann bekannt bist, gewiegt im Kriege, und mit ganz besondern Geistesgaben ausgerüstet .....“

„Lobt mich nicht so ins Angesicht; ich vertrage das nicht,“ sagte Henning Wulf ernst.

„Es genügt uns nicht, daß Du als ein gewöhn-

licher Mann in unſern Reihen kämpfen, ſondern es iſt unſer Begehr, daß Du unſer Anführer werdeſt."

„Iſt das der Wille aller Gemeinden?"

Der Achtmann erhob ſeine Stimme:

„Gebt Acht, Ihr Manner! Der Henning Wulf fragt, ob es wahrhaftig Euer gemeinſamer Wille ſei, daß er uns gegen die Danen führe und unſer Hauptmann ſei? Antwortet ihm."

„Ja! Wir Alle wollen's! Du mußt unſer Hauptmann ſein, Henning Wulf!"

„Ich will es ſein! Wir gehen den Danen ſchnurſtracks entgegen. Hört! Ich ſchwöre Euch nichts, aber ich werde thun, was eines Mannes Pflicht iſt. Habt keine Angſt! Chriſtiern kriegt ſeinen Willen nicht!"

„Das iſt gut! Wir wollen ihm die Wege weiſen, die über unſere Leiche führen!"

„In die Elbe oder in die Alve? Er hat die Wahl!"

„Hoch lebe unſer Hauptmann!"

Dieſer wandte ſich an ſeinen Sohn:

„Junge! Willſt Du zum Schutz bei der Mutter bleiben?"

„Ich gehe Dir nicht von der Seite. Wenn wir draußen ſind, ſollſt Du ſehen, daß ich Dänen

nicht hierher kommen und die Mutter, sammt den Schwestern und den Mägden in Ruhe bleiben."

„Es geschehe so. Mögen die Weiber sich selber helfen! Lagert Euch, Ihr Männer, und nehmt von meinem Hofe Speise und Trank, wo Ihr's findet. Nach Sonnenuntergang brechen wir auf."

Und nach diesen Worten ging Henning Wulf in das Innere seines Hauses.

Der König und der Bauer lagen drei Tage gegeneinander zu Felde und jeder der drei Tage hatte eine blutige Schlacht gesehen. Der anbrechende Morgen fand alles Volk rüstig unter den Waffen, und wenn der Abend kam, wichen beide Heere nicht weiter zurück, als nöthig war, um des folgenden Tages vollen Raum zum neuen Angriff zu haben.

Vor dem Zelte König Christian's schritten zwei bewaffnete Edelleute auf und ab.

Unfern davon brannte ein großes Feuer und goß einen flackernden Schimmer über die große purpurne Danebrogsfahne, die vor dem Zelte aufgepflanzt war.

„Der König hat seinen Kanzler noch immer nicht entlassen!" sagte Einer der Ritter. „Wißt Ihr, wer

der Fremde sein mag, den der gelehrte Herr bei Seiner Majestät zur Audienz geführt hat?"

„Zwend Ebbesen sagte verbin, er heiße Andreas Meyer und sei ein Hamburgischer Kaufherr. Ich habe laut aufgelacht. Ein König und ein Krämer."

„Will's nicht geradezu von der Hand weisen," sprach der Grise wieder. „Weiß ich doch von des Kanzlers erstem Schreiber, daß die Hamburger Kaufherren schon lange mit dem Könige wegen einer freien Schiffahrt auf der Elbe und vornehmlich auf der Düne unterhandeln. Sie haben uns dafür redlichen Beistand angeboten und was diese Art Leute bietet, ist nicht immer zu verachten."

„Was das Alles für ein Aufhebens ist! Man braucht seldersei Volk, wozu es gut ist, und macht es im Uebrigen mit ihnen wie mit den Hirn; hat man den Kern gegessen, wirft man die Schaale in den Winkel. Ha' ha' ha' Krämer-Beistand im Kriege! Nehmt mir's nicht übel, daß ich Euch so gerade ins Gesicht lache, aber des Zwend Ebbesen Spaß hat Euch den Kopf verdreht."

„Man hört's, daß Ihr die Leute nicht kennt, die Ihr verdammt. Hättet Ihr, wie ich, in den Städten Hamburg und Lübeck einige Zeit gelebt, Ihr würdet

eine beſſere Meinung von dieſen Krämern gewinnen. Iſt ein abſonderlicher Schlag von Menſchen dort, die, wenn ſie etwas wollen, es auch immer können. Wenn ſie nur zur rechten Zeit Beiſtand bringen, hier wird er nicht von der Hand gewieſen."

„Das iſt nichts als eitel Narretei und im Ernſt nichts darauf zu antworten."

„Nach Euerm Belieben. Ich kurzweile auch nicht gern über Dinge, die mir ernſthaft erſcheinen."

„Schon gut. Fehlte auch noch, daß wir uns wegen eines ſolchen Ritters von der Elle ſcheel anſähen. Langweilt mich überhaupt Alles hier. Wer, zum Teufel, hätte jemals gedacht, daß uns dieſes Häuflein Bauern ſo viel zu ſchaffen machen würde? Der König mag nicht wenig ungehalten ſein."

„Könnt's Euch denken. Er ſoll ſchon neulich beim Bankettiren ſeinen goldenen Becher voll Grimm gefaßt und platt gedrückt haben."

„Ja, ja! Es iſt ein tüchtiger Herr, und von abſonderlicher Leibesſtärke!"

„Möchte mir aber doch in dieſen Zeiten von Seiner Majeſtät keine Gnade ausbitten."

„Was Ihr nicht Alles zuſammenſchwatzt! Tretet beiſeite! Es raſchelt darin."

Die Zeltwand flog auseinander und der Kanzler des Königs geleitete einen Mann in reicher Bürgertracht, unter dessen hohen Brauen ein Paar dunkle Augen klug hervorblitzten.

„Dank Euch, hochgelahrter Herr, für die Mühe, die Ihr Euch meinethalben gegeben. Die Audienz, so ich von des Königs Majestät empfangen, hat mich sehr beglückt."

„Nun, Herr Senator, vom abwendlich gnädigen Wesen habe ich nicht viel verspürt. Seine Majestät war sehr aufbrausend und selten habe ich ihn in solcher Aufregung gesehen."

„Wenn sich ein Unwetter zusammenzieht, Herr Kanzler, ist es naturgemäß, daß die Donner rollen und die Blitze zickzack in die Erde hinabfahren. Aber wenn der Sturm das Gewölk weidlich zusammen geschüttelt hat, fällt der befruchtende Regen auf die lechzenden Felder herab. Seine Majestät haben mit den vielen bittern Reflexen auf die geliebte Vaterstadt meinem Herzen recht wehe gethan; aber das Pergament, welches ich, von Eurer Hand geschrieben und besiegelt, auf meiner Brust trage, wirkt wie ein lindernder Balsam. Morgen, Herr Kanzler, wenn der Tag graut, schwimmt eine wohlbemannte Flotte mit der

Ebbe stromab und wird in der Stör landen. Der Beistand der neuen Bundesgenossin soll rechtzeitig zur Hand sein. Meine reitenden Boten warten und hier sind auch die Knechte mit den Fackeln! — Ich wünsche Euch eine geruhsame Nacht, hochedler Herr."

Abermals drei Tage hatte das Schlachten gedauert. Dreifach war die Streitmacht des Königs und der Hamburger dem Bauernhäuflein überlegen, das endlich seinen Führer verließ und nach allen Seiten hin auseinander stob.

Die Sonne warf die letzten schrägen Strahlen über das blutgetränkte Feld und aus den Moorwiesen stieg dampfender Nebel auf, als man von allen Seiten das Siegesgeschrei der Dänen hörte.

Henning Wulf, von Allen verlassen, warf sich mit seinem Sohne hinter einem Erdhügel nieder.

„Eckart!" sagte der Vater nach einer Pause, als er seine Wunden nothdürftig verbunden hatte. „Die Dänen durchschwärmen rings die Gegend und spähen nach Beute, aber es ist schon so finster, daß man auf fünf Schritte keinen Menschen erkennt. Geh nach Hülfe aus. Unser Gehöft ist nicht weit; sieh zu, ob

Du dort ein Paar unſerer Knechte findeſt und bringe Nachricht von der Mutter."

„Ich gehe ſchon, Vater!" ſprach Eckart und eilte ſchnellen Fußes von dannen.

Henning Wulf ſaß am Abhange des Hügels, den Kopf auf die Armbruſt geſtützt:

„Weg ſind ſie Alle! Auf den Landes-Verſammlungen nehmen ſie das Maul voll und halten feſt an den Knittel und an den Krug, aber in der Schlacht werden ſie nach ſechs Tagen matt, und ſtäuben auseinander, wie die Spreu vom Korn fliegt, wenn der Nordwind über die Tenne fahrt. Hei! Hei! Nun ſind wir Dänen allzumal und es wird einen Königsvogt im Lande geben, der die Steuern beitreibt und ein feſtes Schloß baut! Es ſoll ein Joch werden, hat Chriſtian geſagt, worunter er den Nacken der Bauern beugen will. Baut er es auf meine Schultern, will ich mich ſo gerade aufrichten, daß es zuſammen ſtürzen ſoll, ſammt Mauern und Zinnen und kein Stein auf dem andern bleibt. Sie ſagen, König Chriſtian ſei ein großer Jäger; da wird's ein Treibjagen geben hinter des Landes Weibern und Töchtern, während die Männer noch im vollen Laufen ſind, oder machtlos liegen hinter Buſch und Röhricht."

Er ſchlug mit der Fauſt ſo heftig gegen die Armbruſt, daß der Verband riß und das Blut von neuem aus ſeinen Wunden ſtrömte; halb bewußtlos ſank er zuſammen.

Tief in der Nacht vernahm man lautes Gebell vor dem Buſchwerk, das den Hügel umwucherte, und Eckart drängte ſich durch das Geſtrüpp, als Henning Wulf aus ſeinem Fiebertraum aufſchreckte:

„Was gibt's?"

„Vater! Ich bin wieder zurück aus der Dammducht."

„Bringſt Hülfe mit?"

„Meine beiden Hände und den Hund, der hinter mir herkeucht."

„Was ſagt die Mutter?"

„Vater!" fuhr Eckart fort, die Thränen mühſam zurückdrängend. „Vater!....."

Er vermochte nicht weiter zu ſprechen.

„Junge! Was iſt mit der Mutter? Sprich, im Namen Gottes!"

Und Eckart ſprach mit bebender Stimme:

„Die Dänen haben unſer Gehöft umlagert gehalten, und Alles ausgeplundert."

„Was mühſam erworben war durch eigne Kraft, läßt ſich auch zum zweiten Male erwerben.“

„Dir iſt nichts geblieben, Vater!“

„Ich frage nichts darnach. Sprich mir von der Mutter, Junge!“

„Die däniſchen Hunde — halte Dich aufrecht, Vater! — haben von der Mutter verlangt, daß ſie ihnen die Mägde und Schweſtern zuführen ſollte, damit ſie ihre Luſt büßen möchten.“

Henning Wulf ſtieß einen Schrei aus, grauenhaft, entſetzlich.

„Du lügſt!“

„Es iſt wahr, Vater! Der alte Hendrick lag ſterbend im Heie und hat's ausgeſagt mit einem Eide. Die Mutter hat alle Mägde in die Scheuer geführt und meine Schweſtern auch; ſie haben das Stroh um ſich her gehäuft, es mit einem Kienſpan angezündet und ſind ſo jämmerlich in dem Rauche umgekommen. Als das die Danen gewahrten, haben ſie unſer Gehöft vollends verheert. Vater Henning, Dein ganzes Geweſen iſt ein großer Aſchenhaufen und die verbrannten Knochen Deines Weibes und Deiner Töchter ſind darauf umher geſtreut.“

Die rieſige Geſtalt des Bauern richtete ſich hoch auf:

„Alle, ſagſt Du? Und auch die kleinſte, die mir noch auf dem Schooße herumkrabbelte?“

„Alle, Vater!“

„Es iſt gut. Ich will die Schuld vom Kerbſtock löſen für uns Alle!“

Er hielt ſich ſtill im Buſch bis zum Morgen, brütend über ſeinen Schmerz. Als der Tag hell leuchtete, ritt ein Trupp däniſcher Bewaffneter vorüber, der nach den verſprengten Bauern ſpähte.

Mitten unter ihnen war ein Mann aus Wewelsfleth, Namens David Witt, der ſich vom däniſchen Golde hatte blenden laſſen und die Rolle des Verräthers ſpielte. Schon waren die Späher faſt an dem Hügel vorüber, als der Hund aus dem Gebüſche fuhr und mit lautem Gebell den Reitern nachſtürzte.

Ein däniſcher Reiter hob ſeinen Speer, um den Hund niederzuſtoßen, der gegen ſein Pferd aufſprang, aber David Witt fiel ihm raſch in den Arm.

„Halt! Das iſt der Hund von Henning Wulf's Gehöft! Wo der iſt, ſteckt mehr. Laßt uns den Hügel umzingeln.“

„Ja, Du Beſtie!“ tönte plötzlich die Stimme des Bauernführers. „Das iſt Henning's Hund, aber hier iſt Henning's Bogen!“

Und raſch flog von der Sehne der Pfeil in die Bruſt des heimtückiſchen Verräthers.

„Bringt mich nun zu Euerm König Chriſtiern; mich verlangt's, mit ihm zu reden.“

Auf den dampfenden Ruinen von Henning Wulf's Gehöfte hielt König Chriſtian hoch zu Roß und ihm zur Seite eine ſtattliche Schaar ſeeländiſcher und jütiſcher Edlen. Vor ihm ſtand Henning Wulf, die Hände auf dem Rücken gebunden; ihm zur Seite der Sohn.

„Nun, du ditmarſiſcher Bauernkönig!“ ſagte ſpottend Chriſtian. „Haſt Du die züchtigende Hand gefühlt?“

„Viele Hunde ſind des Wolfes Tod, Herr!“ entgegnete der Bauer ruhig. „Hunderten erliegen, iſt keine Schande, wenn man ſich vorher ſeines Leibes tüchtig gewehrt hat.“

„Weißt Du, welches Schickſal Dir bevorſteht?“

„Ja, Herr! Du willſt mich vielleicht noch vielfach martern und quälen zu Deiner Luſt, aber dann wirſt Du mich tödten.“

„Weißt Du das gewiß?“

„Du darfſt mich nicht am Leben laſſen, denn ſo

lange ich athme, iſt dieß Land nicht Dein, wenn Du auch jede Hütte niederbrennſt und von jedem Baum die Wurzel ausrodeſt. Mein Athem wird zu Gift für Dich, jedes Wort meines Mundes ruft Verderben über Dein Haupt. Ich habe auch keine Luſt mehr am Leben, ſeit . . ."

Sein Blick flog über das rauchende Gemäuer hin, und er rief ſchmerzerfüllt:

„Mache, daß ein Ende zwiſchen uns wird, König Chriſtian! Ich ſehne mich nach dem Tode, ſeit ich Alles verloren."

„Du haſt mich noch, Vater!" rief Eckart.

Der Vater richtete einen feſten Blick auf ihn:

„Wenn ſie die Stricke löſen, die meinen Arm halten, werden ſie mich damit aufknupfen! Du wirſt doch nicht Deines Vaters Schande überleben wollen?"

„Wir ſterben zuſammen, Vater, darauf verlaß Dich!"

„Das iſt ja ein wahrhafter Heroismus!" ſagte der König mit Hohn zu den Rittern ſeines Gefolges.

„Ich weiß nicht, was das heißen ſoll!" ſprach Henning Wulf feſt. „Aber wenn der König über einen Wehrloſen Hohn und Spott mit voller Hand ausſtreut, ſo kauft er dafür nur des Bauern Verachtung."

„Hund!“ donnerte ihn der König an.

„Wenn man den Hund reizt, weist er die Zähne!“ sprach der Bauer mit erhobener Stimme. „Ich will Dir in meinen letzten Augenblicken die Wahrheit sagen. Du bist mit Heeresmacht in ein Land gefallen, das Dich nichts angeht, denn der deutsche Kaiser kann nicht verschenken, was ihm nimmer gehörte. Du hast auf dem Boden, den unsere Väter der Westsee und der Elbe abgerungen haben, wie ein wildes Thier gehaust, hast unsere Häuser verbrannt, unsere Weiber und Jungfrauen geschändet, hast Dich des Kindes im Mutterleibe nicht erbarmt. Den Boden, auf welchem Du stehst, hast Du zwanzig Mal mit Blut getränkt und dieser Boden ist so gesegnet von Gott, daß er hundertfältige Früchte bringt. Darum lache nicht so verächtlich, König, wenn Du des Bauern schlichte Rede hörst. Du wirst nie ein Volk mit Dir versöhnen, das Du so tief erniedrigt hast, Du kannst nie in Frieden über ein Feld gehen, das Du dem Landmanne wider alles göttliche und menschliche Recht raubtest. Alles, was der Erde entkeimt, wird wie Schlingkraut um Deinen Fuß wuchern; so oft Du in den Wäldern jagst, werden die Bäume mit zackigen Aesten nach Deiner Krone greifen. Und

wenn Du unſere Söhne durch Deine Uebermacht ſo tief beugſt, daß Du den Fuß auf ihren Nacken ſetzeſt, ſo werden ſie ſich ermannen und ihre Zähne in Deine Ferſe ſchlagen.“

Der junge Eckart, der ſein Auge feſt auf den Vater gerichtet hatte, erhob die geballten Hände und knirſchte mit den Zähnen.

„Reißt die junge Brut zu Boden, die zähnefletſchend neben dem alten zahnloſen Wolfe ſteht!“ rief grollend der König.

Die Knechte trennten den Sohn von dem Vater.

„Wäre nur jeder meiner Zähne ein Pfeil und wäre mein Arm frei, ich wüßte wohl ein Ziel!“ entgegnete Henning Wulf raſch.

„Ha! Ha!“ rief der König. „Eben recht! Du biſt ja wohl der gewaltige Schütze, von dem man hier ſo ruhmredig ſpricht und deſſen Ruf ſogar nach Seelands Küſten gedrungen iſt. Sprich, Bauer! Biſt Du nicht der einzige Schütze im Lande, der nie das Weiße im Auge verfehlt?“

„Ich prahle nicht mit meiner Kunſt, aber was ein Mann thun kann, der den Bogen führt, das traue ich mir auch zu und noch etwas darüber.“

„So wollen wir einen Vertrag ſchließen, Bauer.

Ich will Dir ein Ziel geben, triffſt Du das, ſo magſt Du ungehindert von dannen gehen; fehlſt Du aber, ſo ſtirbſt Du mit dem Strick um den Hals, wie Du Dir ſelbſt prophezeit."

„Iſt das Dein Ernſt, König? Du ſicherſt mir Leben und Freiheit?"

„Es iſt geſprochen. Erfülle die Bedingung und ich laſſe Dich frei."

„Löſt mir meine Bande und gebt mir mein Geſchoß!" rief der Bauer erregt.

Die Knappen erfüllten des Königs Geheiß und löſeten die Stricke. Als Henning Wulf die Arme frei fühlte, ſtreckte er ſie gen Himmel, dann ſchloß er ſeinen Sohn bewegt an ſeine Bruſt und heiße Thränen entſtürzten ſeinen Augen.

Nicht ohne Bewegung blickten die Ritter des Königs auf dieſe erregende Scene.

Chriſtian blieb kalt und ſtill.

Der Bauer richtete ſich auf. Der Schaam erröthend, daß er ſeine Schwäche ſo offen zur Schau getragen, drängte er den Sohn von ſich, fuhr mit der Hand über die Stirn und ſagte:

„Gebt mir meine Armbruſt!"

Ein Knappe brachte ſie ihm. Er prüfte freudig

die lang entbehrte Waffe von allen Seiten und ſagte dann ruhig zum König:

„Ich bin fertig. Gib das Ziel?“

Chriſtian ſah ſich mit blitzenden Augen im Kreiſe um. Sein Auge haftete auf einem Platze, den er ſich längſt auserſehen. Ueberall geſchwärzte Ruinen und verkohlte Stämme. Nur ein einziger Apfelbaum war durch ein Wunder in der allgemeinen Zerſtörung erhalten; er ragte hoch über ein umgeſtürztes Mauerwerk hervor und trug ſeine reifenden Früchte wohlgefällig zur Schau.

„Da haben wir, was wir brauchen!“ ſagte der König mit eiſerner Ruhe. „Man bringe mir den ſchönſten Apfel von jenem Baum und Du wirſt ihn von dem Kopfe Deines Knaben herunter ſchießen.“

Ein lauter Ruf des Staunens und des Entſetzens erſcholl aus der Umgebung des Königs und Henning Wulf rief außer ſich:

„Das meinſt Du nicht im Ernſte, Herr!“

„Da biſt ja auf einmal außer aller Faſſung, Mann! Ich ſcherze nicht mit Deinesgleichen. Schuß oder Galgen für Euch Beide! Wähle!“

„Ich habe gewählt. Willſt ruhig ſtehen, Junge?“

„Ganz ruhig, Vater. Was iſt denn dabei? Dir iſt's ein Spaß. Du haſt ja tauſend Aepfel von den

Bäumen geſchoſſen. Ich will Dir ſelbſt den kleinſten ausſuchen, ſonſt iſt's gar nicht der Mühe werth."

Eckart kletterte auf den Baum und kehrte mit dem Apfel zurück.

„Wo ſoll ich mich hinſtellen, Vater?"

Henning Wulf preßte den Knaben an ſich und hielt ihn lange feſt umarmt, dann drängte er ihn entſchieden von ſich:

„Habe Dir!" murmelte er zwiſchen den Zähnen.

Eckart war fortgeſprungen, und legte den Apfel auf den Kopf.

„Ich ſtehe ganz ſtill. Wieviel Schritte nimmſt Du? Nimm Dir achtzig oder mehr. Schieß, Vater!"

Die meiſten Ritter, die bisher ruhig geblieben, wandten ſich jetzt zu dem Könige und baten ihn, von dieſem grauenvollen Spiele abzuſtehen; aber er wies ſie zornig zurück und rief, einige Schritte verſprengend:

„Schuße! Biſt Du bereit?"

„Ja, Herr!" entgegnete der Vater mit eiſiger Ruhe und winkte dem Knappen, der ihm aus dem Köcher einen Pfeil reichte.

„Zwei Pfeile, Mann!" ſprach Henning Wulf raſch. „Zwei Pfeile iſt Landesgebrauch."

Er nahm den zweiten Pfeil quer in den Mund, dann legte er das Geſchoß an. Tiefe Stille war

rings umher, kein Athemzug wurde gehört, alle Ritter erbleichten, ſelbſt der König wechſelte die Farbe. Niemand wagte es, hinzuſehen, aber man hörte, wie die Bogenſehne abſchnellte, hörte, wie der Pfeil durch die Luft ſauſte, und gleich darauf jubelte Eckart laut auf. Aber ehe er noch zum Vater zurückrannte, hatte dieſer den zweiten Pfeil auf den Bogen gelegt, er drückte ab und Eckart ſtürzte, zum Tode getroffen, ohne einen Laut zu Boden.

„Ruhe neben Mutter und Schweſtern!“ rief Henning Wulf.

Ein entſetzensvoller Schrei entrang ſich jeder Bruſt und der König ſchrak heftig zuſammen:

„Wahnſinniger Frevler! Das wagteſt Du in Unſerer Gegenwart?“

„Ich habe Dir gezeigt, daß ich ſchießen kann!“ ſprach der Bauer. „Du hätteſt meinen Sohn hingeſchlachtet, wie mich, denn Du darfſt Keinen vom Stamm des Henning Wulf leben laſſen, ſo lange Du ruhig ſchlafen willſt, und Deine Knechte ſollen mein Fleiſch und Blut nicht martern. Jetzt iſt er ſchmerzlos von Vaters Hand geſtorben“

König Chriſtian ſetzte dem Pferde die Sporen ein:

„Meines Roſſes Hufen ſollen den Kindesmörder zertreten!“

Aber Henning Wulf hatte ſich auf den ihm zunächſt ſtehenden Knappen geworfen; er entriß ihm das Hirtenmeſſer und ſtieß es ſich ins Herz:

„Reite zu, König! Ich ſterbe der Freiheit!“

Eine tiefe Stille herrſchte auf dem Schauplatz des blutigen Mordes, der König aber unterbrach ſie mit ſeiner Donnerſtimme:

„Auch aus dem Wahn will ich Dich reißen! Kein Land ſei das erſte, das ſich der Knechtſchaft beugt. Mit harten Frohnden und ſchwerem Zins will ich es belegen und Königsland ſoll es heißen für ewige Zeiten!“

Henning Wulf warf einen ſtarren Todesblick auf den König, der unwillkürlich zuſammen zuckte und dann, ohne den Sterbenden zu berühren, mit ſeinem Gefolge von dannen ritt.

Und „Königsland“ heißen jene Aecker bis zur heutigen Stunde. In der Kirche zu Wewelsfleth, einem anſehnlichen Orte der Wilſter-Marſch, befand ſich ein altes Gemälde, welches das Ereigniß des Ritterſchlages der Nachwelt überliefert.

Die Philippsburger.

Auf der Philippsburg in Sundewitt hat einſt ein Herzog gelebt, der war mächtig und gewaltig; ſein Weſen war eitel Gerechtigkeit und Milde, und überall, wohin ſein Arm reichte, ward er geliebt und gefürchtet zugleich.

Der Herzog hatte es zu hohen Jahren gebracht, und ſeine Stunde war kommen. Da ließ er ſeine Söhne zu ſich rufen, zwei Jünglinge ſchön wie der Tag und prangend in der Kraft einer unverdorbenen Jugend.

Der Aelteſte, Adalbert, war hoch und ſtark gewachſen, aus ſeinen feſten Zügen blickte die Kraft des Vaters, und er war anzuſchauen, als ob die kleinlichen Sorgen und Schmerzen des Lebens nimmer zu ſeinem Herzen hinauf könnten.

Der Jüngere, Willibald, war behender und zierlicher von Geſtalt, der leichtfüßigen Antilope vergleichbar, die dem Könige der Wüſte auf unſichtbaren Hufen voranfliegt. Aus ſeinen tiefblauen Augen drang ein ganzer Himmel voll Erdenſeligkeit, und ſein Herz ſtand offen jedem innigen, zärtlichen Gefühl.

So traten die Brüder, gleich Sonne und Mond, in das Sterbegemach des Vaters und erhellten ihm seine letzte Erdenstunde. Er hatte die Hand segnend auf ihre Häupter gelegt und drückte sie Beide an sein Herz. Dann aber sprach er:

„Lebt wohl! Wenn das Stundenglas abgelaufen ist, das hier an meinem Lager steht, bin ich hinübergegangen und bringe der seligen Mutter Euern Gruß. Lebt glücklich auf meinem Erbe, seid fröhlich zur fröhlichen Stunde, schützt den Schwachen und erlahmt nie im Ritterdienst der Ehre. Wollt Ihr aber, daß mein Segen Euch immerdar umschweben soll, so bleibt einig! Was für Schicksungen Euch treffen mögen, welche Kümmernisse Ihr zu tragen habt, seid beständig in Eurer Liebe zueinander."

„Das schwören wir!" sagten die Brüder, indem Adalbert's Gesicht voll hoher Röthe erglühte und Willibald's blaues Auge sich im Glanze der Thränen spiegelte.

„Das schwurt Ihr und das haltet! Ich will der Hüter Eures Eides sein!" sprach der Vater schwach. „Brecht Ihr ihn, so stört Ihr die Ruhe meines Grabes. Und nun umarmt Euch noch einmal, meine Söhne, daß ich mich durch diesen Anblick stärke zum langen Abschiede."

Die beiden Brüder breiteten die Arme aus, ſich zu umfangen, und der Vater ſprach vor ſich hin:

„Siehe, wie lieblich es iſt, wenn Brüder einträchtiglich beieinander wohnen.“

Die Jünglinge hielten ſich feſt umſchloſſen in unauflöslicher Umarmung, und als ſie endlich das Antlitz zum Vater wendeten, war dieſer ſanft hinübergeſchlummert, und ein ſeliges Lächeln ſchwebte um die bleichen Lippen.

Da warfen ſie ſich, des tiefſten Schmerzes voll, über den theuern Todten und vernahmen die Sterbeglocke nicht, welche die Trauer des Hauſes weit hinaustrug in all das umliegende Land.

Am achten Tage nach dem Begräbniſſe des Vaters, als der laute Schmerz einer ſtillen Melancholie gewichen war, trat Willibald, völlig reiſefertig, in das Gemach des Bruders, und Dieſer ging ihm mit den Worten entgegen:

„Laß uns einen kurzen Abſchied nehmen. Du ziehſt über See, um dem innern Drange genug zu thun. Bedenke, daß unſere Trennung von Dir ausgeht, nicht von mir. Du biſt es, der von der Schwelle

des Hauses scheidet, das uns der Vater zum gemeinsamen Aufenthalte angewiesen hat."

„Habe Mitleid, Adalbert, und vernichte mich nicht durch Deine Vorwürfe. Ich fühle, daß Du Recht hast, und doch kann ich nicht anders. Zu mächtig ist der Trieb des Wissens in mir; von fern höre ich den klaren Lebensquell rauschen, ich muß hin und meinen brennenden Durst löschen. Schilt mich nicht, Bruder!"

„Geh in Frieden, Willibald! Ich verkenne Dich nicht. Ziehe hinaus in die Welt, säe aus und halte eine fröhliche Ernte. Wenn Du dann wiederkehrst, bringe nicht den Dämon der Zwietracht aus der Fremde zu dem väterlichen Dache heim; ich fürchte, wir möchten nicht im Stande sein, ihn zu bewältigen."

„Nein! Nein!" rief erschüttert Willibald.

„Ich vertraue Dir, Bruder! Unterdessen will ich, in steter Erinnerung an Dich, hier weilen und unser gemeinsames Gut mit allem Fleiße verwalten. Für's Erste bist Du mit Allem reichlich versehen; sobald es Dir zu fehlen beginnt, lasse es mich wissen und Du sollst mich nicht säumig finden. Und nun tritt ans Fenster, damit Du siehst, wie ich Dir Deine Reise bereitet habe."

Willibald trat auf den Erker hinaus und ſah ein ſchneeweißes, prächtig aufgezäumtes Roß, das hielt ein alter Knappe am Zügel, der ſchon dem Vater viele Jahre lang treu gedient hatte. Weiter rückwärts aber gewahrte man vier jugendliche Knappen, in Scharlachgewändern, auf lichtbraunen Pferden. Als dieſe den Jungherrn auf dem Erker erblickten, jubelten ſie ihm laut entgegen.

„Schau auf, Willibald!“ begann der ältere Bruder. „Der alte Karſten Steen führt Dir ſelber das Roß vor. Er war unſeres Vaters treuer Leibdiener und hat es ſich als eine Gnade ausgebeten, Dich begleiten zu dürfen. Die vier Jünglinge ſind Söhne unſerer bravſten Burgſaſſen, die vor Begierde brennen, mit Dir zu ziehen und Dir zu dienen. Halte ſie gut, ziehe in Frieden und ſei ſtets unſerer Liebe eingedenk.“

Beide Brüder umarmten ſich noch einmal, dann aber ſtürmte Willibald die Stiege hinab und bald darauf flog er mit ſeinem Gefolge die Ebene entlang, dem Saum des fernen Buchenwaldes zu.

Adalbert ſah ihnen nach, ſo lange er irgend etwas von ihnen erblicken konnte, dann grüßte er noch mit der Hand, als könnten ſie es gewahren, und ſagte vor ſich hin:

„Ich wäre auch gern hinausgezogen in die bunte ſchimmernde Welt, denn ich habe ſie nicht geſehen mein Lebelang; aber Einer muß doch hier bleiben, der das Erbe des Vaters behütet. Wie iſt mir jetzt Alles ſo leer!“

Ein Jahr und länger war vergangen, ſeit Willibald das väterliche Haus verlaſſen hatte. Anfangs ſchickte er von Zeit zu Zeit treulich Botſchaft an den Bruder und meldete ihm Alles, was auf ſeinen Hin- und Herzügen ihm begegnet war. Aber nun hatte er lange nichts von ſich hören laſſen, und ſeit er jenſeit des Meeres in dem glänzenden Kopenhagen lebte, war ein einmal Nachricht auf der Philippsburg eingetroffen.

Adalbert ging ſinnend in der Halle auf und ab: „Was es ſein mag? Ein Leid iſt ihm nicht widerfahren, ſonſt hätte Karſten Steen, unſer treueſter Mann, mir ungeſäumt Botſchaft geſendet. Er lebt dort an einem glänzenden Hofe, die Sprache der däniſchen Großen klingt verführeriſch, Willibald hat einen weichen Sinn; es wäre betrübt, wenn er vergeſſen ſollte, weſſen Stammes er iſt.“

Da tönte das Horn des Wächters, und bald darauf ſtand Karſten Steen, der treue Diener des Hauſes, mit einem Briefe in der Hand vor Adalbert.

„Wo iſt mein Bruder und wie geht es ihm?“ fragte dieſer raſch.

„In Kopenhagen iſt er, und es geht ihm wohl!“ ſagte der Diener. „Dieß Schreiben aber wird Euch das Weitere melden.“

Adalbert nahm raſch den Brief. Er überflog den Eingang und die erſten minder wichtigen Nachrichten, dann aber las er mit wachſender Theilnahme:

„Und ſo iſt nun der Wendepunkt meines Geſchicks eingetreten. Ich liebe, Adalbert, und werde auf das Innigſte wieder geliebt. Thora heißt die Erwählte meines Herzens. Sie iſt eine Waiſe, aber von untadeliger Herkunft aus einem der edelſten Geſchlechter Seelands. Daß ſie arm iſt, wird ihren Werth in Deinen Augen nicht verringern. Ich ſah ſie zuerſt bei einem ländlichen Feſte am Geſtade des Meeres, wo ſie mit den jungen Fiſchermädchen tanzte und ihnen zur Laute einfache Lieder ſang. Bei dem erſten Anblick flog ihr mein Herz entgegen. Ich habe lange vergeblich um ſie geworben. Während dieſer Zeit vergaß ich Alles, ſogar Dich, meinen lieben, einzigen

Bruder. Endlich gab ſie meinem Drängen nach; was ihr Mund nicht ſprach, verrieth ihr feuchtes Auge. Zitternd reichte ſie mir die Hand, mit Entzücken ſchloß ich ſie in meine Arme. Ich habe ihr in traulichen Stunden die künftige Heimath beſchrieben; ich habe auch von Dir geſprochen, habe Dich mit allem Feuer der Bruderliebe geſchildert und ihr Dein Bild gegeben, das Du mir zum Abſchied verehrteſt. Sie erröthete, als ſie es erblickte, und ſagte: Solche edle Züge waren der treue Stempel eines edlen Gemuths. Herzlich freut es mich, daß ſie Dich ſo richtig erkannt hat. Wie ſehr ſehne ich mich danach, Euch zuſammen zu führen!"

Willibald hatte noch lange in dieſer Weiſe fortgeſchrieben. Adalbert las es und freute ſich über des Bruders unbewölkten Glückshimmel; dann aber ſetzte er ſich zum Schreiben und ſandte den Diener am folgenden Morgen nach Kopenhagen zurück. Sein Brief enthielt einen herzlichen Glückwunſch und die dringende Einladung, ſo ſchnell als möglich zu ihm zu kommen, um die Zeit bis zur Vermählung miteinander in der väterlichen Burg zuzubringen.

Mit Freuden ward dieſe brüderliche Botſchaft von Willibald empfangen, mit Erſchrecken von Thora: ihm

erſchien die Zukunft ein lichtes Roſengewölk, ihr ein drohender Gewitterſturm. Er trieb unabläſſig zum Aufbruch, ſie ſäumte und verſchob die Abreiſe unter allerlei Vorwänden. Aber endlich ließen ſich keine Ausflüchte mehr erſinnen. Die Segel des Schiffes ſchwellten und trieben es hinüber zum deutſchen Geſtade. Thora hatte ſich in ihre Kajüte begeben und ſaß dort einſam, trüben Ahnungen nachhängend, Willibald ſtand auf dem Verdeck, jubelnd und ſingend, ſeine jugendlichen Knappen führten einen Waffentanz aus und der alte Karſten Steen begleitete ihn mit der Laute.

Die Fahrt ward vollendet, und die herrlich geſchmückten Roſſe wieherten den Landenden entgegen; ſie beſtiegen ſie, und raſch ging es nach der Philippsburg. Willibald ſah nicht die feſtlichen Anſtalten, die Adalbert getroffen, um die Braut ſeines Bruders zu ehren, er ſah nur ihn ſelbſt, wie er am Schloßthor ſtand, herrlich anzuſchauen, gleich einem jungen Kriegsgott. Er flog mit offenen Armen auf ihn zu, er führte ihn zur Thora. Beide ſtanden einander gegenüber; Adalbert erröthete, Thora erbleichte.

Dieſer Moment entſchied über das Schickſal der Philippsburger.

Willibald ahnte nichts Böſes. Es machte ihn glücklich, wenn er die Braut und den Bruder zuſammen fand, Auge in Auge, Hand in Hand, todt für die übrige Welt.

„Dieſe Eintracht iſt ein neues Pfand unſeres Glückes!“ ſprach er vor ſich hin, wenn ſie bei ſeinem Anblick zuſammenfuhren, wie zwei Schuldige, die man auf böſer That ertappte. Und als nun ein Ereigniß eintrat, das Willibald zwang, noch vor der Hochzeit zu verreiſen, ſagte er zu dem Bruder:

„Dir vertraue ich ſie an, während ich am Hofe des Kaiſers für das Recht der Holſten ſpreche. Hüte ſie wohl, ich fordere ſie von Deiner Hand zurück!“

Es währte nicht lange, da war Willibald von dem Schloſſe der Väter in das Land Italia gezogen, wo der Kaiſer ſeinen Hof hielt im herrlichen Mailand. Hier ward er lange hingehalten von dem Kanzler des Kaiſers und deſſen Schreibern; was er geglaubt hatte, in einigen Tagen zu vollbringen, dazu gebrauchte er mehrere Monate. Endlich gelang es ihm, die Urkunde zu erhalten, die von ſo beſonderem Werthe für das Land erſchien; er nahm höflich Urlaub vom Kaiſer, dem er ſeines ritterlichen Weſens halber, als auch beſonders wegen ſeiner Sangeskunſt, werth ge-

worden war, empfing knieend ein güldenes Gnadenkettlein und zog, von seinen Knappen begleitet, die seit dem Tage seines ersten Auszuges sich nie von ihm hatten trennen mögen, nach der fernabliegenden nordischen Heimath.

Aber je näher er derselben kam, je schwerer fiel es ihm aufs Herz, sein Frohsinn schwand ganz und gar, und trübe Ahnungen hielten seinen sonst so heiteren Sinn gefangen. Und als er mit seinen Gefährten über die Elbe schiffte, als der Huf seines Rosses gegen albingischen Boden schlug, hatte sich eine tiefe Melancholie über sein ganzes Wesen verbreitet, und er vermochte kaum, sich der Thränen zu erwehren. Was er früher nicht rasch genug herbeiwünschen konnte, das suchte er jetzt so lange als möglich aufzuhalten. Jeder Vorwand zu einer kürzern oder längern Rast war ihm willkommen. Er schob den Augenblick der Heimkehr immer weiter hinaus; und doch kam endlich die gefürchtete Stunde.

Es war ein feuchtkalter Herbstmorgen angebrochen und ein eisiger Wind fuhr durch das raschelnde Laub, als die Philippsburg nahe vor den Heimkehrenden lag. Aber kein Wächter verkündigte ihre Ankunft durch lustigen Hörnerschall, und die Insassen begrüß-

ten ſie nicht mit freudigem Winken. Aber von der Mauer wehte ein ſchwarzes Banner.

„Um Gott, hier iſt ein Unglück vorgefallen!“ ſchrie Willibald und drückte dem Pferde die Sporen ſo heftig ein, daß dieſes hoch aufbäumte und dann, wie ein Pfeil, dahinflog. Unter dem Schloßthor glitt er faſt beſinnungslos vom Pferde und ſah den Bruder vor ſich, ſchwarz angethan, mit todesbleichem Angeſicht, der ihn mit überſtrömenden Augen in ſeine Arme ſchloß.

„Adalbert! Was iſt geſchehen? Wo iſt meine Braut? Wo iſt Ibera?“

„Dort!“ ſprach Adalbert und deutete mit der Hand gen Himmel.

„Todt!“ rief der Jüngling, und dumpfe Betäubung umhüllte ſeine Sinne.

Ein heftiges Fieber warf ihn darnieder, von dem er nur langſam genas. Sein Bruder hielt als ein treuer Wächter und Wärter bei ihm aus. Eines Nachts ſchreckte der Kranke aus ſeinen Fieberträumen auf.

„Ich habe ſie geſehen!“ ſchrie er laut.

„Wen, Willibald?“ fragte der aus dem Nebengemach herbeieilende Bruder.

„Meine Braut! Ibera!“

„Du täuſcheſt Dich!“

„Nein! Sie war es! Durch jene Thür iſt ſie eingetreten, in jener Niſche iſt ſie verſchwunden. Dort ſtand ſie ſtill, ſtreckte, wie um Vergebung flehend, die Hände nach mir aus und ſchwebte lautlos weiter.“

Adalbert wandte ſich ab; ſein Antlitz war noch bleicher als das des Kranken.

Endlich ſchlug die Stunde der Geneſung. Mit dem erſten erquickenden Frühlingsſtrahl zog Willibald aus dem Hauſe der Väter. Er wollte fürder nicht dort weilen, wo er das Glück des ganzen Lebens verloren hatte, und nahm für immer Abſchied von dem Bruder.

Sein Weg ging wieder über See nach Kopenhagen; aber dieſes Mal nicht mit der Laute im Arm, dieſes Mal nicht an den bewegten, glanzerfüllten Königshof, zum fröhlichen Turnei und glänzenden Bankett. Er zog ſich in die Stille einer abgelegenen Wohnung zurück und las die Schriften der alten Weiſen, deren Studium ſeine einzige Beſchäftigung ausmachte.

Da erſchien eines Morgens ein alter Mann auf der Schwelle vor Willibald's Gemach, der bei dem Anblick des kummervollen Jünglings, welcher ſein Leid in ſeinem abgehärmten Geſichte zur Schau trug, in ein lautes Weinen ausbrach.

Wallibald ſah auf und rief:

„Karſten Steen! Alter treuer Diener meines Vaters! Wo kommſt Du her?“

„O, mein unglücklicher junger Herr!“ antwortete der Diener knieend und drückte die Hand des Gebieters an ſeine Lippen.

„Sprich nicht davon, alter Mann!“

„Ich muß, edler Herr! Wäret Ihr unglücklich, weil Ihr eine vielleicht Braut durch den Tod verloren habt, ſo wäre das ein Geſchick, welches der Himmel über Euch verhängte, und Ihr müßtet es tragen in Demuth. Aber dem iſt nicht ſo. Ihr ſeid betrogen!“

„Unſinniger!“

„Wehe mir, daß ich aufbehalten ward, ſolche Greuel aufzudecken. Aber ſie ſind mir offenbar geworden, und ich muß ſie Euch verkündigen, das befiehlt mir mein Gewiſſen.“

„Rede, Unſeliger!“

„Ich will's! Mag mein ſeliger Herr und Gebieter mir vergeben, daß ich die Schande eines ſeiner Söhne aufdecke!“

„Was ſoll ich hören?“

„Merkt auf! Als Ihr fortgezogen waret gen

Italien, habt Ihr Euer Täubchen unter der Obhut eines Geiers zurückgelaſſen; Euer Bruder hat das ſchwache Mädchen bethört, daß ſie Euch untreu werde, ſie hat eingewilligt, und der Prieſter hat ſie getraut. Als Ihr nun heimkehrtet, verbarg ſie ſich auf einem nahen Meierhofe. Aber das böſe Gewiſſen war in der Bruſt Eures Bruders erwacht, und das hatte ſeine Züge ſo verſtört, nicht der Gram um ein Mägdelein, das gar nicht geſtorben, ſondern ſein Weib geworden, nachdem ſie des Bruders Verlobte geweſen war. Auch ſie fand, um ihres Betruges willen, nimmer Ruhe, und in der Nacht, als Ihr auf Eurem Krankenbette eine Erſcheinung hattet, ſprach Ihr trotz Eures Fiebers, wahr: denn ſie iſt es ſelbſt geweſen, die Euch ſo um Verzeihung bitten wollte, da ſie ſich Euch nicht anders nahen durfte. Alles dieß habe ich erkundſchaftet, und ich erhärte mit dem heiligſten Eide, daß ich die Wahrheit geſprochen."

Das hatte der Diener nach und nach, oft von Willibald unterbrochen, gemeldet. Während der Erzählung wuchs die leidenſchaftliche Erregung des Jünglings, und als Karſten Steen geendet, ſprang Jener nach der Wand, riß das Schwerdt herunter, das dort lange unbeachtet gehangen hatte, und rief:

„Haſt Du gelogen, ſo ſoll dieſe Klinge Dir den verdammten Lügenmund verſtummen machen. Haſt Du aber die Wahrheit geſagt, ſo will ich ein Gericht begen, deßgleichen noch nicht geſehen worden iſt. Gleich morgen ziehen wir über See!“

„Macht mit mir, was Euch wohlgefällt!“ ſprach der greiſe Diener. „Meine Tage ſind gezählt, und ich ſehne mich nach dem Tode, ſeit meine Augen einen ſolchen Frevel ſchauten. Aber bedenkt es wohl, edler Herr, wenn Ihr die Euch angethane Schmach rächen wollt, daß Ihr nicht im blinden Zorne ſtürmen, die Philippsburg iſt wohlverwahrt, und Ihr ſeid zu keinem Angriff vorbereitet. Darum nehmt von dem erfahrenen Alter guten Rath an und gebt der Klugheit Raum.“

Solchen Worten gab endlich Willibald Gehör und blieb längere Zeit mit dem treuen Diener in vertraulichem Geſpräche beiſammen, worauf Karſten Steen den Hausdienern Befehl gab, Alles zur Reiſe zu rüſten.

Ein finſterer Geiſt beherrſchte die Philippsburg. Hedwig und Adalbert, beim erſten Anblick in heißer Liebe zueinander entbrannt, hatten ſich heimlich vermählt. Aber der gegenſeitige Beſitz machte ſie nicht glücklich. Zuhrte glühende Leidenſchaft ſie zuſammen,

ſo ſchreckte die Erinnerung an den betrogenen Bruder ſie wieder auseinander; er erſchien ihnen wachend und im Traum. Die Unruhe des Gemüths wuchs mit dem Laufe der Monde; denn das Gewiſſen iſt anfangs eine unſcheinbare, federleichte Laſt, die ſich von unſern Seufzern und den bangen Schlägen unſeres Herzens nährt; es ſchwellt auf und wird eine untragbare Burde, die uns zu Boden wirft.

Unterdeſſen hatten Willibald und ſein treuer Diener die holſteiniſche Küſte erreicht, und während der Erſtere langſam ſeinen Weg fortſetzte, eilte Karſten Steen voran zur Philippsburg, ging heimlich von Gehöft zu Gehöft, von Dorf zu Dorf, und warb einen großen Anhang unter den Bauern.

So langte Willibald auf dem Schloſſe ſeines Vaters an, und Adalbert ſchrak heftig zuſammen, als er den Bruder ſo unerwartet vor ſich ſtehen ſah. Willibald that, als bemerkte er es nicht, ſondern, dem Bruder die Hand reichend, ſagte er mit freundlicher Geberde:

„Es iſt heute jährig, ſeit ich aus Italien heimkehrte und den Tod meiner vielgeliebten Braut erfuhr. Erzählte ich Dir, was ich ſeit jener Stunde gelitten, es würde ein ſteinernes Herz erbarmen, darum ſchweige

ich. Jetzt habe ich mich getröſtet und kann thränenlos jenes entſetzlichen Augenblicks gedenken; ich ſehne mich danach, auf ihrem Grabhügel zu knieen und ihr zuzuflüſtern, daß ich ſie jetzt liebe, wie man einen verklärten Engel liebt. Geleite mich nach dem Friedhofe, damit ich ſehe, wo ſie ruht, und Dir für die Liebe danke, womit Du gewiß ihre Grabſtätte geſchmückt haſt."

Adalbert war ſo erſchüttert, daß er ſich kaum aufrecht erhalten konnte und ſich auf des Bruders Arm ſtützte. So gelangten ſie bis zum Kirchhofe, und Willibald ſagte:

„Zeige mir nun das Grab der Dahingeſchiedenen, mein theurer Bruder!"

Aber Adalbert vermochte nicht zu antworten, und Willibald rief ſchäumend vor Wuth:

„Habe ich Dich ertappt, Du nichtswürdiger, hündiſcher Verräther! Schande und Schmach über Dich, weil Du ſolche Verbrechen begingſt! Aber die Stunde des Gerichts iſt gekommen, erwarte nicht Schonung und Gnade!"

Nach dieſen Worten ſtieß Willibald ins Horn. Karſten Steen eilte mit einem Haufen Bauern herbei, und während Einige ſich des Burgherrn bemäch-

tigten, eilten die Uebrigen nach der Burg ſelbſt, um dieſe zu beſetzen.

Unter den Bauern, welche den Burgherrn gefangen hinwegführten, befand ſich Einer, dem er früher mannigfache Wohlthaten erwieſen. Dieſer ſtellte ſich unter Allen am ungeberdigſten, aber er ſchürzte den Knoten des Strickes, womit er den Herrn feſſelte, nur zum Schein, und als der Abend hereindämmerte, ließ er ihn entſpringen.

Frei, aber außerhalb der Burg, wo der zornglühende Willibald ſich der ſchutzloſen Thora gegenüber befand, hatte Adalbert keine andere Sorge, als ſein Weib dem Bruder wieder zu entreißen. Es gelang ihm bald, zahlreiche Mannſchaften zuſammenzuziehen, und er führte dieſe gegen die Burg, den Bruder zur Uebergabe auffordernd.

Aber Willibald ſchlug ein höhniſches Gelächter auf und rief von der Mauer herunter:

„Bleibe nur draußen, Du Mädchendieb! Renne wie beſeſſen umher, weil Du nicht zu dem buhleriſchen Weibe kannſt, das ſich dem einen Manne verlobte und dem andern vermählte. Rauſe Dein Haar und ſchlage Dir mit der geballten Fauſt die Stirn wund; mich kurzweilt's. Wenn Du aber wagſt,

Dich dieser Mauer auch nur um eines Strohhalmes Breite zu nähern, so jage ich Dir eine Kugel in Dein ehrloses Herz!"

Damit entriß er einem Knechte die Hakenbüchse und schlug auf den Bruder an.

„Hinweg, ehrloser Hund!"

Aber Adalbert dachte nur seiner Idera; er achtete nicht der Drohung, sondern schwang das Schwert und stürmte gegen die Mauer heran.

In demselben Augenblick fiel der Schuß, die Kugel sauste heran und Adalbert stürzte zusammen.

„Blut der brudermörderischen Hand!" rief er und starb.

„Blut ihr!" schrie Willibald laut auf. Er ließ die Büchse fallen und starrte vor sich hin, die Arme weit von sich streckend, als ob er eine Erscheinung habe. Ein dunkler Schatten glitt längs der Mauer. Die Knechte, von Furcht bewältigt, sanken in die Kniee, und daheim erzählten sie später, es sei der Schatten des alten Herzogs gewesen, den dieser verfluchte Mord aus der Ruhe des Grabes aufgescheucht habe.

Da stürzte Idera aus dem Innern der Burg hervor und wollte hinaus zu dem erschlagenen Gatten. Aber Willibald versperrte ihr den Weg und rief:

„Zurück, Weib! Mir biſt Du verfallen und ſollſt den Publen nicht wieder ſehen, der Dich mir geſtohlen hat. Fern von ihm ſoll man Dir Dein Grab bereiten, denn ſterben wirſt Du durch mich, den Du durch Deinen Verrath zum Brudermörder machteſt! Erbarme ſich Deiner Gott, bei Menſchen findeſt Du weder Mitleid, noch Hülfe!"

Und mit dieſen Worten ſtieß er ihr das Schwerdt in die Bruſt.

Starres Entſetzen hatte ſich Aller bemächtigt und zuſammenſchauernd zogen ſich Alle ſcheu von Willibald zurück. Dieſer ſchritt allein durch den Hof, die Hallen und Gänge. Er ſtieg hinab in die tiefſten Gewölbe, er eilte zum Söller hinauf, aber er hatte nirgends Ruhe, denn der Fluch des Brudermordes war auf ſein Haupt gefallen, und das trauernde Geſpenſt ſeines Vaters verfolgte ihn auf allen Tritten und Schritten.

Da entbot er den greiſen Diener des Hauſes zu ſich, und mit ihm kamen die vier Knappen, die ihn bei ſeinem erſten Ausfluge in die Welt begleitet hatten. Dieß waren die Einzigen, die ihm bis zur gegenwärtigen Stunde unwandelbar treu blieben.

„Ihr habt Recht, mein unglücklicher, junger Herr!“ ſagte Karſten Steen, als Willibald ihm ſeinen Willen kund gethan hatte. „Dieß Haus wurde für Jedermann ein Haus des Schreckens und des Entſetzens ſein; darum iſt es beſſer, daß es gänzlich von der Erde verſchwinde. Ich werde bindinas handeln nach Euerm Gebote.“

Mit dieſer Verſicherung ſtieg Willibald nebſt ſeinen vier Knappen hinab in die Ebene und lagerte ſich an dem Saum des nahen Buchenwaldes. Bald darauf drang feierliches Geläut zu ihnen herüber.

„Nun haben die Erſchlagenen Ruhe gefunden in geweihter Erde!“ ſprach Willibald vor ſich hin. „Ich werde ſie nimmer finden!“

Die Sonne ſank hinab; dämmernde Nebel ballten ſich zuſammen; bald blitzten einzelne Sterne am Himmel auf, und tiefe Nacht verhüllte rings die Gegend. Da zuckte es wie ein Blitz durch das nächtliche Gewölk, und ein glühender Feuerſtrahl ſtieg zum Himmel auf. Die Philippsburg ſtand in Flammen.

Gleichmüthig ſah Willibald ſie brennen, während die Knappen ſich ſchweigend abkehrten.

„Brenne nur,“ ſprach Willibald in ſich hinein, „Du wirſt nimmer ſo heiß brennen, wie der kleine Fleck hier in meiner Bruſt!“

Er fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

Als die letzten glühenden Trümmer zusammenstürzten, flog der erste Schimmer des neu anbrechenden Morgens über die Gegend hin, und Karsten Steen eilte herbei: „Es ist Alles erfüllt, mein Gebieter!“

„So bleibt mir nur noch Eins zu thun übrig, der Abschied von Euch, den Einzigen auf Erden, die mir unwandelbar treu geblieben sind. Noch in dieser Stunde scheiden wir für immer. Ich gehe hinaus in die Welt, dort will ich mein Leid tragen, wie Gott es fügt: aber hierher komme ich nicht wieder, und Ihr sollt meiner nur gedenken als eines Todten. Das reiche Erbe, so mir heute zugefallen ist, überweise ich Euch. Ihr sollt es redlich unter Euch theilen und miteinander in Frieden leben, so lange Ihr es vermögt. Das ist das Letzte, was ich Euch zu sagen habe.“

Damit wandte er sich und verschwand unter den Bäumen. Keiner hat ihn wieder gesehen.

Karsten Steen aber und die vier Knappen verfuhren mit dem Erbe des verschollenen Philippsburgers, wie ihnen geheißen war, und daraus sind die umliegenden fünf Gehöfte entstanden.

Frau Ose.

Eiligst kam Willen Hahn aus dem Sylter Dorfe Wenningstede des Weges geschritten: sein Gesicht glänzte vor Freuden, und als ihm unfern vom Hause die Kinder jubelnd entgegen sprangen, hob er sie zu sich empor, küßte sie und rief:

„Freut Euch, nun gibt's ein Grudefeuer!"

Da trat seine Frau zu ihm, legte vertraulich den Arm um seinen Nacken, und den Schweiß ihm von der Stirn trocknend, fragte sie schmeichelnd:

„Was hast Du vor, Willen Hahn? Willst dieses Jahr wieder ein Grudefeuer geben?"

„Nun freilich, Mutter Ose' Alles nach Landesgebrauch' Das ganze Dorf freut sich schon seit acht Tagen darauf, und wir Beide sind ja auch noch rüstig genug, um unter Tanzchen mitzumachen."

„Ich dachte gar'

„Warum denn nicht? Einmal im Jahre darf man doch wohl lustig sein? Nächsten Sonntag, denke ich, wenn die Nachmittags-Predigt beendet ist, wird sich's am besten schicken. Wir haben eine tüchtige

Erndte gemacht und können wieder etwas vergeben. Es soll doch vergeben, sage ich Dir!“

„Wenn Du meinem Rathe folgtest,“ sprach Frau Ose, „fändest Du Dich anderweitig mit den Nachbarn ab, wie es hier und da schon Mancher gethan hat, dann sind wir die ganze Plackerei los.“

Der Mann sah die Frau scharf an:

„Was soll denn das vorstellen? Sonst hast Du immer selbst getrieben zum Erndtebier, konntest die Zeit kaum erwarten, bis es los gehen sollte, und jetzt — dahinter steckt etwas! Sage es nur gerade heraus!“

„Ich habe nichts dabei im Sinne, aber seit den acht Tagen, daß ich denke, nun ist es bald so weit, kommt eine Todesangst über mich. Es ist mir, als müsse für uns daraus ein großes Unglück entstehen, und darum wollte ich wohl, Du unterließest es für dieses Jahr, wenn auch nur um meiner Angst willen.“

„Wischiwaschi!“ sagte Wilken Hahn erregt. „Das sind pure Dummheiten! Hättest Du irgend eine vernünftige Ursache, möchte es darum sein, denn ein kluger Mann verachtet nicht den wohlgemeinten Rath seines Weibes. Aber um nichts und wieder nichts, bloß weil Du Dir einbildest, es könnte ein Unheil

daraus entſtehen, mir und allen Nachbarn das Vergnügen zu verſagen, dazu habe ich keine Luſt. Und nun Lieb am Ende! Schaffe das Abendbrod auf den Tiſch."

Am nächſten Sonntag war das Erntebier und die ganze Nachbarſchaft dazu geladen. Das Haus wurde mit Laubwerk und Garben geſchmückt, vom Erntekranz flatterten die ſeidenen Bänder, die Muſikanten ſtimmten, auf den Tiſchen ſtand ein reichliches Mahl bereitet und aus den Tonnen ſtrömte ſchäumendes Feſtbier in die hölzernen Kannen. Das junge Volk tanzte und ſang, die Aelteren ſaßen beim Trunk, wobei die Zungen immer lebendiger, die Köpfe immer ſchwerer wurden. Frau Ose hatte genug zu thun, nachzuſehen, damit Jedem ſein Recht werde und kein Gaſt von ihr ungegrüßt bliebe, der die Schwelle des Hauſes überſchritt. Nur von der großen Diele, wo immer munterer getanzt wurde, hielt ſie ſich fern, als fürchtete ſie, dort das Unheil zu erblicken, das ſie ſchon lange mit trüber Ahnung erfüllte.

Mehrere Stunden waren bereits verſtrichen und Alles in guter Ordnung vorübergegangen. Frau Ose ſchöpfte leichter Athem und ſcherzte mit einigen Be-

kannten, als plötzlich ein junges Mädchen bleich und athemlos ihr mit dem Rufe entgegenflog:

„Steht mir bei, Frau Ose! Boje Meindert will mich küssen!“

„Das soll er bleiben lassen!“ sprach Frau Ose. „Erhole Dich, armes Ding! Da, setze Dich auf diesen Schemel. Und wenn der Boje Meindert Dir jetzt noch zu nahe kommt, will ich ihm meine Meinung sagen!“

„Nun, das soll mich doch wundern, was Du mir sagen willst!“ rief der junge Mann, der dem Mädchen gefolgt war.

„Ich will Dir sagen, daß Du Dich manierlich in einem Hause betragen mußt, wo man Dir Ehre erweist!“ sprach die Hausfrau ruhig. „Warum tobst Du hier und siehst mich so boshaft an? Meinst Du, ich fürchte mich vor Dir? Nimm guten Rath an, Boje Meindert, Du hast schon zu viel Bier im Kopfe, und es wird noch ärger werden. Darum gehe nach Hause und schlafe Deinen Rausch aus, ehe Du mit dem andern jungen Volke in Streit gerätbst!“

„Was? Du weisest mir die Thür?“ rief Boje Meindert zornig. „Und das um eines solchen grünen Dinges willen, mit der ich es ohnehin gut im Sinne habe, denn ich will sie heirathen.“

„Ich will ihn aber nicht haben!“ flüſterte das junge Mädchen ihrer Beſchützerin zu. „Ich habe ihm das ſchon oft und auch noch heute Abend geſagt.“

„Höre, Boje Meinderk, jetzt rathe ich Dir Gutes!“ ſprach Frau Ose ernſt. „Nachbarin, bringt Ihr das arme Ding nach Hauſe, und Ihr, guten Leute, ſeht zu, daß Ihr den verlaufen Jungen auf die Seite bringt, ehe mein Mann etwas von dem Lärm hört, denn ſonſt könnte es ihm ſchlimm gehen!“

„Dein Mann!“ ſchrie Boje Meinderk. „Was ſchiert mich Dein Mann! Ich frage nichts nach ihm, und wenn er mir nur ein Dutzend ſagt, hat er meine Hand an der Kehle!“

Da ſprang Wilken Hahn, der auch ſchon manchen ſchönen Schluck gethan hatte, herzu; er faßte den jungen Mann an die Schulter und ihn tüchtig ſchüttelnd, rief er:

„Das ſagſt Du noch einmal, und ich ſchlage Dir Arme und Beine entzwei, ſo wahr mir Gott helfe!“

„Das iſt recht! Das iſt recht!“ riefen die Freunde des Hausmannes. „Wer Streit anfängt, muß nicht geduldet werden! Werft den Uebermuth hinaus!“

Die Freunde des Boje Meinderk hielten ſich zu dieſem

„Es ſoll ſich's Einer unterſtehen, ihn anzurühren! Wir ſind auch noch da! Kommt an! Wenn Euch Eure Köpfe windſchief gewachſen ſind, wollen wir ſie Euch ſchon zurecht ſetzen!“

Der Streit wuchs, Geſchrei und Lärmen nahmen überhand, die Männer erhitzten ſich immer mehr, und Frau Oſe hatte genug zu thun, die Weiber abzuhalten, die ſich unter die Streitenden miſchten und ihren Männern beiſtehen wollten:

„Ihr ſollt nicht! Bleibt davon, rathe ich Euch!“

„Was? Du willſt mir's wehren, meinem Manne beizuſtehen? Geh' gleich, ſage ich Dir, oder ich kratze Dir die Augen aus!!

„Da fällt ein Schlag!“ ſchrie ein junger Burſche. „Der hat meines Vaters Kopf getroffen!“

„Und das leideſt Du? Ich habe geſehen, wer es that! Wir wollen es ihm gedenken! Komm mit!“

Gleich darauf war die Schlägerei allgemein. Tiſche und Bänke wurden umgeworfen, Kannen, Krüge und Eßgeſchirre dienten als Wurfwaffen, Knittel wurden geſchwungen, überall Geſchrei, Geſtampf und Gelächter; ein Fluch verſchlang den andern, der Fußboden und die Wände erdröhnten von dem mit jeder Sekunde wachſenden Lärm.

Da ertönte plötzlich ein furchtbarer Schrei, diesem folgte ein dumpfer Fall und der Ruf: „Mord! Mord!“

Die entsetzte Menge ließ vom Streite ab, Alle wichen zurück und standen fahlbleich längs den Wänden; mitten auf der großen Diele lag Boje Meindert lang hingestreckt mit blutendem Kopfe; vor ihm stand Wilken Hahn, die Axt in der Hand, am ganzen Leibe zitternd, das Haar gesträubt, den Todten anstarrend, der vor ihm auf dem Boden lag.

Die Weiber waren in die Nacht hinausgelaufen und schrieen überall: „Mord! Mord!“ Ein Knecht schwang sich auf ein ungesatteltes Pferd und sprengte fort, um die Obrigkeit herbeizurufen.

Die Männer standen noch immer unschlüssig und trauten sich nicht, den Mörder zu greifen, als Frau Ose herbeieilte. Sie rief laut:

„Laßt ihn gehen! Er hat es wahrhaftig nicht gethan! Er nicht!“

Sie ergriff den Arm ihres Mannes und zog ihn, fast wider seinen Willen, mit sich fort.

Der Schauplatz war nur dürftig erhellt. Im wachsenden Tumult hatte man die Laternen heruntergeschlagen; nur eine einzige warf ihr trübes Licht auf die Leiche und ihre nächste Umgebung; weiter

ab verſchwamm Alles in ungewiſſe Dämmerung, und dieſe umhüllte auch Frau Oſe und ihren unglücklichen Mann. Als die Obrigkeit kam und die Auslieferung des Mörders verlangte, war dieſer im Hauſe nicht aufzufinden.

Frau Oſe ward vorgefordert. Sie erſchien bleich und leidend, zwei Kinder an der Hand, ein drittes an der Bruſt. Als ſie ihr Haus verließ, gewahrte ſie einen Haufen junges Volk, das luſtig ſingend zu einem entfernten Erndtebier zog; ſie zuckte weinend zuſammen. Als ſie vor dem Richter ſtand, ſagte ſie:

„Ich weiß nicht, wo mein Mann iſt, ich weiß es bei Gott dem Allmächtigen nicht! Quält doch eine arme Mutter nicht, die hier mit drei Waiſen vor Euch ſteht!“

Aber der Richter war ein ſtrenger Mann, der für ſolcherlei Klagen kein Ohr hatte, er fragte vielmehr kreuz und quer nach Verſtecken, Verabredungen und Einverſtändniſſen, aber ſie hatte für Alles nur eine Antwort: „Ich weiß nichts!“

Unterdeſſen war nichts verſäumt worden, um den Mörder aufzufinden: jedes Haus, jeder Stall wurde ſorgfältig durchſucht, nirgends eine Spur. Und als man bei erneuerten Nachforſchungen noch entdeckte,

daß ein Beet fehlte, welches dem Wilken Hahn gehörte, da zweifelte Keiner, daß der Todtschläger entflohen und längst nicht mehr auf der Insel sei. Man gab die Verfolgung auf, und es kehrte allmählich in diesem Theile der Insel die gewohnte Ruhe wieder.

Das Gesetz verlangt seine Sühne. Der Mörder konnte nicht gefunden werden, aber sein Weib ward aufgefordert, den Angehörigen des Erschlagenen die übliche Mannbuße zu bezahlen. Frau Ose gab, was sie hatte, da es aber bei Weitem nicht reichte, nahm man ihr Wiesen und Aecker; sie behielt nur das Haus und einen Garten. Dazu hatte sie drei Kinder, und sie mußte Tag und Nacht arbeiten, wollte sie diese durchbringen.

Und redlich hat sie es gethan, so redlich, daß nie Mangel bei ihr war, und es noch Dürftigere auf der Insel gab, die zu Frau Ose kamen, um Trost und Hülfe bei ihr zu holen. Es ging auch Keiner ungetröstet hinweg. Das schaffte ihr einen guten Leumund bei Alt und Jung. Niemand trug es ihr nach, daß sie die Frau eines Todtschlägers war, sondern Jeder ging ihr freundlich zur Hand.

Jahre vergingen. Kein Mensch dachte mehr an

Wilken Hahn, der für verſchollen galt. Man gönnte es ihm, daß er entkommen war, denn den erſchlagenen Boje Meindert hatte, ſeiner Tücke wegen, Keiner leiden können, und man war zufrieden, ihn losgeworden zu ſein. Frau Oſe blieb ſich gleich; ſie war fromm und unbeſcholten, und dieſer oder jener Freiersmann hatte ſich bei ihr eingefunden, aber ſie wies Jeden mit freundlichem Ernſte ab.

Jetzt kam abermals Einer, der nicht zu verachten war, denn er ging, trotz ſeines vorgerückten Alters, noch rüſtig einher, hatte einen guten Ruf im Lande und manchen ſchönen Thaler im Kaſten; der hätte die Oſe gern zur Hausfrau gehabt und verſprach nicht nur, ſie gut zu halten, ſondern auch für die Kinder ihres erſten Mannes zu ſorgen. Aber ſie gab ihm das Jawort nicht. Nun ſandte er ſeine alte Muhme als Freiwerberin ab, damit dieſe der Frau Oſe begreiflich mache, welche Thörin ſie ſei, wenn ſie ihn ausſchlage. Die Muhme entledigte ſich ihres Auftrages auf das Untadelhafteſte; ſie war klug, hatte Welt-Erfahrung und wußte jegliches Ding in das rechte Licht zu ſtellen. Aber ihre Weisheit nützte ihr nichts, denn ſie erhielt von Frau Oſe keine andere Antwort, als:

„Ich kann nicht!“

Das nahm die Muhme gewaltig übel; ihre Klugheit war hin, der Zorn bemächtigte sich ihrer, und giftig fragte sie:

„Was denkt Sie Person Obenhinaus denn eigentlich von sich, daß Sie einen solchen Mann, wie meinen Vetter, ausschlägt? He? Sie will wohl gar den Landschreiber, oder den was weiß ich? Aber Sie wird noch klein beigeben, Sie! Dafür stehe ich!“

„Ich spreche nichts weiter in dieser Sache. Es ist genug damit.“

„Genug? Ich weiß, was das heißen soll! Sie weist mir die Thür? Aber umsonst ist Sie nicht so hochmuthig! Dahinter steckt etwas! Ein so junges, adrettes Weib kann ihre Tage nicht einsam verbringen und die Nächte auch nicht. Wir wissen's schon, daß Sie manche Nacht nicht daheim war. He? Der heimliche Liebhaber wohnt wohl nicht weit?“

Da erhob sich Frau Ose hastig und, nach der Thür zeigend, rief sie hocherrötend:

„Den Augenblick geht sie dort hinaus!“

Die Muhme stand ebenfalls auf und stellte sich Frau Osen gegenüber. Sie richtete einen festen Blick auf sie, und ihr Angesicht ward immer länger:

„Steht es ſo?“ rief ſie aus. „Nun nehme ich mein Wort zurück: jetzt ſoll Sie meinen Vetter nicht haben, und wenn Sie fußfällig um ihn bäte. Er müßte ſich ja gewaltig ſputen mit der Hochzeit, wenn er nicht vorher mit einem Kindtaufsſchmauſe herausrücken wollte.“

„Weib!“ rief Oſe erbleichend, aber die Muhme überholte ſie:

„Ich gehe ſchon! Ich gehe, ſo ſchnell ich kann, denn hier iſt mit Bleiben keine Ehre zu holen. Sie braucht fortan nicht bange zu ſein, daß die Nachbarinnen Ihr die Thürſchwelle abtreten werden. Ich will es ſchon unter die Leute bringen! Da hätte mein armer Vetter ſchön ankommen können! Bewahre Gott jeden Chriſtenmenſchen vor einer ſolchen Verwandtſchaft!“

Damit eilte ſie fort, und in kurzer Zeit wußten es alle Leute in Wenningſtede, daß bei der zimperlichen Oſe nächſtens der Storch einkehren werde.

Wie ein Bienenſchwarm durch die Blüthen des Birnbaums, ſo ſchwirrte dieß Gerücht durch die Inſel. Es war mit tauſend Zuſätzen ausgeſchmückt, und Jeder hielt ſich berechtigt, das Seine dazu beizutragen. Der Vetter der Muhme glaubte von dieſer

Geſchichte nicht ein Wort, denn er kannte das Talent der Alten, und hielt Alles für ihre Erfindung. Aber Nutzen ſollte das böſe Gerücht ihm bringen, denn er wollte Frau Oſe um jeden Preis heirathen. Darum erzählte er überall, die Geſchichte ginge Keinen etwas an; daß ſie aber wahr ſei, müſſe er wohl am beſten wiſſen. Darob fühlte ſich der Paſtor bewogen, die beſcholtene Frau zu ſich zu rufen und ihr ernſtlich ins Gewiſſen zu reden. Sie weinte laut, ergriff des Paſters Hand, druckte ſie an ihre Lippen und ſagte, obgleich ſie ſchuldig erſcheine, ſei ſie doch im höchſten Grade unſchuldig, darum möge er Mitleid mit ihr haben und ihre Beichte hören. Das that der Paſtor. Er hörte ſie aufmerkſam an, und als ſie geendigt hatte, legte er die Hand auf ihr Haupt und ſagte mit Thränen in den Augen:

„Geſegnet ſind, die den Weg des Herrn wandeln und thun nach ſeinem Gebote! Du biſt eine fromme tugendſame Frau. Deine Ehre ſoll hergeſtellt werden vor der Welt, und die Dich jetzt ſchmähen, ſollen Dich preiſen!“

„Ehrwürdiger Herr, dieß begehre ich nicht! Ich bitte nur, daß Ihr mein Beichtgeheimniß verſchweigt und die böſen Menſchen ermahnt, daß ſie mich in Ruhe laſſen.“

„Dir geſchehe, wie Du willſt!“ ſagte der fromme Mann und gab ihr ſelbſt das Geleite bis eine Strecke von ſeinem Hauſe, ſo daß die Leute, die draußen waren und das ſahen, nicht wußten, was ſie ſagen ſollten. Dann aber kehrte ſich der Paſtor zu den verſammelten Männern und Weibern, ließ ſie hart an um ihrer Liebloſigkeit willen, betheuerte, wie er wiſſe, daß Oſe eine unbeſcholtene Frau ſei, welche die höchſte Achtung verdiene, und wie Jeder, der ihr zu nahe trete, ſich einer großen Sünde theilhaftig mache. Das wollte den Leuten gar nicht zu Kopfe, die Umſtände ſprachen alle dringend gegen die Frau, und doch ſagte der fromme Paſtor, der nie gelogen hatte, das Gegentheil. Darum gingen ſie kopfſchüttelnd auseinander.

Die alte Muhme aber und dazu einige andere böſe Weiber gaben ihre Sache nicht ſo leicht verloren und verbargen ſich beim Dunkelwerden in die Nähe von Frau Oſe's Wohnung. Andere gingen wieder dieſen Weibern nach, und die vielfach verfolgte Frau ward von Neugierigen umringt, ohne daß ſie davon die geringſte Ahnung hatte. Darum ſah man ſie auch in ihrem Hauſe mit großer Unbefangenheit handthieren, ſie ſprach mit den Kindern das Abendgebet und

brachte ſie zu Bette, dann füllte ſie einen großen Henkelkorb mit allerlei Vorräthen, verlöſchte Feuer und Licht und ſchlug den Weg nach der See ein, von allen neugierigen Lorchern gefolgt. Als ſie nun die Menningſieder Dünen erreichten, wo nie Menſchen gewohnt hatten, ſprang plötzlich etwas Schwarzes vom Boden auf, und Frau Oſe rief:

„Wilken Habn, ich bringe Dir zu eſſen!“

Als das die Leute hörten, fielen die Schuppen von ihren Augen.

Der Todtſchläger war gar nicht von der Inſel weggekommen, er hatte ſich in dem Dünenſand eine Höhle gegraben, und die Frau hatte ihn Jahre lang mit beiſpielloſer Treue genährt und beſchützt. Die Obrigkeit rechnete ihm die langjährige Buße als Strafe an und ließ ihn ungefährdet heimgehen.

Aber zum Andenken an dieſe treue Frau und ihre aufopfernde Gattenliebe heißt jenes Dünenthal bis zur heutigen Stunde das Oſe-Thal.

Marien-Glocke.

Ganz Krempe war mit Neugierigen angefüllt, die von allen Seiten aus den nahen und fernen Marſchlanden herbeigezogen, um Zeugen der großen Feierlichkeiten zu ſein, die innerhalb der Stadt ſich vorbereiteten.

Der langjährige Bau der Kirche war vollendet und daneben ſtand der ſtattliche Thurm, der ſeine ſtolze Kuppel hoch in den blauen Himmel emporſtreckte, die weithin geſehen werden konnte im Oſten und im Weſten. Der Baumeiſter freute ſich der gelungenen Arbeit und nahm mit ſtolzer Beſcheidenheit die Glückwünſche der Bürger entgegen, die nichts mehr erſehnten, als daß das Gotteshaus ihnen bald möge übergeben werden, damit ſie ſich darin verſammeln könnten zur Ehre und zum Preiſe Gottes.

Aber noch war es oben im Thurme öde und ſtumm. Ihm fehlte der beredte Mund, der allmänniglich verkündete die wechſelnde Stunde und mit ſchallendem Geläut den Eingang und den Ausgang der Menſchen aus dem Leben begleitete; der mit ſtets

lautem Schlage warne vor Feuer und Waſſer und die Bürger zur Wehre rufe gegen den andringenden Feind.

Beharrlichkeit und guter Muth hatten endlich die letzten Schwierigkeiten überwunden. Das Metall war herbeigeſchafft, und vor der Stadt am hohen Wege erhob ſich das feuerfeſte Gewölbe, worin der Guß der Glocke geſchehen ſollte, wenn von dem Meiſter mit weiſer Umſicht Alles dazu vorbereitet worden. Gern hätten die neugierigen Bürger gewußt, wann endlich der von ihnen Allen erſehnte Augenblick gekommen ſein möchte, aber ſie hatten nicht das Herz, dort Erkundigungen einzuziehen, wo ſie am erſten zu finden waren, denn Meiſter Joachim Braune, der Glockengießer, war ein finſterer und verſchloſſener Mann, unter deſſen Brauen es unheimlich hervorblitzte, und dem man allerhand geheime Kenntniß von verborgenen Dingen zuſchrieb, weßhalb ihm denn auch männiglich aus dem Wege ging, ſobald es nur thunlich.

Meiſter Joachim Braune ſaß in ſeinem Arbeitsſtübchen, das abgeſondert fern von der Werkſtatt lag, und las aufmerkſam in einem großen Buche. Hier durfte ihn Keiner, als ſeine Tochter Marie ſtören, und auch dieſe trat nur in Fällen der dringendſten

Noth zu ihm herein. Wenn aber der Meiſter einmal hier unter ſeinen Folianten und Apparaten ſaß, vergaß er öfters Zeit und Stunde; die Hausgenoſſen geriethen in Beſorgniß, die Werkleute hielten inne mit der Arbeit, weil ſie nicht wußten, wo aus noch ein, und Marie mußte allerlei Vorwände erſinnen, um ihr Erſcheinen vor dem Vater zu rechtfertigen.

Eben jetzt war ſie wieder auf dem Wege zur „ſchwarzen Stube," wie Joachim Braune's Gemach von allen ſeinen Leuten genannt wurde, als Hendrik, des Meiſters liebſter Lehrling und Verzug, ein lebensfroher, heiterer Jüngling, ihr in den Weg trat und ſie einen Augenblick zu verweilen bat.

„Jetzt nicht, Hendrik. Ich muß ſchnell in die ſchwarze Stube. Es ſind einige ehrſame Bürger der Stadt im Vorderhauſe, die, wenn es irgend angeht, mit dem Vater zu ſprechen wünſchen."

„Laßt Ihr nur die ehrſamen Bürger etwas warten, Jungfer Marie. Was Die bringen, wiſſen wir ſchon. Sie plagt eitel Neugier, und mehr noch werden ſie von ihren Weibern und Töchtern geplagt, die Alle zuerſt wiſſen möchten, wann der Glockenguß vor ſich geht, damit ſie ſich mit ihrer Allwiſſenheit ein beſonderes Anſehen geben können."

„Was wollt Ihr denn eigentlich von mir, närrischer Mensch? Ihr seid immer lustig und guter Dinge und wißt Einen dabei so treuherzig anzusehen, daß man Euch gar nicht gram sein kann, wenn Ihr Euer Anliegen auch immer zur Unzeit anbringt."

„Und Ihr, Jungfer Marie, seid eines vornehmen Meisters Tochter und geht doch so demüthig und bescheiden einher. Wenn man in Euer Auge sieht, wird's Einem so trauern im Herzen, als ob man in die Kirche trate, und wenn man auch den ganzen Kopf voll Unsinn hat, man unterfängt sich's nicht, damit herauszuplatzen."

„Ist das Alles, was Ihr mir habt sagen wollen? Das war auch der Mühe werth, mich aufzuhalten!"

Dabei gab sie sich Mühe, ganz verdrießlich auszusehen; sie machte Miene, als ob sie unverzüglich zum Vater hinein wollte, und blieb doch unwillkürlich stehen, als sie noch einmal verstohlen zu dem treuherzigen Burschen hinüberfah.

„Das ist nicht Alles. Ich wollte fragen, ob Ihr das neue Marienbild in unserer Kirche schon gesehen habt, Jungfer Braune? Aber es ist dumm von mir, Euch das zu fragen: Ihr könnt's nicht gesehen haben, denn es ist erst gestern Abend fertig geworden, und

heute früh ſeid Ihr noch nicht aus dem Hauſe gekommen. Ihr wißt, der Meiſter Scheibel aus Lübeck, der Euch immer ſo ehrfurchtsvoll grüßt, hat's gemalt, und nun ſprechen die Leute, das Marienbild ſehe Euch abſonderlich ähnlich; ich aber meine das nicht, ſondern ſage geradezu: Ihr ſeid es Zug für Zug."

„Ach, um der heiligen Jungfrau willen, was ſagt Ihr da?" ſprach Marie erbleichend. „Wie hat der Maler ſich ſo vergeſſen können, und ein einfach Mägdelein wie mich zum Conterfei der heiligen Mutter erſehen? Nun darf ich mich nirgends blicken laſſen, denn ich würde vor Scham in die Erde ſinken, wenn die Leute erſt ihre Augen zu dem Heiligenbild erhoben hätten und dann mich anſähen und ſagten: „Das iſt ſie!" Und was wird der Vater dazu ſagen, wenn er es erfährt? Er wird vielleicht denken, das hat die Marie in ihrem Hochmuth angeſtiftet, und alle Leute in der Stadt werden daſſelbe meinen"

„Nein, das werden ſie nicht!" rief Hendrik voll Eifer. „Wenn es aber Einer thut und er ſpricht es aus, ſo will ich ihm ſchon meine Meinung ſo ſagen, daß er's zum zweiten Male bleiben laſſen ſoll. Mir iſt's ganz recht, daß es ſo iſt, denn Ihr ſeid ſo lieb und gut, daß Euch nie Ehren genug widerfahren können."

„Was kann aber den Meiſter dazu bewogen haben?“ fragte Marie ängſtlich zitternd, denn eine Stimme in ihrem Innern ſagte ihr, daß ſie es nur zu gut wiſſe.

„Vor Dem braucht Ihr Euch nicht zu fürchten!“ entgegnete Hendrik fröhlich. „Der iſt eitel himmliſche Verzückung. Die Welt und was dazu gehört, bekümmert ihn nicht; er ſieht nur auf das Unſterbliche und fragt nichts nach der Zeitlichkeit und ihren Gaben. Er hat Euch Euer Geſicht, weil er etwas darin fand, das ihm zu einem Conterfei für die heilige Jungfrau dienlich. Euer Herz aber, Euer Gemüth beachtet er nicht, ob doch beide ſo reich und mannigfaltig ſind.“

„Ich muß zum Vater!“ ſprach Marie erröthend.

„O bleibt noch. Meine Lehrzeit iſt bald vorüber, und Ihr wißt, was der Meiſter mir zugeſagt hat. Wenn der Glockenguß gelingt, werde ich losgeſprochen; dann gehe ich in alle Welt. Auch Ihr ſcheidet von Kremze und folgt Eurem Vater, wohin ſein Beruf ihn führt. Wie kann ich ruhig wandern nach Süd und Nord, wenn ich nicht weiß — Marie! Welche Hoffnung gebt Ihr mir mit auf den Weg?“

„Das Glöcklein im Stübchen ſchallt!“ rief Marie,

ihm erſchrocken die Hand entziehend, die er gefaßt, und eilte davon; Hendrik aber ſprach zu ſich:

„Den finſtern Maler fürchte ich nicht. Und wenn er um Marie wirbt, ſoll es ihm nichts helfen. Es freut mich aber, daß er ſie ſo ſehr verherrlicht hat, denn das liebe Kind iſt jeder Ehre werth, und ich will jetzt auch mein Theil dazu thun.“

Mit den Worten eilte er nach dem Gießhauſe und in die Grube, wo man die Form zu ſchließen begann. Auf Befragen, was er da wolle, entgegnete er, daß er einen Auftrag vom Meiſter habe, und ſtieg in die Tiefe hinab, um ſeinen geheimen Plan ganz unbemerkt auszuführen.

Meiſter Joachim Braune ſaß während der Zeit mit ſteigendem Intereſſe hinter einem großen Buche und verſchlang den Inhalt deſſelben, der ihn faſt zu berauſchen ſchien. Er hatte das Eintreten der Tochter kaum bemerkt, fertigte ſie mit leeren Worten ab und vertiefte ſich dann neuerdings in das Studium des Folianten. Immer eifriger ſchlug er die Blätter um und hielt erſt nachſinnend ein, als er folgende Stelle las:

„So ist nun also genugsam erwiesen und deduciret, daß wenn zur flüssigen Glockenspeise ein beliebiges Quantum reinen Silbers gemischet wird, solche Beimischung der aus dem Compositum gegossenen Glocke einen gar hellen und lieblichen Klang verleihet; wasmaßen man auch an vielen Orten und zu mancherlei Zeiten sothanes Werk mit sonderbarem Erfolge verrichtet hat, sintemal im heiligen Römischen Reiche zur Ehre Gottes manch Glöcklein heller klingt, dieweil es mit einigen Händen voll Silbers genährt worden ist. Wenn nun aber sothanes Silber in einen Tiegel von absonderlicher Construction geleget, dessen Beschreibung anbei erfolget, unter geheimen Sprüchen, welche zu Nutz und Frommen derer Leser hierunter mitgetheilt sind, zum Schmelzen gebracht worden ist, so lasset sich ein zweites Werk gottgefälliger Frömmigkeit damit vollführen. Geschähe es, daß in dem Orte, wo ein solches Silber-Glöcklein gegossen werden soll, sich ein Mägdelein befände, wie auch ein ehrbarer Junggeselle, Beide geschickt zum ehelichen Stande, und sie hätten noch nicht die echte christliche Neigung zueinander gefasset, obwohl

ſie ſich, nach der Meinung derer Angehörigen, gar wohl zuſammen paſſen und ineinander fügen möchten, ſo laſſe unter irgend einem Vorwande, zur Beſchleunigung des gewünſchten Bündniſſes, ſothanen Junggeſellen und ſothane Jungfrau den gedachten Tiegel mit dem geſchmolzenen Silber zu gleicher Zeit ergreifen und ihn mit einem inbrünſtigen „Ave Maria!" in das zum Guß bereite Metall ausleeren. Sodann wird es ſich als ein Miraculum begeben, daß die jungen Leute in frommer Liebe zueinander entbrennen und, ohne irgend eines Fremden Zuthun, noch ſelbigen Tages ein Brautpaar nach dem Herzen Gottes werden. Soll aber dieß Ehe-Verlöbniß zu einem ganz beſondern Eheſegen gedeiben, ſo muß mit dem neuen Glöcklein, zu deſſen Vollendung das Brautpaar das Seinige gethan, zum erſten Male an deſſen Hochzeitstag geläutet werden. Suche dieß Geheimniß nicht zu erforſchen; es würde Dir auch nicht gelingen, denn es iſt tief verhüllet von verborgener Scientia und beruht auf weiſer Kabbala, alſo es nicht mit gemeinen Worten den ungläubigen Menſchen ſo fürgeſtellet werden kann, daß ſie glauben. Aber es wird

ſich bewahren aller Orten, wo man dergleichen in der Einfalt des Herzens unternehmen möchte. Soli Deo Gloria!"

Der Meiſter Joachim Braune ſtand ſchnell auf und ging in großer Erregung auf und ab:

„Ich habe Unglück gehabt mein Lebelang und darum nichts Rechtes erwerben können!" ſprach er vor ſich hin. „Was ich dennoch mein nenne, mußte ich mühſelig dem Geſchick abringen. Täglich ſtudirte ich in den Büchern der Weisheit, wie es möglich ſei, durch die rechte Miſchung der Metalle das gediegene Gold hervorzubringen, aber wenn ich ſchon den Talisman in der Hand zu halten glaubte, ward er mir durch einen tückiſchen Damon wieder entrückt. Jetzt winkt mir das Glück aufs Neue. Marie iſt eine Jungfrau nach dem Herzen Gottes, und der Lübecker Meiſter, der unbeweibt und ein frommer Mann iſt, wäre als Eidam keinem Vater unwillkommen. Er iſt angeſehen bei Jedermann, hat es weit in ſeiner Kunſt gebracht, beſitzt namhaften Reichthum und iſt bereits vieler Ehrenbezeugungen theilhaftig geworden. Wenn meine Marie dieſen Mann bekommt, wird ſie glücklich und kann ein fröhliches Leben führen. Ich bin dann der Sorge um mein

Kind überhoben und kann leichteren Herzens meinen Forſchungen leben, ja mich noch von meinem Schwiegerſohn dabei unterſtützen laſſen, um deſto eher an das gewünſchte Ziel zu gelangen."

Er ging noch einige Zeit gedankenvoll auf und ab und ſagte dann:

„Das iſt beſchloſſen, und nun will ich es ſogleich ins Werk richten."

Auf ſeinen Ruf erſchien Hendrik, der ſchon aus dem Gießhauſe zurück war, und erhielt den Auftrag, zum Meiſter Scheibel aus Lübeck zu gehen und dieſen um einen Beſuch bei Meiſter Braune zu bitten, der ſein Laboratorium nicht verlaſſen dürfe. Zugleich aber ſolle er Marie beſcheiden, daß ſie ſich bereit halte, gleich nach dem Eintreffen des Malers vor dem Vater zu erſcheinen.

Hendrik, der in großer Gunſt bei ſeinem Lehrherrn ſtand, rief aufgeräumt:

„Was in aller Welt wollt Ihr doch mit dem träumeriſchen Maler anfangen? Das iſt eine ſchlechte Geſellſchaft, wenn man ein ſo bedeutendes Werk vorhat, das einen fröhlichen Muth erfordert. Und was kann in des Himmels Namen Eure Meinung ſein, daß Ihr Eure Tochter mit dem Griesgram wollt zuſammen bringen?"

„Wir wollen ein Brautpaar daraus machen, gefällt es Gott!“ sprach der Meister rasch.

„Wie? Was?“ schrie Hendrik, und mußte nach der Stuhllehne greifen, denn es fehlte nicht viel, so wäre er umgesunken.

„Ja, mein Junge. Dir kann ich's sagen!“ fuhr der Meister fort, ganz von seiner Idee erfüllt und des Hendrik's bleiches Gesicht nicht beachtend. „Endlich hoffe ich aus allem Lamente, das mich bisher bedroht, mit einem Schlage herauszukommen, und auch Dir zu einem weiteren Fortkommen behülflich zu sein. Um mich aber des weiteren Redens zu überheben, so setze Dich daher und lies, was in diesem Buche der elf arabischen Meister pagina 346 verzeichnet steht.“

Hendrik hatte das ihm bezeichnete Blatt kaum zu Ende gelesen, als er mit großer Heftigkeit ausrief:

„Meister, dies Alles denkt Ihr zu thun?“

Der Meister stutzte über den Lehrling, dessen Aussehen sich ganz und gar verändert hatte, und der doch aufrecht, wie ein Herr und Gebietiger, vor ihm stand. Er betrachtete ihn von oben bis unten mit Kopfschütteln und sagte sodann langsam, aber fest:

„Das habe ich so eben bei mir beschlossen!“

„Das werdet Ihr nicht, das werdet Ihr ganz

gewiß nicht, und wenn Ihr es doch thun wolltet, so will ich es Euch wehren!"

„Du!?" rief höhnend der Meiſter.

„Ja, ich! Wißt Ihr nicht, was Ihr mir ſeiner Zeit verheißen? Ich ſpreche Dich los, ſobald Du das Deinige gelernt haſt, habt Ihr geſagt, dann gehſt Du auf die Wanderſchaft, und wenn Du zu Rom auf St. Peter die Glocken haſt läuten hören, kehre als ein braver Kerl zurück. Meine Werkſtatt ſteht Dir jederzeit offen, und Marie iſt ein gutes Kind — wer weiß, was geſchehen kann; ich halte etwas auf Dich."

„Und weil ich das vielleicht einmal im halben Rauſche geſagt habe, ohne ſonderlich viel dabei zu denken, meinſt Du? — Geh' gleich und hole mir den Meiſter Scheibel, ehe mich der Zorn vergeſſen läßt —!"

„Den Meiſter hole ich Euch nicht, und daß Ihr Unrecht thut, will ich nicht müde werden zu rufen, ſo lange ich Athem in der Bruſt habe, denn Marie iſt mir lieb über Alles. Ihr habt ſie mir verſprochen, und ich will keinen Menſchen herbeirufen, der dazu beſtimmt iſt, mir meine Braut zu ſtehlen."

„Ungerathener Bube!" rief Meiſter Joachim Braune, vor Zorn glühend. „Nun haſt Du Zeit, Dich raſch zu entfernen; denn ſo Du noch einen Augenblick ſäumſt,

oder Dich je wieder vor mir ſehen laſſeſt, werfe ich mein Gurtelmeſſer nach Dir!"

„Ihr werdet's bereuen, Meiſter! Ihr werdet's wahrhaftig bereuen, was Ihr jetzt thut an Marie und an mir!" rief Hendrik im Forteilen und ließ den Meiſter in der größten Aufregung zurück.

Draußen war er Marien begegnet und faßte lebhaft ihre Hand:

„Erſchrick nicht, Marie, daß ich ſo ſtürmiſch bin, und höre mich ruhig an, denn Du mußt vor allen Dingen wiſſen, was geſchehen iſt und mich in dieſen Zuſtand verſetzt hat. Bleib, Marie!"

Aber die Jungfrau entzog ihm ihre Hand und ſagte zurückweichend:

„Nein, Hendrik, ich höre Euch nicht an, ſo lange Ihr in ſolcher Stimmung verharrt. Wenn Ihr ruhiger geworden ſeid, und es dient zu Euerm Frieden, daß ich mit Euch ſpreche, ſoll es geſchehen. Jetzt aber erſchreckt Ihr mich mit Euerm wilden Weſen, und ich verlange, daß Ihr mich ſogleich verlaßt."

„Nein, nein, Marie, ſchickt mich jetzt nicht fort; nicht, bevor Ihr vernommen, was ich Euch zu ſagen habe. Es iſt nur zu wichtig für Euch, und Ihr müßt mich hören!"

Er bemühte ſich, ſie aufzuhalten, aber ſie eilte dem Ausgange zu und flog beinahe in die Arme des Malers, der ſo eben in das Gemach trat.

„Vergebt, edler Herr, meinem Ungeſtüm!“ ſprach Marie erbleichend; der Maler aber machte ihr eine tiefe Verbeugung und ſagte:

„Ich erſcheine im Auftrage Eures Vaters, der Euch zu ſich beſcheiden läßt, weil er etwas Wichtiges mit Euch zu ſprechen hat. Vergönnt mir, Euch zu ihm zu begleiten, da er auch mit mir in Eurer Gegenwart zu reden wünſcht.“

„Ich will Euch nicht bemühen!“ erwiederte Marie ſcheu und eilte hinaus; Hendrik aber ſprach heftig zu dem Maler:

„Habt Ihr Euch auch recht feſt eingeniſtet in des Vaters Gunſt durch Eure Pinſelei und ſeinen Aberglauben? Denkt aber nicht, daß es Euch ſo leicht gemacht wird, wenn auch nur ich Euer Gegner bin.“

„Ich verſtehe nicht, was Ihr damit ſagen wollt,“ entgegnete der Maler fremd; „aber ich ſoll Euch, im Namen Meiſter Joachim Braune's, die Weiſung ertheilen, Euch flugs aus ſeinem Hauſe zu entfernen. Er warnt Euch, daß Ihr Euch nicht nach einer Stunde innerhalb ſeiner vier Pfähle befinden möget,

anfeuten er sein Hausrecht gebrauchen wurde. Das ist sein Gebeu, und ob ich es gleich, ihm zu Liebe, buchstablich ausrichte, so habe ich selbst doch nichts gegen Euch, sondern wunsche Euch alles Gute, sammt der göttlichen Gnade!"

„Das habe ich Euch zu danken, Ihr heuchlerischer Judas!" rief Hendrik erzürnt und rannte im Fortstürmen den Maler beinahe über den Haufen.

Der Meister sah ihm mit verächtlichem Achselzucken nach.

Die Zimmer des Hauses war gekommen. Der Meister und seine Gesellen hatten sich durch Gebet vorbereitet zum wichtigen Werke, und der Geistliche segnete sie feierlich ein. Die Bürger harrten mit gespannter Erwartung auf den Ausgang des lang ersehnten Werkes, und Marie lag in ihrem Kämmerlein, inbrunstig betend, auf den Knieen, die heilige Jungfrau erflehend um Stärke für den Augenblick aufstehend, da Meister Scheibel bei ihr eintreten werde, um sie zum Altergange abzuholen. Ihre reine Seele war zum Tode betrübt; eine Centnerlast lag auf ihrem schuldlosen Herzen, als ob ihr ein entsetzliches Unglück bevorstehe.

Mitten unter allen Vorbereitungen, welche die Aufmerkſamkeit des Meiſters und ſeiner Geſellen in Anſpruch nahmen, hatte Reiner bemerkt, daß Hendrik, trotz des ergangenen Verbotes, doch in das Gewölbe gekommen war und nach dem Tiegel ſchaute, worin das geſchmolzene Silber hin- und herwallte, und vor welchem der Meiſter ſtand, ſorgſam die Schlacken beſeitigend, welche daſſelbe auswarf.

„Nun iſt es fertig zum Guß!“ ſprach Joachim Braune in ſich hinein. „Das Werk kann begonnen werden und ſich vollenden zur Ehre Gottes und zu meinem Ruhm. Ich will ſie holen“

Der Meiſter ging und gleich darauf trat Hendrik aus einer Mauer-Vertiefung hervor.

„Ja,“ ſprach er vor ſich hin, „das Silber ſoll in die Glockenſpeiſe, denn das gibt einen helleren, himmliſcheren Klang, und eine Glocke, die Marien's Namen trägt, kann nicht fein und lieblich genug klingen. Aber nicht ſie ſelbſt ſoll es in Gemeinſchaft mit jenem Maler thun und ſo ihr eigenes Schickſal ſich bereiten; ich werde es an ihrer Statt vollbringen. Mag der Meiſter nachher toben und wuthen wie er will, er kann das Werk nicht wiederholen, denn er hat ſeine letzte Habe an die Erwerbung des Silbers geſetzt.“

Mit diesen Worten goß er den Inhalt des Tiegels in das flüssige Metall. In demselben Augenblicke trat der Meister, den Maler und Marie an der Hand führend, herein, und sah das Beginnen des Lehrlings, den er erst kürzlich mit strengen Worten aus dem Hause hatte weisen lassen.

Ein wilder Zorn bemächtigte sich seiner, als er erkannte, daß er in einem Moment jede Hoffnung auf die Erfüllung seines Wunsches verloren hatte; er ergriff eine eiserne Schürstange und schlug damit so gewaltig nach Hendrik, daß dieser leblos zu Boden stürzte und Marie mit einem lauten Schrei zu den Füßen des Malers niedersank.

Meister Joachim Braune stand wie gelähmt vor der grauenvollen That seines Jähzorns; sein Auge blickte starr, das Entsetzen malte sich in seinen Zügen. Ein panischer Schrecken hatte sich aller Anwesenden bemächtigt, und die Verwirrung wuchs, als nun endlich ganz von selbst der Zapfen herausſprang und die glühende Masse im weiten Bogen prasselnd und dampfend in die Form hinabfloß.

Das Werk war gethan.

Mühsam hatte man den Meister aus der Erstarrung geweckt und ihn bewogen, sein Geschäft zu Ende zu bringen. Die Glocke war abgekühlt. Als sie aus der Gruft gehoben wurde und Jedermann den reinen Guß und die kunstvollen Bildwerke bewunderte, womit sie geschmückt war, gewahrte man mitten auf dem Hauptschilde der Glocke, mit großen Buchstaben ausgeführt, den Namen

„Marie."

Das war die Ursache von Hendrik's geheimnißvollem Beginnen, der dieß zu Ehren seiner Geliebten gethan hatte, und seine Absicht ist erreicht worden, denn „Marien-Glocke" hat die Glocke geheißen, so lange sie im Thurm zu Krempe prangte.

Als nun aber „Marien-Glocke" auf den Thurm gebracht wurde, als der Klöppel darin hing und man die großen Glockenstränge anzog, da entsetzte sich schier Jedermann, denn es war gerade anzuhören, als ob die Glocke immerwährend rief:

„Schad' um den Jung'n! Schad' um den Jung'n!"

Die Bürgersleute, die das Schicksal des armen Lehrlings erfahren hatten, riefen:

„Ja wohl, Schade um den Jungen, und wenn

irgendwie Gerechtigkeit gehandhabt wird bei uns, muß der Richter dem jahrzornigen Meister eine schwere Buße auferlegen."

Als aber der Meister zuerst den wunderbaren Ruf der Glocke hörte, mußte er entfliehen. Allein wohin er auch eilte, vernahm er die Klage: „Schad' um den Jungen! Schad' um den Jungen!" die ihm vom Thurm nachtönte. So streifte er durch Feld und Gebüsch und war weit von Kremper ab auf die Straße gekommen, welche nach Itzehoe führt.

Da fuhr er plötzlich zurück, als er seine Marie vor sich stehen sah. Sie war mit einem Pilger-Gewand bekleidet, und sah den Vater mit traurigen Blicken an:

„Dir wollte ich auf dieser Welt nicht mehr begegnen, aber der Himmel fügt es anders. So nehme ich denn auf ewig von Dir Abschied und bitte Gott aus der Fülle meines Herzens, daß er die Sünde des Mordes von Dir nehme. Ich gehe zum Fräulein-Stifte in Itzehoe, und wenn die fromme Aebtissin meine Verbannung hört, wird sie mich gern aufnehmen. Ich habe von mir gethan, was irdisch ist, und will fortan nur Ihm leben und Seine Gnade preisen ewiglich. Was Du mir gethan hast, Vater, das

habe ich Dir aus der Fülle meines Herzens verziehen, bete unabläſſig zu Gott, daß er Dir auch vergebe und Dein Herz mit Reue erfülle; vor Allem aber — wehe dem Kinde, das ſo zu ſeinem Vater ſprechen muß! — lege keine frevelnde Hand an Dich, ſondern halte unter der Qual Deines Gewiſſens ſeinem züchtigenden Arm ſtille, ſo wird der Born der Gnade Dir nicht verſiegen."

Alſo ſprechend warf ſich Marie laut weinend in des Vaters Arme und zog dann fürbaß gen Itzehoe, allwo ſie hinter den Mauern des Kloſters verſchollen iſt. Von dem Meiſter Joachim Braune aber hat man im Lande nie wieder ein Wort vernommen.

Das iſt die Sage von dem Guſſe der „Marien-Glocke," die den Bürgern von Krempe noch mancherlei zu ſchaffen machte.

Das ſchöne Bildwerk der Glocke, ſo wie ihr wunder-ſeltſamer Klang ward überall bekannt, und die Stadt vielfach um dieß koſtbare Stück beneidet. Vorzugsweiſe wollten die Hamburger die Glocke für einen ihrer ſchönen Thürme haben und boten Geld über Geld. Aber dafür war ſie nicht feil, und die Krem-

per ließen ihre Glocke erſt fahren, als die Hamburger dafür eine goldene Kette boten, die um ganz Krempe reichte. Da mußte die Glocke von dem hohen Thurm herab und ward auf einen Wagen gebracht. Als man aber auf den hohen Weg kam, wo ſie vordem gegoſſen wurde, ſank der Wagen bis an die Achſen ein, und wie viele Pferde man immer vorſpannen mochte, er war nicht von der Stelle zu bewegen.

Als man nun ſah, daß alle Mühe und Arbeit vergeblich war, und umzukehren beſchloß, waren zwei Pferde im Stande, ohne große Mühe die Glocke nach der Stadt zurückzubringen. Da iſt ſie geblieben, bis die Schweden die Kirche in die Luft ſprengten; aber an dem Tage verſchwand auch die Glocke vom Thurm. Viele meinen, die Schweden hätten ſie mitgenommen, aber Jemand in der Stadt müßte es doch bemerkt haben.

Der Küſter Hans Krufe hat ſeiner Zeit ausgeſagt, ſie ſei an jenem Brandtage tief in die Erde geſunken.

Das hat damals Niemand glauben wollen.

Man müßte einmal nachgraben. Vielleicht verlohnte ſich's der Mühe.

Der Braut-See.

Nicht weit von Schleswig, hart an dem Wege, der nach Moldenit führt, liegt ein klarer, blauer See. Seine Tiefe iſt unergründlich und ſeine Ufer ſind gar lieblich anzuſchauen. Es gab eine Zeit, wo die Hügel ringsum mit üppigem Waldwuchs beſtanden waren und die Zweige der überhangenden Weiden mit leiſem Geflüſter die plätſchernden Wellen küßten.

Damals lag mitten unter dieſen prächtigen Bäumen, am Saum einer furchtbaren Feldmark ein ſauberes Dörfchen, deſſen Name mir entfallen iſt und das zu St. Jürgen in Schleswig eingepfarrt war. Die Inſaſſen aber, die zur Kirche wollten, mußten entweder zu Lande weit umfahren, oder ſich mit dem Kahn über den See rudern.

In dem ſtattlichſten Hauſe dieſes Dorfes wohnte der alte Klaes Zimmermann. Der war bei der Gemeinde zwiefach angeſehen, denn er beſaß ein wohlgeordnetes Erbe und eine überaus ſchöne und liebliche Tochter, Elsbeth geheißen. Dieſes Erbe, welches ſich durch eine geregelte Wirthſchaft von Tag

zu Tag mehrte, fiel einſt ganz auf das reizende Mädchen und dieß war daher nicht allein von den jungen Männern des Dorfes und der nächſtgelegenen Güter eifrigſt erſehnt, ſondern auch die feinen Stadtherren verſchmähten es nicht, auf das ſtille Dorf im Buchenwald hinaus zu wandern, bei dem alten Vater Zimmermann Milch zu trinken und ſeiner ſchönen Tochter Artigkeiten zu ſagen.

Aber es half ihnen Alles nichts.

Es dämmerte. Kein Luftzug bewegte den See und den Wald. Die Blumen dufteten ſtark und der Abendſtern blitzte durch die Blüthen des Apfelbaumes.

In dem Schatten dieſes Baumes ſtand Elsbeth und neben ihr Anton, der zweiter Knecht auf des Vaters Gehöft war. Sie wandte ſich lächelnd zu ihm und ſagte, ihm die Hand reichend:

„Ja, mein lieber Anton, Du mußt mir endlich glauben, daß es wirklich ſo iſt.“

„Ach Gott, wie kommt denn ein ſolches Glück über mich armen Kerl! Ihr, Jungfer Elsbeth, wollt wirklich —? Wenn das meine alte Mutter erlebt hätte, die mich in ihrer Sterbeſtunde freudig ſegnete und zu mir ſprach: Vertraue auf Gott, Anton, ſo wird es Dir auch gut gehen in der Welt; ich bitte

für Dich bei ihm! — Es hat mir seit jener Stunde nie gemangelt; ich habe stets gehabt, was ich bedurfte, und nun soll ich gar besitzen, was Hunderte vergebens zu erhalten suchen. Hundert und mehr, die Alle angesehen und wohlhabend sind, während ich nur ein armer Knecht bin. — Ja, ja!" sprach er nach einer Pause, die Hände faltend, „das macht gewiß das Gebet der Mutter."

„Das macht Dein gutes, treues Herz, Anton, und Dein redliches Gemüth. Du gehst still und ehrbar Deinen Weg und thust doch zehn Mal mehr, als alle die jungen Burschen, die den Mund so gewaltig voll nehmen. Du bist mir also recht von Herzen gut?"

„Ach, Jungfer Elsbeth! — liebe, liebe Elsbeth! — wenn ich Ihr — wenn ich es Dir nur so recht sagen könnte! — aber ich vermag es nicht über die Lippen zu bringen, was mir das Herz so mächtig bewegt. Wenn ich nur etwas für Dich thun könnte, etwas Mühseliges und Beschwerliches, oder ein recht wagehalsiges Stück Arbeit, woran man Kopf und Kragen setzt und sein Leben in die Schanze schlägt, da wollte ich Dir schon zeigen, wozu ich im Stande bin. Ich würde gern mein Herzblut hingeben, Elsbeth, um Dir eine frohe Stunde zu machen."

„Das ſollſt Du bleiben laſſen, lieber Anton, denn damit wäre mir wenig gedient. Aber mein Mann werden und ein arbeitſames, fröhliches Leben mit mir führen, das ſollſt Du. Ich will Dir's nur bekennen, ſchon lange hatte ich mein Auge verſtohlen auf Dich gerichtet und dachte bei mir ſelbſt, wenn er Dich doch nur um Deine Hand anſprache, Du wollteſt ſie ihm ja gern geben. Und als Du es nun endlich thateſt, da war ich ſo glücklich, ſo glücklich, daß ich es Dir gar nicht beſchreiben kann, und mit Freuden willigte ich ein."

„Du haſt mir das Jawort gegeben, Elsbeth. Es ſind nun acht Tage. Erſt war mir's wie ein Traum, ich konnte nicht daran glauben, aber jetzt habe ich mich endlich von der Wahrheit überzeugt, und jetzt denke ich ſchon, es ſei mir gar nicht möglich, ohne Dich zu leben. Das wird immer ärger, ich weiß es. Und wenn es dahin käme, daß ich Dich verlieren müßte, es wäre mein Tod."

„Dann würde ich Dir auch in den Tod folgen, Anton. Untreu werde ich Dir nicht. Sie können uns wohl mit Gewalt voneinander trennen, aber das überlebe ich nicht. Wenn wir nicht zuſammen leben können, ſo wollen wir doch zuſammen ſterben."

„Iſt das gewiß? Iſt das ganz gewiß, Elsbeth?“

„Darauf gebe ich Dir meine Hand. Aber nun gehe auch. Morgen Abend ſehen wir uns wieder bei dem großen Stein am See. — Mir war's, als ob es da hinter den Erbſen kniſterte. — Ich fürchte mich zwar vor Niemanden, denn ich habe nichts Böſes gethan, aber da der Vater noch nichts weiß, ſo ſoll er es doch nicht auf dieſe Weiſe erfahren.“

Anton entfernte ſich raſch.

Elsbeth ſandte ihm noch einen Gruß nach, und als ſie ſich umwandte, ſtand ſie vor ihrem Vater. Sie wußte nicht, ob er Anton geſehen, denn er hielt an ſich und ſagte nur in ſeiner kurzen, barſchen Weiſe:

„Was haſt Du noch ſo ſpät Abends im Garten zu thun, wenn der Nebel aus dem See aufſteigt? Geh' hinein zu Bette! Morgen muß Alles früh ins Feld.“

Elsbeth fühlte ſich ſeltſam beklemmt; ſie wandte ſich zum Vater und wollte ihm Alles bekennen, aber er erſchien ihr in dieſem Augenblicke ſo ſchroff, die wenigen, raſch ausgeſtoßenen Worte, die er ſprach, wirkten ſo erkältend, daß ſie beſchloß, es bis zum folgenden Tage zu verſchieben.

Am andern Morgen hatte der alte Klaes Zimmer-

mann es ſo zu karten gewußt, daß Elsbeth im Hofe war, als die Knechte und Mägde zur Feldarbeit hinaus zogen. Er ertheilte Jedem, wie gewöhnlich, in kurzen Worten ſeine Weiſung, aber gegen den Anton war er beſonders barſch und fuhr ihn, ohne alle Urſache, ein paar Mal ſo hart an, daß Elsbeth ſich mit Zittern ſagte, der Vater wiſſe Alles.

Anton ward blaß und roth, aber er warf einen Blick auf das geliebte Mädchen, das ihn bittend anſah, und ohne ein Wort zu erwiedern, zog er mit ſeinen Ackergeräthſchaften vom Hofe herunter.

Der Alte, welcher ſeinen Zweck vereitelt ſah, den Anton zum Zorn zu reizen und daraus eine Veranlaſſung zu nehmen, ihn vom Hofe herunter zu bringen, war im höchſten Grade ärgerlich und ſchimpfte hinter ihm her

„Der Tuckmauſer! Der falſche, hinterliſtige Kerl! Wenn ein Mann vor ihm ſteht, ſteckt er Alles geduldig ein, allein nachher ſtellt er ihm hinterrücks ein Bein, daß er purzeln muß. Aber ich kriege ihn ſchon! Vom Hofe herunter muß er mit Schimpf und Schande! Es iſt ein fauler Knecht, zu nichts zu gebrauchen, als zum Freſſen und zum Saufen, und dabei liederlich, wie Keiner im Dorfe."

Elsbeth fühlte sich tief gekränkt von diesen Aeußerungen des Vaters und sagte mit leise bebender Stimme.

„Was habt Ihr denn auf einmal gegen den Anton? Ihr war't doch sonst so zufrieden mit ihm und stelltet ihn allen Andern als Muster hin. Und nun dichtet Ihr ihm alle Laster an und schneidet ihm seine Ehre ab. Was soll's nur damit, Vater?"

Thränen erstickten ihre Stimme.

„Was geht's Dich an?" fuhr der Alte sie an. „Ich regiere das Volk, wie ich will, und was ich sage, das muß geschehen! Geh' hinein und sieh nach den Mägden; ich komme gleich nach und will mit Dir reden! Rühre Dich, Dirne!"

Als Vater Zimmermann später zu seiner Tochter in die Stube trat, hatte sich sein ganzes Wesen verändert; der Poltergeist war draußen geblieben und freundlich, wie sonst immer, nahm er sie bei der Hand:

„Nun, das geht ja im Hause recht lebhaft zu mit Brauen, Brodbacken und Buttern. So mag ich es haben! Du bist ein dralles Ding, das den Haushalt versteht, und würdest den größten Hof in Ordnung halten, wenn du ihn hättest. Nun, was nicht ist, kann werden."

„Ihr wollt doch Euer Gewesen nicht noch vergrößern, Vater?“ fragte das Mädchen bang.

„Nein, ich nicht. Aber es gibt außer meinem Hofe noch manchen größeren, worauf ganz angesehene Männer wirthschaften, denen auf Gottes weiter Welt nichts fehlt, als eine Hausfrau.“

„Vater! — Ach Gott!“

„Nun, was ist denn das? Du wirst ja bleich, wie ein Leichentuch. Ist es denn so sehr zum Erschrecken, wenn ich sage, daß sich für Dich ein stattlicher Freier gefunden hat, der einen Hof besitzt, so groß, daß, wenn er mit dem meinigen zusammen gethan wird, wohl ein adeliges Gut daraus werden kann?“

„Was gehen eines Bauern Tochter adelige Güter an?“

„Höre, Mädchen!“ sprach der Vater aufwallend, „ich denke, Du kennst mich! Wenn ich bis daher schwieg, und wenn ich noch schweige, so ist es darum, weil ich nicht will, daß Deine Schande offenbar werden soll. Kein Wort von Dem zwischen uns, was wir Beide wissen, es ist todt und begraben. Hörst Du? Todt und begraben! Bringe es nicht wieder an den Tag, dafür warne ich Dich! Du aber kriegst heute Nachmittag einen Besuch von dem reichen Hufner

Johann Niebuhr. Was er mit Dir zu ſprechen hat, kannſt Du Dir denken. Betrage Dich ſo, daß ich Freude an Dir erlebe, denn ſonſt — ſo wahr ich es immer gut mit Dir im Sinne hatte — verſcheuchſt Du mir den Freiersmann, nun, Du weißt ja! — ſo nimm Dich in Acht! Wer dann die Schuld trägt, der ſoll es büßen!“

Er ging polternd und lärmend hinaus, und Elsbeth ließ den bitterſten Thränen des Kummers freien Lauf.

Ein Monat verſtrich.

Die Lage der Dinge hatte ſich vielfach verändert. Das Roth war von Elsbeth's Wangen verſchwunden, ihr Auge glänzte nicht mehr und ſeit dem erſten Beſuche des Hufners Johann Niebuhr hatte ſie Niemand lächeln ſehen. Der Unmuth des Vaters nahm täglich zu, ſein größter Zorn war gegen Anton gerichtet und bald fand er eine Gelegenheit aus, dieſen mit Schimpf von ſeinem Hofe zu jagen.

Von der Stunde ab ward Elsbeth noch trauriger.

Es war abermals Abend und Elsbeth ging an dem großen Apfelbaum vorüber; aber ſeine Blüthen waren längſt abgefallen und die Blumen duftetten

nicht mehr, denn ihre sonst so treue Wärterin hatte vergessen, sie zu begießen. Sie ging nach dem großen Stein am Ufer des Sees, wo Anton ihrer harrte. Er hatte den Wanderstab in der Hand und kam, um den letzten Abschied von seiner Geliebten zu nehmen.

Anton war gebeugt und sterbensmatt. Eine fieberhafte Gluth flammte aus seinen Augen, als er Elsbeth erblickte, aber sie erlosch alsbald, und er reichte ihr mit leisem Zittern die Hand.

„Bist Du von Deiner Krankheit wieder genesen, lieber Anton?"

„Ich genese niemals wieder; aber ich habe noch so viel Kraft in den Füßen, daß ich mich fortschleppen kann. Darum sieht Du mich heute zum letzten Male."

„Ach, sprich nicht so!" bat ihn das Mädchen mit Thränen, „ich halte es nicht aus."

„Du wirst es schon aushalten, Elsbeth!" sprach Anton nicht ohne Bitterkeit. „Du meintest auch, Du hieltest es nicht aus, dem reichen Johann Niebuhr Dein Jawort zu geben, und nun bist Du schon seit acht Tagen seine Braut. Ich bin auch nur hierher gekommen, um Dir zu sagen, daß ich Dir Dein Wort zurückgebe, weil Du doch nicht die Verlobte zweier Männer sein kannst, und daß ich Dir von

Herzen verzeihe, was Du an mir gethan haſt. Möge es Dir recht gut gehen auf Erden! Aber welche Ehren Dir auch zu Theil werden, das weiß ich doch, ſo glücklich, als wenn Du mir treu geblieben wärſt, wirſt Du niemals werden, denn es heißt ſchon im Sprüchwort: „Untreue ſchlägt ſich ſelbſt und trinkt das eigene Blut!“

„Anton, ich bin Dir nicht untreu!“ ſchluchzte das Mädchen.

„Lüge nicht! — Lüge nicht im Angeſicht des Sees, der ſchon ein ungetreues Opfer verſchlungen hat. Haſt Du nicht die Geſchichte von der reichen Hufners-Tochter gehört, die einen armen Knecht liebte und ihm ſchwur, wenn ſie je eines andern Mannes Weib werde, ſo ſolle der Teufel Macht über ſie haben und ſie verſenken, wo der See am tiefſten? Aber ihr Eid war wie Kirſchblüthe im April-Sturm, er war in den Wind geſprochen. Sie hing ſich an einen reichen Freier, und ihr Liebſter ſtürzte ſich aus Verzweiflung in den See. Da faßte ſie der Teufel, als ſie ſich zur Hochzeit ſchmückte, bei den Flechten und warf ſie ihm nach, wie ſie ſelbſt es über ſich herauf beſchworen hatte. Da liegen nun Treue und Untreue beiſammen.“

„Deutest Du das auf mich, Anten?“

„Die falſche Dirne hat auch da unten keine Ruhe!“ fuhr Anten in leidenſchaftlicher Erregung fort. „Drei Nächte im Jahre ſteigt ſie aus dem See herauf mit aufgelöſtem Haar, ſie ringt die Hände und geht jammernd am Ufer auf und ab. Das dauert bis in alle Ewigkeit, und ſie kann nur von der Qual erlöſt werden, wenn ein reiner Junggeſelle ihr einen Kuß gibt. Aber es hat noch Niemand an eine Ungetreue ſein Leben ſetzen wollen, denn er muß ihr dann folgen. Ihr Kuß bringt den Tod.“

„Anten! Ich halte es nicht aus, daß Du ſo zu mir ſprichſt. Höre mich an und glaube mir, daß ich Dich niemals belogen habe. Mein Vater hat gewollt, daß ich den reichen Johann Niebuhr heiraten ſoll. Ich habe mich geweigert, und er hat ſeinen Willen darauf geſetzt. Da bin ich in der Angſt zu dem ehrwürdigen Paſtor von St. Jürgen geeilt, der mich getauft und eingeſegnet hat, und von dem ich hoffte, er werde auch einſtmals unſere Hände ineinander legen. Ich habe ihm treulich gebeichtet und ihn angefleht, er möge mir den rechten Weg zeigen. Das hat er gethan. Er hat mir bewieſen, daß den Eltern gehorchen, das erſte und heiligſte aller Gebote

ſei, und daß der Frieden Gottes ſich niemals in das Gemüth eines ungehorſamen Kindes verſenke. Da habe ich in ſeine Hand mit ſchwerem Herzen gelobt, den Segen des Vaters zu verdienen, und als ich nach Hauſe kam, ſagte ich ihm, daß ich nach ſeinem Willen thun würde. Darüber ward er fröhlich, und ſelbigen Tages kam auch der Hufner und wiederholte ſeinen Antrag. Ich habe ihm nichts verſchwiegen und ihm Alles geſagt von unſerer Liebe. Aber wenn ich gleich den Anton im Herzen trüge, ſo wolle ich um Chriſti willen die Pflicht des Gehorſams üben, und ſei ihm mit einer Frau gedient, die nie einen zweiten Mann mit vollem Herzen lieben könne, ſo wolle ich ihm das Jawort nicht länger verſagen. Da lachte er und meinte, ein Mädchen, das eine ſo gehorſame Tochter wäre, würde auch eine gute Frau werden. Von der Stunde an bin ich ſeine Braut. Mein Herz will mir bei dem Gedanken daran brechen, aber ich thue meine Pflicht, und ich bitte Dich, Anton, erſchwere ſie mir nicht noch mehr durch Deine Härte, Du verſündigſt Dich ſonſt."

„Nein, ich will es auch nicht! Du biſt viel beſſer als ich, und wenn der liebe Gott in ſeinem Himmel wieder einen ſchönen Engel braucht, ſo wird

er ein Einſehen haben und Dich abberufen aus Deiner Trübſal.“

Da kam der Mond hinter dem Hügel hervor und warf ſeinen Silberglanz über den See.

Anton ſtarrte auf den hellen Spiegel:

„Was iſt das? Herr Gott, das iſt eine von den drei Nächten! Das Waſſer theilt ſich, und eine bleiche Frauengeſtalt ſteigt daraus hervor.“

„Anton, Anton! was ſprichſt Du?“

„Siehſt Du!“ rief dieſer. „Das iſt die Ungetreue, von der ich Dir erzählt, die nicht Ruhe finden kann in der Tiefe.“

Gisbeth aber gewahrte nichts. Sie war todesbleich in die Kniee geſunken:

„Herr, erbarme Dich ſeiner und erlöſe ihn!“ ſprach ſie mit bebenden Lippen; „er ſpricht irre.“

„Willſt Du, daß ſie erlöſt werde von ihrem Jammer? Sie kommt! Sieh nur! Trockenen Fußes ſchreitet ſie über das Waſſer weg hierher: ſie rauft ſich das Haar und ringt die Hände. Sieh, Gisbeth, ſie verſucht, den ſtieren Blick von der Tiefe abzuziehen, aber ſie kann den Kopf nicht ſeitwärts wenden; ſie mag wohl ihren Freier auf dem Grunde liegen ſehen. Solche Geiſterſeher gewahren Allerlei, was wir nicht erkennen.“

„Erbarmen für ihn, Herr Gott! Ach, Anton, Anton!“

Aber Anton hörte nicht auf die flehende Stimme der Geliebten und folgte der Erſcheinung mit den Augen:

„Nun iſt ſie zu Lande gekommen! Sie ſtreckt die Arme aus, als ſuche ſie nach einem Erlöſer von ihrer Qual. Soll ich das arme Geſchöpf retten, Elsbeth?“

„Gott! Anton! Laß mich fort! Wehe mir! Ich kann nicht von der Stelle! Das iſt ein ſchrecklicher, entſetzlicher Traum, der Dich erſchreckt!“

„Kein Traum, Kind! Es iſt wahr, was ich ſehe. Und nun ich Dich doch nicht haben ſoll, will ich vor meinem Tode ein Werk der Barmherzigkeit üben. Warte hier auf mich! Warte!“

Raſch lief er nach der Gegend hin, wo er die Erſcheinung erblickte. Elsbeth ſank ſchluchzend zu Boden und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Sie war einer Ohnmacht nahe und erhielt erſt das Bewußtſein wieder, als Jemand ſie aufrichtete.

Es war Anton.

„Es iſt geſchehen!“ ſagte er mit tonloſer Stimme. „Ich habe ſie feſt in meine Arme geſchloſſen, und als ich einen Kuß auf ihre eiskalten Lippen drückte, rieſelte

ein Todesſchauer durch alle meine Glieder. Aber in demſelben Augenblicke war ſie auch verſchwunden, und ein goldener Schein flog zum Himmel auf."

„Du biſt krank, Anton, ſehr krank!"

„Nein, mir iſt ganz wohl, denn ich baue auf Deinen Eid, daß Du mir folgſt, ſobald ich abberufen bin!"

„Ja, Anton! Mein Herz bricht, wenn Du davon mußt. Und in jener Welt gehören wir uns wieder. Du ſollſt nicht auf mich warten!"

„Das iſt gut, Kind, das iſt gut. Ich gehe noch heute Nacht nach Schleswig. Merke genau auf, wenn die Todtenglocke von St. Jurgen ſchlägt!"

Die Liebenden trennten ſich; Elsbeth ſchwankte nach Hauſe, Anton ſchleppte ſich nach der Stadt.

Das dreimalige Aufgebot war geſchehen und der Hochzeitstag brach an. Brautvater und Bräutigam hatten, um mit ihrem Reichthum zu prahlen, die außerordentlichſten Anſtalten gemacht, damit ſtatt eines fröhlichen, mindeſtens ein prunkendes Feſt gefeiert werden könne. Von allen Seiten ſtrömten die Gäſte herbei und waren des Rühmens voll von dem ſchmunzelnden ſelbſtzufriedenen Bräutigam und der bleichen Braut, von den gefüllten Brautkiſten und den vielen

Anſtalten, die zu einem achttägigen Gelage getroffen waren.

Der Brautvater hieß alle Welt auf ſeinem Hofe handſchlagend willkommen, ließ ſchon vor dem Kirchgange fleißig einſchenken, und als die Zeit zum Aufbruch mahnte, war die ganze Geſellſchaft luſtig und guter Dinge. Nun ſollte die Kirchfahrt beginnen, und mit voller Muſik zog die ganze Hochzeits-Geſellſchaft zu den Ufern des Sees hinab.

Als man nun fröhlichen Sinnes abfuhr, und die Muſik luſtig darein ſchmetterte, ſaß die Braut ſtumm vor ſich hinblickend und hörte nichts von den platten Scherzen, womit der Bräutigam und der Brautvater ſich unterhielten.

Der Kahn mit dem Brautpaare hatte die Mitte des Sees erreicht; die Muſik verſtummte einen Augenblick. Da vernahm man plötzlich einen dumpfen, ſchauerlichen Ton. Alle erſtarrten. Die Ruder hörten auf, ſich zu bewegen, und jede Bruſt zog ſich ahnungsvoll zuſammen, als man ſtatt eines frohen Geläutes das dumpfe Zuſammenſchlagen der Sterbeglocke vernahm.

„Das iſt die Todtenglocke von St. Jürgen!“ rief laut eine Stimme.

„Die Todtenglocke von St. Jurgen!“ ſchallte es von den andern Nahen herüber.

„Amen dirbt!“ ſchrie Elsbeth plötzlich laut auf und ſank ohnmächtig in die Arme der Brautjungfern.

Vorher, in der Freude des beginnenden Feſtes, und jetzt, in dem Augenblicke des Schreckens, achtete Niemand darauf, daß ein Unwetter heraufgezogen war, und als die Glocke drei Mal, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, erklungen war, entlud es ſich mit voller Gewalt. Es gelang Allen, ſich zu bergen, nur nicht dem Brautkahn, er wurde vom Wirbelwinde erfaßt und das Unterſte zu Oberſt gekehrt.

Hülfe kam von allen Seiten, als der erſte Schrecken ſich gelegt. Alle wurden gerettet, nur Elsbeth nicht. Auch ihre Leiche kam nicht herauf, ſie blieb in der Tiefe des Sees und ſchlaft dort zwiſchen Treue und Untreue.

Der See aber heißt ſeit jenem Tage der Braut-See.

Tümmeldink.

In einem Dorfe Ditmarſchens, vielleicht zwiſchen Marne und Meldorf, oder ſonſt wo herum, wohnte einſtmals ein Bauer, der war reich, ſehr reich und hatte Gottes Segen an Korn und Vieh. Und was er in dieſem Jahre noch nicht hatte, das bekam er gewiß im nächſten, denn er hatte noch mehr Glück als Reichthum. Weit und breit waren ſeine glänzenden Umſtände bekannt und weit und breit waren die Leute Narren genug, ſich davon blenden zu laſſen und ihn für einen beſonders wichtigen Mann zu halten, vor dem man die Mütze nicht tief genug abnehmen könne.

Der Bauer, der von Natur hochmüthig war, ward es dadurch immer mehr, und wenn er ſich nicht für den lieben Gott ſelbſt hielt, ſo bildete er ſich doch nach und nach ein, eben ſo viel zu ſein, als der gnädige Herr Herzog.

So kam er einſt von dem großen Pferdemarkt in Neuenbrook und hatte dort ein eben ſo ſchönes, als theueres Pferd gekauft, auf welchem er nun im

Gemahl seiner hohen Wichtigkeit nach Hause ritt. Aber auf der Landstraße war es einsam und still, es gab keine Vorübergehende, die stehen bleiben konnten, um das Thier zu bewundern und dazu den Mann, der so reich war, daß er's hatte bezahlen können.

Das stieß ihm das Herz ab und er hielt's nicht länger aus. Er stieg also vom Pferde, band es an ein Weidenbeet und stellte sich dann in einiger Entfernung auf, beide Hände in die Seiten, worauf er mit sich selbst folgendes Zwiegespräch hielt:

„Gemorgen, Gemorgen mien beste Mann!"

„Gemorgen!"

Das war der Bauer selbst, der sich kurz abgebrochen antwortete, und zu Anfang und Ende des Gespräches nicht einmal an die Mütze rührte.

„Wat hett Se der vör een schöen Peerd."

„Dat will ick waten."

„See n Peerd heff ick all' mien Dag noch nich sehn. Dat mutt recht duer wesen. Röst gewiß een Hunnerter mee, dree?"

„Höger op!"

„Oder Veer het Fief?"

„Höger op!"

„Doch nich Acht bet Räegen?"

„Höger op!"

„Na! Doch woll nich gar Dusend?"

„Dusend Daler hett mien gnädigste Herr Herzog baden. Höger op!"

Dann ſetzte er ſich wieder auf und ritt nach Hauſe.

Der Bauer war aber nicht bloß ein Narr, es ſtand ſchlimmer mit ihm. Sein Herz war verhärtet worden und nie that er etwas Gutes um des Guten willen. Geſchah es aber einmal, daß er, weil es ihm Nutzen brachte, einem armen Manne irgendwie aus der Noth half, zeigte er ſich dabei ſo ſtolz und übermüthig, daß er der Gabe jeden Werth nahm.

Eines Tages kam ein Bauer zu ihm auf den Hof, der hatte ſich faſt außer Athem gelaufen und war ſchier in großer Angſt:

„Nachbar! Ihr kennt meine Umſtände und wißt, daß ich es nie zu etwas in der Welt gebracht habe, nun aber bin ich daran, auch das Letzte zu verlieren. Ich bedarf Feuerung für den nahen Winter und habe mir im Moor ſelbſt eine Fuhre ausgeſtochen. Der Karren iſt beladen, aber der Boden iſt von dem Regen allzuſehr aufgeweicht und das Fuhrwerk ſinkt immer tiefer ein. Mein Pferd iſt bei dem knappen

Futter so ausgehungert, daß es nicht mehr schleppen kann. So leiht mir denn auf eine Viertelstunde eines Eurer Gespanne, dann ist Alles gethan."

Aber der reiche Bauer dachte nicht daran, dem armen Nachbar diesen Liebesdienst zu erweisen, sondern hieß ihn mit barschen Worten sich vom Hofe scheeren, und rief ihm höhnisch nach, wenn die alte Kracke nicht mehr ziehen könne, so möge er sich selbst vor den Karren spannen und den Torf nach Hause schleppen.

Unterdessen war eine alte Frau auf den Hof gekommen, die that sehr kläglich und offenbarte den Mägden, die das Federvieh abwarteten, daß sie seit zwei Tagen keinen Bissen gegessen hätte.

Eine derselben steckte ihr ein großes Stück Brod zu und ermahnte sie, es zu verbergen, damit der Bauer es nicht sähe.

Aber die Alte trat damit gerade vor den Bauer hin und sagte:

„Das hat mir eine Seiner Mägde verehrt, und wenn ich auch weiß, daß Er es mir nicht gönnt, so soll Er doch dafür tausend Gotteslohn haben."

Da schlug der Bauer mit der Reitgerte nach ihr und sagte höhnisch:

„Die Dirne jage ich mit Schimpf und Schande

vom Hofe; Sie aber, alte Hexe, packe Sie ſich zum Teufel! Ich brauche Ihren tauſend Gotteslohn nicht; ich habe ſelbſt genug."

Als er dieß Wort geſprochen hatte, trat die Sonne hinter eine Wolke; die alte Frau wuchs ſo rieſengroß empor, daß ihr Kopf über das Scheunenthor weg ſah und mit einer Stimme, die lauter war, als der Sturm, der ſich eben aufgab, rief ſie:

„Das Wort ſollſt Du nicht umſonſt geſprochen haben. Du ſollſt ſo lange zwiſchen Himmel und Erde herumwandern, bis Du Dir den Gotteslohn verdient haſt, den Du eben von Dir ſtießeſt."

Damit war der Spuk verſchwunden und das Wetter freundlich wie zuvor.

Der Bauer aber zitterte am ganzen Leibe. Von dem Augenblicke an, da die Erſcheinung zu ihm geſprochen hatte, war er ganz verwandelt; er ſprach in ſich hinein:

„Den Gotteslohn kann ich mir ja wohl noch bei lebendigem Leibe verdienen!"

Und damit ritt er, ſo ſchnell er konnte, auf ſeinem beſten Geſpann nach dem Moor, um dem Nachbar herauszuhelfen.

Dieſer war in währender Zeit in Todesangſt den

Weg zurückgelaufen und dachte schon Karren und Pferd versunken zu sehen. Aber als er näher kam, blieb er vor Erstaunen stehen und rieb sich die Augen, denn er glaubte zu träumen, was er wirklich sah.

Das ganze Moor war mit Tausenden von den kleinen Unterirdischen, die in dortiger Gegend so häufig hausen, bedeckt. Sie hatten das Pferd schon von seiner Plage befreit und es sammt dem Karren herausgeholfen. Einer von ihnen sprang dem Bauer auf die Schulter und sagte ihm ins Ohr:

„Du und Deine Frau, Ihr habt uns viel Gutes gethan und nie einen armen Unterirdischen zurückgewiesen, der zu Euch ins Haus kam, um etwas von Euch zu bitten, ob Ihr gleich selbst arm seid. Darum haben wir gesucht, es nach Kräften gut zu machen. Da steht Dein Karren, sitze auf und fahre nach Hause in Gottes Namen."

Da war der arme Bauer außer sich vor Freuden, er dankte viel tausend Mal und fuhr singend von dannen. Die Unterirdischen aber waren geschäftiger denn zuvor und verdeckten das Loch, aus welchem sie den Karren gezogen hatten, sorglich mit Grassoden und abgestreiftem Laube.

Nun kam der reiche Bauer, von Angst getrieben,

mit ſeinem ſchönſten Geſpann daher und ritt, den Nachbar rufend, auf das moorige Feld. Als er aber auf die Stelle kam, wo den armen Nachbar das Unglück traf, verſanken die Pferde und der Bauer ſah bald nur noch mit dem Kopfe heraus.

„Jetzt iſt Dein Ende da!“ rief die fürchterliche Stimme von vorhin. „Nicht eher wirſt Du ruhig im Grabe liegen, bis Du Dir den verſchmähten Gotteslohn verdient haſt.“

Gleich darauf war auch der Bauer ganz verſunken und an ſeiner Statt tauchte ein Feuer auf, das flackerte wie ein brennendes Strohbund und ſchwebte auf und ab von einem Ende des Moors zum andern. Es ward von allem Landvolke geſehen, und weil es ein Ding war, das Niemand kannte und ſich immer luſtig herum tummelte, ſo nannte man es überall „Tümmeldink.“

Bei Tage ſah man Tümmeldink nicht, denn alsdann kann ein brennender Strohwiſch nicht gegen die Sonne aufkommen, aber ſobald es Abend wurde, war er hinten und vorne. Anfangs fürchteten ſich die Leute davor, da er aber Keinem etwas zu Leide that, ſondern überall, ohne einen Laut von ſich zu geben, ſeine Hülfe anbot, wurden Alt und Jung ganz bekannt

mit ihm, ſie ließen ſich ſeinen Beiſtand ganz ruhig gefallen und wenn er nicht gerade zur Hand war, riefen ſie ihn wohl gar ſelbſt herbei.

Suchte Jemand etwas Verlornes, oder er wollte leſen und es war über die Maaßen dunkel in der Stube, ſo rief er bloß:

„Leuchte 'mal!“

Dann kam Tümmeldink flugs herbei und ſtellte ſich als Lampe hin, ſo lange es nöthig war.

Gingen ein Paar Leute miteinander über Feld bei ſtockfinſterer Nacht und ſie wußten nicht Weg oder Steg, brauchten ſie nur zu ſagen:

„Wenn doch Tümmeldink nur hier wäre!“

Flugs kam dieſer dann kopfüber, kopfunter herbei und ging als Laterne voran, bis er die Verirrten auf den rechten Weg gebracht hatte.

Das dauerte lange Zeit und Tümmeldink, der zuerſt einem halberwachſenen Burſchen, der ſich verirrt hatte, aus der Noth half, hat ſpäter den Urenkeln von deſſen Kindeskindern denſelben Dienſt erwieſen.

Da kam einſtmals ein Muſikant von der Kirmes, der hatte den Kopf ſternhagelvoll und taumelte von einer Seite zur andern, bis er kopfüber im Graben lag.

„Pr' Pr!“ rief er pruſtend. „Iſt das verdammt

kalt! Tümmeldink! Tümmeldink! Wo biſt Du? Hilf mir heraus und wärme mich!"

Da war Tümmeldink flugs bei Wege; er half dem Muſikanten heraus, ſprang um ihn herum und hauchte ihn an, bis Jener ſich nothdürftig gewärmt hatte. Dann lief er ſchnurgerade den kürzeſten Weg voran und Jener ging ſchnell hinterher, denn das Bad in dem Graben hatte ihn bedeutend vernüchtert. So langten ſie mitſammen vor dem Hauſe des Muſikanten an und dieſer ſagte:

„Nun mußt Du mir auch die Thür aufmachen, denn meine Finger ſind ganz verklammt!"

Das that Tümmeldink und als der Muſikant hinweg ging, ſagte er gutmüthig:

„Das war ein guter Dienſt, den Du mir erwieſen; dafür ſollſt Du auch tauſend Gotteslohn haben."

Kaum war das Wort geſprochen, als Tümmeldink über die nächſten Bäume wegſprang und man ſeine erſten Worte hörte:

„Gott ſei Dank! Nun bin ich frei!"

Seit der Zeit iſt Tümmeldink verſchwunden und jeder Kirmesgaſt, der nicht vom Deich in die Elbe, oder von dem Steg in die Gräben fallen will, muß die Laterne nicht zu Hauſe laſſen.

Der liebe Gott und der Teufel.

Der liebe Gott hatte Luſt bekommen, einmal ein Bischen auf unſerer Welt herum zu ſpatzieren, und das ſollte dießmal in ſeinem liebſten Garten geſchehen, darum ging er nach Holſtein. Weil ihm aber die Zeit lang wurde, ſo ließ er dem Teufel ſagen, daß er mit ihm gehen ſolle.

Beide gingen über Feld, ohne ein Wort zu ſprechen, als ein Mann bei ihnen vorüber ging, der höflich grüßend den Hut zog. Der liebe Gott nahm freundlich die Mütze ab und bedankte ſich; der Teufel aber behielt die ſeinige auf dem Kopfe und ſtreckte die Zunge aus.

Als der liebe Gott das ſah, wurde er ſehr verdrießlich und ſagte:

„Für einen guten Tag gehört immer ein großer Dank, und es iſt ſehr unrecht von Dir, daß Du ſo unhöflich biſt.“

„Hat mir der Gruß doch nicht gegolten!“ antwortete der Teufel mit aufgeworfenen Lippen. „Mich

grüßen die Menſchen nicht, ſie rufen mir alles mögliche Böſe nach, und . . .“

„Und das kann ihnen auch kein Menſch verdenken,“ unterbrach ihn der liebe Gott, „denn Du biſt nur dazu da, um ihnen Poſſen und Schabernack zu ſpielen.“

Der Teufel lachte in ſich hinein, aber der liebe Gott glaubte dieſe Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen laſſen zu dürfen und hielt dem Teufel eine eindringliche Predigt, worin er ihn alles Ernſtes ermahnte, endlich ein ehrbarer, geſetzter Mann zu werden; dann würden ſich auch die Menſchen ändern, und ſie würden dem Teufel eben ſo gut werden, als jetzt ihm, dem lieben Gott.

„Das iſt nicht wahr!“ ſagte der Teufel. „Ich kann ſo viel Gutes thun, als ich nur will, es glaubt's kein Menſch; eben ſo wenig, als wenn es hieße, Du hätteſt ihnen einen Schabernack angethan. Ich bin nun einmal der Teufel und muß gehänſelt werden. Darum hänſele ich wieder.“

Das beſtritt der liebe Gott aus allen Kräften. Beide wurden heftig und der Teufel ſagte:

„Die großen Worte thun's nicht; wir wollen's gleich einmal verſuchen.“

Sie waren an eine Wiese gekommen, darauf graſete ein Ackerpferd und der Bauer ſah von fern wohlgefallig zu, wie es ſeinem Gaul ſchmeckte.

„Siehſt Du das Pferd?“ fragte der Teufel. „Jetzt thue mir den Gefallen und wirf es in den moraſtigen Graben.“

Das kam dem lieben Gott ſauer an, weil er ſich aber einmal mit dem Teufel eingelaſſen hatte, gab er der Aufforderung nach und warf das Pferd in den Moraſt.

Als der Bauer das ſah, eilte er ſchnell herbei, und handeſchlagend rief er aus:

„Wat vöer een Dubel hett mi dat daen?“

„Hau Du's gehört?“ fragte der Teufel. „Ich bin ganz ſchuldlos und kriege nun doch die Schuld. Es wird aber noch beſſer kommen.“

Der Bauer war unterdeſſen polternd und ſcheltend nach dem Dorfe gerannt, um einen Hebebaum und ein Tau zu holen, womit er das Pferd herauszuziehen gedachte. Unterdeſſen ſprang der Teufel in den Moraſt, zog das Pferd heraus, wuſch es in dem nahen Graben ſauber ab und ließ es laufen. Als nun der Bauer zurückkam und ſein Pferd wohlbehalten wiederſah, warf er den Hebebaum weg und rief:

„Na, Gott Dank! dat heſt Du good maekt, ool' Vatter!"

Als der liebe Gott das hörte und erndten ſollte, wo er nicht geſäet hatte, wurde er ganz verlegen; der Teufel aber ſagte:

„Das habe ich ſchon vorher gewußt! Darum bleibe ich auch, wie ich bin, und wir wollen lieber nicht mehr zuſammen ſpazieren gehen, damit Du Dich nicht ärgerſt."

Handwerksburschen, Teufel und Gastwirth.

Da waren einmal drei Handwerksburschen, gute, ehrliche Jungen, denen wollte weder Glück noch Stern scheinen; sie hatten wohl den Kopf voll Sorgen, aber der Magen und die Taschen waren desto leerer.

In Garring, wohin sie zuletzt wanderten, hatten sie auch keine Arbeit gefunden, und der Zehrschilling, den sie vom Amtsmeister bekamen, ging für die Zeche in der Herberge hin. Als sie nun aufbrachen, machte der Herbergsvater jeden eine Weile vorher die Thür weit auf, und die Herbergsmutter fragte schnippisch, warum sie sich nicht eine Herzstärkung für unterwegens mitnähmen? Die Reise sei beschwerlich und kein Wirthshaus anzutreffen weit und breit. Aber sie begnügten sich mit dem alten Handwerkswitz und der Erste sagte:

„Heute haben wir gegessen!"

Der Zweite: „Morgen essen wir nichts!"

„Uebermorgen sind wir da!" der Dritte.

Und damit marschirten sie zum Thor hinaus, Lust

im Gemüth und Luſt auf den Lippen, denn ſie wanderten nach dem Oldenburgiſchen, wo damals die Tauben gebraten umherflogen und neben den geſchmorten Ochſen, Tellern, Meſſern und Gabeln haufenweiſe aufgeſchichtet ſtanden.

Aber ehe man zu all' dieſen Herrlichkeiten gelangen konnte, mußte man durch einen dicken, dicken Wald. Darin irrten auch die Handwerksburſchen herum und konnten's Ende nicht finden. Zweimal war es ſchon Abend und wieder Morgen geworden und es begann zum dritten Male zu dunkeln; da konnten die armen Burſchen nicht weiter fort, ſondern ſanken in die Kniee und der Erſte rief:

„Hier will ich ſterben!"

Damit fiel er um.

„Ich auch!" ſagte der Zweite und fiel über ihn.

„Und ich auch!" ſagte der Dritte und legte ſich den Gefährten zur Seite.

Als ſie nun ſo da lagen, den Nachtvogel durch das Laubwerk ſtreichen hörten und ihr ſeliges Ende erwarteten, blitzte eine helle Flamme dicht vor ihnen aus dem Boden auf. Davor entſetzten ſie ſich ſo, daß ſie alle Drei aufſprangen und mit ſchlotternden Knieen das Feuer anſtarrten.

Aber das Feuer theilte ſich und ein ſchwarzes Männlein ſtand darin, das hauchte ſie mit glühendem Athem an und fragte barſch:

„Was wollt Ihr bei mir?“

„Sterben!“ ſagten die Burſchen.

„Das könnt Ihr, und gleich! Aber wollt Ihr nicht lieber leben und viel Geld haben?“

„Das möchten wir lieber.“

„So will ich's Euch ſchaffen, und Ihr ſollt ein Herrenleben führen, daß der reichſte Meiſter ſammt allen ſeinen Kunden wahre Lumpenkerle gegen Euch ſind.“

Das kam den halb verſchmachteten Burſchen ſehr erwünſcht und ſie fragten haſtig:

„Was müßen wir dafür thun?“

„Dafür mußt Ihr Euch das Erröthen abgewöhnen, und auf Alles, was Euch die Leute fragen, nur Jeder mit einem Worte antworten.“

Damit flüſterte er jedem Einzelnen ein Wort zu und ſagte dann weiter:

„Wenn Ihr jemals mehr ſagt, drehe ich Euch den Kopf von vorne nach hinten; haltet Ihr aber aus, ſo ſollt Ihr's gut haben, und ich ſtehe Euch bei in jeder Noth.“

Als die Handwerksburſchen das hörten, beſannen

ſie ſich nicht lange, ſondern griffen mit beiden Händen zu und freuten ſich aufs Herrenleben.

„Der Vertrag gilt!“ rief das ſchwarze Männlein, hieß den Burſchen die Hüte abnehmen und fuhr mit der Schaufel in die Flammen hinein. Das Gold aber, welches er daraus hervorholte, warf er ihnen in die Hüte, die davon ſo ſchwer wurden, daß die Burſchen ſie kaum fortſchleppen konnten.

Darauf verwandelte ſich das Feuer in eine Laterne, die nahm der Schwarze in die Hand und ſagte:

„Nun will ich Euch leuchten, damit Ihr Euch aus dem Walde herausfindet; denkt aber daran, daß Ihr Wort haltet“

Der Schwarze ſchritt tüchtig zu, die drei Handwerksburſchen hinter ihm her, und es dauerte gar nicht lange, da traten ſie zwiſchen den Bäumen hinaus ins Freie. Nicht weit davon ſahen ſie einen ſtattlichen Ort, worin die Lichter hell ſchimmerten, am helliſten aber leuchtete die Lampe vor der Thür des Wirthshauſes.

„Da geht hinein!“ ſagte der Schwarze. „Ich mache mein Licht aus.“

Sogleich war dieſer verſchwunden und die Handwerksburſchen liefen raſch auf das Wirthshaus zu, deſſen Herr ihnen auf der Schwelle entgegen kam.

„Beliebt näher zu treten, meine Herren?“ fragte der Wirth mit einem Bückling. „Kommt wahrscheinlich von einer langen Wanderung und habt Luſt zu einem feiten Abendbrod?“

„Wir Drei!“ ſagte der Erſte.

„Ums Geld!“ der Zweite.

„Das iſt recht!“ der Dritte.

Dieß waren aber die Worte, die der Schwarze ihnen zugeflüſtert hatte.

„Aha!“ dachte der Wirth. „Die guten Jungens haben noch reichliche Mutterpfennige bei ſich, ſonſt waren ſie nicht ſo kurz angebunden. Die muß ich anzapfen.“

Das Abendbrod wurde gebracht und der Wirth fragte mit einem Kratzfuß:

„Die Herren trinken noch auch ein Glas Wein dazu?“

„Wir Drei!“ ſagte der Erſte.

„Ums Geld!“ der Zweite.

„Das iſt recht!“ der Dritte.

Der Wirth ſtellte Jedem eine Flaſche Wein hin und wunderte ſich ſehr, daß er genau dieſelben Antworten kriegte, wie vorhin; auch entging es ihm nicht, daß Alle untereinander kein Wort ſprachen.

„Dahinter ſteckt etwas!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Das muß ich herausbringen!“

Er that nun mancherlei Fragen, kreuz und quer, kriegte aber überall nur dieſelben Antworten, ſie mochten paſſen oder nicht.

„Das iſt nun ausgemacht, die ſind nicht recht bei Troſte und ich kann ſie nach Herzensluſt prellen!“ dachte der Wirth und ſchmunzelte, denn er hatte bemerkt, wie die Burſchen öfters einige Goldſtücke aus der Taſche zogen und als ſeltene Rarität beäugelten.

Als nun die drei Burſchen zu Bette gegangen und feſt eingeſchlafen waren, kam noch ein Gaſt vor der Thür des Wirthshauſes an; der ſaß aber im Wagen und war ein ſtattlicher Handelsherr mit einer reichgefüllten Geldkatze um den Leib.

Als der Wirth dieſen Gaſt erblickte, der ſchon öfters bei ihm geherbergt hatte, erwachte die Habſucht in ihm mächtiger denn je; er beſchloß, ihn zu berauben, und nachher alle Schuld auf die drei Handwerksburſchen zu ſchieben. Sobald er alſo den Kaufmann eingeſchlafen glaubte, ſchlich er in deſſen Stube und ſtreckte die Hand nach der Geldkatze aus. Aber der Kaufmann ſchlief noch nicht und packte den Wirth bei der Kehle. Nun wußte dieſer keinen andern

Rath, als seinen Gast zu erschlagen. Das that er denn auch und brachte darauf seinen Raub in Sicherheit. Als aber der erste Tagesschimmer durch die Fenster drang, lief er barhäuptig und ohne Pantoffeln an den Füßen zur Hausthür hinaus, trommelte alle Nachbarn aus dem ersten Morgenschlaf und weckte den Richter des Ortes mit dem Rufe:

„Mord' Mord'"

Alles lief zusammen und als der Richter in die Stube trat, wo der Erschlagene am Boden lag, sagte der Wirth:

„Seht da das Unglück, gestrenger Herr Voigt! Und von Allem, was der fremde Herr mitgebracht hat, ist hier nichts mehr zu finden. Ich will Niemand anklagen, aber wenn ich gefragt werde, kann ich auf Gewissen nichts Anderes antworten, als daß ich glaube, drei Handwerksburschen, die gestern Abend bei mir einkehrten, haben den Mord begangen."

Sogleich ließ der Richter die drei Burschen aus dem Schlafe rütteln und herbeischleppen. Als sie die Leiche sahen, wurden sie vor Schrecken todtenblaß.

„Wer hat den Mann umgebracht?" fuhr der Richter sie an.

„Wir Drei!" sagte der Eine.

„Ums Geld!“ der Zweite.

„Das iſt recht!“ der Dritte.

„Der Prozeß fällt kurz genug aus!“ ſagte der Richter. „Die Schurken ſind der That ſogleich geſtändig. Führt ſie nur ins Gefängniß!“

Das geſchah und der Richter unterſuchte darauf die Ränzel der Handwerksburſchen. Als er nun die große Summe Geldes fand, die ihnen das ſchwarze Männlein im Walde gegeben, wurde er ſeiner Sache noch gewiſſer und ſagte, ſich fröhlich die Hände reibend:

„Was bedürfen wir weiter Zeugniß? Die Kerle müſſen hängen!“

Die Handwerksburſchen waren in ihrem Kerker anfangs fröhlich und guter Dinge, denn ſie hofften, ihre Unſchuld werde ſchon an den Tag kommen. Aber als ein Tag nach dem andern verſtrich, ohne daß es geſchah, und ihnen endlich angekündigt ward, daß ſie am nächſten Morgen hängen müßten, fingen ſie laut an zu weinen.

Da trat das ſchwarze Männlein zu ihnen in den Kerker und ſagte barſch:

„Warum ſtellt Ihr Euch ſo ungeberdig? Ich habe Euch ja geſagt, daß Euch nichts geſchehen ſoll.

Mir iſt's bloß um den Wirth zu thun, und ich kann den Spitzbuben, der ſchon ſo viel zum Wohlgefallen des Teufels gethan hat, nicht eher fangen, bis er einen ſeiner luſtigen Streiche ſelbſt eingeſteht. Darum denkt an den Gehorſam, den Ihr mir ſchuldig ſeid."

Damit war er verſchwunden.

Am andern Morgen früh waren alle Leute auf den Beinen, um zu ſehen, was ſie mit den drei Delinquenten anfangen würden, der Neugierigſte war aber der Wirth. Er ſtand dicht bei dem Galgen und neben ihm ſtellte ſich ein ſtämmiger Geſelle auf im Scharlachmantel und mit einem glutrothen Geſicht, der ſah ihn grinſend an. Das kümmerte aber den Wirth nicht, der nur Augen für die Verurtheilten hatte, die jetzt unter dem Galgen ſtanden und bevor ſie aufgeknüpft wurden, noch einmal ihr Verbrechen öffentlich vor allem Volke eingeſtehen ſollten.

Eben wollte der Richter den Mund öffnen, als der Mann im Scharlachmantel laut auflachte und mit ſeiner Fauſt dem Wirth auf die Schulter ſchlug, daß dieſer zuſammenknickte:

„Ich weiß aber, daß Jene da unſchuldig ſind und daß dieſer Schuft von Gaſtwirth den Kaufmann umgebracht hat. Wer weiß es noch?"

Da nahmen ſich die drei Handwerksburſchen zuſammen und riefen nacheinander:

„Wir Drei!“

„Ums Geld!“

„Das iſt recht!“

Der Wirth aber war von dem Teufelsſpuk ſo ergriffen, daß er alle Beſinnung verlor und unter Zähnklappern ſchrie:

„Ach Gott! Ach Gott! Ich will es auch im Leben nicht wieder thun!“

„So muß dieſer Kerl hängen!“ ſagte der Richter und der Büttel ſtreckte die Hand nach dem Wirthe aus. Aber der Scharlachmantel ſtieß ihn lachend zurück:

„Willſt dem Teufel ſeinen Braten rauben? Der da iſt mein.“

Damit drehte er dem ſchurkiſchen Wirthe das Genick um, warf ihn über die Schulter und fuhr mit ihm durch die Luft davon.

Die Handwerksburſchen konnten nun gehen, und das thaten ſie auch. Ob ſie aber im Oldenburgiſchen viele von den gebratenen Tauben, die damals dort herumflogen, gegriffen haben, weiß ich nicht zu ſagen.

Wie es die Büsummer machen.

Da ist kein Land in der ganzen Christenheit, das nicht irgend einen Ort herbergte, der als Sündenbock für alle Dummheiten büßen muß. Da gibt's ein Krähwinkel und ein Schilda, ein Polkwitz und ein Burtehude und wo im heiligen römischen Reiche irgend eine Albernheit ausgeheckt wird, läßt man sie nach diesen Orten wandern, damit auch nicht das Geringste zu ihrem Zierrathe mangele.

In Holstein sind's die Büsummer. Aber was sonst in den herzoglichen Landen von den Jäglern, den Hostruppern, oder den Bishorstern erzählt wird, das wurde eines Tages den ehrlichen Büsummer Schiffern ganz allein in die Schuhe geschoben.

Das ging so zu:

In Altona kennt Jedermann das Schifferhaus, das Madame Burmeister in der großen Elbstraße offen hält, und wo die meisten Schiffer von allen Häfen des Landes und der Inseln verkehren.

Da standen eines frühen Morgens acht Seeleute

von der langen Reiſe vor der Thür, junges, übermüthiges Volk, aufgelegt zu allen tollen Streichen, die beriethen miteinander, wie ſie einen guten Trunk Weines thäten, ohne daß ſie zu bezahlen brauchten; denn ſein Geld mag der Matroſe in Altona wohl verdienen, er muß es aber in St. Pauli verzehren.

„Wenn uns nur ein Bufummer in den Weg laufen wollte!“ ſagte der Eine. „Dem wollten wir die Zeche ſchon in die Schuhe ſchieben.“

„Wißt Ihr was?“ rief ein Anderer. „Laßt uns nur den Wein erſt trinken, die Zeche wird ſich nachher finden. Man kann für einen Dreiling viele Kreide kaufen und noch mehr damit ſchreiben.“

Als ſie in die große Hinterſtube traten, ſahen ſie ſeitwärts einen Mann ſitzen, der in aller Stille ſein Glas trank, und deſſen breites fleiſchiges Geſicht ihn als einen Schiffer aus Büſum kundgab.

„Da haben wir, was wir brauchen!“ ſagte der Erſte, und als er ſeinen Kameraden einen Wink gegeben hatte, daß ſie ſich ja nichts merken laſſen ſollten, als wüßten ſie, daß er aus Büſum ſei, ging er zu ihm, lud ihn zu einem fröhlichen Trunke ein, und als Alle beiſammen ſaßen, fing er an zu ſingen:

„Johann! Spann' an!
Dree Katten voran,
Dree Mues' vornet,
Fohrt de Busummer na sien Bruet."

Das verschnupfte den Büsummer und er schnitt ein schiefes Maul, denn er wußte wohl, daß es ihm zum Spotte gesungen sei. Aber er sagte nichts und dachte: Meine Zeit kommt schon.

Die Matrosen thaten auch, als hätten sie das schiefe Maul nicht gesehen, und der Erste begann:

„Wißt Ihr schon, wie es die Büsummer machen beim Baden?"

Das wußten die Uebrigen nicht und der Erste erzählte:

„Gingen einmal neun Büsummer an den Strand, um sich zu baden. Nachdem sie nun eine Weile mit- und durcheinander schwammen, sagte der Eine: „Kinder, wir müssen doch sehen, ob auch Niemand von uns ertrunken ist. Ich will zählen." Er fing nun bei sich an und sagte: „Ich bin ich! Eins! Zwei! Drei! Vier! Fünf! Sechs! Sieben! Acht! — Da ist Einer von uns ersoffen!" schrie er laut und hätte in dem kalten Wasser vor Schrecken beinahe das hitzige Fieber bekommen.

„Du haſt Dich verzählt!“ ſagte der Zweite. „Laß mich nur machen!“ Darauf fing Der an: „Ich bin ich! Eins, Zwei, Drei, Vier, Fünf, Sechs, Sieben, Acht! — Ja!“ ſchrie er laut, „nun iſt wahrhaftig Einer ertrunken. Wenn ich's nur nicht bin!“

Jetzt zählte der Dritte, dann der Vierte und ſo fort. Alle fingen an, wie die erſten Beiden, und zählten nur bis Acht.

Da wateten ſie ſchweigend ans Ufer; ſie ſetzten ſich nebeneinander auf den Sand und beklagten den guten Kameraden, den ſie verloren.

Bald darauf kam ein Fremder des Weges daher, der fragte die Männer, was ihnen fehle, daß ſie ſo betrübt daſäßen? Und ſie klagten ihm aufrichtig ihr Herzeleid.

Da lachte der Fremde laut auf und ſagte:

„Ihr Narren, die Ihr ſeid! Steckt einmal Euere Naſen in den Sand und zählt, wie viel Löcher es ſind.“

Das thaten ſie und fanden neun Löcher. Da wurden ſie höchlich zufrieden, daß Keiner von ihnen ertrunken ſei; ſie kleideten ſich raſch an und gingen vergnügt nach der Stadt.“

Der Erzähler hielt inne. Die Andern lachten

viel über den Schwank, der ihnen großen Spaß gemacht hatte, es ward eine neue Flasche angeschenkt und der Zweite stieß mit seinem Glase auf den Tisch, zum Zeichen, daß er sprechen wollte. Er sagte:

„Wißt Ihr's, seit wann es die Büsummer wie die Sperlinge machen?"

Das wußten aber die Andern nicht; auch der Fremde nicht und der Zweite erzählte:

„Auf einem Dorfe hatten sie sich einst eine Scheune gebaut. Als nun Alles fix und fertig war, wollten die Mauern das Dach nicht tragen und es sollte ein großer Stützbalken darin angebracht werden. Nun kamen ihrer Acht mit einem großen Balken angeschleppt, der ging aber nicht durch das Scheunenthor, sie mochten es anfangen, wie sie wollten, denn sie trugen ihn quer. Als nun alle Mühe vergeblich war, legten sie den Balken nieder, setzten sich darauf und beriethen miteinander, ob sie nicht eine Seitenwand einreißen sollten, um den Balken durchzubringen? Als sie noch lebhaft miteinander stritten, kam ein Sperling geflogen, der sich in einem Loche über dem Scheunenthor sein Nest baute. Er hatte einen großen Strohhalm im Schnabel und zog ihn der Länge nach in das Loch hinein. Da gaben die Büsummer das

Berathſchlagen auf und machten's mit ihrem Balken, wie der Sperling mit dem Strohhalm."

Da lachten die Matroſen abermals, bis daß der Dritte ſie ſchweigen hieß und ſagte:

„Nun bin ich daran; hört, was ich weiß!"

„Einſtmals wollten die Büſummer tanzen und der Krüger wollte nicht die große Diehle erleuchten, ohne dafür beſonders bezahlt zu werden. Darüber ſtritten ſie ſich.

Da kam des Krügers Kuhmagd gelaufen; ſie war faſt athemlos und ſagte keuchend:

„Kommt heraus, alle Mann, und helft, der Mond iſt in den Brunnen gefallen."

„Die Magd iſt nicht klug!" ſagten die Büſummer. „Wie ſoll der Mond in den Brunnen fallen, da er doch oben feſtgenagelt iſt?"

„Er liegt aber doch darin!" rief die Magd. „Kommt nur ſelbſt heraus und ſeht es mit an."

Da gingen die Büſummer hinaus und ſahen, wie ſich der Vollmond in dem Brunnen ſpiegelte.

„Wahrhaftig, da liegt er!" riefen ſie verwundert. „Wie mag das zugegangen ſein?"

„Das weiß ich nicht!" ſprach der Klügſte. „Es geht mich auch nichts an. Aber was meint Ihr,

wenn wir den Mond aus dem Waſſer herausſchnitten und trugen ihn auf des Krugers Dieble, dann brauchten wir ihm beim Tanzen kein Licht zu bezahlen."

Der Einfall gefiel Allen abſonderlich wohl: ſie ſtiegen mit ihren Meſſern in den Brunnen, um das Werk zu beginnen. Aber es wollte ihnen nicht gelingen. Bald war der Mond ganz und gar verſchwunden, denn ſie rührten den Schlamm auf und das Waſſer wurde trübe. Als ſie nun die Hand nach einem Kruge Bier ausſtreckten, den ihnen der Krüger zubrachte, ſahen ſie den Mond wieder über ſich am Himmel ſtehen. Da ſtiegen ſie aus dem Brunnen und gingen kopfſchüttelnd nach Hauſe. Am andern Morgen aber hatten ſie Alle den Schnupfen."

„Das war ein guter Spaß!" riefen Alle und lachten ſo lange, bis der Vierte anhub:

„So iſt's geſchehen, nachdem der Brunnen ſchon Jahr und Tag fertig ſtand. Als er aber erſt gegraben war, wollten die Bürgermeiſter gern wiſſen, wie tief er ſei. Derohalben legten ſie einen Windebaum quer über das Brunnenloch und ein Mann, der für den Stärkſten im Orte galt, ſchlang ſeine Hände um ihn und ließ ſich in den Brunnen hinabhängen. Nun ging ein Zweiter hinein, der hing ſich mit den Han-

den an die Beine des Erſten, dann folgte ein Dritter, ein Vierter und ſo fort. Als etwa ein Dutzend Kerle auf dieſe Weiſe Einer an dem Andern hingen, ohne daß ſie Grund gefaßt hatten, konnte der Oberſte es nicht mehr aushalten und rief überlaut:

„Haltet Euch einen Augenblick feſt, Jungens: ich muß mir die Hände ſchmieren!“

Damit ließ er ſich los, und die Büſummer fielen kopfüber in den Brunnen. Sie waren aber ſo durcheinander gefallen, daß ſie die Beine nicht wieder zuſammen finden konnten. Da kam des Bauernvoigts Großknecht mit der Hetzpeitſche und ſpielte ihnen auf. Das brachte ihnen die Beine auseinander.“

Jetzt war die Reihe an dem Fünften:

„Ich weiß auch eine Geſchichte von dieſem Brunnen. Am heiligen Chriſtfeſte wollten die Büſummer vor Tage nach der Kirche gehen, um es gerade ſo zu machen, wie die Hirten im Evangelium. Damit ſie aber den Weg nicht verfehlen möchten, ſpannten ſie einen Strick aus, der reichte von der Schenke nach der Kirchenthür. Ein Schalksknecht, der darum wußte, ging heimlich hinaus, löſte das Tau von der Kirchenthür ab und befeſtigte es an den Rand des Brunnens. Als es nun Zeit war, dachten die Büſum-

mer nichts Arges, ſondern gingen längs dem Zaun, Einer nach dem Andern, wie die Hammel in den Stall. Darauf fiel der Erſte in den Brunnen, und als ihm das Waſſer über den Kopf zuſammenſchlug, meinte der Zweite, ſein Vordermann ſchlage die Thür hinter ſich zu. Darum rief er: „Laß auf! Wir wollen auch hinein!“ Dann purzelte er ebenfalls in den Brunnen und bei dieſer Gelegenheit ſind viele Büſummer umgekommen. Das waren aber die Klugſten.“

Der Sechste erzählte:

„Es iſt nun genug mit dem Brunnen. Ich will erzählen, wie den Büſummern einſt ihre Kirche nicht auf der rechten Stelle ſtand, weil dem Herrn Paſtor während der letzten Predigt die Sonne in die Bibel ſchien und er das Buch zumachen mußte. Sie wollten ſie deßhalb gern einige Faden weiter nach Süden haben, wußten's aber gar nicht anzufangen. Da fand ſich zur rechten Zeit wegelangs ein armer Teufel, der wünſchte ſich eine von den ſchönen, rothen Jacken, wie ſie damals auf Büſum getragen wurden, hatte aber nicht das Geld, ſich vom Handelsjuden eine zu kaufen. Darum wollte er ſich bei dieſer Gelegenheit eine verdienen und ſagte:

„Wenn's weiter nichts iſt, das wollen wir bald kriegen. Einer von Euch lege hier im Norden, zehn Fuß von der Mauer eine neue rothe Jacke her, aber neu muß ſie ſein. Dann wollen wir Alle ſo lange ſchieben, bis die Kirche an die Jacke herangekommen iſt."

Das thaten die Leute, und als ſie eine Stunde lang aus allen Kräften ſich mit dem Rücken gegen die Mauer geſtemmt und tüchtig geſchoben hatten, ſagte Jener:

„Nun haltet einen Augenblick ſtill und trocknet Euch den Schweiß ab; ich will nachſehen, wie weit wir gekommen ſind."

Er lief weg, und als er auf der andern Seite ankam, ſchrie er laut:

„Jungens! Haltet auf! Wir ſind ſchon weiter, als wir ſollten, denn von der rothen Jacke iſt kein Faden mehr zu ſehen." Da kamen die Büſummer gelaufen und als ſie die Jacke nicht mehr ſahen, waren ſie froh, daß die große Arbeit mit ſo weniger Mühe gelungen war. Ganz aber konnten ſie es doch nicht begreifen, wie jener arme Teufel am nächſten Sonntage zu der ſtattlichen rothen Jacke gekommen war. Aber mit dem Gelingen war's richtig, denn

die Sonne ſchien nicht in des Paſtors Bibel, weil's ein Regentag war."

Bedächtig trank der Siebente ſein Glas aus:

„Zwei Bauſummer hatten einmal ein Dutzend ſchöner geſalzener Häringe in der Stadt gekauft, die ſchmeckten den Bauern überaus gut, und ſie beriethen miteinander, wie ſie ſich wohl recht viele ſolcher Fiſche für weniges Geld ſchaffen könnten. Da ſchlug ein Weiſer unter ihnen vor, ſie wollten einen ganzen Kerb davon aus der Stadt kommen laſſen und ſie in den Teich werfen, da könnten ſie ſich ungeſtört vermehren. Das geſchah alſobald, und ſie beſchloſſen nun weiter, daß zur Herbſteszeit der Teich abgelaſſen werden ſolle, damit ſie die Häringe mit Händen greifen könnten. Das geſchah, als die erſten Aepfel gelb wurden, aber ſie fanden gar keinen Fiſch und nur ein einziger Aal wälzte ſich träge im Schlamm. Die Bauſummer begriffen ſogleich, daß dieß Unthier ihre Häringe aufgefreſſen habe, darum fingen ſie es, und der Bauernvoigt ſagte, das Beeſt müſſe dafür mit dem Tode beſtraft werden. Das war den Bauern ganz recht und es entſtanden nur Zweifel, welche Todesart die ärgſte ſei. Einige waren fürs Hängen, Andere fürs Verbrennen, noch Andere fürs Köpfen.

Endlich wurden ſie einig, daß Ertrinken der ſchrecklichſte Tod ſei. Jubelnd gingen ſie hinab zum Strand, und als der Aal ſich in dem hellen klaren Waſſer fröhlich drehte und wendete, riefen die Büſummer:

„Seht, wie das Beeſt ſich quält! Aber ihm geſchieht ganz recht, warum hat er unſere Häringe aufgefreſſen?“ und fröhlich gingen ſie darauf nach Hauſe.“

„Nun bin ich an der Reihe!“ ſagte der Achte, „und will erzählen, wie einige Büſummer Abends in der Schenke ſaßen und einem Fremden zuhörten, der weit herkam und ihnen ſagte, daß es bald Krieg geben werde.

„Was iſt denn Krieg?“ fragten Einige.

„Wenn die Trommel geht,“ antwortete der Fremde.

„Wie geht denn die Trommel?“ fragten Jene wieder.

„Bum! Bum! Bum!“ ſagte der Fremde und ging zu Bette.

Am andern Morgen, als die Büſummer auf das Feld gingen zum Grasmähen, hatten ſie den Kopf noch ganz voll von der Geſchichte, und ſie ſagten zueinander:

„Was iſt denn Krieg?“

„Wenn die Trommel geht.“

„Wie geht die Trommel?“

„Bum! Bum! Bum!“

Beim Mähen wurde ihnen warm und ſie ſprachen dem mitgenommenen Bier fleißig zu. Bald war die mitgebrachte Tonne leer getrunken und durch das offene Spundloch hatte ſich eine große Biene hineinverirrt, die laut zu ſummen anfing.

„Da iſt der Krieg ſchon!“ rief der Erſte, der das Summen hörte, und Alle liefen in großer Unordnung davon, ohne ihre Senſe mitzunehmen. Der Muthigſte von ihnen wollte gern etwas retten, darum nahm er die leere Tonne auf den Rücken und lief hintendrein. Als aber die Biene immer fortſummte, rief er: „Die Trommel iſt hinter uns!“ und als ſie vor dem Dorfe anlangten, ſchrieen Alle außer Athem: „Wir bringen den Krieg mit!“ Darüber verbreitete ſich allgemeine Beſtürzung, und es ward erſt allmählich wieder Ruhe, als die Biene den Weg durch das Spundloch ins Freie fand. Da ging die Trommel nicht mehr und der Krieg kam auch nicht.“

Alle dieſe Geſchichten hatte der Büſumer Schiffer, auf den ſie gemünzt waren, mit angehört, ohne ein Wort zu ſagen. Als nun aber der Erſte wieder von vorn anfangen wollte, Geſchichtchen aus allen Ecken und Enden der beiden Herzogthümer aufzutiſchen und

ſie den Büſummern anzuheften, ſtand er auf und ſagte:

„Hört, Ihr junges Volk, das iſt Alles gut ausgedacht, und wenn Ihr über die dummen Büſummer lachen wollt, ſo kann's Euch Keiner wehren. Aber ſo klug Ihr ſeid, habt Ihr doch nicht Alles gehört. Wißt Ihr's, wie die Büſummer es machen, wenn ſie Fragen und Antworten ſpielen?"

„Nein, das wiſſen wir nicht."

„Ich will's Euch ſagen. Da ſtellt ſich Einer hin und fragt die Andern, die um ihn herum ſitzen, Dieß oder Jenes. Können ſie nun nicht antworten, ſo muß Jeder dem Frager einen Schilling geben; können ſie aber antworten, ſo muß er ſeinen Schilling zur allgemeinen Zeche büßen. Das ſollten wir auch einmal ſpielen, und Ihr könnt von einem Büſummer etwas lernen."

Das kam dem jungen Volke luſtig vor, daß ſie von einem Büſummer etwas lernen ſollten. Darum nahmen ſie ſeinen Vorſchlag mit großem Gelächter an und verlangten, daß Jeder nicht einen, ſondern vier Schilling Strafe zahlen ſollte, denn ſie dachten an ihre Zeche und wollten den Büſummer recht prellen.

Das war der Schiffer aus Büsum zufrieden und er fragte den Ersten:

„Kommt eine Tonne aus Engeland,
Ohne Boden und ohne Band,
Und ist zweierlei Bier darin.

Was ist das?"

Der Erste dachte eine Weile nach, schüttelte dann mit dem Kopf und legte stillschweigend ein Vierschillingstück auf den Tisch. Eben so machten's die Andern.

Der Büsummer sagte:

„Ihr könnt's nicht rathen? So will ich es Euch sagen. Es ist ein Ei."

Damit strich er die Vierschillingstücke ein und wandte sich an den Zweiten:

„Es sitzt eine Jungfrau in der Lauben,
Die hat einen rothen Rock an;
Wenn du sie drückst, weint sie,
Und hat doch ein steinern Herz.

Was ist das?"

Der Zweite dachte eine Weile nach, schüttelte dann mit dem Kopf und legte still sein Vierschillingstück auf den Tisch. Eben so machten's die Andern.

Der Büsummer sagte:

„Ihr könnt's nicht rathen? So will ich es Euch sagen. Es ist eine Kirsche."

Damit strich er die Vierschillingstücke ein und sagte zum Dritten:

„Da kommt ein Mann aus Aegypten,
Sein Rock ist aus tausend Flicken,
Er hat ein knöchern Angesicht,
Und hat 'n Kamm und kämmt sich nicht.

Was ist das?"

Der Dritte dachte eine Weile nach, schüttelte dann mit dem Kopf und legte stillschweigend sein Vierschillingstück auf den Tisch. Eben so machten's die Andern.

Der Büsummer sagte:

„Ihr könnt's nicht rathen? So will ich es Euch sagen. Es ist ein Hahn."

Damit strich er die Vierschillingstücke ein und sagte zum Vierten:

„Es fliegt ein Vogel federlos
Und sitzt auf dem Baum blattlos,
Da kommt eine Jungfrau mundlos,
Und frißt den Vogel federlos
Von dem Baume blattlos.

Was ist das?"

Der Vierte dachte eine Weile nach, ſchüttelte dann mit dem Kopf und legte ſtillſchweigend ſein Vierſchillingſtück auf den Tiſch. Eben ſo machten's die Andern.

Der Buſammer ſagte:

„Ihr könnt's nicht rathen? So will ich es Euch ſagen. Es iſt der Schnee."

Damit ſtrich er die Vierſchillingſtücke ein und ſagte zum Fünften:

„Baum trägt ein Meiſterſtück.
Wie mein kleiner Finger dick:
Daraus mache ich zwei Seiten Speck,
Einen Backtrog,
Einen Kreßtrog
Und ein Milchfaß.

Was iſt das?"

Der Fünfte dachte eine Weile nach, ſchüttelte dann mit dem Kopf und legte ſtillſchweigend ſein Vierſchillingſtück auf den Tiſch. Eben ſo machten's die Andern.

Der Buſammer ſagte:

„Ihr könnt's nicht rathen? So will ich es Euch ſagen. Es iſt eine Eichel."

Damit ſtrich er die Vierſchillingſtücke ein und wandte ſich an den Sechſten:

„Höher als 'n Haus,
Kleiner als 'ne Maus,
Grüner als Gras,
Weißer als Flachs,
Bittrer als Gall,
Doch mögen wir's All'!

Was iſt das?"

Der Sechste dachte eine Weile nach, ſchüttelte mit dem Kopf und legte ſtillſchweigend ſein Vierſchillingſtück auf den Tiſch. Eben ſo machten's die Andern.

Der Büſummer ſagte:

„Ihr könnt's nicht rathen? So will ich es Euch ſagen. Es iſt eine Wallnuß."

Damit ſtrich er die Vierſchillingſtücke ein und wandte ſich an den Siebenten:

„Im Garten ſteht eine Kutſche,
In der Kutſche iſt eine Taube,
Von der Taube fliegt eine Feder,
Von der Feder wird ein Bett,
In dem Bette ſchläft der Knecht,
Vor dem Bette ſteht eine Wiege,
In der Wiege ſchläft ein Kind.

Was iſt das?"

Der Siebente dachte eine Weile nach, ſchüttelte dann mit dem Kopf und legte ſtill ſein Vierſchillingſtück auf den Tiſch. Eben ſo machten's die Andern.

Der Puſummer ſagte:

„Ihr könnt's nicht rathen? So will ich es Euch ſagen. Es iſt eine Erbſe:bohne."

Damit ſtrich er die Vierſchillingſtücke ein und wandte ſich an den Achten:

„Der Küſter und ſeine Schweſter,
Der Paſtor und ſeine Frau,
Die ſpazierten am Weiher;
Fanden ein Neſt mit vier Eier.
Jeder nahm Eins
Und Eins blieb noch drin.

Wie ging das zu?"

Der Achte dachte eine Weile nach, dann ſchüttelte er mit dem Kopf und legte ſtillſchweigend ſein Vierſchillingſtück auf den Tiſch. Eben ſo machten's die Andern.

Der Puſummer ſagte:

„Ihr könnt's nicht rathen? So will ich es Euch ſagen. Des Küſters Schweſter war des Predigers Weib!"

Damit ſtrich er die Vierſchillingſtücke ein, klin-

gelte mit dem gewonnenen Gelde in der Tasche und fuhr fort:

„Jetzt will ich noch eine Frage in den Lauf thun, zum Dank dafür, daß Ihr mich so reich bedacht habt: Eine Frau in Büsum wollte zwei Eier in drei Kesseln sieden und es sollte doch in jedem Kessel ein Ei sein. Wie machte sie's?"

„Ich weiß nicht!" sagte der Erste.

„Ich auch nicht!" der Zweite.

„Wir auch nicht!" die Uebrigen.

„Und ich erst recht nicht!" sagte der Büsummer, legte sein Vierschillingstück auf den Tisch und ging lachend zur Thür hinaus.

Die acht Matrosen machten ihre Zeche und dachten bei sich, daß sie doch etwas theuer bezahlt hätten, um zu erfahren, wie es die Büsummer machen.

Schleswig-Holstein.

Romantische Skizzen und Sagen

von

Heinrich Smidt.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1847.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

	Seite
Klaes Lembeke	1
Die Bertha-Kapelle	89
Der große Vardevoigt und der kleine	126
Hexen als Wellen	135
Die Manzan's und ihr Glück	143
Die Schloßkeller in Tönning	155
Mettenwarf	169
Rabenkirchen	210
Marienstede	224

Klaes Lembeke.

Da war zu König Waldemar's Zeiten auf Jütland der alte Ritter von Derning, ein reicher und mächtiger Herr, der hatte die schöne Ingeborg geheirathet, ein junges Fräulein aus einem armen, aber edlen Hause.

An dem Tage, da der alte Graubart das zarte Röslein vom Strauche brach und es an seinen Busen steckte, damit es dort verwelke, legten alle jungen Dänen von Adel Trauer an, und sangen ein gemeinsames Klagelied, dieweil Schön-Ingeborg gestorben war.

Und sie war gestorben. Nicht nur für die jungen Ritter und Herren, sondern auch für sich selbst. Denn ob sie lebte auf dem reichen Edelsitz ihres Gemahls, war es ihr doch nicht besser, als ob sie lebendig begraben sei. Wie alle alten Graubärte, die junge Weiber nehmen, war der Ritter von Derning über die Maaßen eifersüchtig. Er hielt alle harmlose Freude und schuldlose Lustbarkeit fern von ihr und es durfte, außer einigen alten Muhmen und Vettern des gestrengen Herrn, kein Gast den Burgfrieden überschreiten.

Gegen ſolche ehrenrührige Behandlung empörte ſich mit Recht das Blut der edlen Freifrau. In ihrer Aufregung ſchalt ſie den ihr aufgedrungenen Gemahl und verlangte von ihm die Freiheiten und Rechte, welche ihr als unbeſcholtener Edeldame zukämen. Der Ritter aber lachte höhniſch, und ſich ſchmunzelnd den eisgrauen Bart ſtreichend, ſang er mit krächzender Stimme:

„Das iſt der däniſchen Ritter Recht:
Herr iſt der Mann, das Weib iſt Knecht.“

„Das iſt nicht wahr!“ rief Frau Ingeborg zürnend. Der Ritter lachte und ſang weiter:

„Dem däniſchen Ritter iſt das Weib
Nichts als ein ſüßer Zeitvertreib.“

„Du lügſt, Du arger Mann!“ rief die Edelfrau und Thränen traten in ihre Augen, von wegen der Schmach, die ſie erdulden mußte.

Aber der Ritter ließ nimmer nach, ſondern lachte noch lauter und ſang nach ſeiner Weiſe fort:

„Ein Dänenweib von Glück kann ſag'n,
Wenn ſie der Spindel ihr Leid mag klag'n.“

Da wandte ſich Ingeberg ſchweigend ab, und ging mit thränenloſem Auge in ihr Gemach. Aber von dem Tage ab fühlte ſich ihr Herz von tiefer Verachtung gegen ihren Mann erfüllt, ſie trug dieſe Verachtung über auf Alles, was däniſch war; denn ſie glaubte, das Lied, wonach der däniſche Edelmann gewohnt iſt, ſein Weib für nichts Beſſeres als ſeine Leibeigene zu halten, ſei in Aller Mund und gelte als ein Geſetz. War aber dem nicht ſo, denn ein ehrſam Weib gilt in Dänemark ſoviel, als aller Orten, und wußten, außer dem Ritter von Dorning, nur noch einige ruchloſe Geſellen um das Spottlied.

Schön-Ingeberg aber blieb ein ganzes Jahr lang einſam in ihrem Gemache; einſamer als eine Kloſterjungfrau in ihrer Zelle, zu der doch unterweilen der Beichtiger kommt, oder die Frau Priorin. Als aber das Jahr verſtrichen war, befreite der Tod das junge Weib von dem alten tyranniſchen Eheherrn, der auf einer Jagd das Leben verlor, weil er mit zu großer Haſt einen Edelhirſch verfolgt hatte, wobei eher ihm, als dem gehetzten Thier der Athem ausging. Auch fand er ihn nimmer wieder.

Am Tage des Begräbniſſes wimmelte es auf Dorning von Rittern und Herren, die dem Verſtor-

benen das letzte Geleite gaben und dabei gar schmachtende Blicke auf die junge Wittfrau warfen; denn Derning war ein reiches Erbe und Frau Ingeborg die einzige Besitzerin desselben. Da merkte sie es endlich, daß des Dänen Weib keine Sklavin, sondern eine freie Frau wäre, die große Rechte habe, und beschloß, keines derselben fahren zu lassen. In Dänemark ist's aber Sitte, wenn der Mannsstamm ausstirbt, vererbt alles fahrende Gut auf die Frau, die an des Mannes Stelle tritt. Den Dänen aber gefällt diese Sitte so gut, daß sie dieß Recht auch über Jütland hinaus, jenseit der Eider möchten in Anwendung bringen, es betreffe nun ein Altenteil oder ein Herzogthum.

Trüben aber das heißt, diesseit der Eider, wollen sie es nimmer leiden.

Bald darauf drang die Kunde von dem Tode des Ritters von Dermina zu den Ohren König Waldemars, der gerade bei dem Erzbischofe zu Ripen seinen Hof hielt. Da er das reiche Gut der Wittib wohl zu würdigen wußte und außerdem sorglich erkundschaftet hatte, daß sie von seltner Leibesschönheit sei, dauchte ihm dieß eine erwünschte Gelegenheit, einen seiner Mannlinge zu belohnen, nicht nur, ohne daß

es ihn einen Schilling koſte, ſondern auch mit der Abſicht, ſeinen Nutzen davon zu ziehen; denn ein Waldemar that nie ſeinen Seckel auf, außer um etwas hinein zu werfen. Er ließ daher der Wittib ſeinen königlichen Gruß in Gnaden entbieten und ihr für die nächſten Wochen ſeinen Beſuch anſagen.

Das gab ein Aufſehen rings umher im Lande und männiglich zerbrach ſich den Kopf darüber, was es nur zu bedeuten habe, daß König Waldemar nach dem Schloſſe von Dorning zur Schön-Ingeborg zöge. Dieſe aber war die Einzige, die ſich darum nicht kümmerte, ſondern traf in aller Ruhe die Anſtalten, welche nöthig waren, ihren königlichen Lehnsherrn in Ehrerbietung zu empfangen, der bald darauf mit glänzendem Gefolge gegen Dorning heranzog.

Unter dieſem Gefolge befand ſich auch ein Ritter von hoher, edler Geſtalt, deſſengleichen man nicht oft begegnete, denn er war ein Muſter von Adel und Schönheit. Klaes Lembeke ward er geheißen und war ein Holſteiner von Geburt; ein jüngerer Sohn ohne Land und Leute, aber voll der adeligſten Tugenden, ein rechter Spiegel und die wahrhafte Blume der Ritterſchaft. Der Herzog von Holſtein hatte ihn mit einer wichtigen Botſchaft an den Hof des Königs

von Dänemark geſendet und der Ritter ſprach dort mit Freimuth für die Sache ſeines Herrn, der ſo etwas vom däniſchen Druck geſpürt hatte, den er aber mit nichten leiden wollte. Das wurmte den König, der nimmer leiden konnte, daß irgendwer auf Erden eine eigene Meinung hatte, außer ihm ſelbſt. Darum warf er ſeinen vollen Haß auf den Ritter. Klaes Lembeke aber achtete nicht ſonderlich darauf, ſondern ritt mit gerunzelter Stirn, die Brauen zuſammenziehend, neben einigen Herren des Gefolges her, die ſich leichtſinnige Scherze über die Witwe erlaubten und damit prahlten, daß es ihnen ein Leichtes ſein werde, ſie zu gewinnen und ſich zu Herren auf ihrem reichen Erbe zu machen.

„Hört, Ihr Herren!“ brach der Herr von Holſtein endlich los, „das iſt nicht eben fein von einer ehrſamen Frau geſprochen. Weiß nicht, was bei Euch in Dänemark Sitte iſt, aber bei uns, im Lande Holſtein, würde ein Ritter ſich ſelbſt beſchimpfen, wenn er ſolche Reden über ein Weib führte.“

Einer der däniſchen Herren wollte dem Holſteiner hierauf antworten, wie es ſich gebührte, aber ſein Nebenmann winkte ihm mit der Hand und ſagte beſchwichtigend:

„Laßt doch nur! Der holsteiniſche Herr weiß viel, was hier in Dänemark Sitte iſt, jungen Weibern gegenüber; darum mag er's lernen; denn es hat jedes Land ſeine eigenen Weiſen.“

Damit begann er das Lied des Ritters von Dorning zu ſingen, welches gang und gäbe im Lande war, und alle Jungherren ſtimmten jubelnd mit ein:

„Das iſt der däniſchen Herren Recht,
Der Mann iſt Herr, das Weib iſt Knecht.“

„Das iſt nicht wahr!“ rief Klaes Lembeke außer ſich. „Eines unbeſcholtenen Ritters Tochter iſt frei und edel geboren wie wir, und welcher Edelmann ihr eine Schmach anthut, der entehrt ſich ſelbſt. So iſt das Recht in dem Lande der Holſten, ſo iſt das Recht überall, wo es ritterlichen Sinn im Lande gibt, und wer es anders ſagt, der lügt es in ſeinen Hals hinein.“

„Tod und Verdammniß!“ rief Einer der Dänen. „Für dieſes Wort ſollt Ihr mir büßen! Und gleich jetzt kreuzte ich mein Schwerdt mit dem Euern, wenn Euch nicht der Name des Fürſten ſchützte, als deſſen Geſandter Ihr an dem Hoflager unſeres Königs erſchienen ſeid.“

„Ich begebe mich dieſes Schutzes!“ erwiederte der Holſteiner ſtolz und hielt ſein Roß an.

Der König aber, zu deſſen Ohr dieſe Worte, ſammt deren Veranlaſſung gedrungen waren, lächelte tückiſch, denn er hatte dem unbeugſamen Holſten längſt eine Demüthigung zugedacht und hielt jenen Dänenritter beſonders geſchickt, das Amt der Züchtigung zu übernehmen; darum wandte er ſich zu Klaes Lembeke und ſagte:

„Als König ſoll ich doppelt auf die Heiligkeit des Gaſtrechts halten, und meine Pflicht erheiſcht es, Alles zu entfernen, was Euch, als meinem Gaſte, irgendwie Schaden bringen könnte. Aber ich hege eine ſo große Meinung von Euerm Muthe und der Stärke Eures Armes, daß ich es Euch wohl gönnen mag, den Uebermuth des jungen Fantes da ein wenig abzukühlen. Darum will ich Euch nicht entgegen ſein, dieſe Ehrenſache als ein ächter Ritter auszufechten, und will ſelbſt bei Eurem Kampfe zeugen.“

Damit wandte der König ſein Roß und warf einen Blick auf den däniſchen Mann, der den Holſteiner zum Kampfe angereizt, der ſollte ſagen:

„Hilf mir von dieſem und Du hilfſt Dir zu meiner Gunſt.“

Der Däne aber, der ſeinen König kannte, hatte das wohl verſtanden; denn die Däniſchen von Adel verſtanden die hingeworfenen Blicke ihrer Könige wohl, wenn es galt, auf die Holſteiner loszuſchlagen in Thaten oder in Worten.

„Das iſt ſeltſamlich, daß ich als ein holſteiniſcher Ritter die Ehre däniſcher Weiber gegen den Uebermuth ihrer Landsleute verfechten muß!“ ſprach der Ritter. „Aber ich thue es um Gottes- und unſerer lieben Frau willen mit freudigem Muthe. Darum kommt an, Ihr gewiſſenloſer Mann, der Ihr hülfloſe Weiber ſchmäht und an ihrer Ehre zu ſchädigen trachtet. Laßt mich gewahren, ob die Schärfe Eures Schwertes eben ſo groß, als die Schärfe Eurer Zunge iſt.“

Die beiden Ritter rannten gegeneinander. Nach einem kurzen aber hitzigen Kampfe flog der Däne mit einer tiefen Bruſtwunde aus dem Sattel und deckte den Raſen.

König Waldemar knirſchte mit den Zähnen, als die Knechte den Verwundeten beiſeite trugen; Klaes Lembeke aber trat in den Kreis der ſich um ihn ſammelnden Dänen und ſagte mit erhöhter Stimme:

„Die Ehre Eurer Frauen habe ich gegen Dieſen

da bekämpfet und ſie mit meinem Schwerdte vertheidigt. Ich bin bereit, gegen Jeden, der mit ihm gleichen Sinnes iſt, daſſelbe zu thun, und fordere allmänniglich, die ſolche Geſinnungen hegen, hiermit auf, mir entgegen zu treten und zu widerſprechen, damit ich ſie der Lüge zeihe mit dem Schwerdte. Wer iſt unter Euch, der ein adelig Weib in Gegenwart des Klaes Yembele eine Leibeigene ſchilt?"

Aber es blieb ſtill in dem Kreiſe. Keiner der Danen nahm das Wort.

„So iſt die Sache hiermit abgethan und es ſchmeichelt meinem Stolze, Ihr Herren, daß ich es war, der dieſen Streit für immer unter Dänemarks Ritterſchaft beendigt hat!"

Dieß ſagend, warf der Holſteiner ſein Schwerdt klirrend in die Scheide, und achtete des Königs nicht, der ſich mit wuthender Geberde abgewandt hatte und jetzt, von ſeinen Rittern gefolgt, über das flache Haideland hinſprengte.

Aber Einer der Pagen des Königs, ein krauſer Goldlockenkopf mit dem kindlichſten Geſicht, eilte erröthend auf den Ritter zu und ſeine Hand an die Lippen preſſend rief er aus:

„Dank Euch, edler Herr! Tauſend Dank dafür,

daß Ihr so ritterlich gestritten für dänischer Frauen Ehre."

„Wer bist Du, mein Sohn?" fragte der Ritter, theilnehmend die Hand des Pagen fassend.

„Ich bin nur ein armer Knabe, Herr Ritter; aber ich habe eine Mutter und drei Schwestern, die sind so ehrsam und tugendhaft, wie es nur irgendwo edle Frauen geben kann. Die Freifrau von Dorning aber, zu der wir jetzt reiten, ist meine Base. Und alle diese mir theuern Frauen habt Ihr mit Euerm Schwerdte vertheidigt, das will ich Euch nun und nimmer vergessen."

Er drückte noch einmal die Hand des Ritters an seine Lippen und flog dem Könige nach, der mit seinem Gefolge schon weit voraus war.

Der holsteinische Ritter folgte langsam nach.

Die Gäste waren angekommen auf Dorning, aber das Gerücht von dem, was unterwegs geschehen, war ihnen voraus geeilt in der Gestalt eines königlichen Pagen. Darum wurden auch die dänischen Herren von der schönen Witwe nicht mit besonders freundlichen Mienen empfangen. Dagegen blickte sie mit

verſchämter Neugier und freudigem Staunen zu dem Holſteiner hinüber, und als dieſer ſich ſittig vor ihr verneigte, ſchlug ſie errötbend die Augen nieder.

Das verdroß den König, denn er hatte ein ſcharfes Auge und es entging ihm nichts von dem, was er ſehen wollte. Aber er war eben erſt eingeritten und Alles ihm neu auf Derning, darum bezwang er ſich und hielt ſeine geheimen Abſichten im Innern verſchloſſen bis zum dritten Tage.

Da ſaßen Alle beim fröhlichen Bankett, obenan der König und neben ihm die Wirthin. Als das Mahl geendet war und der edle Wein in dem Goldbecher des Königs perlte, neigte er ſich gegen die Freifrau und ſagte mit ſeinem grinſenden Lächeln, hinter welchem immer eine Tücke verborgen war:

„Allerſchönſte Witwe, das bringe ich Euch zum Dank für das Gaſtrecht, welches Ihr mir und dieſen edlen Herren gewährt habt. Und wenn ich etwas von Euch bitten ſoll, iſt es dieß: Es möge Euch gefallen, den Wunſch zu erfüllen, den ich für Euch im tiefinnerſten Herzen trage.“

„Und welchen Wunſch hegt mein Herr und König?“ fragte die Witwe. „Gefalle es Eurer Majeſtät, mich mit demſelben bekannt zu machen, und ich werde

mich als Eure treue Vasallin, beeilen, das Gebot des königlichen Gebieters zu erfüllen."

„Das ist eine liebe, schöne Antwort, wie sie für eine Dame ziemlich ist, die nach dem Tode ihres Gemahls unter dem besondern Schutz des Königs steht. Sie gereicht Euch zur Ehre, schöne Witwe, und möge andern minder gehorsamen Frauen zum Beispiel dienen. So sage ich Euch denn, es ist mein Wunsch, daß Ihr Euch alsbald wieder vermählen möget."

„Noch trage ich Trauer um den Tod meines ersten Gemahls."

„Das Gewand der Trauer ist kein würdiger Schmuck für eine so schöne Frau, als Ihr seid, Witwe! Ihr besitzt große Güter mit vielen hundert Bauern, die zu regieren nicht leicht ist, denn dieses Volk wird bald aufsässig, wenn kein Stärkerer es zügelt. Darum geziemt diesem Hause ein Herr, und ich bitte Euch, wollet Euch des Ehesten wieder vermählen, da dieß nothwendig ist, um Ruhe und Frieden im Lande zu erhalten. Ich zähle viele tapfere und edle Ritter in meinem Gefolge; ich will Euch mit nichten einen Gemahl aufdrängen, sondern die Wahl steht Euch frei, und wen Ihr auch wählen möget unter dieser Schaar, er wird sich beglückt finden durch Eure Hand."

„Und durch das, was sie zu vergeben hat. Nicht so, mein König?"

„Nicht jeder Edelmann ist reich geboren, darum trachte er in Ehren darnach, wie er den Glanz seines Hauses fördern kann. Ihr aber bedürft des Beschützers . . ."

„Und König Waldemar der reichen und dankbaren Vasallen."

„Euch ziemt nicht, zu beurtheilen, was der König bedarf!" entgegnete Waldemar erregt und die Gluth des Zornes leuchtete aus seinen Augen. „Wohl aber steht es dem Könige zu, für das zu sorgen, was Euch noth thut, und die Widerspenstigen zur Unterwerfung zurückzuführen: deßhalb werde ich Euch den Gatten bringen, der für Euch bestimmt ist."

„Man überfällt mich in meinem Hause?" rief die Dame von Tervind, nur mühsam ihre Aufwallung unterdrückend. „Kann von der Kette einer freuden- und trostlosen Ehe befreit, will man mir dieselbe abermals aufzwingen? Bin ich denn ganz und gar verlassen?"

„Ihr seid es nicht!" sprach Klaes Lembeke, sich rasch erhebend. „Wenn Ihr eines Vertheidigers bedürft, so sprecht ein Wort, und mein Schwerdt steht zu Euern Diensten."

„Herr Abgesandter!“ schrie wüthend der König. „Ihr unterfteht Euch?“

„Meine Ritterpflicht zu üben!“ entgegnete unerschrocken der Holsteiner.

„Wir heben das Banket auf!“ rief der König aufspringend und den Sessel hinter sich schleudernd. „Wir verlassen Eure Tafel, an welcher Ihr Uns durch Widerspruch und Ungehorsam beleidigt. Aber morgen erscheint Ihr wieder vor Unserm Angesicht und dann fordern Wir Unterwerfung, blinde Unterwerfung! Noch sind Wir König im Lande und wollen Unser Recht aufrecht erhalten wissen. Wer es wagt, sich Unserm Willen zu widersetzen, es sei, wer es sei, Weib oder Mann, Herr oder Knecht, er soll Unsern Zorn empfinden.“

Der König entfernte sich und Alle brachen auf. Schön-Ingeborg aber, die Witwe von Derning, stand bleich und zitternd da, keines Wortes mächtig. Klaes Lembeke war an der Thür stehen geblieben; er sah das reizende Weib vor sich und ein tiefer Seufzer rang sich von seiner Brust, denn während der drei Tage, die er mit dem Könige hier zubrachte, hatte er nicht ungestraft in die Augen der Witwe geblickt, die ihn, als den Vertheidiger dänischer Frauenehre, einige Male mit besonderer Huld angeredet hatte.

Da kehrte der junge Page, der ein Verwandter Schön-Ingeborg's war, in den Saal zurück. Er war dem Könige nur bis an die Schwelle des Gemaches gefolgt und drückte die Hand der Witwe an seine Lippen, während er ihr zuflüsterte:

„Schöne Base, seid fröhlich!"

„Wie kann ich?" entgegnete sie mit Thränen im Auge, „da ich so unglücklich und verlassen bin."

„Ihr seid es nicht!" rief der Ritter Lembeke unwillkürlich.

„Hört auf diese Stimme!" flüsterte der Page.

„Sprecht ein Wort, edle Dame, wenn Ihr mich würdigt, Euer Vertheidiger zu sein."

„Dieß Schwerdt hat schon einmal für Euch und Eure Schwestern gekämpft!" fuhr der Page fort.

„Und wird stets zu Eurer Vertheidigung bereit sein!" betheuerte der Ritter.

Schön-Ingeberg richtete einen langen, fragenden Blick auf den Herrn von Holstein. Ihre Wangen färbten sich dunkler, ihre Augen leuchteten:

„Meine Landsleute verlassen mich und mein königlicher Lehnsherr höhnt mich in meiner Schwäche! Ihr, ein Fremder, zieht Euer Schwerdt für meine Ehre und weiht Euch meinem Dienste. So will ich denn

die mir gebotene Gabe mit freudigem Herzen empfangen und ſtelle mich freiwillig unter Euern Schutz."

Der Ritter war in die Kniee geſunken und blickte der holden Erſcheinung nach, die aus dem Saal ſchwebte. Der Page aber, der ſeiner Baſe folgte, kehrte alsbald zurück, heftete eine weiße Schleife auf das Baret des Ritters und ſagte:

„Tragt das von Eurer Dame!"

Am andern Morgen ward es lebendig auf den Höfen von Dornina, als kaum noch die Sonne über die Bäume des nahen Hag's ſchaute. Die Knappen und Knechte der Ritter führten die Roſſe vor, die laut wieherten und ungeduldig die Erde ſtampften; die Leibdiener des Königs brachten den reich aufgeſchirrten Streithengſt Waldemar's bis auf die obere Rampe des Schloſſes, wo die Fähnlein im Winde flatterten und der Klang der Hörner zum Aufbruch mahnte.

In dem Saal aber erſchien König Waldemar mit ſeinen Rittern und harrte der Dame des Hauſes, die er zu ſich entboten hatte. Unter dem Gefolge des Königs aber befand ſich in der erſten Reihe Herr Klaes Lembeke, die weiße Schleife auf dem Baret.

Abermals mahnten, vom äußerſten Hofe her, die Hörner zum Aufbruch, da erſchien Schön-Ingeborg, umgeben von ihren Frauen und Mägden, aller Trauerkleider bar, in reichem Schmuck und mit koſtbarem Geſchmeide, wie ſolches ſittſame Frauen nur an ihren höchſten Ehrentagen anlegen, und neigte ſich demuthsvoll vor dem Könige:

„Hier bin ich, Allergnädigſter Herr und König, nach Euerm Willen, und kann es dazu dienen, mir die verlorne königliche Gunſt wieder zu erwerben, ſo erkläre ich, daß ich meinen Entſchluß aufgeben und mich dem Willen meines hohen Gebieters fügen will."

„Das iſt eine Antwort, wie ſie einer vernünftigen Frau ziemlich," entgegnete der König, indem ſich ſeine Stirn glättete, „und ich kann Euch nur ermahnen, dabei zu beharren. So thut denn nun vor dieſen Zeugen Euern Entſchluß kund und nennt den Ritter meines Gefolges, den Ihr mit Eurer Hand beglücken wollt. Ich verpfände Euch mein königliches Wort, daß ich nicht nur Eure Wahl gut heißen, ſondern Euch auch geziemend beglückwünſchen und Euch, ſammt Euerm Gemahl, zum ſchuldigen Dank für Eure Bewirthung an meinen Hof laden will."

„Ich war ein thöricht Weib, als ich glaubte,

in dieſer ſchweren Zeit unangefochten allein ſtehen zu können," ſagte Schön-Ingeborg, „und Ihr hattet wohl Recht, mein König und hoher Lehnsherr, mich daran zu erinnern, daß ich eine ſchwache und verlaſſene Witwe ſei, die eines Beſchützers bedürfe. Dieſem hohen Winke folgend, wähle ich mir zum Schutze und meinem Hauſe zum Herrn aus den Rittern Eures Gefolges — dieſen da!"

Sie deutete bei den Worten auf den holſteiniſchen Herrn, und Klaes Lembeke ließ ſich vor ihr auf ein Knie nieder:

„Dank Euch, edle Frau, für die koſtbare und ſeltene Gabe, die Ihr mir gewährt, und ſchwöre ich Euch, daß Ihr es niemals ſollt zu bereuen haben."

Unter den Rittern des Königs erhob ſich ein unzufriedenes Murren; Waldemar aber ſtieß wüthend mit dem Schwerdte gegen den Eſtrich.

„Das iſt eine Wahl, die Wir nimmer beſtätigen!" rief er, ſchäumend vor Zorn. „Ihr ſolltet einen Ritter Unſeres Landes wählen, aber keinen Fremden, den Wir, als von einem Unſerer Vaſallen an Uns geſendet, bisher um Uns duldeten."

„Erlaubt, Herr König!" rief der holſteiniſche Ritter, ſich hoch aufrichtend. „Ich bin der Geſandte

eines freien und unabhängigen Fürsten, der keines Menschen Vasall, außer der des deutschen Kaisers ist. Ich weiß wohl, daß es allgemeiner Glaube in den dänischen Landen ist, daß alles Land zwischen Eider und Elbe zum Erbgebiet des gesegneten Danebrog gehört, und daß die Menschen, die darauf wohnen, Vasallen und Unterthanen des dänischen Reiches sind; aber es gibt kein freieres Land und keine freieren Männer, als wir in unsern holsteinischen Marken, und wenn wir Euch unsere Dienste widmen, geschieht es zu gleichen Theilen, zu Eurer Ehre wie zur unseren."

Der König stand regungslos, auf sein Schwerdt gestützt, das Haupt vornüber geneigt. Seine Ritter und Pagen sahen mit der größten Spannung auf ihn hin.

„Ich werde es mit großem Danke erkennen, König Waldemar," fuhr der Ritter unerschrocken fort, „wenn Ihr zu diesem Bündnisse Euer königliches Wort geben wollt: aber wenn Ihr es weigert, werde ich darum doch keinen Tag länger säumen, mich in den Besitz dessen zu setzen, was mir nach Gottes- und dem Willen dieser Dame gebührt."

„Es geschehe also!" sagte Schön-Ingeborg mit

ſittigem Erröthen, „denn von dieſer Stunde an bin ich Eure Braut und habe keinen Willen, außer dem Euern. Bis zur abgelaufenen Trauer begebe ich mich zu meiner Baſe, der frommen Priorin, und weile bei ihr in ſtiller Zurückgezogenheit in dem Stifte zu Ütersen. Ihr aber, Herr Ritter, wollt hier bleiben an meiner Statt und Haus und Hof regieren mit männlichem Sinn, damit Alles wohlgethan ſei. Euch, meinen König und hohen Lehnsherrn, bitte ich demüthig um Vergebung, daß ich alſo eigenmächtig gehandelt habe, Euerm Willen entgegen; aber ich konnte nicht anders, ſo wahr mir Gott helfe, denn ich erröthe nicht, zu bekennen, daß ich es nicht vermochte, der Stimme meines Herzens zu widerſtehen."

„Dieß Wort vergelte Euch Gott!" rief Klaes Lembeke. „Wie hoch lohnt Ihr das Geringe, was mir vergönnt war, für Euch zu thun."

Der König, der nur mit Mühe ſeine innere, gewaltſame Bewegung unterdrückt hatte, wurde bei dieſen letzten Worten des Ritters bleich wie Marmor und ſeine Augen traten aus ihren Höhlen. Krampfhaft faßte ſeine Hand den Griff des Schwertes, das Leben des kecken Holſteiners hing an einem ſeidenen Faden.

Da trat vor das innere Auge Waldemar's plötzlich die Erscheinung seines Vetters, des Herzogs von Holstein, der, in diesem Augenblicke gar mächtig und kriegerisch gerüstet, zu Felde lag, und die Unverletzlichkeit des Danevirke schwer bedrohte. König Waldemar aber hatte so Vieles mit den Schweden und den Moskowitern zu schaffen, daß er Alles daran setzen mußte, den gefährlichen Gegner an der Elbe zu schonen. Darum durfte er auch seine Hand nicht an dessen Gesandten legen, und während seine Finger allmählich von dem Schwerdtgriff abließen, wurde sein Gesicht immer bleicher und kalte Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

Die Höflinge sahen erschreckt auf den Boden, denn sie befürchteten den Ausbruch eines furchtbaren Sturmes: nur Claes Lembeke blieb ohne Furcht und blickte, hoch aufrecht stehend, den König ruhig an, während Schön-Ingeborg sich nach einer tiefen Verneigung mit ihren Frauen und Mägden entfernte, um die Reise zu ihrer Base, der Priorin, anzutreten.

König Waldemar blieb verstummt. Dumpfgrollend zog das Gewitter vorüber, das sich auf der Stirn des Königs gelagert hatte. Er gab seinem Gefolge einen gebieterischen Wink und ging mit dröhnenden

Schritten zum Saal hinaus. Aber auf der Schwelle deſſelben wandte er noch einmal das Haupt und warf einen ſo glühenden Blick des tödtlichſten Haſſes auf den Holſteiner, daß dieſer unwillkürlich zuſammen zuckte und mit der Hand nach dem Herzen fuhr, als ſei das Meſſer des Mörders unvorhergeſehen in daſſelbe gedrungen.

Mit reißender Schnelle hatte das vielzüngige Gerücht die Kunde von der Verlobung der Witwe von Dorning durch Jütland getragen, und die Halbinſel war ſchier von einem Ende zum andern in Aufregung darüber. Ueberall war dieß edle Haus bekannt und wohl angeſehen und es gab wenig Diſtrikte im Lande, wo nicht ein Theil des Bodens oder der Menſchen, die ihn bebauten, einem Dorning, oder deren Geſippe, zins- oder frohnpflichtig waren.

Gleichmüthig hatte Klaes Lembeke das Schwerdt und den Harniſch abgelegt und ſah ſich in der weitläuftigen Wirthſchaft um, die in der letzten Zeit mit etwas loſem Zügel regiert war; denn eines Weibes Hand reicht nicht aus, wenn es gilt, ganze Haufen ſtörriſcher Leibeigenen zu regieren. Anfangs ging auch Alles gut, denn die trägen Knechte merkten,

daß ihr neuer Gebieter eine eiserne Faust hatte, und brachten sich rascher von der Stelle, um nicht von ihr geschlagen zu werden. Aber allmählich schwand die erste Furcht, das bange Schweigen hatte ein Ende, man vernahm ein dumpfes Murren. Zuerst war es unmerklich fast, aus weiter Ferne heranballend, wie in einer lauen Sommernacht, gleich einem Bächlein, das unter Blumen plätschert; dann wurde es lauter, wie der Strom zur Herbstszeit im mächtigen Zuge vorüberrauscht, dann donnerte es auf wie die Brandung des Meeres, wenn der Sturm sie vorwärts peitscht und sie vom steilen Ufer zurückprallt. Und von Stunde an ward es immer deutlicher, daß es für einen Holsten kein leichtes Werk sei, die aufsässigen Juten zu regieren, sondern bedurfte es dazu ein eisernes Herz und eine eiserne Hand, und in der letztern überdieß noch eine eiserne Ruthe.

Unterdessen rückte der Zeitpunkt immer näher, da das Trauerjahr abgelaufen war und der Ritter seine Braut heimführen sollte. Und er war sehr in Sorgen darüber, daß Schön-Ingeborg das Volk in Aufruhr wieder fände, das sie in Frieden verlassen. Darum spähte er fleißig nach, was wohl die Ursache sein möchte, daß die Bauern so aufsässig wären, und als

er es aufgefunden, wußte der kluge Ritter bald, was zu thun; doch wollte er nicht eher Hand ans Werk legen, bevor er nicht die Ansicht der Dame vernommen, die hier eigentlich zu befehlen hatte. Darum sandte er einen treuen Diener nach dem Stifte zu Ütersen, um dort Alles zu erzählen und die Meinung der Gebieterin zu vernehmen.

Schön-Ingeborg hörte aufmerksam auf die Worte des Boten und sagte dann gleichmüthig:

„Verkündigt Euerm Herrn dieß Wort, das ich Euch sage, und lasset nichts davon, noch thut etwas von dem Euern dazu: Ich bin ein Weib und verstehe als solches zu backen und zu brauen, das Mahl herzurichten und den Becher mit Wein oder Meth zu füllen, aber ich verstehe nicht Land und Leute zu regieren, denn das ist Mannswerk. Aber ich habe immer sagen hören, der dänische Bauer ist nur widerspänstig, wenn er Einen bewirthen soll; Dem nimmt er das Brod weg und weiset ihm die Zähne. Wenn aber ihrer Viele kommen, so zieht er fein demüthig die Mütze und läßt tüchtig aufschnaufeln."

Und als der Bote diese Worte vernommen hatte, kehrte er sporenstreichs nach Jütland zurück und überbrachte sie getreulich seinem Herrn.

„Das dachte ich gleichermaßen, mein rascher Bote,“ sagte der Ritter lächelnd. „Und damit wir nach dem Willen unserer Gebieterin thun, mußt Du noch einmal Boten reiten, und was Du mit Dir heimbringst, das soll seiner Zeit wie ein Unwetter über diese Jüten hereinbrechen.“

Der Bote hörte mit Eifer die Aufträge seines Herrn und bestieg sein schnelles Roß. Der Ritter aber rüstete sich fleißig, um für alle Fälle bereit zu sein, denn das drohende Unheil rückte immer näher auf Dorning heran, dessen Verweser fröhlich und guter Dinge war.

Da kam Botschaft vom Könige, die hielt ihren Einzug zu Dorning mit großem Prunk. Es waren zwei seeländische Ritter, sammt einem Herolde, von Waldemar gesendet, und wurden die Drei von einer stattlichen Knappenschaar geleitet. Die stellten sich sammt und sonders im Schloßhofe auf, Jeder mit einem besondern Fähnlein, worauf der dänische Löwe im goldenen Felde zu schauen war. Und der Herold stieß in die Trompete. Darauf ward tiefe Stille. Der erste Ritter aber erhub seine Stimme und sagte:

„Herr Klaes Lembeke! Dieweil Du gesippt bist mit einer Dame aus dem dänischen Adel, also bist

Du auch ſelbſt ein Däne worden, biſt ein Kind dieſes Landes und derohalben ein Unterthan unſeres allergnädigſten Herrn, des König Waldemar!“

Darauf erhub der zweite Ritter ſeine Stimme und ſagte:

„Herr Klaes Lembeke! Da Du ein Unterthan unſers Königs geworden biſt, ſo mußt Du als ſolcher Deine Pflicht erfüllen. Vernimm, daß der König Dich gen Wordingborg an ſeinen Hof entbieten läßt, um ſeiner geheiligten Perſon den Eid der Treue zu leiſten und Deine Huldigung darzubringen, wie es einem ächten Unterthan geziemt.“

Und zuletzt ſprachen beide Ritter zugleich:

„Herr Klaes Lembeke! Achte auf unſere Worte und leiſte ihnen Folge binnen Mondesfriſt!“

Und der Herold ſtieß zum zweiten Male in die Trompete, daß es laut erklang von einem Ende des Schloſſes zum andern, und von allmänniglich gehört wurde.

Der holſteiniſche Ritter aber war in den Hof hinabgegangen, begrüßte die Boten des Königs und lud ſie ein, zum Imbiß in die gaſtliche Halle zu treten. Als ſie darauf beim Becher ſaßen, trank er ihnen weidlich zu und hielt ſie hin mit freundlichen

Worten, weil er mit nichten gewillt war, ihrem Aufrufe Folge zu leiſten, denn der Klaes Lembeke war mit Leib und Seele ein holſteiniſches Blut, und das iſt auf eine däniſche Erbhuldigung nicht beſonders verſteuert.

Darum, als die däniſchen Königsboten bedeutend gezecht und viele höfliche Redensarten mit dem holſteiniſchen Herrn gewechſelt hatten, ritten ſie heim, in der Meinung, Klaes Lembeke würde ihnen folgen, ſo ſchnell als ſeine Pferde zu laufen vermöchten. Der aber ließ ſeine Pferde im Stall und harrte mit ſteigender Ungeduld auf die zweite Heimkehr ſeines Boten.

Vor einem großen Gehöfte ſtand ein ſtämmiger Bauer, der eben vom Felde heimgekehrt war, und ſich vom ſauern Tagewerke erholte. Er ſtützte ſich auf ſeine Heugabel und grüßte mürriſch einen Nachbar, der ſchon von ferne die Mütze ſchwenkte.

„Nun, Erik Madſen, wie ſteht Ihr denn da, als ſei Euch das Heu von der See verſchwemmt, oder vom Sturm fortgeriſſen. Und Ihr habt es doch gut eingebracht, Gott Dank!“

„Ja, Gott Dank, Nils Sörens! Freue mich auch

dazu, um ſo mehr, als ich weiß, daß Ihr Euch eigentlich darüber ärgert."

„Ich? Das vergebe Euch Gott, Erik Madſen, daß Ihr ſo etwas von mir ſagt. Ich bin ...."

„Ihr ſeid ein Faullenzer, Nils Sörens. Sonſt müßtet Ihr bei dem reichen Erbtheil, das Euer Vater Euch hinterlaſſen hat, der gemachteſte Mann im Lande ſein. Aber Ihr lungert den ganzen Tag umher, laßt Vieh und Feld verkommen, verkommt ſelbſt mit und wenn's andern Leuten gut geht, ſchaut Euch der gelbe Neidhardt aus den Augen. Was kümmert Euch mein gutes Heu, zum Teufel? Wäret Ihr im Stande, mit Euerm Schandmaul einen Sturm zu erregen, Ihr würdet es vor meinen ſichtlichen Augen in die See ſchleudern."

„Was ich nicht kann, das kann ein altes Weib!" entgegnete Jener mit einem boshaften Seitenblick. „Wird bald genug Gebläſe aller Art hier geben, Erik Madſen, das nicht nur Euer Heu, ſondern auch Euern Roggen und Gerſte und Buchweizen durch die Luft fortführt."

„Was ſoll das heißen?"

„Nun, nun! Meine nur ſo. Seid ja wohl auch den Dornings verpfändet?"

„Zur Hand- und Spannfrohnde!“ entgegnete Erik Madſen grollend. „Der Alte war toller, als ein ergrimmter Riß-Puck.“

„Vielleicht wird es jetzt beſſer.“

„Das meine ich auch!“ ſagte Erik Madſen, den Sinn dieſer Worte mißdeutend. „Der alte Ritter war ein Tyrann, aber ſeine Wittib ſoll eine fromme Frau ſein, die mit der Noth eigner Leute ein Einſehen hat.“

„Ja, die Wittib. Es kommt aber vor, daß aus alten Wittiben junge Frauen werden.“

„Das böſe Zeug an Euern Hals, weil Ihr die fromme Frau ſo verläſtert!“ rief Erik Madſen unwillig aus. „Iſt noch in tiefer Trauer um den hingeſchiedenen Mann und ſoll ſchon .... Die Peſtilenz über Euch und das Reißen in Euere Knochen!“

„Weiß, was ich weiß!“ lachte höhniſch Nils Sörens. „Der König iſt auf Dorning geweſen und hat der jungen Wittfrau tüchtig zugeſetzt, weil er einem ſeiner Hofſchranzen ihr reiches Gut zuwenden wollte, um dann nachher ſelbſt dabei im Trüben fiſchen zu können.“

„Das lügt Ihr! Das lügt Ihr! Und ich breche Euch um dieſer Lügen willen das Genick!“

„Wie's kommt! Ihr greift nach meinem Genicke, ich ſchlage Euch dafür den Schädel ein. Dabei kommt nichts heraus. Genug, der König hat's gewollt, ſie hat Einen wählen müſſen, und Wen, denkt Ihr, daß ſie gewählt hat?"

„Was ſoll ich davon wiſſen?"

„Ja ſo! Ihr habt unterdeſſen Euer Heu eingefahren."

„Wen hat ſie denn genommen? Sprecht, zum Teufel!"

„Einen Holſten!"

„Was iſt das für neuer Unſinn."

„Der König iſt raſend darüber. Ein nackter, bettelhafter Holſte, der nichts hat und nichts iſt, ſetzt ſich hier mitten unter uns, in unſerm fetten Jütland feſt und will uns kuranzen und ſchurigeln mit Frohnden und was weiß ich!"

Erik Madſen brauſte auf:

„Wenn Ihr lügt, Kerl, ſo iſt kein Galgen hoch genug, um Euch Beſtie daran zu hängen. Wenn Ihr aber die Wahrheit geſagt habt .... Hölle und Teufel! Wir verkauft an einen ſchäbigten Holſteiner! Wir, auf däniſchem Boden, unter dem Schutze des Danevirke geborene und herangewachſene Leute! Sind

wir etwa unbärtige Buben, die man ohne Weiteres ....“

„Ha! Ha! Ha!“ unterbrach Nils Sören ihn mit höhniſchem Lachen. „Was tobt Ihr? Meint Ihr, es werde irgendwer auf Euch hören? Seid Ihr nicht ein eigner Mann? Geht Ihr nicht zu Hand- und Spanndienſten in die Frohnde? Und Ihr wollt reden? Iſt's nicht einerlei, ob Euch eine däniſche Peitſche den Rücken zerbläut, oder eine holſtiſche? Huſſah! Wir haben einen holſtiſchen Herrn!“

„Das dulde ich nun und nimmer! Ich will's nicht haben, und wenn's mir das Leben koſten ſollte!“ tobte Erik Madſen. „Ich ſtecke mir, ſammt Weib und Kind, lieber das Haus über dem Kopfe an, ehe ich einem Holſten darin Quartier gönne. Er ſoll ſeinen Fuß nicht auf meine Schwelle ſetzen und die Hand nach meinem Brod und Salz ausſtrecken.“

„Er trägt kein Verlangen nach Euerm Salz und Brod; er wird ſich Euere Schinken und Würſte belieben laſſen. — Aber was gibt es dort! Seht! Ein heller Haufen Bauern zieht heran! Sie ſingen und werfen die Mützen hoch! — Es geht gerade auf Euer Gehöfte zu! — Wetter! Die Leute haben etwas vor, und wollen Euch erſt um Rath fragen! — Ihr

geltet für etwas Rechtes unter den Bauern, Erik Madſen, denn ſobald etwas los iſt im Lande, kommen ſie immer zuerſt zu Euch! — Heda! Hollah, Landsleute! Was gibt's? Warum ſeid Ihr ſo in Aufruhr?"

„Wir wollen den Holſten nicht! Wir wollen ihn nicht!"

„Schlagt ihn todt, den Lumpenkerl, der nichts auf dem Leibe hat und nichts darin, und ſich hier auf unſerer fetten Weide mäſten will!"

„Wie heißt denn der ſaubere Geſelle, der ſich hier unter uns feſtzuſetzen gedenkt, zum Hohn für das ganze Dänenthum?"

„Klaes Lembeke heißt er! Klaes Lembeke!"

„Die Peſt über dieſen Klaes Lembeke! Kommt, Erik Madſen, Ihr müßt mit uns! Ihr müßt's mit beſchwören, daß wir dieſem Fremden keine Steuern und Gaben leiſten, weder ein Korn von dem Felde, noch eine Klaue aus dem Stall, oder eine Feder vom Hofe."

„Und daß wir nicht zum Robotten bei ihm gehen, weder mit dem Geſpann, noch auf unſern Beinen mit der Schaufel oder der Sichel in der Hand. Das haben wir mitſammen beſchworen und wollen's halten."

„Und Ihr, Erik Madſen, ſollt's auch beſchwören!

Ihr seid ein ganzer Mann! Was Ihr thut, das thun alle Andern, die jetzt noch mit den Achseln zucken. Wollt Ihr's beschwören?"

„Ich will's! Und soll mir Gott helfen, daß ich meinen Schwur halte. Aber erst will ich sehen, ob Alles so wahr ist, wie Ihr's gesagt habt."

„Das ist brav von Euch! — Und den Glauben sollt Ihr in die Hand haben, das ist nicht mehr als billig! — Grit Madsen, Ihr seid ein tüchtiger Kerl!"

„Leute! Nun ist unsere Sache gewonnen! Gebt mir die Hand, Mann! Eine bessere ist mir noch nicht geboten! Spare Euch Gott gesund!"

„Mir auch 'ne Hand! Mir auch! Grik Madsen lebe hoch! Schreit tüchtig, Leute!"

„Er lebe hoch!"

„Und nun weiter! Grik Madsen, Ihr müßt gleich mit uns kommen! Wir wandern von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf! Der Holste wird sich wundern, wenn er zum Essen bei uns einkehrt und mit dem leeren Löffel aufs Maul geschlagen wird!"

„Kommt! Kommt!"

„Vorwärts! Vorwärts!"

Dahin stürmte der tolle Haufe und eilte den nächstliegenden Gehöften zu. Ueberall dieselbe Auf-

regung, dieſelben Beſchlüſſe. Es wurde laut kundgegeben, daß die Witwe von Dorning ſich mit einem holſteiniſchen Edelmann vermähle, und daß dieſer herrſchen wolle in Jütland über die eignen Bauern ſeines Weibes, als ob er ein geborner Jüte und dem däniſchen Throne durch das Juramente verpflichtet ſei. Der Zorn des Landvolks war allgemein und wenn auch kein eigentlicher Aufſtand ausbrach, herrſchte doch die lebhafteſte Neigung zum offnen Widerſtande in jedem einzelnen Hauſe, und dieſer Widerſtand nahm zu, als die Spione des Königs ſich über das Land verbreiteten, die Bauern wegen ihrer Widerſpänſtigkeit belobten und hinzuſetzten, der König ſähe es gerne, daß ſie einen ſolchen Muth zeigten und ihre Nationalität nicht wollten unterdrücken laſſen. Der erſte Holſte im Lande ſei nur der Anfang des verfluchten Werkes, die ganze Halbinſel von Dänemark loszureißen und ſie dem deutſchen Kaiſer hinzuwerfen, der daraus ein holſteiniſches Lehen machen wollte. Darum möchten ſie ferner mit aller Macht für das Dänenthum ſtreiten, der König würde ihnen dafür ſtets wohlgewogen bleiben und zur Zeit der Noth ihnen hülfreiche Hand leiſten.

Es iſt nichts ſo plump und ungeſchickt erſonnen,

wenn's nur mit hochtrabenden Worten geschieht, so glaubt's der Jute. Darum waren auch die Bauern erregt, wie nach einem tüchtigen Zechgelage: sie warfen ihre Mützen in die Luft und riefen:

„Es lebe der König! Wir gehen jetzt ein Jeder zu den Seinen, und da soll der Holste nur kommen, wir wollen ihm schon die Wege weisen!"

Und dieß war die Stimmung des Landes, in welches jetzt der Ritter Klaes Lembcke als Herr und Gewaltiger eines großen Bezirkes ziehen sollte, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben und sein Hauswesen zu regieren, wie es sich gehörte.

Auf demjenigen Theil der jutischen Küste, wo die Wellen des Meeres über das Skager Rack hinrollen, liegt, hinter hohen Sanddünen versteckt, und von diesen gegen die erstarrenden Seewinde geschützt, ein langer, fruchtbarer Landstrich, mit fetten Triften und gesegnetem Boden, der eine mehr als zehnfache Frucht trägt. Und gehörte dieser weit ausgedehnte Landstrich zu den Gütern Derer von Derning. Er machte den bedeutendsten Theil ihres Reichthums aus, und deßhalb war ihnen auch an der Erhaltung desselben

zunächſt gelegen. Das wußten die Königsboten und darum hatten ſie es ſich auch angelegen ſein laſſen, gerade unter den Bauern, die hier hauſeten, den Samen der Zwietracht mit beſonders fleißigen Händen auszuſtreuen.

Der König hielt auf der Scheide des Landes, wo der hohe Sandboden des Geeſtlandes ſich von der reichen Niederung ſcheidet, und ſah über die reichen Getraidefelder hin, die vom Winde bewegt, ihm mit leiſem Rauſchen entgegenwogten. Mit klugem Sinn berechnete er den Ertrag, den dieſe Felder ihrem Beſitzer gewähren mußten, und beſchloß, eine ſo reiche Beute nicht fahren zu laſſen, es möge kommen, wie es wolle.

Zu gleicher Zeit langten auch die Boten an, welche der König an den Ritter Klaes Lembeke abgeſendet hatte, um ihn zur Erbhuldigung aufzufordern, und brachten die Botſchaft, der Ritter habe ſich geweigert, gleich mitzukommen, jedoch geſagt, daß er binnen Kurzem ihnen folgen wollte. Dieſe Zuſage ſei aber, während ihres langen Heimzuges, nicht gehalten worden, und ſie hielten ſich überzeugt, daß der Ritter nur nichtige Ausflüchte gebraucht habe, um ſeinen Widerſtand nicht offen kund zu geben.

„Er iſt ein Rebell," rief der König. „Ein Rebell

gegen seinen Landesherrn, so arg, wie es nur einen geben kann. Wir wollen nicht die geringste Nachsicht mehr mit ihm haben und ihn mit Unserm ganzen königlichen Zorn verfolgen. Kraft der uns verliehenen Macht erklären Wir ihn jedes Eigenthumes bar, das er durch seine Uns mißfällige Heirath in diesem Unserm Lande erworben zu haben glaubt. Es fällt vielmehr, als das Gut eines Rebellen, der Krone anheim, und zum Zeichen, daß Wir Uns in den vollen Besitz dieses Landes setzen, wollen Wir sogleich eine Jagd in diesem Grunde veranstalten, und Alles, was Wir erjagen, ist unser volles und unbestrittenes Eigenthum!"

König Waldemar winkte und alsbald schmetterten ringsumher die Hörner. Die Ritter griffen zu den leichten Jagdspießen und schwangen sich in die Sättel; die Meute ward losgelassen, und dahin brauste die tosende Jagd durch die wogenden Saaten, über das Brachfeld weg, hinab zu den tiefen Meergründen, oder hinauf zu den Höhen, wo die niedrigen Eichen- und Erlengebüsche sich nach und nach zu einem stattlichen Forste verdichteten. Und weithin hallte das Schmettern der Hörner und das Gebell der Rüden; die Pferde griffen aus mit lautem Wiehern, ihnen

voran ſtürzte das gehetzte Wild mit lechzender Zunge und glühenden Augen in das tiefſte Dickicht.

Schon neigte ſich die Sonne dem Untergange zu und warf längere Schatten über die Ebene hin, deren üppige Saaten zum Theil von den Hufen der Pferde zertreten waren, da fand ſich die Jagdgeſellſchaft wieder auf dem Plane zuſammen, von dem ſie ausgeritten war. Aber die Meiſten kamen mit leeren Händen, und das einzige tüchtige Beuteſtück, das die Jäger aufweiſen konnten, war ein gewaltiger Eber, den ſie triumphirend dem Könige zu Füßen legten.

„Das iſt ein ſtattliches Thier!“ ſagte der König lächelnd, aber in ſeinem Sinne meinte er, es wäre ihm beſſer, wenn ſie einen andern Eber erlegt hätten, der auf dieſem Grunde heimte, und der ihm, das fühlte er im tiefſten Innern, noch Vieles zu ſchaffen machen würde, ſo lange er in Freiheit bliebe.

Einen Augenblick lang betrachtete Waldemar ſinnend das erlegte Wild, dann ſtieß er mit dem Fuße darnach und ſagte:

„Weidet das Thier aus und zündet ein Feuer an, damit das Mahl hergerichtet werde, denn wenn der König Beſitz ergreift von einer neuen Herrſchaft, iſt es billig, daß er ſeinen Vaſallen, die ihm dazu

behülflich waren, ein Bankett zurichte. Wir wollen das unsrige miteinander in dem Schatten jener drei Eichen halten."

Als der König das gesprochen, ergriffen die Jäger den Eber und schleppten ihn an eine geeignete Stelle. Dort fielen sie mit Jagdmessern darüber her und stimmten dazu ein lustiges Lied an, als plötzlich eine übermächtige Stimme „Halt!" gebot.

Die Jäger sahen verwundert auf und gewahrten einen hohen Reitersmann, der mit seinem Rosse aus dem Dickicht des Waldes hervorbrach und mitten unter sie sprengte.

„Was unterfangt Ihr Euch?" donnerte der Ritter sie an. „Ohne Fug und Recht wagt Ihr es, auf meinem Grund und Boden zu jagen, und wollt dann noch, statt das erlegte Wild mir auszuliefern, es mit Euern Messern zerlegen, und an dem Feuer braten, das mit meinem Holze angezündet ist? Den Augenblick lasset ab, Ihr frechen Buben, oder Ihr sollt selbst an den Spieß gesteckt werden und bei lebendigem Leibe braten!"

Eingeschüchtert durch das barsche Wesen des riesigen Reiters verbargen die Jäger ihre Fangmesser und Einer von ihnen sagte:

„Nicht aus eigenem Antriebe haben wir uns ſolches unterfangen, ſondern wir handelten auf Befehl unſeres allergnädigſten Königs, der befohlen hat, den erlegten Eber auszuweiden und dort unter den drei Eichen ihm das Mahl herzurichten.“

Da that der Ritter, als ob er erſt jetzt den König gewahrte, ob er ihn gleich zu Anfang bemerkt hatte. Er ließ von den Jägern ab, ritt zu Waldemar hinüber, und ſich ehrerbietig verneigend, ſprach er:

„Verzeiht mir, Herr König, daß Ihr mich ſäumig gefunden habt in meiner Pflicht, aber ich wußte nicht, daß Ihr auf dieſem Theil meiner Beſitzungen mein Gaſt waret und Gelüſten trüget, darauf zu jagen, ſonſt würde ich Euch pflichtſchuldigſt begleitet haben. Aber noch iſt nicht Alles verloren, wenn Ihr erlaubt, daß ich von jenem Eber ein Mahl herrichten laſſe, und Ihr mir die Gnade erzeigt, mein hochgeehrter Gaſt zu ſein.“

„Uebermüthiger Ritter!“ rief der König erzürnt. „Sollet Ihr ſo mit Euerm Gebieter reden? Wahrt Eure Zunge, Mann! Euer Uebermuth könnte Euch theuer zu ſtehen kommen.“

„Ich weiß wohl, König Waldemar!“ entgegnete Klaes Lembeke unerſchrocken, „daß Ihr mir nicht

beſonders gewogen ſeid, weil ich nicht von Euch zu Lehen nehmen will, was ich als freies Eigenthum beſitze, und weil ich Euch beharrlich die Erbhuldigung weigerte, da ich bereits meinem rechtmäßigen Herrn Unterthanentreue geſchworen habe. Das Alles hindert aber nicht, Herr König, daß Ihr bei mir zu Gaſte geht, wozu ich Euch hiermit nochmals, ſammt Euerm Gefolge, geziemend einlade."

„Das ſollt Ihr Uns büßen, Ihr Unverſchämter!" ſchrie der König mit zerſunkelnden Augen. „Ergreift ihn, Trabanten, und reißt ihn zu Boden, damit Wir im gerechten Zorn Unſern Fuß auf ſeinen Nacken ſetzen ..."

Aber ehe der König noch vollenden konnte, wandte der holſteiniſche Ritter ſein Roß, ſprengte ſeitwärts und rief lachend:

„Deſſen habe ich mich von Euch wohl verſehen und bin darum nicht allein gekommen, Euch einzuladen, ſondern habe auch hinreichende Köche mitgebracht, die uns das Mahl bereiten können."

Damit ſtieß er ins Horn und ſogleich ſchwärmte es aus dem Walde von allen Seiten hervor. Jeder Buſch ward lebendig und nicht lange dauerte es, daß die Dänen von einer Anzahl wohlbewaffneter Hol-

ſteiner umringt waren, die das Gefolge Waldemar's um das Dreifache überſtieg.

„Laßt es nun gnädigſt geſchehen, Herr König, und nehmt bei mir vorlieb!“ ſprach der Ritter, als die Holſteiner Alles angeordnet hatten, und die vorige Ruhe eingetreten war.

„Nein! Nein! Nein!“ rief der König voll Wuth. „Nimmer wollen wir mit einem Rebellen verkehren, oder gar mit ihm zu einem friedlichen Mahle niederſitzen. Wagt es, Eure Hand an Uns zu legen, und macht das Maaß Eurer Unthaten voll durch einen Königsmord!“

„Da ſei Gott vor, daß ich etwas ſo Frevent-liches auch nur denke! Gefällt es Euch nicht, mein hoher Herr, eines armen Ritters Gaſt zu ſein, ſo mögt Ihr ziehen nach eigenem Gefallen, wann und wohin Ihr denkt. Es iſt hier weit und breit auf meinen Feldmarken keine Straße, die für König Waldemar und ſeine Ritterſchaar geſperrt iſt.“

Damit winkte er mit der Hand den Seinen zu. Die Holſteiner zogen ſich zurück und es ward überall Raum für den König und ſein Gefolge.

König Waldemar ſah den Holſtenritter einen Augenblick an, der ſo ruhig und gelaſſen vor ihm zu Roß hielt, und dachte bei ſich ſelbſt:

„Fürwahr, das ist ein tüchtiger Gesell und in alle Wege ein Mann! Wenn meine Dänen alle von dem Schlage wären, ich wollte mit ihnen die Welt erobern."

Aber nicht lange hielt diese gerechte Sinnesart bei dem Könige Stand, als er sah, daß man den Eber auf eine Bahre legte und ihn seinen Jägern übergab. Der Ritter aber sagte:

„Da Ihr nicht mein Gast sein wollt, hoher Herr, so gestattet, daß ich das tüchtige Beutestück, das Ihr mit kunstgerechter Hand erlegtet, dorthin bringen lasse, wohin Ihr es zu haben wünscht."

König Waldemar blickte den Ritter fest an:

„Ihr seid . . ."

Er unterdrückte das Wort, das auf seinen Lippen schwebte, und rief mit starker Stimme:

„Wollt Ihr mir die Erbhuldigung leisten oder nicht, Ritter Klaes Lembeke?"

„Nein, Herr König! Nun und nimmer will ich es, und kein holsteinischer Mann soll es, so lange ich das Leben habe!"

„So habt es denn und gedenkt des Ebers! Lasse ich ihn auch bei Euch zurück, so ist er Euch doch nicht geschenkt!" rief König Waldemar

und gab ſeinem Pferde die Sporen. Das Gefolge brauſte hinter ihm drein.

Der junge Page des Königs aber, der mit der Freifrau von Dorning geſippt war und ſchon einmal ſeine Bewunderung dem Ritter zugejauchzt hatte, blieb auch jetzt zurück und die Hand des Holſteiners an ſeine Lippen drückend, rief er aus:

„Ihr ſeid ein Mann, und ich will werden wie Ihr. Aber den Eber braucht Ihr nicht zu fürchten, ich will ihn ſchon bewachen, damit er Euch nichts anhabe, zum Dank dafür, daß Ihr ſo heldenmüthig für meine Baſe und meine Schweſtern geſtritten.“

Darnach eilte der Page hinter dem Könige drein. Klaes Lembeke aber ſchwang ſich in den Sattel und ſagte:

„Das iſt ein wackrer Bub'! Er hat's Herz auf der rechten Stelle und von dieſen Hofſchranzen noch nichts Verderbliches gelernt. Ich will Ihn da wegthun! — Und nun, Ihr Leute! friſch vorwärts und auf gut holſteiniſch zugedroſchen, damit wir dieſes aufrühreriſche, rebelliſche Bauernvolk vollends zu Paaren treiben!“

Drüben auf dem buchenbegrünten, meerumrauschten Seeland saß hinter den festen Mauern seines Schlosses Wordingborg der König und konnte des Grolles nimmer Herr werden, den er gegen den Holsteiner hegte, der sich so keck in seinem Lande angesiedelt hatte, und ihm Alles verweigerte, was sonst ein rechter Unterthan dem Könige zu leisten schuldig. Waldemar's Umgebung hatte schlechte Zeit, denn da er seinen Groll nicht an dem Holsteiner auslassen konnte, der in alle Wege auf seiner Hut war, so mußten es seine Höflinge büßen, und wer es irgend vermochte, der floh vor seinem Grimme so weit, als Seeland breit und lang war.

Aber bald besiegten Schlauheit und Tücke, die im Innern Waldemar's über Alles herrschten, den blindtobenden Zorn. Rache an dem Ritter, der ihn so gröblich verhöhnt, war sein einziger Gedanke, und da er dieß Ziel nicht mit Gewalt erreichen konnte, suchte er durch List das Gelüste seines Herzens zu befriedigen. Er wurde gegen seine Umgebung sichtlich freundlicher, so daß diese nach der drückenden Gewitterschwule leicht aufzuathmen wagte, er verließ das enge Schloß und ritt hinaus in den Wald, dessen himmelhohe Buchen gerade in dem ersten Schmuck

des Frühlings erglänzten. Er ſcherzte beim Mahle, wenn die alten Methhörner kreiſeten, ſprach von dem mannhaften Klaes Lembeke, von ſeinem Muthe und ſeiner Entſchloſſenheit, verſicherte, daß er ihn über Alles achte, daß er ihm jene Unbill mit dem Eber längſt vergeben habe und es ihn freuen würde, wenn es ihm gelänge, die Freundſchaft des Ritters zu erwerben.

Das gab nun bei Hofe ein Fragen und Ziſcheln und Zutragen, denn die Höflinge konnten ſich darin nicht finden. Die Bedächtigen ſchüttelten mit dem Kopfe, aber Die, welche den König wirklich kannten, überlief ein kaltes Grauſen.

König Waldemar that, als hörte und ſah er von dem Allem nichts. Und als eines Tages, nach einem fröhlichen Banket, ein fahrender Meiſterſinger, der vor dem Könige geſungen hatte, ſich beurlaubte, hing Waldemar dieſem ſelbſt ein güldenes Kettlein um, entließ ihn gnädig und ſagte, wenn er Jütland durchziehe, möge er auf Schloß Dorning vorſprechen und dem Ritter Klaes Lembeke einen Gruß von dem Könige bringen; auch nicht vergeſſen, dabei zu ſagen, daß der Däne Waldemar des Holſteiners Lembeke Freund geworden ſei.

Mit dieſem Auftrage zog der Meiſterſinger gen Dorning.

Schön-Ingeborg ſtand mit ihrem Gemahl unter dem hohen Portal des Schloſſes und ſchaute hinaus ins Freie, die Ebene entlang, wo die junge Saat wellenförmig ihnen entgegenwogte, und darüber hin ein ſonniger Himmel ſich ſpannte.

„Das iſt Alles Dein Werk, mein theurer Gatte,“ ſprach die Frau, mit verſchämtem Erröthen ihr lockiges Haupt auf ſeine Schultern lehnend. „Ohne Deinen tapfern Arm hätte dieſer unſelige Kampf mit dem Könige unſere Felder noch länger verwüſtet und wir hätten uns dieſes neuen Segens nicht freuen können.“

„Es iſt die Frucht Deines Muthes, lieb' Weib. Hätteſt Du mir nicht damals ſo entſchloſſene Botſchaft ſagen laſſen, wer weiß, ob ich es gewagt hätte, dem König ſo trutziglich zu begegnen. Aber Du haſt recht gethan, Ingeborg. Der däniſche Bauer weiſet dem Einzelnen die Zähne, aber für Viele hat er Brod und Fleiſch feilauf, und ſeine Vorrathskammern ſind dem bewaffneten Gaſte zu allen Stunden geöffnet.“

„Und ſie werden es Dir bleiben, Klaes! Der Jüte hat die Stärke Deines Armes gefühlt, und er wird ſich deſſen erinnern ſein Lebelang.“

„Das hoffe ich.“

„Du hoffſt es nicht; ich weiß es anders. Wenn

Du dieſe freudige Hoffnung in Deinem Innern hegteſt, würdeſt Du jetzt, wo Alles ſo heiter darein ſchaut in den ſonnigen Himmel und in die grünende Saat, nicht ſo trübe blicken und Dein Lächeln würde in Deinem Herzen, nicht bloß auf Deinen Lippen ſein. Dich quält etwas, Klaes Lembeke. Was iſt es? Darf ich's wiſſen?"

„Ich bin angeſehen und mächtig im Lande; ich bin es durch Dich geworden. Aber meine Macht ruht nur in meinem Schwerdte; lege ich es aus der Hand, ſo iſt meine Macht dahin. Ueber mir ſteht Einer, der, wenn er es recht anfängt, mich zuletzt doch von dieſer Stelle vertreiben kann. Und er wird es wollen, denn er iſt mein Feind."

„Du meinſt Waldemar?"

„Ihn. Es preßt mir die Bruſt zuſammen, daß ich mit ihm in offner Fehde lebe."

„Das ſteht in Deiner Macht, es zu ändern, Klaes Lembeke. Ziehe an ſeinen Hof, beuge Deinen freien Nacken vor ihm, küſſe ſeine Hand und leiſte ihm die Erbhuldigung. Sei gewiß, er wird Dich gnädig aufnehmen und Dich beim Verſöhnungsmahle zu ſeiner Linken ſitzen laſſen. Wann gedenkſt Du, unter dem Schutze des geſegneten Danebrog, nach Wordingberg zu ſteuern?"

„Das kam nicht aus Deinem Herzen, Ingeborg. Kann ich nicht des Königs Freund werden, ſo will ich lieber ſein ehrlicher Feind bleiben. Meine Kniee beuge ich aber nicht, und zum Hofſchranzen fehlt mir's Geſchick."

„Vergib mir, mein Gemahl. Ich hätte wohl bedenken ſollen, daß meine loſen Worte Dich verletzen müßten. — Aber horch! Was iſt das? — Lieblich und hell klingt es aus dem Weißdorn-Gebüſch zu uns herüber. Das iſt kein Vogel, der alſo ſingt, das iſt eine Laute!"

„Wohl iſt's eine Laute, lieb Weib! Und da iſt auch der Lautenſchläger!" ſagte der Ritter und deutete auf einen Mann, der jetzt hinter dem blühenden Weißdorn hervorkam, und der kein Anderer war, als der Meiſterſinger, den König Waldemar mit Gruß und Botſchaft an den Ritter Klaes Lembeke abgeſendet hatte.

„Gott zum Gruß, ſchöne Dame und hochedler Herr! Gewährt einem fahrenden Sänger, der für Euch von jenſeit des Meeres einen Gruß bringt, einen gaſtlichen Becher und eine einfache Lagerſtatt."

„Seid willkommen, mit Vergunſt meiner Hausfrau und tretet ein. Ihr ſeid in Eurer Heimath, ſo lange Ihr unter dieſem Dache raſten wollt."

Bald darauf wurde das Mahl hergerichtet und der Meiſterſinger ſaß mit dem Schloßherrn und ſeiner Hausfrau zu Tiſche. Er ſprach viel von ſeinen Wanderungen in fernen Landen, von dem Leben an fremden Hofhaltungen, deren er Manche geſehen, am meiſten aber von den Buchenwäldern Seelands und dem Königsſitze zu Wordingborg. Dann hielt er plötzlich inne, rührte die Saiten und ſang dazu mit hellklingender Stimme:

Und alſo ſprach der König:
„Mein Sänger, ziehſt Du fort,
So dünke Dich nicht wenig,
Gehſt Du von Ort zu Ort.
Dem Sänger unterthänig
Iſt das gewalt'ge Wort,
Drum ſendet Dich der König
Zu Dorning's feſtem Port."

„Was wird das?" fragte ſtaunend der Ritter.

Aber der Meiſterſinger antwortete ihm nicht, ſondern ſang weiter:

An ſeines Weibes Seiten
Sitzt dort der Ritter Klaes:
„Was ſoll mir das bedeuten?
Was treibt Ihr, Herr, für Spaß?

O ändert Euch bei Zeiten,
Sonſt ärgert's Euch noch baß;
Ihr grollt ob früherm Streiten?
Und wißt noch kaum, um was."

„Oho, Herr Gaſt! Ihr ſeid ein dreiſter fahrender Sänger! Was ſoll ich mit dem Liede?" unterbrach ihn Klaes Lembeke, aber Jener antwortete wiederum nicht und ſang unbekümmert weiter:

Der König hält die Rechte
Dem edlen Ritter hin:
„Ein länger Hadern brächte
Uns Beiden nicht Gewinn;
Ihr ſeid der Rechte-Schlechte,
Ich bin, ſo wie ich bin;
Verſöhnung, wahre, ächte,
Nehmt an mit freiem Sinn."

Der Meiſterſinger hielt inne und ließ die Saiten ſeiner Laute langſam verklingen.

Schön-Ingeberg ſchaute ernſt darein.

„Iſt das eine Botſchaft?" fragte der Ritter.

„Sie iſt es, hochedler Herr! Mit einem achtungsvollen Gruße ſandte mich der König an ſeinen tapfern Feind, und ich übte mein Dichterrecht, Euch die Geſinnung Waldemar's im Liede zu verkünden. Nach-

dem ich das Schiff verlaſſen, holten mich drei Ritter des Königs ein, die er an Euch abgeſendet hat, Euch freies Geleit anzutragen, wenn Ihr nach Wordingborg kommen wollt, um Euch gütlich mit ihm zu beſprechen. Es iſt der Wille des hohen Herrn, dieſen unſeligen Streit beizulegen, der nur zum Verderben des Landes dient, während Schwede und Vritte von Außen her die Inſeln ſchwer bedrängen. Darum däucht es dem Könige großer Gewinn, um eines jeden tapfern und redlichen Ritters Schwerdt zu werben, und was in ſeiner Macht ſteht, das wird er thun, um Euch zufrieden zu ſtellen. Dieß Euch zu verkündigen, bin ich den Boten des Königs vorangeeilt. Ihr wißt nun Alles und an Euch iſt es, die blutigen Fehden fortzuſetzen, oder dieſer Halbinſel den Frieden heimzugeben. Meine Botſchaft iſt geendet, Herr Ritter."

Als der Meiſterſinger dieſe Worte geſprochen hatte, verließ er die Halle und der Ritter blieb mit ſeinem Ehgemahl in tiefem Sinnen zurück.

Wie es am Abend verkündigt worden, ſo geſchah es am folgenden Tage. Die Königsboten kamen und die feierliche Ladung erging, wodurch Klaes Lembeke zur friedlichen Zwieſprach nach Seeland, an den Hof zu Wordingborg entboten wurde. Die Worte der

Abgesandten waren wohlgestellt und verfehlten des Eindrucks auf den Ritter nicht. Sein Herz war von dem äußersten Schritte des Königs erfüllt, den dieser ihm entgegen that; er dachte an keine Falschheit und mit überwallendem Gefühl rief er aus:

„So geschehe mir Dieß und Das, und möge ich mein Haupt nie mehr zu einem ruhigen Schlummer niederlegen, wenn ich diese Mahnung zur Sühne überhöre. Ihr seid willkommene Gäste auf Dorning, werthe Herren, so lange es Euch gefällt, dort zu hausen. Mir aber vermerkt es nicht übel, wenn ich Euch der Sorge meiner Hausfrau überlassen muß; denn da einmal diese Eisrinde von meinem Herzen geschmolzen ist, will ich auch seinen warmen Schlag nicht zurückhalten. Was ich dem Könige weigerte, das mußte ich ihm weigern, denn das Recht steht über Alles. Aber wenn er ohne das seinen Sinn auf Versöhnung lenkt, so will ich seine ritterliche Rechte fassen und ihm danken, daß er es über sich vermocht hat, also zu handeln. Und bei Gott, Ihr Herren, dieser Entschluß ehrt den König hoch, und kann mein Schwerdt ihm nützen, seine Feinde zu bekämpfen, so soll er rufen, und ich bin da."

„Wir sind doch erfreut über diesen Euern Entschluß

und können dem Könige nicht ſchnell genug Euere Botſchaft bringen; darum verzichten wir auf Euere längere Gaſtfreundſchaft, und wollen heimkehren noch in dieſer Stunde, da der Wind unſere Segel günſtig ſchwellt."

Die Boten des Königs waren fort und im ganzen Schloſſe war laute Bewegung, weil der Ritter befohlen hatte, daß er, ſobald immer möglich, die Fahrt nach Seeland antreten wollte.

Seine Hausfrau aber legte keine Hand an, ſondern trat ihm gegenüber und richtete ihr thränenfeuchtes Auge auf ihn:

„Möge Dich dieſer Entſchluß nicht gereuen!"

„Dir iſt's nicht recht, Ingeberg, ich weiß es," ſprach Klaes Lembeke ernſt. „Aber ich hätte die Mahnung nicht in den Wind ſchlagen können und wenn ich für die Scholle Landes, worauf ich ſtehe, ein ganzes Herzogthum hätte davontragen können. Der König hat ſeinen Irrthum eingeſehen und bietet mir die Hand. Welcher Ritter würde ſäumen?"

„Die glatte Hand bedeckt ein falſches Herz. Du kennſt den Waldemar nicht."

„Ich kenne ihn wenig. Aber der König iſt der erſte Ritter ſeines Landes, und ſo niedrig denkt kein ſchildgeborner Ritter, daß er zu ſolcher Täuſchung

herabſtiege. Nein, ich will, wenn es verlangt wird, ohne Harniſch und Schwerdt gen Wordingborg ziehen, ſo feſt vertraue ich auf des Königs Wort."

„Mann! Ich ſtaune über Deine Blindheit! — Du ziehſt an den Hof des Königs, und ich werde Dich nie wiederſehen."

Der Ritter ſtand einige Augenblicke nachſinnend, dann fuhr er mit der Hand über die Stirn:

„Nun, ſo will ich denn thun, was ich ſonſt nie gethan hätte, weil es Dich beruhigen wird. Bis zum Strande hin mögen bewaffnete Knechte mir folgen, um dem Verrathe zu wehren, wenn er meiner Spur nachſchleicht. Auch ſoll ein zweites, ſchnelles und wohlbewaffnetes Schiff mit mir hinüberſteuern nach Wordingborg und dort unter allerlei Vorwand kreuzen, bis ich mich überzeuge, daß es überflüſſig iſt, und ich es heimſchicke."

„Das lohne Dir Gott!"

„Und er vergebe es mir. Ich kann's nicht ſagen, wie es mir zuwider iſt, mit heimlichem Mißtrauen einer friedlichen Beſprechung entgegen zu ziehen, und unter dem Friedenskleide den Harniſch zu tragen. Ich wage keinen Schritt zu thun, aus Furcht, ſein Raſcheln könnte mich verrathen."

„Sammle Sinn, Klaes Lembeke! Du brauchſt Ruhe.“

„Und ich werde ſie finden, indem ich meiner Ritterpflicht treu bleibe. Weg mit den bewaffneten Knechten, ich will allein meine Straße ziehen. Kein bewaffnetes Schiff ſoll mir folgen, wenn ich die grüne See durchpflüge; Keiner als meine Bootsleute und meine Diener ſollen ihren Fuß an Bord des Schiffes ſetzen, von deſſen Maſt ich meine Holſtenflagge wehen laſſe.“

„Und Du nimmſt Alles zurück, was Du mir verſprochen haſt?“

„Ich thu's! Verzeih mir's Gott, aber ich könnte Dir gram werden, Ingeborg, weil Du mich zwangſt, einen Augenblick wankelmüthig zu ſein.“

„Mag es Unrecht ſein,“ ſprach Schön-Ingeborg, den zürnenden Gemahl mit Liebkoſungen beſänftigend. „Aber ich kann die Stimme meines Herzens nicht unterdrücken und die ruft mir unaufhörlich zu: Laß ihn nicht ziehen aus Schloß Dorning!“

„Das iſt Weiber Art!“ ſagte der Ritter kurz und achtete nicht weiter auf die thränenfeuchten Augen der Gattin, ſondern ging zu ſeinen Leuten, und ſah ſelbſt nach, damit Alles ſo zur Reiſe gerüſtet werde, wie er es befohlen hatte.

Frau Ingeberg aber berieth mit einem alten, treuen Diener des Hauses in der Stille der Nacht, um zu ergründen, wie sie ihren geliebten Herrn, auch wider seinen Willen, gegen die Gefahren schirmen möchte, die ihn bedrohten.

Wie ein unstater Geist hauste König Waldemar in seinem Schlosse zu Wordingberg. Seine ganze Seele war von Rache erfüllt gegen den unverschämten holsteinischen Edelmann, und er konnte nicht eher ruhig werden, bis er diese Rache in dem Blute seines Feindes gekühlt. Darum hatte er Diesem, unter der Larve einer ritterlichen Gesinnung, mit freiem Geleite zu sich entbieten lassen, und gedachte, wenn der plumpe Holste in diese Falle ginge, ihn auf eine schimpfliche Weise hinzuschlachten. Voll bitterer Erinnerung an jenes Jagdabenteuer auf den Moorgründen von Derning, nannte Waldemar den Klaes Lembeke einen ungeschlachten Eber, den er bruhen wolle, wie es sich gebühre, damit er die stachligen Borsten verliere, und der Teufel ihn sauber zum Nachtmahl erhielte. Darum sah man auch mitten im Schloßhofe zu Wordingberg einen

großen Holzstoß errichten, und darüber wurde ein mächtiger eiserner Kessel gehangen, der war zur Hälfte mit Wasser gefüllt, und so groß, daß wohl zwei stämmige Männer nebeneinander darin sitzen konnten, ohne daß ihr Haupt über den Rand hinwegragte. Neben dem Holzstoß aber stand ein langer Schlachttisch mit Marterwerkzeugen aller Art, und dahinter hockten einige Frohnknechte, verhärtete, mordlustige Gesellen, die gar lustig grinseten, dieweil es nun bald etwas Tüchtiges für sie zu thun geben würde. Längs der ganzen Küste aber waren Boten aufgestellt und einige Fahrzeuge kreuzten sogar bis hoch auf die See hinaus, die es dem Könige sogleich ansagen sollten, sobald sie das Schiff des Klaes Lembeke von ferne sähen.

Die Ritter des Königs aber betrachteten alle diese Vorkehrungen mit den verschiedensten Empfindungen. Manche von ihnen sahen die dem Könige widerfahrene Kränkung eben so an, als ob sie ihnen selbst geschehen sei, und meinten in ihrem rachgierigen Sinn, die Genugthuung, wie Waldemar sie ersennen, sei allein die gerechte. Den Meisten aber dünkte es doch allzuhart und eines schildgebornen Ritters unwürdig, daß dieser sollte hingeschlachtet werden

von unehrlichen Frohnknechten, und in einem Kessel gebrüht wie ein Thier des Waldes, und wären zur Stunde gerne wo anders gewesen, als in dem Schlosse zu Wordingborg. Aber zu jener Zeit konnte ein Höfling dem andern wenig trauen, sie mußten fürchten, daß dem Könige ihre eigentliche Gesinnung verrathen würde, darum schwiegen sie stille und lebten der Hoffnung, der Holsteiner werde selbst klug genug sein, den Sinn der königlichen Ladung zu verstehen, und auf seinem sichern Schlosse zu Dorning bleiben.

Aber diese Hoffnung ward getäuscht, denn bald kamen Boten herbei, die hatten ein Schiff auf der offnen See gesehen, das eine Holstenflagge führte, und gleich darauf kam ein Fahrzeug mit vollen Segeln herangeschossen, dessen Führer verkündigte, das Schiff des Ritters Lembeke steuere seinem Kielwasser nach.

Waldemar sagte nichts, aber seine Augen blitzten. Er stieß einen unartikulirten Schrei aus und goß einen Becher feurigen Weines hinab. Seine christlich gesinnten Ritter aber, die es irgend vermochten, suchten unter einem Vorwande jenseit der Burgmauer zu kommen, um diesem entsetzlichen Schauspiel nicht beiwohnen zu müssen.

Am betrübtesten geberdete sich der Page des

Königs, der mit der Frau von Dorning geſippt, und deſſen ganzes Herz nur mit Bewunderung für den Muth und die Mannhaftigkeit des holſteiniſchen Herrn erfüllt war. Er ſann vergebens nach, wie er dem Argloſen eine Warnung zukommen laſſen könne, damit er nicht den verrätheriſchen Schloßhof beträte; allein vergebens, es kam ihm nichts Rechtes in den Sinn.

Als nun aber die Meldung kam, daß der Ritter wirklich im Anzuge ſei und des Waldigſten das Ufer von Seeland betreten werde, rief der Page aus:

„So helfe mir Gott, daß ich einen Ausweg finde durch dieſe Mauern, um ihn zu warnen, daß er ſeine Schritte wo anderswhin lenke!“

Dieſe Worte hatte ein Edelknecht gehört, ein langer, blaſſer Neidhart, mit tiefliegenden Augen und verlebtem Angeſicht, der ganz zu der Sinnesart ſeines Gebieters ſtimmte, und eilte förderſamſt hin, ſie dieſem zuzuflüſtern.

Da loderte der König auf in furchtbarem Zorn und rief überlaut:

„Setzt ihm nach, dem Buben, der ſeinen König verrathen will, und ſchleppt ihn zu meinen Füßen, damit ich ihm ſeine Krokodillsaugen austrete, die mich

mit so heuchlerischer Ehrlichkeit ansehen, und dann hinein mit ihm in den Brühkessel, es wird für den Andern noch Raum genug darin bleiben. Wenn Ihr ihn aber nicht erreichen könnt, und Ihr seht, daß er dem Feinde ein Zeichen macht, so schießt ihn mit Euern Pfeilen nieder wie einen Hund!"

Diese Worte hörte der Page, der zitternd hinter einem Erdwall verborgen saß. Sein Herz schlug mächtig, aber er hielt sich, damit er sich nicht verriethe, und als er bald darauf eine gute Gelegenheit ersah, sprang er über den Wall hinweg und flog dem Strande zu, woselbst das Schiff des Holsteiners eben anlegte. Wie eine Windsbraut schoß der Knabe dahin, und ihm nach seine Verfolger, die hatten des Königs Schweißhunde losgelassen, die mit lautem Gebell hintendrein rannten.

Aber sie erreichten ihn nicht.

Nicht lange dauerte diese entsetzliche Hatz, dann war die Kraft des muthigen Knaben dahin. Seine Kniee brachen zusammen, er vermochte nicht mehr zu athmen und seine Verfolger waren bereits ganz nahe. Da gewahrte er hart am Wege eine der stattlichen Buchen, wie sie selten anderswo als auf Seeland in solcher Majestät gesehen werden, und da der Weg,

den der Holsteiner zu nehmen hatte, hart an diesem Baume vorüber führte, raffte der Page seine letzten Kräfte zusammen und kletterte den Baum hinan, sich bald in dem dichten Laube desselben verbergend.

Klaes Lembeke war gelandet und auf dem Wege zum Schlosse. Er hatte eine menschliche Gestalt den Stamm hinaufklettern sehen, und sagte lachend zu den Seinen:

„Der Faut muß eine absonderliche Vorstellung von uns Holsten haben, daß er es sich so sauer darum werden läßt, nach uns auszulugen."

In demselben Augenblicke gewahrte er die Verfolger des Knaben, die bei dem Herannahen des Fremden von ihrer Hatz abließen, und sich lauernd zurückzogen.

„König Waldemar muß jagen oder jagen lassen, und wenn er keinen Eber hat, hetzt er seine Hunde den Menschen auf den Hals," sagte der Ritter, finster blickend, und unter der Buche wegschreitend, in deren Laub er seinen Namen flüstern hörte.

„Was wird das?" fragte er staunend und hielt seine Schritte an, indem er in das Gezweig des Baumes hinaufsah. Der Knabe aber war von dieser Seite so gut von dem Laube verdeckt, daß der Ritter

ihn nicht gewahren konnte, und noch mehr ſtaunte, als eine helle Knabenſtimme ſang:

„Der Keſſel ſiedet, das Feuer brennt,
Der Eber möge nur kommen!“

„Hollah! das bedeutet etwas!“ rief der Ritter. „Noch einmal, mein munterer Vogel, wie war das Lied, das Du mir gepfiffen?“

Und abermals ſchallte die muntere Stimme des Knaben durch das vom lauen Seewinde erzitternde Laub:

„Der Keſſel ſiedet, das Feuer brennt,
Der Eber möge nur kommen!“

Aber in demſelben Augenblicke ſchwirrte es durch die Luft, den Felſteinern über die Körſe weg. Die Trabanten des Königs hatten es ſich eifrig angelegen ſein laſſen, den erhaltenen Befehl genau zu erfüllen, und als ſie es nicht vermochten, den Knaben von ihren Hunden packen zu laſſen, drückten ſie ihre Pfeile ab, ſobald ſie hörten, daß er im grünen Laubgehege ſeine Stimme erſchallen ließ. Es war aber zu ſpät; der Ritter hatte die Warnung bereits vernommen, als der Leichnam des Knaben zu ſeinen Füßen niederſtürzte.

„Herr Gott! Was bedeutet dieß?“ rief der Ritter erſchreckt. „Stellt man auf Seeland den fremden Gäſten zu Ehren Jagden an, daß darob die Menſchen von den Bäumen fallen, wie reifes Obſt? Seht nach dem Knaben! — Heiland der Welt! — Das iſt ja das Bruderkind meiner Hausfrau!“

Der Knabe ſchlug bei dem befreundeten Tone dieſer Stimme noch einmal die Augen auf und flüſterte:

„Der Keſſel ſiedet . . . . .
. . . . . .“

Dann aber verſagte ihm die Stimme und der letzte Athemzug entfloh ſeiner Bruſt.

Der Ritter kniete lange Zeit neben dem Knaben und verſuchte, das entflohene Leben in den erſtarrenden Körper zurückzurufen, allein es wollte ihm nicht gelingen. Da ließ er endlich ab und der Thränen nicht wehrend, die ihm aus den Augen quellten, ſagte er:

„Du biſt ein treuer Junge geweſen, und ich werde Deine Warnung nicht in den Wind ſchlagen. Hei, König Waldemar! das war eine gute Erinnerung an die Eberjagd beim Skager Rack! Wie hätteſt

Du lachen wollen, wenn der ehrliche Holste, Deinem Königswerte vertrauend, in die Falle gegangen wäre, die Du ihm gestellt! Aber dieß junge Leben sollst Du mir theuer bezahlen und es ist fortan kein Frieden zwischen uns, so lange noch Einer von uns Beiden athmet."

Er befahl, innig bewegt, den Leichnam des treuen Pagen an sein Schiff zu bringen und ging, der Warnung seiner Gattin gedenkend, den wachsenden Groll gegen Waldemar im Herzen, dem Strande zu, wo die Begleiter des Ritters den Uebrigen erzählten, was vorgegangen, so daß ein Schrei des Unwillens aus jeglichem Munde ertönte und man kaum des großen bewaffneten Schiffes achtete, das, mit einer holsteinischen Flagge eben am Mast, ganz nahe herangekommen war.

Da kam auf seinem mit Sammtdecken verzierten Maulthier des Weges dahergeritten Herr Langbiörn, der war Bischof von Leire und zugleich vertrauter Kanzellar des Königs. Er eignete sich, seiner ganzen Sinnesart nach, vortrefflich zu einem Herrn wie Waldemar und wußte es klug anzustellen, dem kaum geborenen Gedanken desselben die rechten Worte zu verleihen. Er trabte jetzt wohlgemuth von seinem

Biſchofsſitze heran, um das große Schauſpiel mit anzuſehen, das er hatte vorbereiten helfen, und da er nichts wußte von dem, was ſich in der letzten Stunde ereignet hatte, die Holſten aber Alle um ihren Führer verſammelt ſah, ritt er zu ihnen heran und ſagte mit ſalbungsreichem Tone:

„Sei mir viel tauſend Mal gegrüßt in Chriſto unſerm Herrn, mein vielgeliebter Sohn und tapfrer Streiter. Sehr habe ich mich mit chriſtlichem Gemüthe über Deine Verſöhnlichkeit gefreut und es ſoll mir zur beſondern Freude gereichen, Dich zu dem Könige zu führen, der mit Ungeduld Deiner wartet.“

„Die Peſt über Euern König, der ein boshafter, heimtückiſcher Verräther iſt!“ brach Klaes Lembeke los. „Die Peſt über Euere ſcheinheilige Glatze, denn Ihr ſeid ſeine rechte Hand, die alles Unheil anſtiften hilft; darum mögt Ihr in des Teufels Namen mitſammen zur Hölle fahren, je eher, je lieber!“

Der Biſchof fuhr entſetzt zurück und ſchlug ein dreifaches Kreuz:

„Mein Sohn! Mein Sohn! Wer legt Dir ſolche Frevelworte in den Mund, die Dich zum zwiefachen Verbrecher an Majeſtät und Kirche machen? Hüte

Dich, daß ich nicht das dreifache Wehe! über Dich rufe."

„Alle Ehre dem edlen Fürſten und jede Obedienz dem geheiligten Diener der Kirche, wenn ſie die Wege des Rechtes wandeln. Aber Fluch dem Mörder im Purpur und ſeinen heuchleriſchen Geſellen in der Kapuze, wenn ſie ſich zum Meuchelmord erniedrigen."

„Was unterfangt Ihr Euch, Verblendeter?"

„Gebt Euch keine Mühe, Eure Fuchsnatur hinter einem Schafsgeſicht zu verbergen! Es iſt Alles verrathen, darum reitet nur hinauf, und meldet, ich hätte geſagt, es ſei noch nicht Zeit, den Eber zu kruben."

Der Biſchof war außer ſich vor Verlegenheit. Er wußte nicht, was er dem Ritter antworten ſollte, und ſich den Schweiß von der Stirn trocknend, ſtieß er auf gut Glück die Worte aus:

„Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er!"

„Nun, ſo mögt Ihr Gott danken, wenn ich Euch nicht lieb habe. Den Mord des Knaben aber ſoll mir der König mit dem Leben ſeines beſten Ritters und ſeines tückiſchſten Pfaffen büßen. Erſchreckt nicht, Herr Biſchof von Leire!"

Der fromme Herr von Langbiörn vermochte vor

Schreck und Angſt kein Wort hervorzubringen, und ſuchte ſo ſchnell als möglich aus der Nähe des aufgebrachten Ritters zu kommen. Dieſer aber fiel ihm in die Zügel und von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, flüſterte er ihm zu:

„Aber verlaßt Euch darauf, ich will's dem Waldemar eintränken und von dieſer Stunde an hängt der Mordſtahl an einem Seidenhaar über ſeinem Haupte. Und wenn er ſich noch ſo ſehr mit Trabanten und Reiſigen umgibt, er iſt doch verloren. Hört, Herr Biſchof, Ihr ſollt mein Briefträger ſein. Mit eilf andern verruchten Kerlen habe ich das Sacrament darauf genommen, ihn mit Gift oder Dolch aus der Welt zu ſchaffen! Habt Ihr's gehört, Herr Biſchof? Wir ſind unſer Zwölf, die es um Mitternacht auf einem Kreuzwege beſchworen, und Uhu und Rabe haben mit den Flügeln dazu geſchlagen. Reitet ſchnell nach dem Schloſſe, um es Euerm Waldemar zu verkünden und ihm zu ſagen, das hätten wir angeſtiftet, um ihn für ſeine verrätheriſche Tücke zu beſtrafen. Dann aber bereitet ihn dazu vor mit gottſeligen Gebeten; ihn, Herr, und Euch ſelbſt, denn Ihr müßt mit ihm."

Damit kehrte er, ingrimmig lachend, dem geiſt-

lichen Herrn, der nicht ſchnell genug nach dem Schloſſe zu kommen wußte, den Rücken, und eilte an Bord ſeines Schiffes, von deſſen Verdeck aus er die ſtattliche Hülfe ſah, die ihm ſo unerwartet gekommen war.

Aber ſein Staunen wuchs, ſein Herz ſchlug mächtig, als er auf der hohen Galerie jenes zweiten Schiffes ſeine treue Ingeborg ſtehen ſah, von bewaffneten Männern umgeben, ihn mit ihrem wehenden Schleier fröhlich herbeiwinkend. Er eilte zu ihr, ſchloß ſie in ſeine Arme und rief:

„Ingeborg' Süßes Lieb' Was ſoll mir das?"

„Willſt Deinem Weibe verzeihen, daß ſie von Dir das wilde Kriegshandwerk gelernt und Dir in ſolcher Begleitung folgte? Es drückte mir das Herz ab, als ich Dich ſo ſorglos dahinziehen ſah, und daran dachte, daß ich's Dir am Altar zugeſchworen hatte, in Freud' und Leid mit Dir hauszuhalten, und jede Sorge, jede Gefahr mit Dir zu theilen."

„Du biſt ein liebes, herziges Kind! Und welches Feuer blitzt aus Deinen Augen! Wer hätte es Dir zugetraut, als Du ſo demüthig erröthend vor mir ſtandeſt, daß Du mir einſt ſolche ſtattliche Kämpfer zuführen würdeſt, wie eine blutbeſprengte Walkyre."

„Du wirſt ſie brauchen, Klaes Lembele. Meinſt

Du, der König werde dieſen neuen Schimpf, den Du ihm eben jetzt angethan, ungerächt hinnehmen? Er iſt nun Dein zwiefacher Feind auf Leben und Tod und kein Frieden zwiſchen Euch, bis Einer von Beiden röchelnd auf der Wahlſtatt liegt. Das lag mir ſchwer auf der Bruſt, als Du, meine Warnung nicht achtend, Dich nach Wordingborg einſchifftest. Du haſt Deine ſichere Scholle verlaſſen, ſiehe zu, wann Du ſie wieder betrittſt. Mir ahnet, es wird nimmer ſein."

Klaes Lembeke blieb, ernſt ſinnend, unbeweglich am Maſt gelehnt. Ingeborg aber drückte ihm ſtumm die Hand und ging dann hinab in den verborgenſten Raum des Schiffes. Daſelbſt weinte ſie bitterlich.

Schön-Ingeborg's Ahnung hatte ſich nur zu treu bewährt. Der König, wenn auch im perſönlichen Kampfe tapfer und Schwerdt und Lanze nicht fürchtend, war doch im Herzen feige, wenn er ein ihm feindlich Wort vernahm. Er hatte Furcht vor Jedem, der ſich nicht vor ihm in den Staub niederwarf, weil er einen Gegner in ihm vermuthete, der heimlich an ihn wollte. Und weil er nie ein offnes Wort frei

vom Herzen weg sprach, hielt er Keinen dessen für fähig, sondern glaubte, Jeder führe noch außerdem etwas im Schilde. So hatte ihn auch die Mittheilung des Bischofs von den zwölf geschwornen Meuchelmördern über die Maaßen entsetzt, und um den Dolchen oder dem Gifte der zwölf Holsteiner zu entgehen, bestieg er zur dunklen Nachtzeit heimlich sein Schiff und floh an den Hof des Königs von Böhmen, um sich vor den verwegnen Königsmördern sicher zu stellen und des Reiches Bann und Interdict auf sie herabzurufen.

Aber, wenn auch fern vom heimischen Boden, vergaß Waldemar doch nicht, was er dort zurückgelassen und welches Rachewerk er zu erfüllen hatte. Von allen Seiten geschah auf den Inseln des gesammten Königreichs ein Aufgebot zu Wasser und Land, und während die Truppen des Königs sich über Jütland verbreiteten, jede Scholle Landes verwüstend, die ein Dornig besäet, jeden Baum fällend, in dessen Schatten ein Zypresse jenes Stammes einmal geruht, jedes Dach niederbrennend, das sie beschirmt, fuhren des Königs Schiffe durch die ganze Ost- und Westsee und kreuzten auf alle Wimpel, die irgendwie einem holsteinischen ähnelten.

Die Schiffe des Klaes Lembeke trieben von Strand zu Strand, von Insel zu Insel. Manchmal nahm der Ritter den Kampf selbst gegen eine bedeutende Uebermacht an; manchmal, wenn diese zu groß war, zog er sich vorsichtig zurück. Wo er auch immer zu landen versucht hatte, ward er durch die ihm weit überlegenen königlichen Söldner zurückgetrieben, und wo es ihm einmal gelang, festen Fuß zu fassen, war Alles so verwüstet, daß der Aufenthalt daselbst eher eine Last, als eine Erholung ward. So ging es denn wieder auf die hohe See hinaus, und allmählich schwanden Kräfte und Muth; denn welcher noch so tapfere und mächtige Ritter könnte sich auf die Dauer gegen den König eines ganzen Reiches im Felde behaupten? Darum, als der Mangel sich zu zeigen begann und es an der höchsten Nothdurft fehlte, wurden die Lanzknechte lässig und die Schiffer hielten's kaum der Mühe werth, an Steuer oder Segel eine helfende Hand zu legen. Ein trüber Geist des Unmuths verbreitete sich von einem Ende des Schiffes zum andern, und selbst Klaes Lembeke blickte finster, ward immer einsilbiger und hatte für Niemanden ein ermunterndes Wort. Es herrschte eine dumpfe Gewitterschwüle, wie sie nach einem heißen Juli-

tage von den Bergſpitzen herab ſich in das tiefe Thal ſenkt.

Nur Ingeborg bewahrte ihren Gleichmuth. Sie ſchaffte und ordnete an, was ihr zu ſchaffen und anzuordnen ziemte, und ſuchte mit Scherz und gutem Zuſpruch den böſen Dämon zu bannen, der ſich ihres Eheherrn und aller ſeiner Genoſſen bemächtigt hatte. Aber das gelang ihr nur wenig, denn das Mißbehagen hatte den höchſten Grad erreicht, da durch einen Fiſcher die Kunde an Bord gelangt war, daß König Waldemar wieder nach Dänemark zurückgekehrt ſei und geſchworen habe, er wolle ſeinen Bart nicht eher ſcheeren, bis der Kopf des Klaes Lembeke zu ſeinen Füßen läge.

Es war eine ſternhelle Nacht. Leichter Weſtwind füllte kaum die Segel und das Schiff glitt unmerklich über die Wellen hin. Klaes Lembeke lehnte an der Galerie und ſah gedankenlos den Schaumflocken nach, die an den Seiten des Schiffes langſam vorübertrieben und allmählich zerplatzten.

Da trat ſein Weib zu ihm, legte den Arm um ſeinen Nacken und ſagte mit freundlichem Ernſt:

„Es quält Dich unaufhörlich und reibt Dich auf, das darf ich nicht länger dulden.“

Der Ritter fuhr mit der Hand über die Stirn: „Der Eber, den ich nicht wollte fahren laſſen, iſt theuer bezahlt. Er koſtet Dich Dorning und mehr.“

„Als ich Dein Weib geworden bin, Klaes Lembeke, wurde auch all' meine Habe die Deinige. Die Frau eines Holſteiners wurde eine Holſteinerin und that von ſich, was däniſch war. Ob die Halle von Dorning oder das Dach einer Hütte mich ſchirmt, gleichviel; wo Du biſt, da iſt meine Heimath und ich habe dort die Fülle. Darum, was ich längſt vergeſſen habe, das ſollſt Du Dir auch aus dem Sinn ſchlagen.“

„Ich habe Alles verloren, was Du mir anvertraut. Wie ſoll ich Dir gegenüber beſtehen?“

„Und iſt Alles verloren, ſo müſſen wir uns Neues ſuchen. Du biſt mir der Mann, der nicht um Verlornes ſich grämen ſoll, was weit hinter ihm liegt, ſondern vorwärts blicken muß, wo er das finde, was ihm vonnöthen. Dir ſind die Menſchenleben anvertraut, die mit uns zwiſchen dieſen Brettern hauſen. Hier kannſt Du ſie nicht mehr ſchützen, ſo mußt Du ſuchen, ſie anderswo in Sicherheit zu bringen.“

„Und wohin?“

„Höre mich an. Vor uns wegt die Weſtſee.

Das dünkt mich ein Fingerzeig des Himmels. Gib Befehl, daß man das Schiff der Küste zu steuere, die sich zwischen Elbe und Eider dehnt. Dort liegt unter den übrigen Inseln das stolze Föhr. Auf dem jütischen Theil dieser Insel, zu Westerlandsöhr, habe ich eine kleine Besitzung, Borgsumberg genannt, mit einem festen Hause an einem Bache, der in die Westsee mündet. Die Insel liegt fernab von allem Verkehr mit den Menschen und die Kunde von unserm Unglück ist noch nicht bis dahin gedrungen. Wir werden dort landen und in Frieden leben. Bist Du es zufrieden?"

„Ich bin's und schäme mich meines Kleinmuthes vor Dir und dem Volke. Es sei, wie Du gesagt, und Du sollst mich nicht wieder kleinmüthig finden, so lange ein Blutstropfen durch meine Adern rinnt."

Er erhob sich und schritt, die Last, welche bis dahin sein Herz beschwerte, leicht von sich werfend, das Verdeck auf und ab. Er sah zu dem gestirnten Himmel auf, blickte mit leuchtenden Augen in das von himmlischem Lächeln verklärte Antlitz seiner Frau, und rief mit starker Stimme nach dem Steuermann hinüber:

„Cours nach Westerlandsöhr!"

„Cours nach Westerlandföhr ist's!“ rief der Mann und hob sein Steuer.

„Cours nach Westerlandföhr!“ hallte es durch den Raum. Ueberall herrschte Leben und Bewegung.

Das Schiff schoß mit ungeduldiger Hast durch die Wellen.

Ein Mann lag, halb schlafend, halb träumend an dem Abhange des Walles von Borgsumborg auf Westerlandföhr. Ein Anderer kam des Weges daher und stieß ihn an.

„Was treibst Du da, Kerl?“

„Treibe nichts. Verschlafe die Grillen.“

„Schämst Dich nicht, am hellen Tage zu schlafen? Liegst auf der Erde, wie ein ausgerodeter Baumklotz.“

„Lägst wohl gerne auch so? Es ist noch Platz; ich rücke zu.“

„Gott soll mich bewahren!“

„Ha! Ha! Ha! Lägst auch lieber an dem Ufer der Swentine und schautest hinunter nach den fetten Gründen, die am gesegneten Fiord von Kiel liegen, wo die Ochsen bis an den Bauch ins Gras gehen.“

„Daß Dir das Maul zuwüchse! Sind das geziemliche Reden, wenn man für Alle nicht mehr im

Hauſe hat, als ein Faß mit Mehl und eine alte abgemagerte Kuh? Es iſt weit mit uns gekommen, Peter Volquarts."

„Wer hätt's gedacht, daß der Waldemar uns ſo Wort halten würde! Ueberall ſind wir eingeſchloſſen. Der Streifzug, den der Herr geſtern nach Oſterlandföhr zu den Schleswigſchen machen wollte, iſt auch mißglückt."

„Hab's ja gleich geſagt. Wollte drum nicht mit."

„Der Herr hat Keinen dazu aufgefordert; ſie gingen Alle freiwillig."

„Und ſind dafür Alle den Dänen in die Hände gefallen und aufgehängt. Nur der alte Cord Hanſen iſt mit dem Klaes Lembeke zurückgekehrt."

„Der Herr iſt nun noch niedergeſchlagener."

„Geſchieht ihm ganz recht. Saß er nicht warm in Jütland? Warum blieb er nicht ſitzen? Konnte er dem Waldemar nicht huldigen? Was war's denn Großes? Einmal das Knie beugen und damit Hollah! Konnte nachher doch thun, was er wollte."

„Das iſt nicht Dein Ernſt, Peter Volquarts."

„Warum nicht? Wenn mein Magen bellt, kniee ich meinetwalben vor dem Großtürken und leiſte ihm das Jurament, wenn er mich füttern will. Futter!

Wie ſteht's? Bekommen die Dänen heute eine rothe, oder graue, oder ſchwarze Kuh zu ſehen?"

„Laß mich ungeſchoren!"

„Soll wohl darüber auch nicht lachen? Dankt doch Gott, wenn's beim Lachen bleibt. Habt nur eine Kuh und um den Dänen glauben zu machen, wir ſäßen hier im Vollen, hängt Ihr dem Beeſt alle Tage ein anderes Fell über und treibt's mit Schlägen den Wall entlang, daß es brüllen muß zum Gotterbarmen. Aber die da drüben ſind Euch viel zu klug. König Waldemar kann nun bald nach einem Barbier ſchicken."

„Wenn er nicht eher ſich den Bart abſchneiden laſſen will, bis er den Kopf unſeres Herrn hat, kann ihm dieſer ſo lang wachſen, daß er mit ſeinen Füßen darauf tritt. — Steh auf, Kerl! Hörſt den Lärmen nicht?"

„Was wird's ſein!" brummte der Andere, ſich unluſtig aufſchrotend. „Ein däniſcher Schütz wird wieder Einen der Unſrigen .... Oder ſollten ſie gar nach unſerer Kuh geſchoſſen haben? Ha! Ha! Da ginge es an den letzten Braten und das Spiel hätte ein Ende. Und das muß es, ſo oder ſo, denn ehe ich verhungere, nehme ich den Klaes Lembeke auf den Nacken und trage ihn dem Waldemar hin."

Der Ritter war herzugetreten und legte die Hand auf ſeine Schulter:

„Das thuſt Du nicht, Peter Volquarts.“

„Wie? Was? Ihr ſeid's, Geſtrenger? — Wenn ich nun aber — Mit Verlaub — ich thue ....“

„Das thut kein Holſteiner dem Andern. Warum ſollten es die Waffengenoſſen des Klaes Lembeke thun wollen? Nicht wahr, Peter Volquarts, Du thuſt es nicht, auch wenn Du es könnteſt?“

„Nein, wahrhaftig nicht, Geſtrenger, ich thue es nicht. Aber wenn der Mund ſonſt nichts zu thun hat, ſo ſchwatzt er, und bei der ſchmalen Koſt .... Hunger thut weh, Herr.“

„Ich will dieſen Leiden ein Ende machen. Es iſt meine Pflicht, das Leben ſo vieler braver Männer nicht mit mir zu verderben. Ich gehe jetzt noch einen letzten ſauern Gang, dann ſprechen wir weiter. Aber hungern ſollt Ihr nicht mehr.“

Der Ritter ging in ſeine Behauſung und die beiden Knechte zogen nach demjenigen Theil von Borgſumberg, von welchem man das Dänenlager überſehen konnte.

Aber während Beide nach dem Feinde ſpähten und den Bewegungen folgten, die in deſſen Lager

herrſchten, wurden ſie durch einen Freudenruf ihrer Waffengenoſſen geſtört.

„Das iſt gut! Das laſſe ich mir gefallen!“ rief Einer derſelben, die Mütze ſchwingend.

„Soll Dir auch gefallen!“ ſagte ein Anderer. „Dir und mir und Allen! Die Kuh ſoll geſchlachtet werden und wir ſollen kochen und braten, ſo viel es uns gefällt.“

„Und das Mehl iſt auch herausgeſetzt. Nichts ſoll geſchont werden.“

„Das deutet auf einen guten Ausgang. Der Geſtrenge iſt ein kluger Wirth, der nicht das Letzte hergibt, bevor er weiß, woher er wieder etwas bekommen kann. Juchhe! Es wird gute Zeit! Wir halten ein Jubelmahl!“

„Oder die Henkers-Mahlzeit!“ brummte der alte Hinrich Kruſe in den Bart.

Aber ſeine Worte wurden nicht vernommen. Der Jubel der Genoſſen, die eben jetzt ihr großes Küchenwerk begannen, verſchlang ſie.

Und während hinter den Wällen im Freien Alles lachte und tollte, herrſchte in dem Innern der Behauſung des Klaes Lembeke Todtenſtille.

Frau Ingeberg lag auf ihrem Lager hingeſtreckt,

mit bleichem Angeſicht und geſchloſſenen Augen. Ihre treue Dienerin ſaß weinend auf dem Rand des Bettes.

„Wie ſteht's, Han-Dore?“ fragte der eintretende Ritter leiſe, aber voll Haſt.

„Ihr letztes Stündlein iſt gekommen, Geſtrenger. Die Frau ſieht die Sonne nicht mehr untergehen.“

Die gewaltſam unterdrückte Bewegung des Gemüthes drohte dem Ritter die Bruſt zu zerſprengen:

„Fahre hin!“

Die Dienerin hatte ſich über die anſcheinend Schlummernde gebeugt:

„Sie bewegt ſich, Herr! Sie öffnet die Augen! Ach, wohl zum letzten Male!“

„Laß uns allein, Han-Dore!“

Die Dienerin ging.

Ingeborg ſchaute um ſich, und lächelte ihrem Gatten freundlich zu:

„Du kommſt, mir über den letzten Augenblick hinweg zu helfen? Habe Dank.“

„An Deiner Seite iſt mein Platz.“

„Ich höre Lärm. Was bedeutet's?“

„Mich jammert die Noth der Leute. Sie ſollen um meinetwillen nicht verderben. Ich gebe ihnen den letzten Mundverrath preis. Darum jubeln ſie.“

„Und dann?“

„König Waldemar gibt jedem Holſteiner, der mich verläßt, freies Geleit und einen reichlichen Zehrpfennig. Morgen wird er ſeinen Säckel weit aufthun müſſen, denn mit dem Einbruch der Nacht öffne ich das Thor und laſſe ſie ziehen.“

„Und wo bleibſt Du?“

„In dem letzten Zufluchtsort, der Dir auf der Erde blieb, ſollſt Du eine Ruheſtätte finden. Ich will ſie dir ſelbſt bereiten. Auf dieſem Hügel iſt mein Platz.“

„Und ſo willſt Du Dich in die Hände Deines Todfeindes liefern?“

„Lebendig ſoll er mich nicht haben! Darauf verlaß Dich.“

„Auch todt nicht .... Weh! .... Ich habe noch ſo viel zu ſagen .... Er darf Deinem Leibe keinen Schimpf anthun .... Du mußt ....“

Sie hielt erſchöpft inne und rang nach neuer Kraft:

„Ich will Dir das Geheimniß von Vorgſumborg anvertrauen .... Unterm braunen Schuppen ſteht ein leichtes Boot .... ein frommer Biſchof hat es geweiht .... er fuhr damit von Inſel zu Inſel im

ſtärkſten Sturm, um den Kranken und Preßhaften beizuſtehen .... Nun ruht der Segen Gottes darauf .... Es geht nie unter."

Ingeberg ſchwieg abermals vor Erſchöpfung.

„Schone Dich, mein ſüßes Lieb! Du darfſt nicht weiter ſprechen!" ſagte der Ritter.

Mit zitternder Stimme fuhr ſie fort:

„Durch Veraſumbera fließt ein munteres Bächlein, das trägt den leichten Kiel ... Der Bach ſtrömt ins Meer und Klaes Lembeke darf nicht ſterben, ſo lange Waldemar lebt ... Er muß auch leben und das Schreckensgeſpenſt dieſes Tyrannen ſein."

Sie ſah ihn lange ſtarr an und hielt ſeine Hand krampfhaft gefaßt. Dann ſank ſie zurück und ihre Augen ſchloſſen ſich. Aber ſie ließ den Gatten nicht los.

„Herr Jeſus! Sie ſtirbt!" rief der Ritter und ſtürzte neben dem Lager in die Kniee.

Während der Zeit nahm die Luft draußen überhand. Die geſättigten Holſteiner ſprangen ſingend und tanzend durcheinander. Der Ritter trat zu ihnen heraus; er ging, von den Meiſten unbemerkt, zu dem alten Hinrich Kruſe, und ſagte mit markloſer Stimme:

„Nimm Dir zwei der Vernünftigſten mit und folge mir. Wir wollen ein Grab graben."

Der treue Knecht ſah in das verſtörte Geſicht ſeines Herrn und wollte laut aufſchreien. Aber der Ritter legte den Finger auf den Mund und ging hinein.

Emſig, aber ſchweigend ſchaufelten die Männer in dem innerſten Hofraum von Borgſumborg. Als das Grab tief und lang genug war, traten ſie zurück. Der Ritter trug die ſüße Laſt allein herbei, legte ſie nieder und ſagte nichts als „Gute Nacht!“ — Aber dieſes „Gute Nacht“ tönte ſo bange und ſchmerzensreich, daß es den bärtigen Todtengräbern kalt durchrieſelte und die Thränen ihnen die Backen herabrollten.

Aber Klaes Lembeke weinte nicht.

Die Sonne war untergegangen. Die Dämmerung brach mächtig herein und unfern des hohen Erdwalles von Borgſumborg loderten bereits die Nachtfeuer der Dänen hell auf.

Im Hofe waren alle Holſteiner um ihren Herrn verſammelt. Sie wußten Alles, was vorgegangen, und ein heiliger Ernſt durchſchauerte ſie.

Klaes Lembeke reichte Jedem die Hand:

„Ihr habt meinen Befehl gehört. Es war der Wille der Verſtorbenen. Geht!“

„Nicht ohne Euch.“

„Waldemar gibt Euch freies Geleit. Er thut es nicht aus Edelmuth, ſondern um mich deſto ſicherer zu ſtürzen. Aber er wird ſich betrügen.“

„Wir vermögen's nicht.“

„Euer Bleiben iſt hier unnütz. An einem andern Ort könnt Ihr uns beſſer dienen.“

„Ihr werdet in ſeine Hände fallen.“

„Ich werde es nicht. So lange Waldemar athmet, ſoll er den Klaes Lembeke nicht haben, weder lebendig noch todt! Das ſei Euch genug.“

Er trat an das Ufer und öffnete es weit, dann ſtreckte er den Arm aus und ſagte mit gebietendem Tone:

„Gehet!“

Die Männer gingen zögernden Schrittes durch das Ufer und hatten nicht den Muth, ihren Herrn anzuſehen.

Der Morgen dämmerte auf und warf den erſten roſigen Schimmer über das Meer. Jenſeit des Tänenlagers zogen die Holſteiner von Borgſumberg der Gränzſcheide von Oſterlandföhr zu, wo die ſchleswiger Marken beginnen.

Aber vor dem Zelte des Königs und in der Nähe deſſelben war eine lebhafte Bewegung. Waldemar

zog, im Geleite ſeiner Ritter, in ſchimmernder Rüſtung, wehende Banner und ſchmetternde Trompeten voran, nach dem Thore von Borgſumberg.

Es ſtand weit aufgeſperrt.

Nirgends eine Spur von Leben. Alles todt und öde. Die Feuer waren erloſchen.

Der Blick des Königs wurde flammender. Er haftete überall und ſchien durch die Mauern zu dringen. Mit jedem Augenblicke glaubte er ſeinen Todfeind zu erblicken, und jeden Augenblick hatte er ſich getäuſcht.

Es war dieſſeit der Wälle und jenſeit nichts als eine weite Leere.

Da fiel der Blick des Königs auf den Spiegel des raſch hinſtrömenden Baches. Er folgte dem Laufe deſſelben bis zur Mündung in das Meer und ließ ſein Auge auf der wallenden Fluth deſſelben ruhen. Da gewahrte er in der äußerſten Kimmung des Horizontes ein ſchwimmendes Boot.

„Dort flieht er!“

Der König rief's. Es klang wie ein Schrei der verzweiflungsvollſten Wuth.

Waldemar ſtierte auf die See hinaus. Sein Grimm ſtieg aufs Aeußerſte. Er riß ſeinen Dolch

aus dem Gürtel und ſchleuderte ihn mit ſolcher Gewalt von ſich, daß er ziſchend durch die Luft flog. Aber nicht weit davon fiel die Waffe machtlos in den ſtrömenden Bach.

Das Boot war vollends verſchwunden.

Keine Kunde gelangte von dem Tode des Holſteiners nach Seeland hinüber. Noch auf ſeinem Todbette quälte es den König, daß er nicht wußte, ob ſein Feind lebendig oder todt ſei, und furchtſam blickte er ſich um nach der bewaffneten Fauſt des holſtiſchen Rächers.

Die Sage läßt den Ritter nicht untergehen. Er hauſt in ſeinem Boote und wenn irgendwo ein Zwieſpalt zwiſchen Dänen und Holſten ausbricht, da kommt er den Seinen mit flammendem Schwerdte zu Hülfe.

So iſt er oft am Dannewerk geſehen worden.

Wer die Formel wüßte, wodurch dieſer Geiſt aus der weiten Wüſte des Meeres herbeigerufen werden kann!

Wenn er jetzt käme, er fände Arbeit vollauf.

Die Bertha-Kapelle.

(1315.)

Unabläſſig ſpornte Ritter Hartwig von Reventlow, ein treuer Dienſtmann des Herzogs Alf von Holſtein, ſein muthiges Roß, das über die Haide daherſprengte, die ſich gen Segeberg hinzog, wo ſein mächtiger Lehnsherr ein ſtrenges und gefürchtetes Regiment führte. Er kam aus dem Lande Italien, wo er dem deutſchen Kaiſer, der in Mailand Hof hielt, ein Geſuch des Grafen Alf überbracht hatte. Länger als ein Jahr hatte er dort vergebens harren müſſen, bis er endlich mit fröhlicher Botſchaft heimkehren konnte. Noch heute wollte er dem Grafen die willkommene Kunde bringen und trieb deßhalb das Roß zur Eile an, ſeine Knechte weit dahinten laſſend, denn die Sonne ſtand ſchon tief im Weſten und Schloß Segeberg war noch fern.

Da gewahrte er, nicht weit von der Straße, einen blattloſen Baum, darauf ſaß ein ſchneeweißes Täubchen, das ſtieß klagende Töne aus, und dieſe Klage-

töne klangen dem Ritter, der verwundernd ſein Roß anhielt, wie „Bertha! Bertha!“ Das fuhr Herrn Hartwig durch den Sinn, denn er hatte ein lieb-reizendes Schweſterchen unter dem Schutze eines alten Oheims zurückgelaſſen. Als aber die Taube fortfuhr, ihr Klagelied zu ſingen, konnte er ſich eines leiſen Schauers nicht erwehren und ritt ſtill ſeines Weges.

Die Sonne war bereits tief hinabgeſunken, die Nebel brauten über die Haide hin und das Heimchen zirpte geſpenſtiſch im Gingſt. Aufgeſcheucht von dem Hufſchlage des Pferdes flog ein Schwarm Nachtvögel aus Buſch und Dorn in die Dämmerung hinein, und „Bertha! Bertha!“ krächzte es vernehmlich aus den Lüften herab.

„Gott und ſeine Engelſchaaren behüten mich!“ ſprach der Ritter vor ſich hin, und gönnte ſich keine Raſt. Längſt war der letzte Tageſchimmer verſchwunden und tiefe Nacht lagerte ſich auf Wald und Moor. Da ſchwirrte aus dem Dickicht ein rieſenhafter Uhu mit glühenden Augen. Er umkreiſete den Ritter zu dreien Malen, und fortſtreichend zum fernen Weiher klang ſein Flügelſchlag wie der Angſtruf: „Bertha! Bertha!“

„Das iſt grauenvoll geſpenſtiſch!“ ſprach der

Ritter in ſich hinein und ſchüttelte ſich im Fieberfroſt. „Was bedeutet's, daß dieſe hölliſchen Beſtien den Namen meines lieben Schweſterleins hinauskrächzen in die dunkle Nacht? Weiche von mir, Satan, mit deinem hölliſchen Spuk! Heilige Jungfrau, in Deinen Schutz begebe ich mich!" Er ſchlug das Kreuz und neigte ſich, während die Nachtvögel am fernen Saum der Haide verſchwanden. Ein friſcher Nordwind rauſchte durch die Aeſte, er verjagte das finſtere Gewölk und der volle Mond beſchien die Landſchaft hell. Da gewahrte der Ritter, unfern von ſich, die Mauern und Zinnen von Schloß Segeberg, deſſen Fenſter von dem Scheine zahlreicher Kerzen vergoldet, zu ihm herüberſtrahlten.

In der mächtigen Steinhalle des alten Segeberger Schloſſes ſaß Herzog Alf von Holſtein, von den Rittern des Landes ſpottweiſe „Raufbold Griesgram," von dem Volke „der böſe Alf" genannt, und zechte mit ſeinem Geheimſchreiber, einem hinterliſtigen, tückiſchen Geſellen, tief in die Nacht hinein. Der Herzog hob den gefüllten Becher, und ihn in einem Zuge leerend, rief er mit ſchwerer Zunge: „Nun, in des

Teufels Namen! warum thut Ihr mir nicht Bescheid? Zug um Zug! Becher um Becher ward ausgemacht, und ich bin Euch nun schon um vier voraus! Trinkt nach!"

„Ich bitte Euer fürstliche Gnaden demüthiglichst um Verzeihung," entgegnete der Geheimschreiber mit einer tiefen Verneigung. „Aber es ist zu schwach mit meinem Kopfe und meiner Kehle bestellt, als daß ich mit Euch auszuhalten vermöchte. Wie Euer fürstliche Gnaden in allen ritterlichen Tugenden Muster und Spiegel des Landes sind, so seid Ihr auch, mit dem Humpen in der Hand, aller wackern Zecher Meister."

„So sauft Wasser, wie ein Bauer!" schalt der Herr und ließ sich den Becher aufs Neue füllen. „Aber wenn Ihr die Kehle nicht zum Trinken brauchen wollt, so gebraucht sie zum Singen oder zum Schwatzen! Gebt mir ein Lied, ein lustiges, wildes Lied, bei dessen Klang das Blut noch einmal so schnell kreiset; singt mir ein solches herbei! — He! Hollah!" wandte er sich zu den umherstehenden Edelknechten und Pagen, die eifrig lauschten, „was habt Ihr, nach meinem Befehl, ausgestöbert in unsern Gauen? Blüht irgend-

wo eine Blume, ſchön genug, daß die Hand eines Herzogs ſich darnach ausſtrecken mag, um ſie zu pflücken?"

Da erhuben ſich von allen Seiten geſchwätzige Stimmen; Jeder von den Angerufenen wollte eine Jungfrau kennen, die reizend genug wäre, um dem gnädigen Gebieter zu einem würdigen Zeitvertreibe zu dienen, und des Rühmens und Preiſens ward kein Ende. Herzog Alf dehnte ſich behaglich in ſeinem Seſſel und hörte aufmerkſam zu; als aber endlich Alle zugleich ſprachen und ſo laut wurden, daß Keiner den Andern verſtehen konnte, ſchlug er mit der geballten Fauſt auf den Tiſch und rief: „Belfert nicht wie ein Rudel alter Weiber, die hinter der Kunkel alle zugleich ſprechen und verſteht keine die nächſte Nachbarin! Sprecht Ihr zuerſt, Geheimſchreiber!"

Da neigte ſich dieſer vor dem Herzoge und flüſterte ihm zu: „Wahrlich, mein durchlauchtiger Gebieter ſetzt mich in nicht geringe Verlegenheit. Noch vor einem Jahre wäre Reichthum die Fülle geweſen, und wo ein adelig, oder ein feinbürgerlich Haus im Lande war, da erblühte auch ein Mägdelein, die hätte hoffen mögen, ſich die Gunſt unſeres Gebieters zu erwerben. Aber ſeitdem Ihr die Perle aller Jungfrauen Euch zu gewinnen wußtet und ihrer doch bald überdrüſſig

geworden ſeid, muß man daran verzweifeln, Euch zufrieden zu ſtellen; denn es war ein Mägdelein, mit der ſich keine Andere vergleichen durfte in allen holſtiſchen Landen'"

„Ha! Ha! Ha!" lachte der Herzog. „Ich weiß, wen Ihr meint. Das Fräulein Bertha von Reventlow iſt es, die Ihr mit vollen Backen preiſt. Nun, werdet nur nicht roth, mein guter Burſche! Weiß ich doch, daß Ihr ein Auge auf die Dirne geworfen hattet, und mir iſt es ein Gaudium geweſen, Euch den ſchönen Schmetterling vor der Naſe wegzufangen. Ha! Ha! Ha! Euer Geſicht glüht ja wie eine Feuereſſe! Was gilt's? Ihr ärgert und ſchämt Euch zu gleicher Zeit?"

Dem Geheimſchreiber kochte das Blut mächtig in den Adern und nur mühſam vermochte er, ſich ſeine Faſſung zu erhalten. „So ſollten Euer Gnaden nicht ſprechen," begann er, nach einer Pauſe mit bebender Stimme. „Freilich mag ich es nicht läugnen, die Schönheit des Fräuleins hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht; ich trug Verlangen darnach, mich um ſie zu bewerben und ihre Gunſt mir zu erringen. Als ich aber ſah, daß die Dirne würdig gefunden wurde, Ew. Gnaden Aufmerkſamkeit zu

erregen, und ſie an Euerer Bewerbung Gefallen fand, ließ ich ab von meinem Verlangen.“

„Lügt nicht, Mann!“ ſprach höhnend der Herzog. „Nicht mir ſeid Ihr gewichen, ſondern dem ungeſchlachten Bruder, der Euch nicht zum Schwager haben wollte, und Euere Bewerbungen mit ſpottendem Hohne zurückwies.“

„Gnädigſter Herr!“

„Sitzt ſtill, Geheimſchreiber! Ihr habt es ihm gut eingetränkt, und ihm, ohne daß er bis jetzt nur davon träumt, ſeine Freude an dem holden Schweſterlein verſalzen. Guter Gedanke von Euch, ihn an den Hof des Kaiſers mit der verworrenſten Sache von der Welt zu ſchicken, wo er, von guten Freunden trefflich bedient, Jahr und Tag ausharren muß, ehe er ſeiner Sendung Ende abzuſehen vermag! Was konnte nicht in dieſer Friſt geſchehen? und was ließet Ihr geſchehen!“

„Da ſprecht Ihr es ſelbſt aus, daß ich vor dem mächtigen Mitbewerber zurückgetreten bin, und Ihr, gnädigſter Herr, müßt es mir bezeugen, daß ich Alles gethan habe, um Euch zum Beſitze des Mägdeleins zu verhelfen.“

„Ja, ja!“ lachte der Herzog. „Als ich Euch

auf dem Sattel gehoben hatte, trugt Ihr es mir nicht nach und waret über die Maaßen willfährig und geschickt!"

„Wenigstens habe ich sie Euch schnell genug ins Schloß hinauf geschafft!"

„Das habt Ihr, und noch einmal, es war ein verwetterter Streich. Beim Teufel, mir wäre es nicht eingefallen, eine listige Dirne für eine Base des Erzbischofs von Bremen auszugeben, die als meine Verwandte bei mir Herberge nehmen wolle für einige Zeit, und daß ich deßhalb zu ihrer Gesellschaft eines Ehrenfräuleins bedürfe. Nun, Bertha von Reventlow hat dieß Amt treulich verwaltet, bis die Base verschwand und sie selbst in Schanden davonging. Es war ein feines Stück Arbeit und gelang über die Maaßen. Wo ist sie hingekommen, als sie uns entlief? Ich hoffe, Ihr habt sie, um der frühern Liebe willen, nicht ganz aus den Augen verloren?"

„Mit Heulen und Schreien verließ sie das Schloß, gnädigster Herr, als sie endlich merkte, Ihr würdet sie nicht heirathen und sie wieder zu Ehren bringen, denn das hatte sich das alberne Ding in den Kopf gesetzt. Nun weint sie im einsamen Kämmerlein,

gehütet von ihrem alten Ohm, der nichts kann, als auf ſeiner Harfe unvernünftige Lieder ſingen und Gottes Zorn auf die Verderber ſeiner Nichte herabfluchen. Das trifft uns zu gleichen Theilen, gnädigſter Herr, aber wir werden wohl nicht ſonderlich ſchwer daran zu tragen haben."

Der Herzog war nachdenkend geworden, der Becher entfiel ſeiner Hand, das Blut trat aus dem Geſicht und die Lippen zuckten krampfhaft.

„Nun kommt ſeine böſe Stunde!" flüſterte der Geheimſchreiber den Edelknechten zu. „Entfernt Euch!"

Die Halle ward leer und auch der Geheimſchreiber zog ſich bis an den Eingang zurück; denn der Herzog fuhr ſo plötzlich mit einem gellenden Schrei in die Höhe, daß der Seſſel hinten überſtürzte. Er floh vor ſeinem eignen Schatten bis an das äußerſte Ende der Halle; bleich, mit ſträubendem Haar, die Stirn mit kaltem Schweiße bedeckt, hielt er die Hände, wie abwehrend, vor ſich hin. Die Lippen bewegten ſich, aber man vernahm keinen Laut, und die Zähne ſchlugen im Fieberfroſt aneinander.

„Das iſt die Stunde, wo die böſen Geiſter ihn plagen!" ſprach der Geheimſchreiber vor ſich hin: „Nun verwirren ſich ſeine Sinne und er glaubt ſich

von den Geſpenſtern Derer verfolgt, die er während ihres Lebens mit tauſend Martern peinigte. Hei, Herzog Alf, mir iſt es eine Wonne, Dich dieſer Folter unterliegen zu ſehen. Es iſt Balſam für die Wunden, die Du mir unaufhörlich geſchlagen haſt."

Da vernahm man plötzlich von der Zinne herab den langgedehnten Ton des Wächterhorns, gleich darauf raſſelten die Riegel des Burgthors und eine fröhliche Fanfare ſchmetterte, zum Zeichen, daß ein dem Hofe befreundeter Gaſt erſchienen ſei. Gleich darauf trat ein Edelknecht des Herzogs in den Saal und meldete mit lauter Stimme die Ankunft des Ritters Hartwig von Reventlow, der aus Italien heimgekehrt ſei und dem Herzoge eine Botſchaft des Kaiſers überbringe.

„Hartwig von Reventlow!" rief der Geheimſchreiber zuſammenfahrend. „Jetzt? Zur Nachtzeit? Laßt ihn nicht in die Halle! Er führt Böſes im Schilde! Weiſet ihn ab."

„Wenn Ihr befehlt!" ſagte der Edelknecht, ſich zögernd entfernend. „Aber der Ritter harrt ſchon ungeduldig im Vorgemach und wird mir nicht glauben."

Der Geheimſchreiber eilte zum Herzoge und rut-

telte ihn: „Erwacht, gnädigſter Herr! Schüttelt dieſe dumpfen Träume von Euch, es iſt jetzt Zeit, wach zu ſein. Hartwig von Reventlow iſt da!“

„Wer?“ ſtammelte der Herzog.

„Bertha's Bruder!“ entgegnete Jener und führte den wankenden Herzog zu einem Seſſel.

„Haltet mich nicht auf, junger Fant!“ ſprach Hartwig von Reventlow barſch, den Edelknecht, der ihm den Weg vertrat, beiſeite ſchleudernd, und trat raſch in die Halle. „Was für Lügen ſpricht Dein Mund? Der Herzog wolle mich nicht ſprechen? Laß mich ungeſchoren, ſage ich. — Hier, Herzog Alf, iſt Euer treuer Lehensmann Hartwig mit fröhlicher Botſchaft vom Kaiſer aus Mailand.“

Der Geheimſchreiber trat raſch dem Ritter entgegen: „Still! Ihr weckt den Herzog! Warum gehorchtet Ihr nicht der Weiſung, die Euch der Diener gab?“

„Was unterfangt Ihr Euch?“

„Ich ſpreche im Namen des Herzogs! Er iſt krank und kann Euch jetzt nicht ſprechen. Seht ihn an, wie er da ſitzt, ein Bild des Jammers. Kommt morgen bei guter Zeit wieder.“

„Steht es ſo hier?“ fragte der Ritter. „Was

iſt dem edlen Herrn begegnet?“ Aber ehe der Geheimſchreiber noch eine Antwort geben konnte, fuhr der Herzog auf und rief: „Weſſen Stimme iſt das?“

Da nahm der Ritter laut das Wort: „Ich bin's, Herr Herzog! Euer Lebensmann, Hartwig von Reventlow!“

„Weg! Weg! — Was willſt Du? — Deine Schweſter iſt nicht mehr hier!“

„Meine Schweſter?“

„Beide nicht! Weder ſie, noch ihr Kind!“

„Was iſt das?“

„Hört nicht auf ihn!“ ſprach dringend der Geheimſchreiber und verſuchte, den Ritter zu entfernen.

„Zum Teufel mit der Dirne! zum Teufel mit dem Baſtard!“ ſchrie der Herzog und erhob im Zuſammenſinken drohend die Fauſt.

Hartwig von Reventlow ſtürzte auf ihn zu, aber die Stunde des Paroxismus war vorüber, der Herzog war zu Boden geſunken und lag in tiefer Ohnmacht.

„Ich ſagte es Euch, der Herzog iſt krank!“ ſprach der Geheimſchreiber und rief die Diener herbei, die den Gebieter in ſein Schlafgemach trugen.

„Krank! Am Leibe oder an der Seele?“ rief Herr Hartwig. „Recht! Was ſprach er von meiner

Schweſter und ihrem Baſtard? Ha! Unglücksboten! Krächztet Ihr mir draußen das Unheil entgegen, das meiner hier harrt? Sprecht! Was iſt hier geſchehen?"

„Ich habe Euch nichts zu vertrauen!" entgegnete kalt der Geheimſchreiber. „Wartet die Geneſung des Herzogs ab und fragt ihn dann ſelber."

„Ich werde ihn fragen, darauf verlaßt Euch! Gott ſei mir gnädig, ich fürchte, es wartet eine unheilvolle Botſchaft meiner. Aber, wenn Ihr — ich kenne Euch, Mann! — Ihr ſeid ein kalter, heimtückiſcher Böſewicht! — wenn Ihr nur um ein Haarbreit meiner Ehre zu nahe getreten ſeid, ſo will ich mich nach dem ſtärkſten Baum in unſern Forſten umſehen, um Euch daran zu hängen! So räche ich die Schmach, die Ihr mir anthatet, als Ihr meine Schweſter von mir zum Weibe begehrtet, Bauerbube!"

Herr Hartwig ſtürmte hinaus, warf ſich auf ſein noch bereit ſtehendes Roß und ſprengte, wilden Zorn im Herzen, in die dunkle Nacht hinaus.

Trübe Wirrniſſe herrſchten in dem Hauſe der Edlen von Reventlow, und täglich mehrten ſich dieſe; denn Fräulein Bertha legte ſich auf das Siechbett

an demſelben Tage, da ſie in voller Flucht von Segeberg hier anlangte, und hatte daſſelbe zur Stunde noch nicht wieder verlaſſen. Ihr Zuſtand wurde vielmehr ſtets hoffnungsloſer und der Arzt ſchüttelte bedächtig mit dem Kopfe, die Umſtehenden auf die Gnade Gottes verweiſend, die auch in dem Schwächſten mächtig ſei. Zu den Dienerinnen des Fräuleins aber ſprach er heimlich: „Wenn Ihr auch nur die geringſte Liebe für Eure junge Gebieterin empfindet, ſo bittet Gott inbrünſtig, daß er ſie bald von ihrem Elend erlöſe, denn ſie wird nimmer geſunden.“

Es war bereits tief in der Nacht und die trübe Lampe warf ungewiſſe Schatten, die an den Wänden hin- und herzitterten. Die Wärterin, die an dem Bette der Kranken ſaß, war eingenickt. In einem hohen Armſtuhl ſaß ein hagerer Greis mit langem Silberbarte, der hielt eine Harfe zwiſchen den Knieen, ſeine Finger glitten über die Saiten hin und entlockten ihnen einzelne Accorde, die wie luſtige Geiſter durch den leeren Raum irrten.

Da ſtieß die Kranke einen Schrei aus, ſo herzzerſchneidend, daß die Wärterin jach aus dem Schlafe auffuhr und der Greis erſchreckt die Harfe von ſich ſtieß, daß ſie dröhnend zu Boden fiel.

„Um Gott, gnädiges Fräulein, was iſt Euch?“

„Wo bin ich? Wo? Um Gotteswillen! Wo?“

„Hier, Fräulein! Bei Euerm Oheim! In Euerm Gemache! Beſinnt Euch!“

„Dank dir, heilige Jungfrau! — Welch' ein entſetzensvoller Traum!“

„Sammelt Euch, theure Herrin! Welch' ein böſes Gaukelbild hat Euch den ruhigen Schlaf verſcheucht?“

„Ich ſah meinen Bruder! Er trat an mein Bett, drückte meine Hand ſo feſt, daß ich mich vor Schmerzen krümmte. Er fragte mich: „Hat Dich Herzog Alf entehrt?“ Und mit einem Tone fragte er das, vor dem mein Blut zu Eis gefror. Ich begann laut zu weinen und erhob die Hand, um meine Unſchuld zu betheuern, da dehnt und reckt ſich ſeine Geſtalt, ſie wächſt bis zur Decke des Gemaches empor, die Augen glühen wie zwei Feuerbecken, in der Hand flammt ein Schwerdt, daran zucken Flammen auf und ab. Auf dem Boden ziſchen Schlangen, die ranken ſich um ſeinen Körper, er aber ruft mit einer Stimme, laut wie der Donner: „So ſtirb!“ Da hob er ſein flammendes Schwerdt und holte zum gewaltigen Schlage aus, das Schwerdt aber verwandelte ſich in eine furchtbare Schlange, die ziſchend auf meine

Decke herabzungelte, und ich fuhr auf mit einem Angſtſchrei ...."

„Der noch jetzt mich beben macht. Hu! Hu! Fräulein, das iſt ein entſetzensvolles Geſicht! Möge Euch Gott in Zukunft vor ſolcherlei Spuk bewahren. Nehmt dieſen Kühltrank und ſchließt die Augen; vielleicht ſchlaft Ihr wieder ein."

„Ich will Dir gern folgen, Margarethe! Wo iſt mein Ohm? Mein guter Ohm? Schläft er?"

„Wir haben vergebens verſucht, ihn in ſein Kämmerlein zu führen. Er ſitzt noch immer in ſeinem Seſſel und ſtimmt ſeine Harfe, die er zu Boden fallen ließ, als Ihr ſo jach aus dem Schlafe auffuhrt."

„Der Aermſte!" ſprach Bertha vor ſich hin, die matten Augen in Thränen badend. „Mein entſetzliches Unglück hat auch ſeine klaren Sinne verwirrt. O Alf! Alf! Auch Dir!"

Da griff der Greis mit voller Hand in die Saiten und die vollen Töne rauſchten feierlich und prächtig daher. Er ſchaute mit leuchtenden Blicken um ſich und ſang mit kräftiger Stimme:

„O Segeberg! O Segeberg!
Wie biſt Du laut geprieſen!
Auf Deinen Thurmen tanzt der Zwerg,
Im Gewölbe hauſen die Rieſen.

„Den Fürſten necket und zerret der Zwerg,
Der kann ihm nimmer entlaufen,
Und muß von dem Rieſen im Segeberg
Den Strick zum Hängen ſich kaufen.

„Laßt ab von ihm, Ihr Rieſe und Zwerg,
Der Ehre und Leumund geſtohlen,
Es wird dafür von dem Segeberg
Ihn Teufel Reventlow holen.“

Zu dieſem Verwünſchungsliede rauſchte die Harfe in wilden Accorden. Bertha fand den verlornen Schlaf nicht wieder, denn ſobald der Greis ſein grauenvolles Lied beendet hatte, fing er es von vorne wieder an, und vergebens ſuchte die Wärterin ihn zum Schweigen zu bringen. Da vernahm man Hufſchlag, der von dem Pflaſter des Hofes heraufſchallte, und gleich darauf ſtürmte Hartwig von Reventlow in das Gemach.

„Wo iſt die Unglückſelige? Wo iſt ſie?“

„Weh' mir!“ ſchrie Bertha entſetzensvoll. „Das iſt mein Bruder wahrhaftig! Mein Bruder und mein Richter.“

„Er iſt da, und ſein Gericht wird fürchterlich über Dich hereinbrechen, wenn Du ſchuldig erfunden wirſt. Biſt Du aber unſchuldig, ſo gelobe ich Dir ſchwere, blutige Rache! Jetzt rede!“

Aber Bertha vermochte nicht, dem Befehl des Bruders Folge zu leisten, sie war auf ihr Lager zurückgesunken und tiefe Ohnmacht hielt ihren Geist umfangen. Der Arzt, welcher schleunigst herbeigekommen war, gebot die tiefste Ruhe und Hartwig von Reventlow mußte die wachsende Ungeduld niederkämpfen, mit der er das Ende dieses entsetzlichen Wirrnisses herbeizuführen strebte.

Der Morgen brach an und warf den ersten goldigen Schimmer in das Gemach der Kranken. Bertha erwachte nach mehrstündigem Schlafe gestärkter und vermochte dem Bruder zu beichten, der im finstern Schweigen verharrend, an ihrem Lager saß. Als sie nun die lange Geschichte ihres Unglücks, zum Oeftern von krampfhaftem Weinen unterbrochen, erzählt hatte, faltete sie die Hände und sprach: „So ist es gewesen, gewiß und wahrhaftig, und bin ich als ein Opfer seiner Lust gefallen, nachdem er mich durch einen betäubenden Trank wehrlos gemacht hatte. Dieß zu bekräftigen, lege ich meine Hand auf das Crucifix; möge Gott der Herr mir nimmer gnädig sein, wenn ich auch nur ein Wort der Lüge gesprochen habe!"

„Alle Gewalt!" rief Hartwig von Reventlow und umfaßte krampfhaft den Griff des Schwertes.

„Gnade Dir Gott, Herzog von Holſtein! Ich will blutige Abrechnung mit Dir halten.“

Da vernahm man die Stimme des greiſen Oheims, der im Seitengemach ſeine ſchauerliche Weiſe wiederholte:

„Und haſt Du, Alf, als diebiſcher Zwerg,
Uns Ehre und Leumund geſtohlen,
So wird dafur von dem Segeberg
Dich Teufel Reventlow holen.“

„Ja! das wird er!“ rief Hartwig. „Und ich will ihm die Kehle zuſammendrücken, wie einem Diebe, dem der Schandſtrick die Gurgel zuſchnürt. An der Spitze des Thurms ſoll er hängen, damit man ihn weithin ſehen kann, und einen Knecht will ich auf die Mauer ſtellen, der ſoll ohne Aufhören ſchreien: „So hängt man Ehrendiebe!“

„Gott ſei mir gnädig und barmherzig!“ flüſterte Bertha mit hinſterbendem Tone, und ihr Bruder, der es vernemmen, entgegnete: „Das möge er! Dort! Hier aber darfſt Du nimmermehr weilen, und ehe ich es dulde, daß Du hier unter uns wandelſt, wo jedes Bauerweib mit Fingern auf Dich deuten würde, will ich mein Schwerdt mit Deinem Herzblut färben.“

Er machte eine Bewegung nach dem Bette der

Kranken. Frau Margarethe aber trat abwehrend dazwischen und rief: „Verkündigt Euch nicht! Seht ihr geschlossenes Auge und das letzte fromme Lächeln, das ihr Antlitz verklärt. Der Gott der Barmherzigkeit hat sie bereits aus diesem irdischen Jammerthal abberufen."

Hartwig stand mit vergebenstem Leibe und starrte die Schwester an, die sich von ihrer tiefen Ohnmacht noch einmal erholte. Sie richtete sich langsam auf, streckte die Hände flehend nach dem Bruder aus und sprach mit Tönen, die keine irdischen mehr waren: „Er, der am Kreuze um unserer Sünden willen gestorben ist, hat mit Freudigkeit allen seinen Peinigern vergeben: diesem Vorbilde eifre ich nach und vergebe dem Mann, der mich so tief beleidigte. Vergib auch Du, Bruder meines Herzens, und nimm Dich meines Kindes an! Vergib, Hartwig, vergib und Gott wird Dir gnädig sein!" Und als sie das gesagt hatte, sank sie auf ihr Lager zurück, ein Strahl himmlischer Verklärung flog über ihr Angesicht, und ihr ewiger Geist war ihrer irdischen Hülle entflohen.

Da stürzte Hartwig von Reventlow neben dem Bette der Schwester in die Kniee, ergriff die herabhängende kalte Hand, und als er sie an seine Lippen

drückte, löste sich der heiße Schmerz, der seine Brust zusammen preßte, in einen Strom glühend heißer Thränen auf.

Der greise Ohm aber saß vor der Pforte des Hauses, wildstürmend die Saiten seiner Harfe rührend und weithin tönte sein schauerlicher Gesang:

„Und bist Du, Alf, ein diebischer Zwerg,
Der Ehre und Leumund gestohlen,
So wird dafür von dem Segeberg
Dich Teufel Reventlow holen."

Mit dröhnenden Schritten ging drei Tage später Herzog Alf in der Steinhalle des Schlosses auf und ab. Sein bleiches Gesicht trug noch die Spuren der überstandenen Krankheit, die regelmäßig binnen Monatsfrist wiederkehrte, und den wilden, störrischen Mann zum demüthigen Feigling machte, der vor den Gebilden einer überreizten Phantasie sich krümmte und in dem Kampfe mit seinem furchtbar mahnenden Gewissen schmählich unterlag. Er stieß gräßliche Flüche aus und verwünschte seinen Geheimschreiber, der alles Unheil verschuldete, weil er den Ritter von Reventlow in jener unheilvollen Stunde nicht schnell genug entfernt habe.

Dieſer lehnte am Kamin, und als der Graf vor Erſchöpfung einen Augenblick ſchwieg, ſagte er gleichmüthig: „Daß das nicht geſchehen konnte, gnädigſter Herr, habe ich Euch bereits zur Genüge erklärt. Auch handelt es ſich, wie ich meine, nicht darum, zu erwägen, wie man hätte verhüten ſollen, was einmal geſchehen iſt, ſondern, wie man klug verhüte, was noch Uebles geſchehen kann. Dieſer Hartwig, obgleich nur ein geringer Lehensmann meines gnädigſten Herzogs, iſt dennoch ein gefährlicher Feind.“

„So will ich auf ihn fahnden laſſen und ihn vor Gericht ſtellen, unter der ſchweren Anklage des Hochverraths!“

„Das wäre Etwas, gnädigſter Herr, aber doch nur eine gemeine Vergeltung für ſeine Bosheit. Ihr aber ſeid der Landesherr und trotzdem von dieſem Hartwig, den Gott verdamme! ſammt ſeinen saubern Vettern, die im Lande verſtreut umher wohnen, unabläſſig gehöhnt worden. Was? Iſt es nicht bitterer Hohn, daß er überall verkünden läßt, er wolle, um ſeiner Schweſter ſelig willen, Euch großmüthig vergeben, wenn Ihr nur den Baſtard ausliefern wollt. Bedenkt, gnädigſter Herr, das wagt er Euch zu ſagen! Euch will er vergeben und gnädigſt Euch ungeſtraft

laſſen, da es doch nur eines Winkes von Eurer Hand bedarf, um ihn, wie einen Wurm, zu zerdrücken."

„Und ich will's! Schafft ihn her! Er ſoll's empfinden, daß ich ſein erzürnter Gebieter bin!"

„Er ſoll's!" fiel der Geheimſchreiber lebhaft ein. „Ihr ſollt Eure Rache haben, gnädigſter Herr, wie ich die meinige. Hört mich nur einen Augenblick gelaſſen an."

„Redet, aber ſchnell!"

„Er will das Kind ſeiner Schweſter! Ihr habt es ihm verweigert."

„Weil er es ertrotzen wollte."

„Gebt es ihm! Gebt es ihm ganz und gar. So völlig, daß er ſich nicht wieder davon zu trennen vermag, wenn er es auch gern möchte."

„Was heißt das? Sprecht deutlich, zum Teufel!"

„Kennt Ihr, aus dem Heidenthume, die Geſchichte vom König Atreus, gnädigſter Herr, der an ſeinem Bruder Thyeſtes Rache nahm?"

„Ich weiß nichts davon! Komm zur Sache!"

„Es war ein kluges Stück Arbeit, gnädigſter Herr; ich will es Euch erzählen."

Als nach einer Stunde der Geheimſchreiber den Herzog verließ, blitzte eine teufliſche Schadenfreude

aus seinen Augen. Er befahl, daß ihm sein Pferd vorgeführt werde, und ritt bald darauf den dichten Waldweg entlang, der zu dem Wohnsitze der Reventlow führte.

Die Bewohner des Herrenhauses und die Insassen waren von dem Friedhofe zurückgekehrt, wo man das entschlafene Fräulein in aller Stille beigesetzt hatte. Die Landleute und Dienstmannen nahmen einen stummen Abschied vom Ritter Hartwig, der bleich, mit bebenden Lippen vor ihnen stand und sich der Thränen nicht erwehren konnte. Der alte Ohm aber saß unfern von ihm auf einem Runenstein und rührte die Saiten seiner Harfe so wild, daß eine nach der andern mit grellem Mißton zersprang.

Da kam in schnellem Trabe der Geheimschreiber des Herzogs Alf daher gesprengt. Er stieg schon in einiger Entfernung ab, und ging, fast unterwürfig, auf den Ritter zu: „Verzeiht mir, daß Ihr in einem so ernsten Augenblicke gestört werdet, um so mehr, als es gerade durch mich geschieht, dem Ihr, zu meiner Bekümmerniß, nicht besonders gewogen seid. Aber ich komme auf Befehl unseres Lehensherrn, komme als ein Abgesandter des Friedens und bitte Euch, des Herzogs Boten, um seiner Botschaft willen, zu ertragen."

„Sprecht ohne Umſchweife, Herr, was habt Ihr mir zu ſagen?“

„Herzog Alf ſendet mich zu Euch und läßt Euch gnädigſt ſeinen Gruß entbieten. Herzlich leid thut ihm, was geſchehen iſt, und vor Freuden bewegt iſt ſein Gemüth über den friedlichen Sinn, den Ihr offen kundgegeben habt. Gern reicht er die verſöhnende Hand dar, und erbietet ſich, Alles zu thun, was dazu beitragen kann, das Vergangene vergeſſen zu machen. Damit dieß chriſtliche Vorhaben möglichſt gefördert werde, läßt er Euch zu einer friedlichen Beſprechung einladen, und entbietet Euch zu ſich gen Segeberg. Wenn Ihr Euer Wort gebt, zu kommen, ſo gibt er Euch die Verſicherung, daß Ihr völlig ausgeſöhnt von ihm ſcheiden werdet.“

Der greiſe Ohm hatte ſich von ſeinem Sitze erhoben und genau auf die Worte des herzoglichen Boten gemerkt. Als Jener endete, ſprang die letzte Saite, er ſchmetterte die Harfe ſo heftig gegen den Runenſtein, daß ſie in tauſend Splitter zuſammenbrach, und rief warnend: „Hartwig von Reventlow! Gehe nicht nach Segeberg!“

„Wie, ehrwürdiger Herr!“ rief der Geheimſchreiber, ſcheinbar erſtaunt. „Ihr rathet zum Hader, und

ſeltet doch, ſehen um Eures Alters willen, Verſöhnung predigen."

Der Alte hatte den Runenſtein beſtiegen und rief mit leidenſchaftlichem Tone: „Frieden? Es iſt nichts als Haß und Blut und Mord zwiſchen Alf und Reventlow. Ehe ſie ſich verſöhnen, ſoll das Meer in Flammen aufgehen:

Eh'r ſoll der Teufel vom Segeberg,
Als Teufel den Reventlow wurgen."

„Ich nehme an, daß der Alte nicht ſeiner Sinne mächtig iſt," ſprach der Geheimſchreiber kalt. „Herr Hartwig von Reventlow, ſoll ich Euere Antwort wiſſen?"

„Sagt Euerem Herrn," entgegnete der Ritter nach einer Pauſe, „daß ich ihn haſſe und haſſen werde, ſo lange ein Athemzug mir die Bruſt bewegt, denn er hat meinem Hauſe einen Schimpf angethan, der ſo feſt an mir haftet, daß er ihn nicht mit all' ſeinem Herzblut abzuwaſchen vermag. Aber ich habe meiner hingemordeten Schweſter in ihren letzten Augenblicken ein vielltheures Verſprechen gegeben und will es halten, ſo viel an mir iſt. Herzog Alf iſt vor meinem Schwerdte ſicher, und ich will, um

Bertha's willen, morgen auf ſein Schloß kommen, um zu hören, was er mir zu ſagen hat."

„Das iſt ein Entſchluß, wie er dem Sohne eines edlen Hauſes geziemt; ich eile, ſo ſchnell ich kann, meinem Gebieter dieſe Antwort zu überbringen, der Euch morgen als einen edlen Freund und Vaſallen an ſeinem Hofe empfangen wird."

Der Geheimſchreiber entfernte ſich, und der greiſe Ohm erhob dräuend die Hand: „Neffe! Unſeliger Neffe! Was haſt Du gethan?"

„Beruhige dich, alter Vater!" ſprach Hartwig. „Ich habe Bertha's letzten Willen erfüllt."

„Schwächling! Ich bin ein Greis, der nichts mehr zu thun vermag, aber nimmer hätte mir der ſtolze Herzog ſelbſt ein ſolches Wort entriſſen. Es iſt vorüber mit unſeres Hauſes Ehre und nicht ich will den Tag der Schmach ſehen, da Du hingehſt, um Dich vor unſerm Verderber zu demüthigen. Gott verzeihe Dir!"

Mit leiſen Schritten hatte ſich der Alte entfernt. Nach einer Weile ſtürzte ein Diener bleich aus dem Hauſe und ſagte mit bebenden Lippen: „Kommt ſchnell, Herr Hartwig! Euer edler Ohm iſt hin."

„Raſeſt Du?"

„Kommt nur und ſeht das Entſetzliche! Er hat einen Teich von der Wand geriſſen und ſich hineingeſtürzt, ehe wir es verhindern konnten. Es iſt erbarmungswürdig!“

Der Diener ging ſeinem Gebieter voran und dieſer folgte, bis zum Tode erſchrocken, bleich und mit wankenden Knieen.

Es war um die zwölfte Stunde des folgenden Tages, als Hartwig von Reventlow auf Schloß Segeberg eintraf, und von den zahlreichen Pagen und Knappen des Herzogs Alf mit allen erdenklichen Ehren empfangen wurde. Sie waren alle mit reichen Kleidern angethan und bildeten eine doppelte Reihe, durch die er hinſchritt, bis er an das Portal gelangte. Hier empfing ihn der Geheimſchreiber, der ihm die Einladung des Herzogs überbracht hatte, und ihm nun das Geleite gab bis zum Banketſaal, wo eine feſtlich geſchmückte Tafel hergerichtet ſtand. Hier kam der Herzog dem eintretenden Gaſt mit einem heuchleriſchen Lächeln entgegen, das ſicherſte Zeichen für Jeden, der ihn kannte, daß er irgend eine Teufelei auszuführen im Begriffe ſtehe.

„Erlaubt, Herr Herzog," begann Hartwig mit ernſtem Tone, „daß ich erſt ein früher mir anvertrautes Geſchäft beende, welches längſt hätte abgethan ſein ſollen, und woran die unglücklichen Ereigniſſe der letzten Tage mich verhindert haben. Ihr ſandtet mich in dringenden Angelegenheiten nach Italien an den Hof des Kaiſers, und nach vielen Mühen und Wirrniſſen, mit deren Erzählung ich Euch verſchone, habe ich ein hoffentlich erfreuliches Ende herbeigeführt. Deſſen zum Zeichen händige ich Euch dieſe Documente ein."

„Das iſt gut, ſehr gut, mein edler Reventlow," ſprach Herzog Alf haſtig und ein dunkles Roth überflog ſein Geſicht, denn er war es nicht gewohnt, ſich ſo lange zu verſtellen. „Geheimſchreiber, befreit unſern werthen Gaſt von dieſen Pergamenten. Statt von uns einen Beweis gerechter Huld zu empfangen, legt Ihr uns noch mehr der Verpflichtungen auf. Aber das iſt Alles jetzt unwichtig, und wir ſollten in dieſem Augenblicke nicht davon, ſondern vielmehr von Ereigniſſen ſprechen, die uns Beide tief bekümmern. Ja, ſie bekümmern mich tief, dafür nehme ich den Himmel zum Zeugen."

„Was iſt es, daß Ihr mir zu ſagen habt?"

fragte Reventlew ernſt. „Wenn die Reue, die Ihr empfindet, wahr iſt, ſo ſoll es mir lieb ſein um Eurer ſelbſt willen, und ich harre Eurer Mittheilung.“

„Ja, mein tapfrer Lebensmann, ich ſagte es, meine Reue iſt ernſthaft gemeint, Ihr mögt Euch darauf verlaſſen, und ich will es Euch ſogleich durch die That beweiſen. Aber nicht wie ein Collegium von gelehrten Raben, die bedenklich die Perrücken ſchütteln, wollen wir unſer Geſchäft zu Ende bringen, ſondern nach Ritterbrauch, mit dem Humpen in der Hand. Hollah! Laßt das Mahl auftragen! Und Ihr, wackerer Reventlew, thut mir Beſcheid!“

Herzog Alf hatte ſelbſt einen Pokal gefüllt und kredenzte ihn ſeinem Gaſt; dann wies er ihm den Ehrenplatz an der Tafel an und ſetzte ſich ihm gegenüber. Reventlew ließ ſich ſchweigend nieder, aber als er den Duft der dargebotenen Speiſe einſog, wurde ihm ſeltſamlich zu Sinn; er ſchob die Schüſſel weit von ſich und rief mit gepreßter Stimme: „Ich kann nicht; das Blut drängt mir zum Herzen und die Bruſt zieht ſich mir krampfhaft zuſammen! Ich vermag nichts von Eurem üppigen Mahle zu genießen, darum höret auf die Worte des Mannes, den Ihr

ſo tief gekränkt habt, und gebt den Knaben heraus, dann ſoll, nach dem Willen der Hingeſchiedenen, Alles vergeſſen ſein, und Frieden zwiſchen uns herrſchen immerdar."

Da ſchlug der Graf ein ſataniſches Gelächter auf und rief mit widerwärtigem Kreiſchen: „Da habt Ihr den Buben vor Euch in der Schüſſel, die Ihr ſo vornehm verſchmähtet. Nehmt ſie mit Euch ganz und gar, und wenn Ihr nicht genug daran habt, ſo iſt hier der Reſt!" Damit enthüllte er, unter fortdauerndem Hohnlachen, eine verdeckte Schüſſel, und ein blutiger Kinderkopf ſah den unglücklichen Vaſallen mit weitaufgeſperrten Augen an.

„Blendwerk der Hölle!" rief Reventlow zurücktaumelnd, und griff nach der Lehne des Seſſels, um ſich aufrecht zu halten, während ſich, auf einen Wink des Gebieters, der Saal mit Gewaffneten füllte. „Nein! Nein! Es iſt nicht! So übermenſchlich grauſam handelt auch der Teufel vom Segeberg nicht."

„Nichtswürdiger Hund von einem Knecht!" ſchalt höhnend der Graf. „Haſt Du für Deine Frechheit etwas Anderes von dem Teufel vom Segeberg erwartet? Mich wollteſt Du zur Rechenſchaft ziehen? mit mir unterhandeln, ſtatt demüthig den Staub von

meinen Füßen zu küſſen? Ergreift ihn, und peitſcht ihn ſo lange, bis er unter der Laſt der Schmerzen zuſammenbricht, dann werft ihn vor das Thor und hetzt ihn mit Hunden in den Wald, wo er fortan mit Ebern und Bären hauſen und ihnen ihre Beute abjagen mag. Sein Eigenthum iſt mir von heute ab verfallen, ſein Haus ſoll von der Erde vertilgt werden, damit Keiner die Stätte finde, die ein rebelliſcher Vaſall mit ſeinem Athem verpeſtet hat. Fort mit ihm' fort'"

Mit dieſen Worten verließ der Herzog, unter lautem Fluchen, dröhnenden Schrittes die Halle, während die Knechte den betäubten Hartwig ergriffen und unter wüſtem Geſchrei zur Halle hinausſtießen.

Ein wilder Herbſtſturm brauſte durch den Forſt und warf die Kronen der ſtolzen Eichen und Buchen auf die einſamen Waldpfade. Da erwachte das Gelüſte in dem Herzog Alf, mit Tagesanbruch hinauszuziehen auf die Jagd. Es war das erſte Mal, daß er ſein feſtes Schloß zu verlaſſen dachte, ſeit er ſeinen treuen Lehenemann auf eine ſo grauſame Weiſe verhöhnt; denn die Furcht, der grimme Feind möchte

hinter Busch und Röhricht auf seine Beute lauern, hatte ihn daheim gehalten. Hartwig, der Tiefgekränkte und Gemißhandelte, trachtete unabläſſig darnach, seinen Feind, der nicht aus dem Bereich der Mauern sich hervorwagte, in seiner eigenen Höhle anzugreifen und ihn zur Hölle zu senden. Darum umschlich er täglich in der Frühe und spät beim Einbruche der Nacht die Mauern von Segeberg, damit er endlich den glücklichen Augenblick erspähe; aber noch immer wollte dieser nicht kommen. Da griff er zur List und ließ durch seine vorigen Sassen, die ihm treulich anhingen, die Kunde gen Segeberg gelangen, daß Hartwig von Reventlow das holsteinische Land verlassen habe, und an den Hof des Erzbischofs von Bremen gezogen sei, um von diesem mächtigen Herrn Trost und Beistand in seiner tiefen Betrübniß zu empfangen. Dieß Mährlein glaubte der Herzog, und sein Geheimschreiber, der alle Zeit dienstfertig zur Hand war, sagte lachend: „Nun wir endlich dieses überläſtigen Gesellen ledig sind, wollen wir darnach trachten, gnädigster Herr, Euch für alle Entbehrungen des letzten Mondes schadlos zu halten. Ich will Euch eine fürstliche Jagd herrichten, und damit ja nichts versäumt werde, was Euch lieb wäre, will ich selbst mit den Jägern, in

Jägertracht, hinaus, und fleißig Acht haben. Geduldet Euch daher, bis ich wiederkehre und Euch abrufe zur lustigen Hatz!"

Noch hatte der erste Schimmer des Tages nicht die gelichteten Waldpfade erhellt, als der Geheimschreiber in Jägertracht den Forst betrat, der von dem pfeifenden Sturme weidlich aufgerüttelt wurde. Er war in seinem Eifer den ihm nachfolgenden Knechten weit vorausgeeilt; denn er dachte seinen Herrn bei besonders guter Laune zu erhalten, und ihm nachher im Trunke das reiche Reventlow'sche Leben abzuschwatzen. Da sprang plötzlich ein Mann mit verwildertem Haar und Bart, mehr ähnlich einem Thier als einem Menschen, aus dem nahen Hagedorn und packte den bestürzten Diener mit eiserner Faust. Als er diesen aber beim wachsenden Tageslichte näher angeschaut hatte, schlug er ein schallendes Gelächter auf und rief jauchzend: „Läufst Du ganz von selbst in mein Netz, Bestie? Nun, so sollst Du auch alsobald, ohne Gebet, zum Teufel fahren, dem Du gedient hast Dein Lebelang!"

Der erschreckene Geheimschreiber erkannte seinen gefährlichsten Feind und rief, in die Kniee sinkend: „Gnade! Gnade, Herr von Reventlow! Ich habe nur

auf Befehl meines gnädigen Gebieters gehandelt und tiefes Mitleid mit Euch empfunden."

„Schweig, Elender, und beichte! Woher kommst Du? Und wo ist Dein Gebieter?"

Da glaubte der Feigling, er könne vielleicht entschlüpfen, wenn er seinen Herrn verriethe, und sagte schnell, weßhalb er in den Wald gekommen sei, und daß der Herzog kommen werde, sobald er ihn abrufe.

„Entkleide Dich!" donnerte Reventlow, und Jener gehorchte zitternd. Als er das Jägerkleid abgelegt, löste der Ritter den Strick, womit er sich gegürtet hatte, schlang ihn um den Hals des armen Sünders und hing ihn an den kahlen Ast seiner abgestorbenen Eiche, dann zog er selbst das Jägerkleid an und schritt dem Schlosse von Segeberg zu.

Als der Wächter am Thor den Mann in der stattlichen Jägerlivrei daherkommen sah, hatte er kein Arges daraus, sondern hielt dafür, es sei derselbe, der vor dem Beginn der Morgendämmerung hinausgeschritten war, zumal er ihm das Wort zuflüsterte, ohne welches Niemand bei Tag oder bei Nacht aus- oder eingehen durfte. Darum ließ er Hartwig von Reventlow unangefochten vorüber, der die Stiege hinanschritt und bald darauf an die Schlaf-

kammer des Herzogs pochte. Dieſer hatte am Abend vorher tapfer gezecht und lag noch im tiefen Schlaf. Da öffnete ein Page behutſam die Thür und legte den Finger auf den Mund. Das war aber Alf's Sohn aus einer frühen Ehe mit Margarethe von Ranzau, der Liebling des ſtörriſchen Mannes, der Alles über ihn vermochte, und der einzige Erbe aller ſeiner Güter und Würden. Als Hartwig von Reventlow dieſen Knaben ſah, der ihm wohlbekannt war, rief er: „Kind um Kind!“ und ſtieß den Knaben nieder, der ohne Laut zu Boden ſank; dann aber trat er an das Bett des Herzogs und kreiſchte dieſem in die Ohren: „Dein Sohn Rolf liegt auf der Schwelle Deines Schlafgemaches ermordet!“

Hoch fuhr der Herzog in die Höhe. Er ſchrie zwiſchen Wachen und Traum: „Wer hat das gethan?“ und griff nach der Stelle an der Wand, wo ſein Schwerdt hing. Hartwig von Reventlow aber erwiederte: „Derſelbe, der auch Dich ſelbſt in den Höllenabgrund ſtürzen wird, inmitten Deiner Sünden und ohne Vater Unſer! Fahre hin!“

Die Ermordung Alf's, der wie ein finſterer Alp das Land bedrückt hatte, ward von Allen mit Jubel aufgenommen. Die Erbſaſſen der Reventlow'ſchen Güter ſuchten ihren Gebieter auf und wollten ihn in ſein Stammhaus zurückgeleiten. Er aber that es mit nichten, ſondern verfügte, daß ſein irdiſch Gut ſeinen Vettern ausgeantwortet werde, die nach Ungarn gegen die Ungläubigen gezogen waren. Er ſelbſt aber ließ eine Kapelle bauen zu Segeberg, und einen Prieſter darin wohnen und Meſſe leſen. An den Tagen aber, da all dieß Unheil geſchehen war, ward daſelbſt Speiſe und Geld an die Armen und Preßhaften vertheilt, mit der Ermahnung, daß ſie für die Ruhe der ſchuldlos Ermordeten beten möchten. Die Kapelle aber iſt, zum Andenken an das unglückliche Fräulein von Reventlow, deren Gedächtniß ſie gewidmet war, die „Bertha-Kapelle" geheißen worden.

Hartwig von Reventlow iſt darauf verſchollen; er ſoll in ein Mönchskloſter gegangen ſein und ſein Leben mit Beten und Faſten vollbracht haben.

In der Kirche zu Neumünſter iſt eine Abbildung dieſes Mordes zu ſchauen geweſen.

Der groſſe Hardesvoigt und der kleine.

War ein groſſer Wirrwarr auf dem hochansehnlichen Thing zu Lendern und der geſtrenge Herr Hardesvoigt, der Gottlob das Pulver nicht zu erfinden brauchte, weil es schon erfunden war, wußte eine Weile nicht aus noch ein.

Und das iſt ein ſchlimmes Zeichen, wenn die Gerechtigkeit ſo blind iſt, daß ſie den Weg zum Gerichtsſaal nicht finden kann, während Sprühteufel Eigenſinn die Treppe hinaufeilt, oder Irrlicht Willkur ſich durchs offene Fenſter ſchwingt.

Die Thingherren zu Lendern hielten ſich ſonſt ziemlich zum Recht, und konnten ſie auch die Frau Themis nicht immer anſehen, ohne mit den Augen zu blinzeln, ſo brauchten ſie ſie doch nicht ganz und gar niederzuſchlagen, ſondern hielten ſie demüthig am Saum ihres Rockes feſt. Wenn aber eine Sache gar zu verwickelt war, ward's ihnen bald dunkel vor den Augen und ſie ſchauten zum geſtrengen Herrn

Hardesvoigt auf, der aber nur ſelten einen Tropfen Oel für die eigne Lampe hatte, alſo auch nicht das ganze Gericht erleuchten konnte.

Nun lag aber dem Thing eben wieder ein recht verzwickter Fall vor und ganz Tondern zerbrach ſich den Kopf, was daraus werden ſolle, am meiſten aber die Herren vom Thing ſelbſt, die dem Hardesvoigt die Schüſſel allein zuſchoben und ihm einen mächtigen Löffel in die Hand gaben.

Die Sache war aber ſo.

Bei dem Dorfe Renz fließt ein Bach vorüber, das iſt ein Arm der Tonderner Widau und wird überall im Lande die Renzau genannt. Hier iſt das Ufer ziemlich hoch und ſteil, obendrein hatte es eine Zeitlang ſtark geregnet, und da das Bett der Au am Ende des Dorfes ſich nach dem Spiegel der Widau herabſenkt, ſo ſchießt das Waſſer brauſend und ſchäumend an dem jähen Abhang des Ufers vorüber.

Aus dieſem Dorfe Renz erſchien ein Mann vor Gericht und ſagte:

„Geſtrenge Herren, ich verlange mein Recht! Ich ſtand an den Ufern der Renzau und machte es wie unſeres Nachbars Großknecht, der bedächtig die Arme übereinander geſchlagen hatte, weil er für ſeine

kranke Frau nach einem heilsamen Kraute suchte, das er nicht finden konnte. Da erschien an der andern Seite der Au ein Mann aus Burkall, der kam ins Schwanken und fiel in den reißenden Strom. Da sprang ich schnell herzu, reichte ihm eine Stange hin, die am Ufer lag, und daran hat er sich wieder herausgeholfen. Aber nun streitet er's, daß ich ihm eine Wohlthat erwiesen, und verklagt mich auf Schadenersatz, weil die Stange ihn verletzt hat. Das zu thun, bin ich aber nicht willens, und das Ding soll entscheiden, ob mir das zukommt oder nicht."

Alle Richter nickten zum Zeichen, daß sie dem Bauern Recht gaben, wiederholt mit dem Kopfe und der Hardesvoigt setzte hinzu:

„Geh' Er mit Gott, lieber Mann: Ihm soll Sein Recht werden und ist der Kerl aus Burkall nicht erschossen, so soll er zappeln."

Da erschien ein anderer Mann als Kläger vor Gericht, der trug über das linke Auge eine Binde und aus dem rechten sah aller Welt Pfiffigkeit hervor. Er machte wenig Umstände und schwenkte kaum die Mütze, sondern sagte trotzig:

„Herr Hardesvoigt, ich bin gekommen wegen der Gerechtigkeit! Daß Er's weiß, ich bin der Mann

aus Burkall, der in die Renzau gefallen iſt, und verklage dieſen Mann aus Renz, weil er nicht bezahlen will, was er mir ſchuldig."

„Wie iſt das?" fragte der Hardesvoigt, und Jener fuhr fort:

„Ich fiel ins Waſſer und als ich den Kopf wieder daraus hervorſtecke, kommt Jener da und ſtößt mir mit einer hölzernen Stange das linke Auge aus. Darum verlange ich von ihm hier vor dem Thing, daß er mir gerecht werde, denn es ſteht geſchrieben im Geſetz: So Jemand ſeinen Nebenmenſchen irgend eines ſeiner Gliedmaaßen beraubt, ſo iſt er ſchuldig und verbunden, ihm dafür eine Buße zu zahlen."

Das konnten die Richter nicht leugnen, und der Hardesvoigt ſagte:

„Höre Er 'mal, guter Freund aus Renz, das iſt etwas Anderes. Hat Er den Mann da um ſein Auge gebracht, ſo kann Er nicht ohne Weiteres mit Gott gehen. Er muß es denn bevor erſetzen."

Nun entſtand aber vor Gericht ein großes Geſchrei der beiden Partheien.

Der Mann aus Renz ſagte:

„Wenn ich nicht mit meiner Stange gekommen wäre, als dem Kerl da das Waſſer ſchon über den

Kerl weg ging, so hätte er jämmerlich ersaufen müssen, und es hätte ihm nichts geholfen, ob er ein Auge besaß oder zwei."

Der Mann aus Burkall aber sagte:

„Wenn der ungeschlachte Kerl mit seiner Stange weggeblieben wäre, so hätte ich mein Auge behalten bis zum heutigen Tage."

Durch diese Reden und Gegenreden war aber der Fall für die ehrsamen Beisitzer des Things allzu verwickelt geworden, und sie sahen ihren Hardesvoigt mit bedeutsamen Blicken an.

Dieser, dem die innersten Gedanken seiner Genossen nicht fremd waren, wurde plötzlich von einem himmlischen Strahl erleuchtet und fragte, ob sie es so zufrieden wären, wie er es zu entscheiden gedächte.

Bereitwillig stellten sie Alles seiner hohen Weisheit anheim und er that den Partheien kund, daß die Wichtigkeit des Falles eine sorgsamere Erwägung der Umstände erfordere, als die Dauer des gegenwärtigen Things noch gestatte; er ordne also an, daß der Entscheid bis zum nächsten Thing verschoben werden solle. Die Beisitzer, welche diesen Ausweg sehr vernünftig fanden, beschlossen, daß es dabei sein Bewen-

den haben müſſe, und ſchickten die Partheien mit dieſem Beſcheid nach Hauſe.

Aber der Hardesvoigt hatte kaum Athem geſchöpft, und es begann ihm etwas leichter ums Herz zu werden, als die Kümmerniß ihm plötzlich zu Häupten wuchs, denn ehe er es ſich verſah, ſtand das nächſte Thing nahe vor der Thür.

Da ſetzte er ſich in gerechtem Unmuth zu Pferde und ritt ins Freie, um ſich die Grillen zu verſcheuchen und zu verſuchen, ob ihm vielleicht draußen etwas einfiele; denn des dritten Tages in der Frühe ſollte er in dem ſtreitigen Fall, den er ſo lange hinausgeſchoben hatte, entſcheiden.

So kam er nach Rohrkarberg, da wo am Wege ein großer Steinhaufen liegt. Darauf ſaßen drei Hirtenknaben, die hielten ein eifriges Geſpräch miteinander. Als der Hardesvoigt das ſah, fuhr ihm etwas quer durch den Sinn; er ritt nahe heran und fragte mit barſcher Stimme:

„Was macht Ihr da, Jungens?“

Darauf nahm der Aelteſte das Wort und ſagte:

„Wir ſpielen Thing!“

„Daran thut Ihr recht, vorausgeſetzt, daß Ihr

etwas davon verſteht. Wer von Euch Dreien iſt denn der Hardesvoigt?“

„Das bin ich!“ ſagte der Aelteſte.

„Wenn Du das mit Ehren ſein willſt, ſo mußt Du ſtrenge nach Recht und Gerechtigkeit das Urtheil ſprechen.“

„Das will ich auch. Ihr werdet's bald hören.“

„So fange denn an, Dein Richteramt zu üben. Was für eine Sache liegt vor?“

„Wir ſprechen Recht über den Mann aus Burkall, der neulich in die Renzau gefallen iſt.“

„Wenn Ihr wahrhaftig Recht ſprecht, ſo könnt Ihr mehr als das Ibinggericht zu Tondern und ſein Hardesvoigt!“ brummte dieſer in den Bart, und merkte genau auf, was die Knaben thun würden.

Dieſe aber kehrten ſich nicht ſonderlich an den geſtrengen Herrn Hardesvoigt, den ſie nie geſehen, und es traten zwei andere Knaben hinter dem Steinhaufen hervor, das waren die Kläger.

„Mann aus Renz, was iſt Dein Begehr?“ fragte der kleine Hardesvoigt.

„Geſtrenger Herr Richter,“ antwortete der Gefragte, „ich verlange dafür, daß ich den Mann dort aus dem Waſſer gezogen habe, daß er mich mindeſtens

in Ruhe laſſe, und mich nicht von einem Thing zum andern ſchleppe."

„Das iſt gut! Nun tritt vor, Du Anderer. Mann aus Burkall, was iſt Dein Begehr?"

„Ich verlange Erſatz für mein linkes Auge, das mir Jener da mit ſeiner Stange ausgeſtoßen hat."

„Hört einmal, Ihr Leute! Ich ſpreche zum Guten und wünſche, daß Ihr Euch vergleichen und vertragen mögt, denn das iſt das Beſte."

„Nein, Hardesvoigt, nein!" riefen Beide.

„Wenn Ihr durchaus nicht wollt, ſo hört, was das Gericht für Recht erkennt. Mann aus Burkall! Du gehſt ſtehenden Fußes nach der Renzau. An derſelben Stelle, wo Du damals hineingefallen biſt, ſoll man Dich kopfüber hineinwerfen, ſo gut es ſich thun läßt. Biſt Du dann im Stande, Dich ohne eines andern Mannes Hülfe zu retten, ſo haſt Du Deinen Prozeß gewonnen und der Mann aus Renz muß Dir Dein Auge bezahlen, weil er allzu dienſtfertig mit ſeiner Stange bei der Hand geweſen iſt. Wenn Du aber das Ufer nicht allein wieder erreichen kannſt, und Du erſäufſt, ſo hat Dein Gegner gewonnen. Das iſt der Ausſpruch Rechtens, und es ſoll dabei ein für allemal ſein Bewenden haben."

Als der Hardesvoigt das vernommen hatte, lag ihm der verwirrte Prozeß ganz klar vor Augen; er warf den Jungen ein gutes Trinkgeld zu, ſein Pferd herum, und ſprengte im Galopp nach Hauſe.

Am dritten Tage aber bewunderte ganz Tondern den klugen Hardesvoigt, der ſo weiſe den Streit zwiſchen den Männern von Renz und Burkall entſchied.

Hexen als Wellen.

Es hat auf Sylt ſchon allerlei wunderbare Dinge gegeben, und wollte die Weſtſee, die es von allen Seiten umwogt, nur ausplaudern, ſie würde noch viel mehr rumoren, als es jetzt ſchon geſchieht.

Da waren auch einmal drei luſtige Geſellen, ſchmuckes Seevolk, das den Sommer über zu Schiffe ging, das leicht Erworbene noch leichter durchbrachte und ſich dann auf die Bärenhaut legte.

Als ſie nun darauf lagen, ſagte der Eine:

„'s iſt ein erbärmliches Leben!"

„Ein ſehr erbärmliches!" der Zweite.

„Mehr als das!" ſagte der Dritte.

„Ich weiß aber, wie ich es mir vom Halſe ſchaffe," fing der Erſte wieder an.

„Willſt Dich umbringen?" fragten die Andern.

„Nein, aber heirathen! — Und Ihr könnt's auch thun. Ich habe für uns alle Drei etwas ausgeſucht."

Aber was der Erſte ausgeſucht hatte, ging den beiden Andern nur ſchwer ein. Da waren drei alte

Schweſtern, die in Keitum für dümmer als häßlicher und in Niblum für häßlicher als dümmer galten, die wohnten auf einem weitläufigen Gehöfte und hatten erſtaunlich viel Geld.

Eigentlich waren's drei ausgemachte Hexen, und ob ihnen die Inſulaner gleich ſo weit aus dem Wege gingen, als die Inſel breit war, ſo fingen ſie doch mit Jedem Streit an und ſpielten ihm den erdenklichſten Schabernack an Haus und Vieh.

Abſonderlich ließen ſie ihre Wuth an einem ſchmucken Knaben aus, der hieß Mark und war von ihnen an Kindesſtatt angenommen, das heißt, ſie quälten ihn von früh Morgens bis ſpät Abends, ließen ihn hungern und machten ihm das Haus zur Hölle. Er hatte ſchon oft davonlaufen wollen, weil aber die alten Hexen es ihm angethan hatten, konnte er nicht ohne ihre Bewilligung vom Hofe herunter.

Zu dieſen drei Schweſtern begaben ſich die drei Matroſen, und es dauerte nicht lange, ſo waren ſie Mann und Frau. Als ſie aus der Kirche kamen, ſagten ſie:

„Wir ſind nun den Hexen verfallen, aber den armen Jungen, den Mark, wollen wir von ſeiner Qual befreien."

Und ſie baten ihre Frauen, daß ſie ihnen den Mark zum Schiffsjungen geben möchten. Die ſagten „Ja!“ und als der Junge leicht und frei vom Hofe nach dem Strande lief, rief er:

„Das will ich Euch niemals vergeſſen!“

„Was kann uns das nützen,“ dachten Jene. „Laßt uns lieber nach dem Unſrigen ſehen.“

Und das thaten ſie redlich, denn ſie ließen die Weiber links liegen, lebten herrlich, bauten ein ſtattliches Schiff und fuhren damit nach fremden Ländern, wo ſie ſich durch Wohlleben für den Kummer entſchädigten, die häßlichſten Frauen auf der Welt zu haben.

Das regte die Frauen gewaltig auf. Als ſie erſt die ſprechendſten Beweiſe von der Untreue ihrer Männer hatten, wurden ſie ganz und gar zu Hexen und ſchwuren, die Böſewichter eines jämmerlichen Todes ſterben zu laſſen. Auch hielten ſie ſogleich einen Rath, wie dieß am beſten zu bewerkſtelligen ſei. Aber ſo ſchlau ſie es anfingen, waren ſie doch nicht ſchlau genug, zu merken, daß ſich ein Horcher in ihrer Nähe verſteckt hatte; denn als ſie auseinander gingen, kroch Mark aus dem Gebüſch und lief ſpornſtreichs nach Niblum, wo ſein alter Ohm wohnte,

der früher Dragoner geweſen war und jetzt als Invalide ſeinen Gnadenthaler verzehrte.

„Ohm!“ ſagte der Junge liſtig. „Iſt's wahr, daß Ihr früher im Kriege viele Menſchen umgebracht habt?“

„Entſetzlich viele, Junge!“ entgegnete der Alte. „Schweden, Norweger und Engländer, was mir vor die Klinge kam.“

„Das thut mir leid, denn da kann ich Euch kein gutes Stück Geld verdienen laſſen.“

„Wie das, Junge, wie das?“ fragte haſtig der Invalide und ſpitzte die Ohren, denn der Gnadenthaler reichte nicht weit und er mußte den Leibgurt oft tüchtig zuſammenſchnüren.

„Ich wollte mir Euern Degen borgen,“ ſagte Mark unerſchrocken, „und Euch für einen Monat lang einen großen Thaler als Leihgeld zahlen, aber es muß ein Degen ſein, woran nie ein Tropfen Menſchenblut klebte. Da Ihr nun aber ſo viele Schweden umgebracht habt, kann ich den Eurigen nicht brauchen und will mein Glück wo anders verſuchen.“

„Hm! Hm!“ entgegnete der Alte, indem er die Mütze von einem Ohr zum andern ſchob, „das heißt ...., ich habe .... wenn man auch Soldat iſt,

hat man doch Pflichten gegen seine Nebenmenschen, — und sieh nur .... aber Du mußt auch reinen Mund halten, Junge."

Mark aber nahm den Degen und rief im Fortgehen:

„Ich wußte es wohl, Ohm, daß Ihr ein Prahlhans waret Euer Lebelang."

Am andern Morgen standen die drei Matrosen auf dem Verdeck ihres Schiffes. Der Wind war gut und sie brannten vor Ungeduld, den Anker zu lichten und nach dem lustigen Hamburg zu segeln, wo sie eine Zeitlang flott leben und ihre alten häßlichen Weiber vergessen wollten. Der Schiffsjunge blieb über die Gebühr mit dem letzten Proviant aus, und die Seeleute fluchten alle Donnerwetter auf ihn herab, als er mit seinen großen Körben angekeucht kam.

„Wie nun, Mark!" riefen sie ihm entgegen, „hast Du Lust, zu erfahren, wie ein Gericht Hansaale schmeckt?"

Aber der Junge setzte seine Körbe hin und zeigte auf den Degen an seiner Seite:

„Das ist eine Gabel, womit ich Eure Aale nach Belieben aufspießen kann," sagte er und ging in aller Ruhe an Bord.

Die Matroſen hatten's viel zu eilig, um ſich länger mit dem dummen Jungen zu zanken; ſie ſputeten ſich, ihr Schiff Hals über Kopf unter Segel zu bringen, denn ſie ſahen ihre Weiber, welche im Sturmſchritt daherkamen und ihre Arme drohend nach dem Schiffe ausſtreckten. Als ſie nachher die Inſel weit hinter ſich hatten und den Jungen ohne Geräuſch ſeine Pflicht thun ſahen, hatten ſie ihren Verdruß vergeſſen und wandten Alles an, ſo ſchnell als möglich nach Hamburg zu kommen.

Sie liefen wie toll und blind in den Strudel hinein und kamen nicht eher zur Beſinnung, bis der letzte Schilling verzehrt und es Zeit war, nach Hauſe zu fahren und neuen Vorrath zu holen. Nun ging's wieder in die See hinein und es war finſtere Nacht, als ſie ſich der Inſel Sylt näherten. Dazu war es ein Wetter geworden, als ob Himmel und Erde vergehen ſollten, das Schiff ward wie ein Fangball umhergeworfen und die Matroſen ſchwuren, es ſei ihr Letztes, ſie würden es nicht überbringen. Nur Mark, der Schiffsjunge, hatte ſich feſt an die Ankerſpille geklammert, den blanken Degen ſeines Oheims in der Hand, und blickte ruhig in die aufgeregte See hinaus.

Da ſtieg eine Welle, mit ſchneeweißem Schaum bedeckt, aus der Tiefe empor und lief gerade auf das Schiff zu.

„Wir ſind hin!“ ſchrieen die Matroſen, aber Mark ſtieß darnach mit dem Degen und ſogleich fiel die Welle in ſich zuſammen. Auch ſchien es, als ob es etwas weniger ſtürme, als vorher.

„Darauf müſſen wir Eins trinken!“ riefen die Matroſen, die Muth gewonnen hatten. Aber gleich rollte eine zweite Welle heran, noch höher und ſchäumender, als die erſte. Der Muth entfiel ihnen aufs Neue, allein Mark ſtach wieder darnach, ſie verſchwand und es ward noch ruhiger, als vorher.

Laut jubelten die Matroſen auf, aber nicht lange, denn eine dritte Welle, noch gefährlicher und tobender als die beiden erſten, hob ſich aus der Tiefe, und die erſchrockenen Kerle fielen in die Kniee. Nur Mark machte ſich nichts daraus; er ſtieß mit ſeinem Degen lachend nach der Welle, und im Nu war auch dieſe verſchwunden.

Zugleich war auch der Sturm ganz und gar beſchwichtigt, es ward heller Tag, die See lag ſtill und ruhig da, und unfern von dem Schiffe ſah man drei lange blutige Streifen.

„Was bedeutet das?“ fragten die drei Matrosen sich untereinander.

„Das bedeutet,“ sagte Mark, „daß ich die alten Hexen, Eure Weiber, belauscht habe, als sie sich verabredeten, sie wollten sich bei Eurer Rückkehr in Wellen verwandeln und Euch ersäufen, und Niemand könne ihnen etwas anhaben, außer mit einem Degen, der noch kein Blut gesehen. Da lief ich zu meinem Oheim, dem Dragoner, gab ihm für seinen Bratspieß einen großen Thaler, den Ihr mir wiedergeben mußt, und das Rothe, was da auf dem Wasser schwimmt, ist das Blut Eurer Weiber.“

Die Matrosen wollten's nicht glauben, aber als sie nach Hause kamen, fand Jeder sein Weib todt im Bette.

Die Ranzau's und ihr Glück.

Iſt ein Geſchlecht in den holſteiniſchen Landen anſäſſig, das hat geblüht Jahrhunderte lang und wird noch wachſen und blühen Jahrhunderte lang, bis dereinſt der Spruch des Schickſals ſich erfüllt hat. Das ſind die Ranzau's, die im Krieg und im Frieden, mit der Feder und mit dem Schwerdte dem Lande unzählige Dienſte geleiſtet und hohe Würden und Bürden getragen haben ſeit uralter Zeit, denn ein gefeiter Talisman ſchützt ſie bei allem rechtlichen Thun.

War einſt ein Graf von Ranzau auf Schloß Breitenburg heimiſch, der hatte viele Jahre ſeines Lebens im Kriege zugebracht, wodurch ſein ohnehin hartes Gemüth noch mehr verhärtet werden. Dazu hielt er ſich überaus vornehm, denn er wußte wohl, daß ſein Ahnherr von einem alten ſchleſiſchen Herzogs-Geſchlechte abſtamme, und wer nicht auf der Grafenbank ſaß, oder ſich mindeſtens die ritterlichen Sporen verdient hatte in rühmlichen Kämpfen, der durfte nicht hoffen, freundlich von ihm behandelt zu werden.

Darum blieben ihm auch die Herzen seiner Insassen fern, da ihm nichts mehr zuwider war, als die Nähe der gemeinen Leute, und er galt bei ihnen für einen Tyrannen, dem es eine Freude war, den Bürger und Bauer zu quälen.

Ganz anders war das Gemüth der Gräfin Anna, seiner frommen und tugendhaften Gemahlin, von der es bekannt ist, daß sie, um Christi willen, ein einziges Mal ihren Gatten belogen hatte.

Das aber ging so zu:

Den Grafen trieb es oft in den Wald, und wenn er Morgens mit dem frühesten Strahl hinauszog, kam er erst spät in der Nacht vom fröhlichen Jagen heim. Diese Abwesenheit benutzte die fromme Gräfin, dem Herrn der Herren wohlgefällig zu dienen; sie versah sich mit Speisen, Wein und heilsamen Arzeneien, ging in die Hütten der Armen und Kranken, wo sie im Namen ihres Gemahls, um Jesu willen, Werke der Barmherzigkeit übte und beim Abschiede den Leuten empfahl, eifrig für das Wohl ihres Gebieters zu beten, damit sie fortfahren könne, ihnen beizustehen.

Der Graf aber lohnte es ihr schlecht, denn als er von einem seiner Vasallen dieß Beginnen seiner Gräfin erfuhr, trat er ihr trutziglich entgegen und

verbot es ihr ernſtlich, fernerhin mit dem gemeinen Volke in Berührung zu kommen. Wem ſie ein Almoſen zugedacht, der könne es von einem der Knechte *empfangen; ſie aber ſolle fernerhin den Fuß nicht* über die Schwelle eines ſchmutzigen Bettlers ſetzen.

Das betrübte die fromme Frau gar ſehr, und nur mit ſchwerem Herzen befolgte ſie das Gebot ihres Gemahls, denn es waren gar Viele, die der Hülfe bedurften, und wenn die Gräfin ein beruhigendes Wort zu den Kranken ſprach, oder ihnen die Hand auflegte, half dieß mehr, als alle Arzenei.

Eines trüben November-Morgens aber, als der Graf hinausgezogen war zum Wald, vermochte Gräfin Anna nicht länger zu widerſtehen; ſie füllte einen Korb mit Gaben aller Art, und da ſie keine der Mägde dem Zorne des Grafen preisgeben wollte, nahm ſie ihn ſelbſt in die Hand, deckte ein Tüchlein darüber, empfahl ſich der Mutter Gottes und ging über den Schloßhof. Als ſie nun auf dem ſchmalen Wege anlangte, der durch ein dichtes Gebüſch in das nahe Dorf führte, ſprengte der Graf, der nur zum Schein auf die Jagd geritten war, um den Gehorſam ſeiner Gemahlin zu prüfen, aus dem Dickicht hervor und rief:

„Halt, Frau Gräfin! Ehe Ihr weiter geht, werdet Ihr mir sagen, wohin Ihr Euch begeben wollt und was Ihr in jenem Korbe verborgen habt."

Da stockte die Gräfin und warf einen Blick, den man nicht beschreiben kann, zum Himmel, dann aber sagte sie mit hohem Erröthen:

„Mein gnädigster Herr und Gemahl, ich gehe hinab zu der neuen Kapelle, die Ihr am Eingange des Buchenwaldes habt erbauen lassen, und hier im Korbe sind Blumen, womit ich das Bildniß der heiligen Gnadenmutter zu bekränzen gedenke."

„Blumen!" fuhr der Graf auf. „Blumen! Und zu dieser Jahreszeit, wo Schnee und Hagel vom Himmel niederfallen und ein eisiger Nordwind weht seit vielen Tagen? Ei, wer hätte es gedacht, daß Ihr die Lüge so brünstig liebt und sie Euch doch so wenig beistehet! Laßt doch einmal diese seltsamen Blumen sehen!"

Und damit faßte er nach dem Korbe, den die Gräfin mit zitternder Hand kaum zu halten vermochte, riß das Tuchlein ab, womit es bedeckt war, und eine große Anzahl der schönsten und seltensten Blumen duftete ihm in reicher Farbenpracht entgegen, darunter viele, die man in jener Gegend bis dahin nicht gesehen hatte und die erst seit diesem Tage daselbst heimisch wurden.

Als das der Graf sah, stutzte er und sagte:

„Nun, das muß ich sagen! Ihr müßt sammt Euern Blumen bei dem Himmel in ganz besondern Gnaden stehen.“

Da sank die Gräfin in die Knice und sprach unter heißen Thränen:

„Verzeihung, mein Herr und Gemahl! Ich wollte Euch belügen, denn ich weiß, daß Ihr es nicht duldet, wenn ich zu den Kranken gehe, an deren Siechbett mich eine innere Stimme ruft. Darum sagte ich, es wären Blumen in dem Korbe, und nun hat Gott meine Liebesgaben in Blumen verwandelt. Habt Erbarmen und laßt mich folgen dem höhern Rufe!“

Der Graf hob seine Gemahlin vom Boden auf, küßte ihre Stirn und sagte viel milder als gewöhnlich:

„Geht mit Gott Eurer Wege. Ich will Eure frommen Werke fortan nicht stören.“

Damit ritt er nach dem Walde zurück, die Gräfin aber ging jetzt in Wahrheit hin zur Kapelle und lag dort im brünstigen Gebet auf den Knieen, für das Wunder dankend, womit sie begnadigt worden.

Aber als das größte Wunder erschien es, daß der Graf seit jenem Tage sein rauhes und wildes Wesen gegen seine Gemahlin fahren und sie ruhig gewähren

ließ; er wurde leutselig gegen Geringere und duldete es ohne Stirnrunzeln, wenn Einer seiner Insassen es schweren Herzens wagte, ihn mit einem demüthigen Gesuche anzutreten. Auch sprach er öfters vor sich hin:

„Hilf, Herr! Eine so fromme Frau muß meinem Hause Glück bringen."

Und so ist es vollauf geschehen, wie jetzt verkündigt werden soll.

Eines Abends war der Graf überaus ermüdet von der Jagd zurückgekehrt und legte sich alsobald schlafen. Die Gräfin ruhte ihm zur Seite und war nahe daran, ihr Auge zu schließen, als sie bemerkte, daß sich ein heller Schein im Gemache verbreitete. Sie richtete sich auf und gewahrte ein zwei Fuß hohes Weiblein, das hatte eine hohe Mütze auf dem Kopfe und eine Laterne in der Hand, worin statt des Lichtes ein Karfunkelstein leuchtete. Darum war es so tageshelle.

Die Gräfin entsetzte sich vor dem Spuk und wollte ihren Gemahl wecken, aber sie vermochte nicht, den Mund zu öffnen, und mußte es dulden, daß das Weiblein näher trat, sich tief vor ihr verneigte und mit wehklingender Stimme sagte:

„Allerfrömmſte Frau, wollt mir gewähren eine Gab, um die ich Euch in aller Demuth bitte. Meine Tochter liegt daheim und ſoll gebähren; ſie hat große Schmerzen und erſehnt Euern Beiſtand. So kommt denn nur, ehe es zu ſpät wird; ich will Euch fleißig führen."

So gedachte die Gräfin des Wortes der Schrift, das ihr immer gewärtig war:

„Wahrlich, ich ſage Euch! Was Ihr der Geringſten Einem gethan habt unter Euern Brüdern und Schweſtern, das habt Ihr mir gethan."

Und ſprach darauf zu dem Weiblein:

„Sei es, wie Du gewollt!"

Damit ſtand ſie auf und hüllte ſich in ihr Gewand.

Nun ging das Weiblein voran durch lange Corridore und weite Säle, die gar kein Ende nehmen wollten, ſo daß der Gräfin ein Fürchten ankam und ſie, ſtillſtehend, leiſe fragte:

„Sind wir bald am Ziel?"

„Bald!" ſagte das Weiblein, und ſie ſchritten durch das Thor in den innern Schloßhof. Die Gräfin ſah ſich um, es war Alles ganz anders, als ſie es täglich zu ſehen gewohnt war. Darum ſtand ſie abermals ſtill und fragte:

„Sind wir bald am Ziel?“

„Bald!“ ſagte das Weiblein und blieb an der Mauer ſtehen. Es öffnete ſich eine Thür, die ſonſt von Niemanden bemerkt worden, und Beide ſtiegen eine hellerleuchtete Treppe hinab. Dann folgte ein langer Gang, dann wieder eine Treppe, dann wieder ein Gang und ſo fort. Das Weiblein ſchritt rüſtig vorwärts, die Gräfin aber ſtand ſtill und ſagte:

„Nun gehe ich nicht weiter, bevor Du mir nicht ſagſt, wohin Du mich führſt und wie weit wir noch haben?“

Da ſprach das Weiblein:

„Du biſt weit gegangen dieſe Nacht: Von dem Schloſſe Deines Gemahls, bis in das Reich der Unterirdiſchen. Jetzt aber ſind wir da.“

Die Gräfin ſtand plötzlich in einem großen Gewölbe, das war mit Gold, Silber und Kryſtall geſchmückt, Karfunkelſteine hingen von der Decke herab, die eine Tageshelle ausſtrömten, und eine ſanfte Muſik umſchwebte ſie mit leiſen Tönen. Wohin die Gräfin ſah, erblickte ſie die kleinen unterirdiſchen Männer und Weiber; die Kinder aber waren ſo klein, daß ſie ſie nicht ſehen konnte; denn ſie ragten nicht über ihren Schuh hinaus. Alle trugen goldene

Gefäße mit Edelſteinen gefüllt, die wie Früchte geformt waren. Sie boten ihre Schätze der Gräfin an, die aber nahm nichts, ſondern folgte ihrer Führerin bis an das Ende des Gewölbes, wo die Kranke lag. Die Gräfin legte die Hand auf das Haupt der Leidenden und alſobald genas dieſe von einem geſunden Knaben. Darüber war große Freude bei den Unterirdiſchen, denn der Neugeborne war der Erbe ihres Reiches und ein ſolcher hatte ihnen lange gefehlt.

Als nun für die Kranke jede Gefahr vorüber war, ſchritt das Weiblein wieder vor der Gräfin her und führte ſie nach ihrem Schloſſe zurück. Das dauerte aber dießmal gar nicht lange, denn ehe die Gräfin ſich deſſen verſah, ſtand ſie auf der Schwelle ihres Schlafgemachs.

Da reichte das Weiblein der Gräfin drei hölzerne Stäbe und ſprach:

„Lege dieſe unter Dein Kopfkiſſen, ſo werden ſie, wenn Du erwachſt, in Gold verwandelt ſein. Dann aber laſſe machen von dieſem Golde einen Becher, eine Spindel und funfzig Pfennige. Das Alles bewahre ſorgſam auf und ſage es Niemanden, außer Deinem Gemahl. Bei dieſen drei Dingen wird das

Glück Deines Hauses sein. Du wirst nämlich Deinem Gemahl drei Kinder gebären, und diese werden die Stamm-Aeltern großer und mächtiger Geschlechter sein. Dem Aeltesten der Knaben gebührt der Becher, das bedeutet ihm große Herrschaft zu Wasser und Land, Kriegsglück und ununterbrochene Ehren, die so lange dauern, als er mit dem Becher aus einem eignen Brunnen schöpfen kann. Deinem zweiten Knaben gib die Pfennige: sie bedeuten den großen Reichthum, den er für sich und sein Vaterland erwerben wird. Heiße Deinem Sohn die Pfennige wohl in Acht nehmen, denn so lange sie in dem Beutel eines Nanzau sind, wird überall die Fülle sein, und jeder Beutler im Lande täglich eine Kanne Wein und ein gebratenes Lamm haben. Die Spindel gib Deinem Töchterlein, damit sie spinne einen goldenen Gurtel, den die Jungfrauen des Hauses tragen sollen, denn es wird sein ein Gurtel der Keuschheit und der Frömmigkeit."

Als das Weiblein das gesagt hatte, erlosch der Karfunkel in der Laterne und sie war verschwunden. Die Gräfin aber legte die hölzernen Stäbe unter das Kissen und schlief zur Stelle ein.

Am andern Morgen spät erwachte der Graf und

als er ſeine Gemahlin neben ſich ſchlafend erblickte, weckte er ſie mit einem Kuſſe und ſagte ſcherzend:

„Ei, was ſeid Ihr für eine faule Hausfrau geworden, daß Ihr bis in den lichten Morgen hineinſchlaft? Aber Ihr ſeht ja ſo bleich aus! Seid Ihr krank?“

Da reichte Anna dem Grafen die Hand und ſprach errötbend:

„O mein Gemahl, wüßtet Ihr, was mir heute Nacht begegnet iſt! Höret mir zu.“

Aber der Graf ſchüttelte während der Erzählung ungläubig mit dem Kopfe und ſagte lachend:

„Das kommt vom allzugroßen Gehorſam. Hättet Ihr geſtern nicht, wie ich es Euch hieß, von dem gewürzten Wein genippt, Ihr hättet ſolche tolle Dinge nicht geträumt.“

„Nimmer war das ein Traum!“ entgegnete die Gräfin, „und leicht könnt Ihr Euch von der Wahrheit überzeugen; träumte ich, ſo fehlen die Stäbe!“

Da warf der Graf das Kiſſen beiſeite und ſah drei ſchimmernde Goldſtangen vor ſich liegen.

Nun war die Zeit des Staunens an den Grafen gekommen.

Aus den drei Goldſtangen aber wurden gemacht

ein Becher, eine Spindel und funfzig Pfennige. Und dieſe drei Dinge vererbten ſich ſeiner Zeit von Kind zu Kindeskind in dem Hauſe der Ranzauer.

Die Verſtändigen haben die Kleinode des Hauſes ſtets heilig gehalten; die Unverſtändigen haben ihrer nicht geachtet. Die Spindel iſt noch heutigen Tages auf Breitenburg und der Becher zu Raſtorf. Von den funfzig Pfennigen aber weiß Keiner etwas und daraus kann männiglich erkennen, woran es den Bettlern und mitunter auch den Hausleuten im Lande Holſtein mangelt.

Die Schloßkeller in Tönning.

Das iſt nun ein Jahrhundert und länger, ſeitdem das Schloß der alten Eiderſtadt Tönning von der Erde verſchwunden iſt. Steenbock, der hier, wie in Altona, die Mordbrandfackel ſchwang und ſeinem Namen damit ein ewiges Brandmaal aufdrückte, zerſtörte auch dieſen Sitz der alten Landesherren ſo gründlich, daß man ihn ſpäter ganz abbrechen mußte. Aber die alten Gewölbe, auf denen der Schloßbau ruhte, ſind großentheils noch unverſehrt und bergen manches wunderbare Geheimniß in ihrem Schooße, welches einſt — ſo lautet die Weiſſagung — ein günſtiges Geſchick zum Heile Schleswig-Holſteins von ſeiner Umhüllung befreien wird. Dort hauſen auch drei junge reizende holſteiniſche Prinzeſſinnen, die ſind von einem böſen Zauberer in die Tiefe gebannt und harren des Tages ihrer Erlöſung. Wenn dieſer erſcheint, ſteigen ſie aus der Tiefe empor, worin ſie nun ſchon Jahrhunderte wohnen, und zugleich mit ihnen das alte Schloß in ſeiner früheren Pracht und

Herrlichkeit. Aber noch iſt der neue Amadis nicht nach Tönning gekommen, der die Ritterthat der Entzauberung zu vollbringen vermochte. Auch iſt der Kampf über die Maaßen ſchwer, denn ſobald dem Paladin das Werk der Entzauberung gelungen iſt, ſteht ihm ein zweites, ſchwierigeres bevor: er muß laut bekennen, welche von den drei erlöſten Prinzeſſinnen die ſchönſte ſei, und dieſe zur Frau nehmen. Er hat dann einen Haushalt und zwei Schwägerinnen, die ihm ſpinnefeind ſind, weil er ſie für häßlich erklärt hat.

So bald hat es indeß Keiner zu fürchten.

Eines Tages aber wäre das Befreiungswerk doch beinahe gelungen.

Es war ein Schiff aus fernen Landen angekommen und das Seevolk, welches lange nur Luft und Waſſer geſehen hatte, ſprang luſtig zu Lande. Einer von ihnen, ein junger Burſche von kaum zwanzig Jahren, fröhlichen Sinnes und muthvollen Herzens, entdeckte durch Zufall, von der Waſſerſeite her, die unterirdiſchen Gewölbe und ſtand nachſinnend ſtill vor dem halbverſchütteten Eingang.

„Nun, Jungkerl! Was geht Dir im Kopfe herum?“ fragte es hinter ihm, und als er ſich umſah, erblickte

er einen Mann, der hatte den Hut tief in die Stirn gedrückt und ſich bis ans Kinn in einen Mantel gehüllt, weßhalb es ſchwer war, ſeine Geſichtszüge zu erkennen. Aber auf dem Hute ſchimmerte es röthlich, wie eine Hahnenfeder, und mit dem linken Fuße war es, ſoviel man in der Dämmerung erkennen konnte, auch nicht recht richtig.

Der Matroſe betrachtete den Fremdling von oben bis unten und ſagte wegwerfend:

„Das geht Dich auch nichts an.“

„Nur nicht ſo bärbeißig!“ entgegnete grinſend der Fremde. „Wenn Dir der Kamm allzuſehr ſchwillt, ſo habe ich einen Striegel, womit ich Dir die hellen Funken aus Deiner borſtigen Perrücke kämmen kann. Wenn Du aber fein manierlich biſt, will ich Dir zu einem großen Glück verhelfen.“

„Was für eine Art von Glück wird das ſein?“ fragte der Matroſe.

„Ein Glück, größer als Du Dein Lebtage es Dir gedacht haſt!“ ſagte der Fremde. „Wenn Du es klug anfängſt, biſt Du noch heute Abend eben ſo reich als der König von Dänemark, auf deſſen Schiffen Du Dich jetzt halb todt arbeiten mußt, ums trockne Brod.“

„Mein Seel'!“ rief der Matroſe und der Fremde zuckte unwillkürlich mit der Hand, als wollte er ſie greifen. „Was habe ich dafür zu thun?“

„Sage mir, ob Du ſchon davon gehört haſt, was in dieſen Kellern verborgen iſt?“

„Geſtern hörte ich von Einem meiner Backsmaaten, der hiererts gebürtig iſt, daß drei ſchöne Prinzeſſinnen da unten ſitzen und daß ſie ſich gerne erlöſen laſſen wollen. Aber ich kann mir nicht einbilden, daß die armen Dinger ſo lange in der Finſterniß das liebe Leben behalten haben, und wenn es iſt, ſo müſſen es recht alte Jungfern geworden ſein; die aber ſind keinen Sprung zu Maſte werth.“

„Es iſt ganz ſo, wie man es Dir geſagt hat, und gegen eine einzige Bedingung erfahrſt Du, wie ſie zu befreien ſind.“

„Was iſt das für eine Bedingung?“

„Du verſprichſt mir, daß Du Alles, was Du unten findeſt, getreulich mit mir theilen willſt.“

„Mit Dir? Wer biſt Du denn?“

„Das geht Dich nichts an.“

„Theilen? Alles? Auch die drei hübſchen Dinger von Prinzeſſinnen? Höre, das iſt nichts! Komm doch ein Paar Schritte weiter nach vorn! Warum haſt

Du denn bei der Hitze einen dicken Mantel um? Kerl, Du hinkſt ja auch! Du biſt doch wohl nicht gar . . .“

„Der Teufel!“ rief jener, „und Du kannſt nur ſchnell ſagen, ob Du thun willſt, was ich Dir heiße, oder ob ich Dir das Genick brechen ſoll.“

„Oho! Noch lange nicht!“ lachte der Matroſe. „Du ſollſt den närriſchen Geſchöpfen da unten mit deinen ſchuppigen Lippen den Mund nicht verbrennen. Ich leide es nicht, daß Du mit mir auf die Freite gehſt, und thun kannſt Du mir auch nichts, denn ich habe unterwegs gelernt, wie ein Matroſe, der fröhlich iſt und Gott fürchtet, dem Teufel ſeinen Schwanz abhauen, und die beiden Enden wieder mit einem kalten Marlyfriem zuſammenſpliten kann.“

Weil eine ſolche Splitzung nun ein gewagtes Stückchen iſt, wobei der Teufel ſelten mit heiler Haut wegkommt, ſo machte dieſer, als er es hörte, Hals über Kopf, daß er davonkam. Aber noch im vollen Rennen brummte er vor ſich hin:

„Ich ſtelle Dir doch ein Bein, Du verfluchte Theerjacke!“

Dem Matroſen ward wunderlich zu Sinn. Mit dem Teufel verſchwand ſeine gute Laune; kopfſchüttelnd

ſetzte er ſich auf einen Eckſtein und ſchaute in den dunklen Eingang hinab. Er grubelte über allerlei Seltſames, und als ſeine Gedanken ſchon weit mit ihm davongefahren, ſchien es ihm, als vernehme er plötzlich bange Klagetöne, und da er aufmerkſamer hinhorchte, unterſchied er drei zarte Weiberſtimmen, die ſangen:

Komme zur Nacht!
Halte die Wacht!
Habe wohl Acht!
Gott iſt die Macht.

Rette auch mich,
So ritterlich!
Löſender ſprich:
„Kette zerbrich!“

Fürchte nicht Noth;
Fürchte nicht Tod;
Weg Trug und Spott!
Alles mit Gott.

Der Geſang verhallte, leiſe wie ein Silberquell, der unter Roſenbüſchen weiter rinnt.

Der Matroſe ſprang auf:

„Ja, Alles mit Gott! Wenn ich nur wüßte, wie ich es anfangen ſoll, ich brächte Euch gerne ans Tageslicht herauf, Ihr armen Dinger.“

Er ging langſam weiter und kam zu einem einzelnen Hauſe, das war ganz finſter und nur aus einem Fenſter des Erdgeſchoſſes drang noch der trübe Schein einer Lampe.

Der Wächter ging gerade vorüber und der Matroſe fragte:

„Wer wohnt da?“

„Da wohnt unſer guter lieber Herr Paſtor!“ antwortete der Wächter. „Das iſt der frömmſte Mann in der Stadt und zehn Meilen um dieſelbe herum. Er ermahnt und tröſtet den ganzen Tag und wenn alle Menſchen ſchlafen, ſo wacht er noch ſtundenlang für ſie im brünſtigen Gebet.“

Der Wächter ging vorüber und der Matroſe ſagte zu ſich ſelbſt:

„An Den will ich mich wenden. Wer für alle Menſchen ſich abmüht, wird auch für mich einen Rath haben und mir ſagen, was ich in einer ſo wunderlichen Sache thun ſoll.“

Damit trat er ſo nahe als möglich ans Fenſter und rief:

„Ach, ehrwürdiger Herr, wenn Ihr einen Augenblick von Euern frommen Betrachtungen abkommen könnt, ſo ſchenkt einem armen Jungen Gehör, den

allerlei Verſuchungen weidlich quälen, und dem der Teufel, ſo zu ſagen, auf den Hacken ſitzt."

Da öffnete ſich die Thür, und als der Matroſe im Kämmerlein angelangt war, ſchüttete er ſein ganzes Herz aus.

Der Geiſtliche hörte ihn mit allem Fleiße an und ſprach:

„Der Herr iſt in den Schwachen mächtig, und wenn es ſein hoher und unerforſchlicher Wille iſt, daß Du ein Werkzeug ſein ſollſt, wodurch die Geheimniſſe jener Gewölbe, die noch Niemand enthüllte, an den Tag kommen, ſo werden wir Alle nichts davon noch dazu thun können. Alles Gute und Gott Wohlgefällige aber vollbringt man nur durch Gebet. Darum knie nieder und demüthige Dich vor ihm. Er wird gewähren, was Du reinen Herzens von ihm bitteſt."

Beide beteten eifrig miteinander, dann erhob ſich der Geiſtliche und ſagte:

„So gehe denn hin im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes! Weil aber der Teufel Dich ſchon einmal hat in Verſuchung führen wollen, ſo will ich Dir einen geweihten Talisman geben, der ſoll Dich ſchirmen vor der Tücke des Böſen. In dieſem heiligen Buche ſteht ein

erhabener Spruch, dem eine hohe göttliche Macht beiwohnt. Lies und merke ihn Dir genau. Sobald Dir ein Hinderniß entgegen tritt, das Du nicht durch die Gewalt Deines Armes zu bewältigen vermagst, ſage ihn her und das Trugſpiel wird ſogleich verſchwinden durch Gottes Kraft. Geh' mit ſeinem Schutze, mein Sohn, die lieben Engelein behüten Dich!"

Als der Matroſe wieder auf der Straße anlangte, war es tiefe Nacht, und kein Stern zu ſchauen. Eine Fledermaus umflog den Seemann in immer dichteren Kreiſen und hackte nach ſeinen Augen. Das war der Böſe. Weil aber der Segen des Paſtoren noch auf dem Haupte des Seemannes ruhte, konnte der Teufel ihm nichts anhaben.

Der Matroſe ſtand an derſelben Stelle ſtill, die er unlängſt verlaſſen hatte. Alles erſchien ihm bekannt und war doch ſo ganz anders. Der Schutt war hinweggeräumt und in geringer Entfernung bemerkte man eine eiſerne Thür. Darauf ging er los und da er ſie nicht zu öffnen vermochte, weil weder Schloß noch Riegel zu entdecken waren, ſagte er den Spruch her, den er von dem Paſtoren gelernt hatte. Alſobald that ſie ſich von ſelbſt auf. Er gelangte durch einen langen, finſtern Gang in ein

großes Gewölbe, darin saßen auf drei Schemeln drei weiß gekleidete Jungfrauen. Die Aelteste las in einem großen Buche, die Zweite wand einen Kranz, die Jüngste aber riß die Blumen wieder aus dem Kranze und zerpflückte die einzelnen Blätter. Der Matrose stand den Jungfrauen gegenüber, die im Glanze der Schönheit strahlten, und es wurde ihm weich ums Herz. Er fand sie so über die Maaßen reizend und liebenswürdig, daß er vor Begier brannte, sie zu erlösen, und weil die Jüngste den tiefsten Eindruck auf sein Gemüth machte, trat er zu ihr und fragte, wie er sie und ihre Schwestern erlösen könne von der langen Qual, die sie erduldet.

Da machte die Aelteste das Buch zu, die Zweite setzte sich den fast fertigen Kranz auf und die Jüngste sagte:

„Nimm dort von der Wand das blanke Schwerdt, dann aber schwinge es kräftig und haue dem schwarzen Höllenhunde, der vor der Höhle liegt, die unsere Schätze verbirgt, den Kopf herunter."

„Das wird bald geschehen sein!" antwortete der Matrose und streckte die Hand nach dem Schwerdte aus. Da schoß ein langer schwarzer Wurm vom Boden auf, ringelte sich um die Klinge und spie

Rauch und Flammen auf den Seemann. Dieſer aber ſagte langſam ſeinen Spruch her, da hörte der Wurm auf, Feuer zu ſpeien, er fiel von der Wand herab und kroch wimmernd in den Erdboden.

Als das die Jungfrauen ſahen, flog ein Strahl der Freude über ihre blaſſen Geſichter, und ſie richteten Blicke des innigſten Dankes auf den kühnen Matroſen. Der aber ſah nur die Jüngſte von den Dreien und war ſo bezaubert von ihrer Schönheit, daß er ſich von ihrem Anblick gar nicht losreißen konnte und Alles vergaß, was er thun ſollte. Murrend und knurrend aber ſtreckte ſich der Hund am Eingang der Höhle, als er ſah, daß der Matroſe das Schwerdt erbeutet hatte, und ſetzte zu einem gewaltigen Sprunge an, um ihn hinterrücks zu Boden zu reißen. Aber noch zur rechten Zeit wurde es der Matroſe gewahr, und ging mit der blanken Klinge auf das Unthier los. Das reckte und dehnte ſich aus bis zu übernatürlicher Größe, daß dem Matroſen ſchier bange wurde, wenn er in die rollenden Gluthaugen ſah und ſich der leuchtenden Funken, die aus dem zottigen Felle kniſternd aufſprangen, nicht erwehren konnte. Aber ein Todesſchrecken kam über ihn, als er nun das Schwerdt zum gewaltigen Schlage hob und

den Spruch des Geiſtlichen vergeſſen hatte. Kalter Schweiß deckte ſeine Stirn, und während die Jungfrauen ſich entſetzten, rief er:

„Nun hat der Teufel doch ſein Spiel mit mir getrieben, aber ich will ihm auch Eins verſetzen, daß er ſein Lebstage daran denken ſoll.“

Plötzlich erſcholl ein heiſeres Lachen, vor dem das Blut in den Adern zu Eis erſtarrte, und das Ungethüm ſank in die Tiefe, indem es mit dumpftönender Stimme ausrief:

„Erſchlage, was Du ſiehſt!“

Da erſchien an des Unholds Stelle ein knieender Greis, der ſeine Hände flehend ausſtreckte, als wollte er das Schwerdt abwenden, das über ſeinem Haupte ſchwebte.

„Mein Vater!“ kreiſchte der Matroſe auf. „Den kann ich nicht erſchlagen!“

Er warf das Schwerdt von ſich und eilte dem Ausgange zu. In dem Gewölbe ward es finſter. Ein höhniſches Lachen flog hinter ihm her.

Am andern Morgen fand man den Matroſen bleich und entſtellt, mit gelähmter Zunge, am Eingange des Gewölbes auf dem Bauſchutt raſten. Er ſtarb am dritten Tage im Wahnſinn.

Auch andere Sagen knüpfen ſich an dieſe Ueberreſte der ritterlichen Vergangenheit des Landes, und alte Leute erzählen von einem verzauberten Kriegsmann, der dort unten hauſe und auf ſeinen Tag warte. Einſtmals, als das Schloß noch ſtand, hatte der Kommandant einen Deſerteur eingefangen und ihn zum Tode verurtheilt. Weil aber der Kommandant eine ziemliche Portion Neugier beſaß und gern gewußt hätte, was in den Gewölben unter ihm verborgen ſei, ließ er den Deſerteur vor ſich bringen und ſagte, ihm ſolle das Leben geſchenkt ſein, wenn er in die Erde hineinkriecht und Nachricht bringe, was er dort geſehen. Der Deſerteur war das wohl zufrieden, und kroch frohen Muthes durch eine Oeffnung des Gemäuers in die Tiefe.

Bald erreichte er ein matterhelltes Gewölbe, ſo groß, daß man das Ende deſſelben nicht abzuſehen vermochte. Da lagen rings umher an den Wänden gebarniſchte Ritter, das Schwerdt an der Seite, den Schild unter dem Kopfe und die Lanze im Arm; aber ſie ſchliefen feſt und Keiner von ihnen erwachte, als der Deſerteur an ihnen vorüber ging. An dem Ende des Gewölbes aber ſaß auf einem ſteinernen Seſſel ein Rittersmann von rieſiger Geſtalt, angethan

mit einem leuchtenden Panzer, und wenn man recht hinſah, erkannte man, daß die Erleuchtung der Höhle von den Gewaffen des Ritters ausging. Seine Hand hielt ein furchtbares Schlachtſchwert, am Seſſel lehnte der mächtige Heldenſchild, das Hifthorn blinkte an ſeiner Seite und ſein Silberbart hing bis auf den Boden herab. Als der Deſerteur ſich zitternd näherte, ſchlug der Ritter die Augen auf und fragte mit leiſer Stimme:

„Iſt es ſchon Tag?“

Dem Deſerteur lähmte Angſt die Zunge und er ſchüttelte bloß mit dem Kopfe. Da ſank der Ritter wieder in einen feſten Schlaf. Hätte der Soldat aber geſagt, es ſei heller, lichter Tag, wäre der Rittersmann mit allen ſeinen Mannen aufgebrochen und zum muthigen Kampfe hinausgezogen in die Welt.

Kein Menſch weiß genau, wer der alte Held eigentlich iſt, der im Schloßkeller zu Tönning verzaubert ſitzt. Sie deuten es auf den alten Holſten-Herzog Heert, der hier an der Eidergränze warte, und man flüſtert ſich zu, es werde ſich doch noch Jemand finden, der den alten Herrn wecke, wenn für das Land die rechte Stunde dazu ſei.

Mettenwarf.

Ein lauter Zornesruf erſcholl durch die ditmarſiſchen Lande. Als im Jahre 1481 König Chriſtian der Erſte geſtorben war, erhob ſich ſein Sohn Johann, um den freien Bauerſchaften den Kampf zu bieten, und ſie ſich zu unterwerfen, wie der Lehnsbrief Kaiſer Friedrich's ihm dieß geſtattete.

Aber die ditmarſcher Bauern erſchraken nicht vor einem wallenden Helmbuſch; ſie faßten mit ihren Eiſenfäuſten darnach und zerrten den Ritter lachend in den Sand. Darum rüſteten ſie ſich in der Stille und ſtanden ſchon wehrhaft in der Marſch und auf der Geeſt, ehe noch die Fürſten und Herren dachten, daß die Kunde von ihrem Vorhaben innerhalb der Bauerſchaften angelangt ſei.

Am Tauſendteufelswerft ſah man eine große Zahl rüſtiger Männer damit beſchäftigt, einen breiten Wehrgraben auszutiefen, als plötzlich ein lange nachhallendes Getöſe durch die Luft ſchallte, ein kalter Wind von Nordweſten her blies, und die Nachtvögel krächzend aus ihren Schlupfwinkeln aufflogen.

„Gebt Acht!“ rief der lange Claus. „Das hat Etwas zu bedeuten! Es iſt gerade ſo ein Teufelsſpuk, als vor Jahr und Tag, da König Chriſtian die Wilſter Bauern ſchlug.“

„Ich war dabei! Ich habe es mit erlebt!“ rief Peer Krummbein laut. „Mein Nachbar, der reiche Dulk Heinders, der dem Spuk zu tief in die Augen ſah, ward davon blind und iſt es geblieben bis zum heutigen Tage, zum großen Leidweſen ſeines Jungen und der ſchönen Metta.“

„Ja! Ja!“ ſagte, bedächtig das Haupt wiegend, ein alter Schafhirt von dem hohen Geeſtlande, „es iſt ein wunderlich Ding mit ſolcherlei Luftgeſpenſtern.“

„Glaubt doch nicht an dergleichen Teufelsgeſchichten, Ihr Leute!“ fiel mit ſpöttiſchem Lächeln ein Handwerksmann von Melborf, der ſich zu den Bauern verirrt hatte, dem Schafhirten in die Rede. „Ein gelehrter Doctor aus Wittenberg, der neulich unſern Probſt heimſuchte, ließ ſich weitläufig über ſolchen ſogenannten Luftſpuk aus, und ſagte, es ließe ſich Alles natürlich erklären, wenn es gleich eine ſeltſame Naturerſcheinung, oder eigentlich ſo ein Ding wie ein Phämenön wäre.“

„Was? Phänomön! Nun hat Er Zeit, daß Er

wegkommt! Ich will Ihm bei Phämenömen! Bleibe Er noch einen Hahnenſchrei lang', und Er ſoll in dem Graben getauft werden. Das geht auch natürlich zu. Du, Eiſen-Marr, lange den Kerl mal herüber!"

Der kluge Handwerksmann entfernte ſich eiligen Schrittes, als der lange Claus, der wieder in die Wolken ſtierte, ausrief: „Da habt Ihr das Ungethüm! Seht, wie es aus der dunklen Wolke hervortritt! Iſt das eine rieſige Geſtalt! Von Oben bis Unten geharniſcht und alle Gewaffen ſtrahlen wie Gold und Feuer! Iſt ſchrecklich anzuſehen, Leute! Auf Wen legt Ihr es aus?"

„Ich denke, es iſt der junge König Johann!"

„Narr! Das ſoll ja ein zierliches, ſchlankes Herrlein mit lichten blauen Augen ſein, und hat kaum einen Flaumenbart ums Kinn."

„So wird's wohl ſein Bruder Friedrich ſein!"

„Ha! ha! ha! Das iſt nun gar ein Knäblein von zehn Jahren! Nein, Leute! Ich denke mir, das wird eher der Reinhard von Webbingſtede, oder der Junkherr Slenz, oder ſonſt wer ſein, den nach einem ditmarſiſchen Morgenſtern gelüſtet. Was ſagſt Du, Eiſen-Marr?"

„Gar nichts!“ antwortete dieſer, „denn es ſchiert mich nicht! Was hier in Ditmarſchen hinein will, wird todtgeſchlagen, ob es Junkherr, oder Graf, oder König iſt! Wenn mich das Luftgeſpenſt ärgert, ſo iſt's nur, weil ich es nicht mit der Hand beim Genick faſſen kann!“

„Sprecht nicht ſo ungewaſchenes Zeug, Nachbar! Seht doch nur einmal hin! Welch' ein langer Troß von Knappen und Knechten zieht hinter dem Luftrieſen her! Und was ſie für ein Geſchrei vollführen! Es iſt doch unheimlich, ſolchem Spuk zuzuſehen, dem man nicht zu Leibe kann.“

„Haſt Recht, Bruder! Wir wollen nach Hauſe gehen! Brecht auf, Leute! Und wenn Ihr zu den Euern kommt, ſagt's ihnen, was wir geſehen! Gottes Kreuz! Das ſind die Dänen, die uns am Ende doch noch überrumpeln.“

Die Arbeiter zerſtreuten ſich nach allen Richtungen, und nach einigen Stunden waren alle Hofſtellen voll von den Geſchichten, welche die Knechte zum Beſten gaben, die von dem Tauſendteufelswerft heimgekehrt waren.

Im Vordekumer Koog lag das Gehöft des reichen Dulk Heinders, der ſeit Jahr und Tagen erblindet war, als er den Luftſpuk zu feſt angeſchaut hatte. Sonſt ſchon unverträglich, eingebildet auf ſeinen Reichthum und voll ſchlimmer Launen, ſteigerte ſich ſeit jenem Unfall ſein Eigenſinn um das Dreifache. Er ſchlich vom früheſten Morgen bis zum ſpäteſten Abend, ja oft ſelbſt mitten in der Nacht in dem ganzen Gehöfte herum, mit dem Stocke vor ſich hintappend, Scheltworte und Flüche auf den Lippen. Jeder ging ihm aus dem Wege, ſoviel er irgend konnte, aber immer war es nicht möglich, und wer ihm dann gerade in den Wurf kam, der mußte es entgelten für Alle. Am meiſten quälte er ſeinen Sohn, den ſchönen und ſtarken Reimer Heinders, der faſt wie ein Junkherr anzuſchauen war, wenn er die Streitart kräftig ſchwang, oder mit Pfeil und Bogen trutziglich waldeinwärts ſchritt. Der raſche und gelenkige Jüngling war die Freude des ganzen Koegs, aber je mehr die Gemeinde auf ihn ſtolz war, deſto mehr ärgerte ſich der Alte und groſſte vorzüglich deßhalb mit ihm, weil er mit einer von den Hausmägden, die überaus ſchön war und von Alt und Jung die kluge Metta genannt wurde, eine Liebſchaft angeſponnen hatte.

Der alte Dulf Heinders hatte einmal wieder den ganzen Tag lang getobt, ohne ſich und den Seinen eine Stunde Frieden zu gönnen, als die Kunde von dem Luftſpuk, den die Knechte am Tauſendteufelswerft geſehen hatten, zu ſeinen Ohren kam. Da flog eine hektiſche Röthe über das fahlbleiche Geſicht des Alten, und er rief mit heiſerm Tone: „Gebt Acht, alle Mann! der Dane kommt und will ſeine Grütze am ditmarſiſchen Feuer kochen! Leidet's nicht, Ihr Männer! Ihr Weiber, leidet's nicht! Es koſtet Euch zwei Augen!“

„Nein, das iſt nicht zum Aushalten!“ ſprach Reimer in ſich hinein, als er von ſeinem Vater in die Enge getrieben, die bitterſten Vorwürfe hinnehmen und dabei das wilde Fluchen auf die Dänen und ihre Zaubereien hören mußte. Er ſuchte dem aufgeregten Greis auf alle mögliche Weiſe vergebens zu entkommen, bis es ihm gelang, ein offen ſtehendes Fenſter zu erreichen und ſich durch daſſelbe in den Hofraum zu ſchwingen. Hier begegnete ihm Metta, die ſo eben mit einem Kruge vom Brunnen kam. Er trat ihr raſch entgegen, und ihre Hand ergreifend, fragte er mit Lachen: „Nun, ſchmucke Dirne, was denkſt Du von dem Luftſpuk, der Alt und Jung im Koog den Kopf verdreht hat?“

„Ich denke mir," ſagte das Mädchen raſch, „er ſoll uns einen griesgrämigen Alten vorſtellen, der ſeinem Uebermuth von Sohn auf die Finger klopfen wird, wenn er ehrliche Mägde hindert, ihr Tagewerk zu vollbringen."

„Und ich dachte mir," entgegnete Reimer ſcherzend, „es ſei ein ſtattlicher Hochzeitbitter geweſen, der den Leuten im Voraus den Brautzug zeigen wollte, der uns nächſten Sommer zur Kirche folgen ſoll; denn daß Du es weißt, länger warte ich nicht mit der Hochzeit."

Die Magd entgegnete mit einem Scherze, aber Beide liebten ſich wahrhaft, und bald waren ſie ſo eifrig in ein Geſpräch vertieft, daß ſie den ſchleichenden Gang des Blinden nicht hörten, der plötzlich vor ihnen ſtand.

„Habe ich Euch wieder beiſammen gefunden?" rief er, faſt erſtickend vor Zorn. „Iſt das eine Art und Weiſe, dumme Späße zu treiben zu einer Zeit, wo der Himmel Zeichen und Wunder thut, ſo grauenvoll, daß ſogar der Blinde ſie empfindet? Schämſt Du Dich nicht, Junge, hinter leichten Dirnen herzulaufen, ſtatt ſtill und ehrbar zu ſein und Dich durch Gebet vor teufliſchem Spuk und überlegenen Feinden zu ſchützen!"

„Vater!“ rief erregt der junge Mann, aber Metta unterbrach ihn und ſagte erröthend: „Vergeb's Euch Gott, Dulk Heinders, daß Ihr einer armen unbeſcholtenen Dirne dieſen Schimpf anthut.“

„Das Geſinde ſchweigt, wenn der Hausherr ſpricht!“ kreiſchte der Alte. „Ich will's zur Sprache bringen, und es ſoll unterſucht werden, was für eine liederliche Wirthſchaft es unter den Mägden im Keeg iſt.“

„Das mögt Ihr thun!“ ſprach Metta erbleichend und Thränen drangen aus ihren ſchönen Augen. „Arm bin ich zwar, aber eine ehrliche Dirne bin ich geweſen von Kindesbeinen an.“

„Noch einmal, Vater, haltet an Euch!“ rief der Sohn mit wachſendem Zorn. „Ihr bedenkt nicht, was Ihr ſprecht! Ich liebe das Mädchen über Alles, und will ſie heirathen.“

„Das verbiete ich Dir!“

„Ich gehorche Euch nicht! Ich habe es ihr geſchworen, daß ſie meine Hausfrau werden ſoll!“

„Den Eid mußt Du brechen!“

„Soll ich zum Spitzbuben werden an einem ehrlichen, ſchuldloſen Ding, das ſich mir arglos hingegeben hat, und ebendrein ein krankes Herz mit mir

herumſchleppen zeitlebens? Wir werden Mann und Frau, das haben wir geſchworen und ſie wird mir ihr Wort halten."

„Das glaube ich!" entgegnete höhniſch der Alte. „Ein armes bettelhaftes Ding und der reichſte, junge Mann im ganzen Koog, da war auch noch etwas zu beſinnen."

„Dieß iſt zuviel!" rief das Mädchen zuſammenzuckend. — „Reimer Heinders, ich gebe Dir Dein Wort zurück!"

„Ich nehme es nicht an!" entgegnete dieſer feſt. „Du haſt es geſchworen, und darfſt nicht meineidig werden! Vater! Es gilt das Glück Eures einzigen Sohnes."

„Wenn Du ſie nimmſt, enterbe ich Dich!"

„Das thut! Ich frage nichts darnach!"

„Trotzkopf! Willſt heirathen ohne den Segen des Vaters? Und die Dirne auch?"

Da trat die Jungfrau dicht vor den Alten hin, ſie ergriff ſeine Hand und ſagte mit bebender Stimme: „Ich bin auf Dein Gehöft gekommen, Dulk Heinders, als eine arme Magd. Treu und redlich habe ich Dir gedient, und verlaſſe Dich jetzt weit ärmer als ich gekommen bin, denn ich laſſe meine Herzensruhe hier

zurück. Aber beſchimpfen darfſt Du mich nicht, und meinen Stolz habe ich ſo gut, als die reichſte Gemeindefrau. Deinen Sohn liebe ich mit treuem Herzen, und kann ich ihn nicht bekommen, werde ich mich niemals verheirathen. Damit Du aber ſiehſt, wie wenig es mir darum zu thun iſt, Deinen Reichthum zu beſitzen, ſo ſchwöre ich hier, daß ich nicht eher an eine Hochzeit denken will, bis ich ein Beſitzthum habe, das eben ſo groß iſt als das Deinige."

„Mädchen! Was ſprichſt Du?" rief der junge Mann.

„Ha! Ha! Ha!" lachte der Alte, die Hand in die Seiten geſtemmt. „Hört doch Alle, was die Betteldirne ſagt."

„Dein Spott kränkt mich nicht!" entgegnete ſie. „Aber nach dieſen Worten kann ich nicht länger in Deinem Dienſte bleiben. Ich verlaſſe Dein Haus morgen am Tage. Und um jeden Verdacht von mir abzuwälzen, bitte ich Deinen Sohn, daß er bis zu meinem Abzuge nicht mehr mit mir unter einem Dache herberge."

„Was haſt Du gethan?" rief der junge Mann außer ſich. „Du weißt, ich kann nicht von Dir laſſen, und Du haſt durch Deinen Schwur unſere Vereinigung unmöglich gemacht."

„Iſt das ſo gewiß? Du baust wenig auf Gottes Beiſtand," ſprach ſie verweiſend. „Gott iſt gerecht, und was uns wohl thut, das wird er uns geben. Hat er nicht heute abermals geſprochen und kannſt Du wiſſen, was ſeine Zeichen und Wunder bedeuten? Es kommt neuer Krieg ins Land und das Glück iſt kugelrund."

„Das iſt gut!" fiel der Alte boshaft ein. „Wartet doch noch einen Augenblick. Iſt das Glück ſo kugelrund, wie Du meinſt, ſo laſſe es ſich auch tüchtig zu Deinem Vortheil drehen, ſonſt hilft es Dir nichts. Wenn ich meinen Segen zu Eurer Heirath geben ſoll, ſo muß Deine Feldmark ſich von meinem Gehöfte bis hinauf nach Lütjenholm erſtrecken, ſonſt thue ich es nicht!"

Damit ſchlug er ein hämiſches Gelächter auf und tappte, die hochmüthige Magd mit lauten Scheltworten verwünſchend, in das Innere ſeines Hauſes zurück.

„Vater! Vater!" rief der Jüngling zähneknirſchend ihm nach. „Ihr vergeßt, daß ich ein Mann bin!"

„Still, Reimer Heinders!" gebot ernſt das Mädchen. „Weil es Dein Vater iſt, ſollſt Du ſchweigen. Ich wiederhole es Dir, das Glück iſt rund. Wenn

Du morgen wieder hierher kommſt, iſt die Urſache ſeines Haders fern."

„Ich will gehen, da Du es willſt!" antwortete der Jüngling. „Ich weiß nicht wie es kommt, aber ich muß blindlings Deinen Willen thun. Was haſt Du gethan, Metta? Unſere Hochzeit, die ich ſchon ſo nahe wähnte, haſt Du weit, weit hinausgeſchoben, wenn nicht für immer unmöglich gemacht. Ich bin bis zum Tode betrübt, und wollte, es ginge geradeswegs dem Feinde entgegen."

Er entfernte ſich mit trübſeliger Miene von dem Gehöfte, ohne die Geliebte noch einmal zu küſſen; ſie ſah ihm aber nach, ſo lange ſie konnte, und als ſie ihn nicht mehr zu erblicken vermochte, ging ſie beiſeite und weinte bitterlich.

Früh Morgens war Reimer Hendersö nach dem Gehöfte des Vaters zurückgekehrt, in der Hoffnung, die Geliebte noch einen Augenblick vor ihrem Scheiden zu ſehen und zu ſprechen. Aber dieſe war längſt vor Anbruch des Tages fortgewandert, und bei einer Baſe eingekehrt, welche außerhalb des Kooges, hart an der Straße wohnte, die nach Warne führte, um dort zu

herbergen, bis ſie eine andere Unterkunft fände. Hier war ſie hoch willkommen; denn die Baſe lag ſeit längerer Zeit krank darnieder, und bedurfte einer treuen Helferin zur Führung des Hausweſens. Mit Eifer nahm Jungfrau Metta ſich der vernachläſſigten Wirthſchaft an, und ſchaffte unverdroſſen während des ganzen Tages, damit Jedem ſein Recht werde, und auch die Kranke nicht des Beiſtandes entbehre. War aber das laute Treiben vorüber und brach die ſchweigende Dämmerung herein, dann zog ſie ſich in eine einſame Ecke zurück, dachte des fernen Geliebten und der freudenloſen Zukunft, täglich weniger hoffend, es werde ein glücklicher Tag kommen, der ſie mit ihrem Freunde vereinige.

Dieſer hatte ſich unterdeſſen mit Wehr und Waffen, ſammt den kriegskundigen Knechten ſeines Gehöftes, auf den Weg gemacht, und war mit der ganzen Streitmacht aller Bauerſchaften dem Könige entgegen gezogen, der ſeine däniſchen Kriegsleute abermals den ditmarſiſchen Landen zuführte, um neuerdings den Kampf um den Sitz der Freiheit zu beginnen, deſſen Eroberung ſo oft ſchon vergeblich verſucht, und deſſen Boden bereits mit dem Blute ſo vieler Solen getränkt wurde.

Johann, der jugendliche König, hatte ſich mit

nicht allzuzahlreicher Bedeckung dem ſtattlichen Heereszuge voraufgewagt, und erregte die Aufmerkſamkeit einzelner Bauern, die zu Zweien oder Dreien von verſchiedenen Seiten heranzogen, um ſich mit der Hauptmacht zu vereinigen. Kaum hatten ſie die Ritter erblickt, als ſie, ohne zu ahnen, wie hochgeſtellt der Gegner ſei, auf den ſie ſich warfen, und wie wichtig ihnen ſein Fang wäre, den Kampf begannen und mit der heftigſten Erbitterung fortſetzten. Die Bauern hatten den Vortheil, daß ſie den Reitertrupp faſt ganz umzingeln konnten und ſtets neue Verſtärkungen erhielten, während jene ſich nicht den Rücken freizuhalten vermochten, und den andringenden Bauern kaum noch Widerſtand leiſten konnten.

„Nein! So geht es nicht länger!“ rief eine jugendliche Geſtalt, deſſen goldenes Ringelhaar unter dem Helme hervorquoll. „Wir können dieſen ungleichen Kampf nicht weiter fortſetzen! Friſch, ihr Herren, werft Euch Alle auf einen Fleck, dorthin gegen Weſten, und verſuchen wir uns durchzuſchlagen, ſo gut es geht!“

Damit wollte er, den Uebrigen voran, ſich auf die ſtets näher andrängenden Bauern werfen, aber eine kräftige Hand faßte ſeinen Zügel: „Nicht alſo, gnädigſter Herr! Wir ſind für Euer Leben verant

wortlich! Graf Brockdorf und Graf Bloom! Nehmt Ihr den König zwiſchen Euch und nun vorwärts!"

„Schirmt den König!" riefen die Ritter. Sie wandten die Roſſe und warfen ſich vereint auf die weſtliche Seite der ſie einſchließenden Phalanx, welche die Bauern um ſie geſchloſſen hatten. Dieſe ſtutzten.

„Habt Ihr's gehört?" rief Einer. „Sie ſchrieen: „der König!" Gebt Acht! er iſt unter ihnen!"

„Freilich! Freilich! Juchhei, das wird ein Fang! Friſch darauf! Wer von ihnen mag es ſein?"

„Der da, mit dem Milchgeſicht und dem blanken Bruſtharniſch, zwiſchen den drei Rittern, die das Viſir geſchloſſen haben. Fallt an, Leute, und herunter mit ihnen von den Pferden!"

Die Bauern fielen eifrig an, aber die Ritter leiſteten ſo entſchloſſene Gegenwehr, daß ſie nicht nur die Angreifer fern hielten, ſondern auch nach kurzem, aber blutigem Kampfe die Reihen durchbrachen und freies Feld gewannen.

„Durch! Durch!" rief der jugendliche Ritter und drückte ſeinem edlen Roß die Sporen in die Weichen. „Durch! Durch!" jubelten die Uebrigen, während die Bauern ein Wuthgeſchrei erhoben und den Fortteilenden ihre Aexte und Morgenſterne nachſchleuderten.

Die Besonnensten begannen eine Verfolgung der Flüchtigen, aber sie vermochten nicht, den eilenden Huf der Rosse einzuholen, und als die Dämmerung hereinbrach, waren Alle in Sicherheit. Doch hatten sich die Ritter auf der Flucht nicht zusammen gehalten, und sprengten auf freiem Felde, um ihre Verfolger möglichst zu zerstreuen, nach den verschiedensten Richtungen auseinander.

Eine dunkle Nacht war hereingebrochen. Kein matter Sternenschimmer drang durch den dichten Nebel, der aus dem schweren Marschboden aufbraute und, vom Winde bewegt, wie ein trübes Gewölk darüber hinzitterte. Auf einem schmalen Wege, der von zwei Gräben mit überhängenden Weiden eingeschlossen war, und der sich mit vielen Krümmungen nach dem Verdelumer Deep hinzog, ritten zwei bewaffnete Männer so schnell, als die Dunkelheit und ihre ermüdeten Pferde es irgend gestatten wollten. Der Aelteste von ihnen war um mehrere Schritte voraus, er hatte nicht bemerkt, daß das Pferd seines jungen Begleiters sich im Gestrüpp verwickelte, sondern drückte seinem Thier die Sporen so heftig in die Seiten, daß es zu einem mächtigen Sprunge ansetzte, als der Zurück

bleibende rief: „Reventlow! Wo ſeid Ihr? Ich ſehe Euch nicht mehr!“

„Spornt Euer Roß an, gnädigſter Herr!“ rief der Graf zurück. „Wir haben Eile!“

„Was hilft der Sporn? Das verdammte Geſtripp hat ſich ſo feſt um die Hufen des Pferdes geſchlungen, daß es ſich nicht von der Stelle bewegen kann. In dieſem Lande ſind Menſchen und Wege gleich unzugänglich.“

Der Ritter kehrte um, befreite das Pferd ſeines Genoſſen und hielt ſich dann dieſem zur Seite. Als man wieder einige Augenblicke ſchweigend fortgetrabt war, hielt Letzterer ſein Pferd an und ſagte, nachdem er ſcharf in die Nacht hinein geblickt hatte: „Irre ich nicht, ſo zeigt ſich gerade vor uns der Schimmer eines Lichtes.“

Der Andere ſpähte nach der angegebenen Richtung und ſagte dann: „Euer Auge iſt ſcharf; ich hätte es nicht bemerkt. Ob es aber ein Irrlicht iſt, oder ein Licht, das an einer gaſtlichen Stätte brennt ...“

„Gaſtliche Stätte? In dieſem Lande?“ unterbrach der Jüngere ihn bitter. „Aber was es ſei, was dort unſer warte, es bleibt uns keine Wahl! Wir wollen gerade darauf zu reiten.“

„Bedenkt, gnädigſter Herr!“ fiel lebhaft Graf Reventlow ein. „Wenn wir hier abermals auf Feinde ſtießen, und von allem Beiſtande entblößt, Euer . . .“

„Halt! Laßt den gnädigſten und allergnädigſten Herrn ruhen! Wäre Breckdorf einige Stunden früher vorſichtiger geweſen, wir wären vielleicht nicht auseinander geſprengt! Weg mit dem leeren Titel, es iſt hier nicht Zeit und Ort, an ihn zu erinnern. Ich bin bis zum Tode erſchöpft und in dieſem Augenblicke der allerohnmächtigſte Ritter in beiden Herzogthümern. Nur einen Ort zum Ausruhen bedarf ich, alles Andere gilt mir gleich!“ Mit dieſen Worten trieb er ſein Pferd zur Eile an; aber dieß ſtrauchelte und brach im Fallen ein Bein. Schnell, wie der Blitz, war Graf Reventlow aus dem Sattel, bewahrte ſeinen Schutzling vor einem gefährlichen Sturze und ſagte dringend: „Beſteigt ſchnell mein Pferd, gnädigſter Herr! Wir haben keine Zeit zu verlieren, denn unſere Verfolger ſind hinter uns, und nur wie durch ein Wunder ſind wir ihnen bis jetzt entkommen.“

Schweigend, aber im höchſten Unmuth erfüllte der junge Ritter die Anforderung ſeines Gefährten und ſchwang ſich in den Sattel, während jener in die Zügel griff und, rüſtig voranſchreitend, dem

Scheine des Lichtes folgte, das jetzt immer deutlicher durch den wallenden Nebel ihnen entgegen schimmerte.

Das Licht, welches die Ritter geſehen, ſchien ihnen aus der Behauſung der alten Frau entgegen, bei welcher Jungfrau Metta, nach ihrem freiwilligen Abzuge aus dem Gehöfte Dulf Heinders', eine Zuflucht gefunden hatte. Alles lag in demſelben bereits in tiefem Schlafe, nur die Jungfrau fand noch keine Ruhe, und nachdem ſie einen neuen Kienſpan angezündet hatte, trat ſie vor die Thür hinaus, als die beiden Ritter ſich langſam näherten. Anfangs machte ſie Miene, ſogleich in das Haus zurückzueilen und das Feuer auszulöſchen; denn bewaffnete Männer, welche zu jener Zeit Nachts das Land durchſchwärmten, waren gefährliche Gäſte, aber ein unerklärliches Etwas hielt ſie zurück, und ſie ſprach vor ſich hin: „Freund oder Feind, wir ſtehen in Gottes Hand! Ich gehe ihnen muthig entgegen! Hat ihnen das Feuer, das ich zufällig angezündet, den Weg hierher gezeigt, will ich ſie auch empfangen."

Die Ritter hatten jetzt den Eingang des Gehöftes erreicht, das mit einem breiten Steindamm umgeben war. Der Jüngere ſchwang ſich aus dem Sattel, und die Hand des Mädchens ergreifend, ſprach er

ſchmeichelnd: „Biſt Du die Herrin dieſes Hauſes, ſchönes Kind, ſo vergönne zwei müden Reiſenden eine Stunde Raſt unter Deinem wirthlichen Dache.“

„Ich bin nur die Magd des Hauſes,“ entgegnete Metta beſcheiden. „Doch iſt die Herrin deſſelben meine Baſe. Sie liegt krank darnieder und ich mag ſie nicht im Schlafe ſtören, der ihr nur ſelten zu Theil wird: glaube aber, ich könnte Euch wohl aufnehmen, wüßte ich nur, ob man Euch trauen dürfte. Wir beiden Frauen ſind ganz allein, denn die Leute meiner Baſe ſind mit allen Knechten des Hofs hinausgezogen auf den Königsfang.“

„Das iſt eine ſeltſame Jagd,“ entgegnete der junge Ritter mit einem ſchmerzlichen Lächeln. „Habt Ihr Hoffnung, Jungfrau, daß ſie ergiebig ſein wird?“

„Bitte, ſchont Euch!“ bat der ältere Ritter. „Ihr ſeid ſo ſehr der Ruhe bedürftig.“

„Unterbrecht mich nicht, wenn's beliebt! — Nun, mein ſchönes Kind, welche Hoffnungen haben Eure jungen Männer? Sind ſie auch der Jagd gewachſen?“

„Wenn ich bei dem Könige wäre, ſo würde ich ihm ſagen: Hüte Dich vor unſerem jungen Volke; denn es hat Augen wie ein Falke und Eiſenkrallen, wenn es zuſackt.“

„Du ſcheinſt ein gutes Herz zu haben, Da du den König ſo treulich warnen möchteſt. Wenn er es hörte, er würde Dir es nimmer vergeſſen. Welche Urſache haſt Du zu dieſer Anhänglichkeit?“

„Er iſt im Unglück!“ ſprach die Jungfrau. „Aber tretet näher. Ich will für Euere Unterkunft ſorgen, ſo gut ich es vermag. Im Vorderhauſe vermag ich Euch nicht unterzubringen, denn dort ſind wir keinen Augenblick ſicher, von einem der umherſtreifenden Burſchen überraſcht zu werden.“

Mit dieſen Worten ergriff ſie das Roß am Zügel und führte es unter einen Schuppen, der auf dem entlegenſten Theile des Gehöftes ſtand. Die größere Hälfte deſſelben war zu einem bewohnbaren Gemache eingerichtet, das ſie den Rittern zur Herberge anwies. Der Jüngere warf ſich ſogleich auf eine hölzerne Bank, während ſein Gefährte überall ſorgſam umherſpähte, wie man zu thun pflegt, wenn man ſich an einem gefährlichen Ort befindet und einen unvermutheten Ueberfall beſorgt

Die Jungfrau bemerkte es, ohne einige Empfindlichkeit zu äußern und ohne ſich in ihrer Beſchäftigung ſtören zu laſſen. Sie zündete ſchnell ein Feuer an, ſchaffte einen Imbiß herbei, brachte wärmende

Decken, und als ſie Alles bereit hatte, brach ſie ein Stück Brod in drei Theile, reichte Jedem der Gäſte eines, genoß ſelbſt das dritte und ſagte dann: „Ihr habt mit mir von unſerem Brode gegeſſen, jetzt ſeid Ihr ſicher.“ Darauf ermahnte ſie ihre Gäſte, ſich ſo behaglich als möglich einzurichten, aber auch ſich ſchweigſam zu verhalten, und wandte ſich dann der Thüre zu.

In dieſem Augenblicke vernahm man aus nicht allzugroßer Ferne einen wilden Geſang:

„Wille Ji heten einen nieen Sang.
Van Koning Hans, den averdadigen Mann?
He wolde Ditmarſchen dwingen.
He ſende Bref unde Baden in't Land.
Se ſchelden Vollmacht bringen.“

„Sie ſingen ein Spottlied auf König Hans!“ rief der junge Ritter, jach von ſeinem Lager auffahrend; aber ſein bedächtiger Gefährte winkte ihm zu ſchweigen, indem er auf das Mädchen deutete, die unbeweglich in der Thüre ſtand.

Draußen ging der Geſang während deſſen, immer näher kommend, weiter:

„He ſette woll vöftein duſend Mark an,
To einem kleinen Schatte,
Darto wollt he buwen drei Schlötte in't Lant.
Dat ſcholde weſen mit der Korte.
Dat eine ſcholde to Brunsbuttel ſtaen,
Dat anner an der Eider-Fähre,
Dat dorde ſcholde to Meldorp ſtaen.
Da wolde He weſen ein Here."

„Sie kommen näher!" rief beſorgt der ältere Ritter und griff nach ſeinem Schwerdte.

„Laßt ſie kommen! Stehen die Schlöſſer mit ihren Mauern und Zinnen auch noch nicht auf ditmarſiſchem Boden, ſollen ſie doch tapfere Gegenwehr finden, dieſe Königsjäger!"

„Still, Ritter!" rief die Jungfrau ihm mit gedämpfter Stimme zu. „Eure Feinde ſind Euch näher, als Ihr glaubt. Löſcht das Feuer aus und haltet Euch ruhig, ſonſt ſeid Ihr verloren, und ich kann Euch nicht ſchützen, trotzdem ich mein Brod mit Euch gebrochen habe."

Mit dieſen Worten verſchwand ſie, und Beide blieben in großer Aufregung zurück, klopfenden Herzens den ſchweren Tritten horchend, die auf dem Steinpflaſter widerhallten, während der Geſang ſich weiter nach dem vordern Theile des Gehöftes hinzog:

„Da reden de Ditmarſcher averluet
Dat ſchüt nu un nimmermere,
Darummen wil'n wi wagen Hals unde Gud,
Un willen dat Alle umme ſterven,
Ehr dat de Kening van Dennemark,
So ſchelde unſe ſchöne Land verderven."

Die Jungfrau war kaum auf dem vordern Hausflur angelangt, als ein Trupp junger Burſchen hereinſtürzte und der Vorderſte von ihnen laut ausrief: „Schön Metta! Schön Metta! Mache uns ein Feuer und fülle den Krug! Wir ſind ſtarr vor Kälte und todtmüde."

„Schön Metta! Schön Metta lebe hoch!" fielen die Uebrigen ein.

„Dank, Jungens!" entgegnete ſie, ihnen freundlich nickend, „aber wenn es euch nichts verſchlägt, ſchreit nicht ſo gewaltig; ihr weckt mir ſonſt die alte Baſe auf. Iſt Eure Jagd zu Ende?"

Die Burſche ſchwiegen, oder brummten vor ſich hin in den Bart.

„Ihr ſeid ja auf einmal ſo ſtill, wie der Weißfiſch im Mühlteich. Und doch zogt Ihr mit demſelben Lärmen hinein, womit Ihr hinausgezogen waret, ſo daß ich dachte, Ihr hättet den König gefangen und

alle seine Prinzen und Ritter dazu. Seid Ihr also leer ausgegangen?"

„Er ist uns entwischt!" antwortete Einer aus der Menge.

„Still, Narr!" unterbrach ihn ein Anderer. „Was geht das die Dirne an? Das Weibsvolk ist stets von der Neugier besessen! Laß sie ihr Werk thun und nach ihrem Feuer sehen. Spute Dich, Dirne, wir müssen wieder fort!"

Die Jungfrau wandte sich dem Herde zu, und fachte, ohne die wilden Gesellen weiter zu beachten, die Gluth zur hellen Flamme an, während die große hölzerne Kanne fleißig herumging und Einer dem Anderen Vorwürfe machte, daß er zu lässig gewesen sei und die günstige Gelegenheit habe vorbeigehen lassen. Das starke Bier that seine Wirkung und die Gemüther erhitzten sich, laute Worte und Flüche wurden gewechselt und drohende Fäuste erhoben, als plötzlich ein handfester Bursche hereinstürmte. Er hatte seinen Hut verloren, seine Kleider waren zerrissen, und sich im Kreise umschauend, fragte er mit lauter Stimme: „Habt Ihr ihn?"

Ein unwilliges Murren war die Antwort. Jener aber achtete nicht darauf und fuhr fort: „Nicht? Und

Ihr ſteht hier müßig, während der König Hans hier iſt!"

„Wo? wo?"

„Im Koog! — Dreitauſend Schritte von hier kam ich mit Marten Bueb und Boje Peer auf dem Marner Wege daher, als wir in der Dunkelheit über etwas ſtolperten. Gottes Tod! Es war ein Pferd, das eben im Verenden war. Wir ſchnitten den Sattel und die Decke ab, und, Gottes Tod! als wir es nachher bei Lichte beſahen, war die Krone und das Wappen von Dänemark darauf. Es war Königi Hanſens Pferd!"

„Des Königs Pferd? Unmöglich!"

„Gewiß und wahrhaftig. König Hans iſt dort geſtürzt und irrt nun zu Fuß hier irgendwo herum. Weit kann er in der Dunkelheit und bei den grundloſen Wegen nicht gekommen ſein. Vielleicht iſt er gar hier im Hauſe!"

Metta, die den ganzen Vorgang mit großer Aufregung angehört hatte, trat bei dieſen Worten raſch vor: „Hier habe ich Wache gehalten, und es iſt Niemand im Hauſe, der nicht hinein gehört, außer etwa Du mit Deinem verlauten Munde."

„Ha, ha, ha! Das iſt recht, Metta! Gib es dem

ungeſchlachten Geſellen tüchtig zurück. Du biſt eine brave Dirne und eine ehrliche Ditmarſcherin, die keinem Könige Herberge geben wird, der uns brandſchatzen und feſte Schlöſſer in unſerm freien Lande bauen will. Es war Unrecht, ihr das zu bieten!"

„Ja, himmelſchreiendes Unrecht! Halte ein anderes Mal Dein ungewaſchenes Maul!"

„Nun, nun! Man kann doch wohl ſeine Meinung ſagen! Das Weibsvolk hat mitunter abſonderliche Einfälle! Aber Metta hätte dreifach Unrecht, wenn ſie dem Könige Hans beiſtehen wollte, da er ihr ſo wehe gethan hat!"

„Wie meinſt Du das?" fragte Einer. „Was hat König Hans der Metta gethan?"

„Iſt's nicht genug des Jammers für ein ehrlich ditmarſiſches Mädchen, wenn ſie einen braven Liebſten hat, und er wird ihr von einem ſo ſchäbigten Grützfreſſer zuſammengehauen, noch dazu rücklings?"

Metta ſchrie laut auf. Sie ſtand einen Augenblick lang unbeweglich, dann ſtürzte ſie in größter Aufregung dem Verkünder dieſer Unheilsbotſchaft entgegen und rief mit herzzerſchneidendem Tone: „Iſt Reimer Heinders todtgeſchlagen?"

„Hat ſie noch nichts davon gewußt?" fragte

jenen die Umstehenden. „Dann thut's mir leid, daß ich es gerade sein soll, der es zuerst verkündigt. Ja, Du armes Ding' der ist hin! Er ward rücklings vom Pferde gerissen, und wenn er auch in diesem Augenblicke noch lebt, so stirbt er doch den nächsten Morgen nicht mehr, dafür bin ich gut!"

„Schone doch das arme Mädchen!" flüsterten ihm unwillig die Nächststehenden zu; aber Metta hatte seine Hand krampfhaft gefaßt, Blässe und Röthe deckten abwechselnd ihr Gesicht, ihre Brust hob sich convulsivisch und mit bebenden Lippen fragte sie: „Hat König Hans ihn wahrhaftig erschlagen?"

„Ich kann es nicht geradezu beschwören, aber seine Gefährten sagen, es sei der König gewesen, der den Reimer Heinders rücklings vom Pferde gehauen, als dieser Einem von des Königs Rittern hätte zu Leibe wollen."

„Nun denn!" rief Metta im Tone der höchsten Leidenschaft, dann aber unterbrach sie sich plötzlich selbst und blieb regungslos stehen.

„Nun denn! rufst Du aus? Was meinst Du damit, Dirne? Was soll das heißen, dieß: Nun denn!"

Ihre Gestalt erhielt wieder Leben, sie sah den

Boten der Trauernachricht groß an und ſagte mit matter Stimme: „Nun denn! Hat König Hans dieſe Freveltat wirklich vollbracht, ſo wird er dafür dem ſtrafenden Gerichte des Himmels nicht entgehen.“

„Dafür nicht und für vieles Andere auch nicht; weder dem Gericht des Himmels, noch dem unſrigen!“ fiel der Bote ein. „Kommt, laßt uns nicht länger müßig weilen! Wenn wir hier ſtehen bleiben und um nichts ſtreiten, wird uns der beſte Fang unterdeſſen entgehen. Ich habe das Wild aufgeſtöbert, helft es mir nun einfangen.“

„Das wollen wir! Hinaus! Hurrah! Tod dieſen Dänen! Metta, Du ſollſt Deine Rache haben!“ riefen die jungen Männer durcheinander hin und ſtürmten ins Freie, worauf ſie ſich zu Dreien oder Vieren nach verſchiedenen Richtungen durch den ganzen Koog zerſtreuten, nachdem ſie vorher angeordnet hatten, daß zwei handfeſte Kerle zum Schutze der Jungfrau im Hauſe bleiben ſollten, um bei der Hand zu ſein, ſobald ſich etwas Bedenkliches ereignete.

Jungfrau Metta war unterdeſſen in ihr Kämmerlein gegangen und hatte ſich, eifrig betend, vor dem hölzernen Crucifix in die Kniee geworfen. Ihr ganzer Körper erzitterte in fieberhafter Aufregung,

aber das eifrige Gebet beſänftigte endlich ihr Gemüth, ſie erhob ſich, zwar mit verweintem Antlitz, aber mit ruhiger Haltung, und vorſichtig den Weg nach dem entlegenen Schuppen einſchlagend, der die von ihr aufgenommenen Ritter verbarg, ſprach ſie vor ſich hin: „Verhüte Gott, daß ich ein gegebenes Wort breche, es ſei nun dem Freunde oder dem Feinde verpfändet!“ Ernſt und ruhig trat ſie zu den beiden Flüchtlingen ein, die verſtört aus einem unruhigen Schlummer auffuhren. Sie entzündete den Kienſpan und entſchieden auf den Jungern zuſchreitend, ſagte ſie: „Du biſt König Hans!“

„Verrath!“ rief Reventlow und griff nach dem Schwerdte, die Jungfrau aber ſagte: „Laſſe Dein Schwerdt ruhen, wenn Du kein Weib fürchteſt! — Antworte mir, Herr! ob Du der König biſt?“

„Ich bin's! Willſt Du mich meinen Feinden überliefern?“

„Du biſt der König, und Dir danke ich das Unglück meines ganzen Lebens! Mein Geliebter, mein künftiger Gatte, fiel von Deiner Hand!“

„Was iſt das?“

„Du haſt hinterrücks den ſchönen, goldgelockten Reimer Heinders erſchlagen, dem ich verlobt war vor

Gott! Alle ſeine Waffenbrüder haben es geſehen und Dich erkannt! Was würden ſie ſagen, wenn ich Dich ihren Händen überlieferte."

„Der König hat in offener Schlacht ſeinen Feind erſchlagen!" rief Reventlow lebhaft aus. „Willſt Du die freie That durch Verrätherei rächen, ſo thue es; Deine jungen Burſchen ſollen hier einen Mann finden!"

„Jungfrau, ich beklage Dein Geſchick, und wollte, ich könnte es ungeſchehen machen!" ſprach der König. „Erlebe ich ruhigere Tage, will ich ſuchen, wie ich Erſatz für Dich finde. Jetzt aber muß ſich unſer Loos entſcheiden, ſo oder ſo! Was haſt Du über mich beſchloſſen?"

„König Johann!" begann die Jungfrau ernſt. „Du haſt mich zwiefach bis zum Tode betrübt. Du haſt mir meinen Geliebten erſchlagen und jede Hoffnung auf Lebensglück für immer vernichtet! Ich bin eine Tochter dieſes freien Landes, das Du unterdrücken willſt; wir wollen frei bleiben, wie es unſere Väter, die dieß Land dem Meere abgerungen haben, von Uralters her geweſen ſind, und Du willſt uns brandſchatzen und demüthigen, für das Alles bin ich zwiefach Deine Feindin, und ich haſſe Dich, wie es

Alle thun, die in den Marſchen wohnen. Aber ich habe, nach den heiligen Gebräuchen des Landes, das Brod mit Dir gebrochen, und es iſt meine Pflicht, Dich zu retten. Das Haus iſt bewacht, auf jeder Straße, hinter jedem Buſche lauern Späher, dennoch werdet Ihr mit Gottes Hülfe entkommen. Dein Pferd ſteht bereit, ſeine Hufen habe ich mit Decken umwunden, damit es nicht wiederhallt, wenn es über die Steindamme fortſchreitet, denn wenn nur ein Laut hörbar wird, der Deine Flucht verräth, biſt Du unrettbar verloren."

Reventlow trieb den König zur Eile an, dieſer aber wandte ſich in tiefer Bewegung zu der Jungfrau und ergriff ihre Hand, die ſie ihm haſtig entzog. „Ich fühle es," rief der König, „was in Deinem Herzen vorgeht, ich begreife, daß Du von Zorn gegen mich erfüllt biſt, und bewundere die Größe Deiner That. Jungfrau, nach dieſer Zeit des Blutvergießens und der Rache wird eine Zeit des Friedens und der Verſöhnung kommen. Hilft mir Gott dazu, daß ich jene glorreichen Tage erlebe, ſo ſei überzeugt, daß König Johann das rechte Mittel finden wird, ſeine Retterin würdig zu belohnen."

Die Jungfrau würdigte ihn keines Blickes und

achtete nicht ſeines Wortes. Reventlow führte den König halb mit Gewalt hinaus, und bald darauf waren Beide im Dunkel der Nacht verſchwunden. Sie horchte einige Zeit aufmerkſam hin, dann aber ſprach ſie: „Jetzt ſind ſie aus dem Bereiche des Gehöftes! Ich habe dem Mörder meines Glückes, dem Feinde meines Landes und meiner Brüder unverletzt von dannen geholfen, aber ich konnte nicht anders. Herr, nimm dieſe Sünde von mir!“

Monate waren verſtrichen und der Kampf, der von beiden Seiten hartnäckig geführt worden, war endlich entſchieden. König Johann blieb Sieger; nothgedrungen, aber mit den Zähnen knirſchend, unterwarfen ſich die Ditmarſcher der Gewalt, feſt entſchloſſen, die günſtige Stunde, da ſie ihre verhaßte Feſſel brechen könnten, wohl zu beachten. Es war in den Landen rings umher eine dumpfe Schwüle, in der man ſchwer athmete, und die, wenn auch erſt in weiter Ferne, ein furchtbares Gewitter fürchten ließ.

Auch in dem Leben der Einzelnen hatte ſich Manches geändert. Die alte Baſe, bei welcher Jungfrau Metta eine Zuflucht gefunden, war geſtorben und

hatte die junge Verwandte, die so treu für sie sorgte, als Erbin eingesetzt. So ward diese aus drückender Armuth zu einem glücklichen Wohlstande erhoben, und sie lebte still und eingezogen, den Geliebten betrauernd, dessen Andenken sie treu in ihrem Herzen bewahrte.

Aber dieser war nicht gestorben. Zwar ward er von dem Schwerdte des Königs hart getroffen und von den herbeieilenden Freunden als Todter von der Wahlstatt getragen, aber das junge Leben war dem Körper noch nicht entflohen; er sollte genesen. Er war nach dem Hause seines blinden Vaters geschafft worden, und dieser schien während des langen Siechthums seines Sohnes von milderen Gefühlen beseelt zu sein; er schalt und tobte nicht in seiner Gegenwart, saß oft stundenlang am Bette des Kranken, horchte ängstlich auf seinen unregelmäßigen Athemzug und sprach ihm selbst mitunter freundlich zu. Als aber Besserung eintrat, nahmen die Zeichen seiner Liebe wieder ab, er keifte wie zuvor und verlangte von dem Sohne, daß er ihm jetzt unverzüglich eine reiche Erbin als Schwiegertochter ins Haus führe.

„Wenn ich dürfte," antwortete der Sohn, „würde ich Dir eine Schwiegertochter geben, die an Tugend

und Ehre so reich ist, als eine im Lande. Du weißt, welche ich meine."

„Schweig!" kreischte der Alte.

„Du hast mir verboten, sie zu heirathen; ich folge Deinem Gebote, aber eine Andere mag ich nicht. So werde ich denn ledig bleiben und unser Geschlecht wird erlöschen. Das soll mich aber nicht hindern, wie ein treuer Freund für die Verlassene zu sorgen, und jetzt, wo ich mich wieder rühren kann, will ich sie in ihrer Verborgenheit aufsuchen und ihr eine treue Stütze sein."

„Bringe sie nicht hierher! Nicht hierher!" gebot der Blinde. „Bei meinem Fluche! Ich will sie nicht hören, die meines Sohnes Herz verderbt und ihn verzaubert hat, die falsche Hexe!"

„Sei ruhig, Vater! Sie hat mich weder verderbt, noch ist sie eine Hexe! Eine Unglückliche ist es, die ich von ganzem Herzen liebe und der ich beistehen will in ihrer Noth. Suche mich daran nicht zu verhindern, sonst thust Du große Sünde, und es würde Dir nicht einmal etwas helfen."

Er ging, den polternden Alten nicht weiter beachtend, hinaus, und suchte die Kundschafter auf, welche er ausgesendet hatte, um nach dem Aufenthalte seiner

Geliebten zu forſchen. Er erfuhr ihn, ſammt dem Wechſel ihres Glückes, und daß ſie ihn als einen Todten betrauere. Dieſen Wahn aber hatten ihr die Boten genommen, und es herrſchte jetzt nur Glück und Freude in dem Hauſe und dem Herzen der Jungfrau. Da hielt es Reimer Heinders nicht länger zurück. So ſchnell er es bei ſeinem ſiechen Körper vermochte, eilte er zu ihr, und ſie feierten Beide das Feſt der Wiedervereinigung mit Thränen der Wonne.

Es war ein ſonniger Tag und das Laub auf den Bäumen blickte golden, als der Jüngling mit ſeiner Geliebten auf dem Gehöfte des Vaters anlangte, der gerade mit Knechten und Mägden keifend, mitten auf dem Hofe ſtand. Er hoffte, der Starrſinn deſſelben werde ſich beugen, wenn er erfuhre, daß ihm Metta an Glücksgütern jetzt faſt gleich ſtände, und deßhalb hatte er ſie auch beredet, ihn zu begleiten. Reimer trat auf den Vater zu, faßte ſeine Hand und ſagte: „Dulk Heinders, der Himmel hat es wunderbar gefügt und Alles wohl gemacht, ſo hoffe ich, Du wirſt Dich auch fügen und es wohl machen.“

„Was ſoll das heißen?“ fragte mürriſch der Alte.

„Du haſt das Mädchen, das ich liebte, von Dir geſtoßen und mir verboten, ſie zu heirathen, weil ſie Deine Magd und blutarm war. Nun aber hat ſie ihre Baſe beerbt, und dieſes Erbe iſt ſo groß, daß es dem unſrigen wenig nachgibt. So hoffe ich nun, Du werdeſt gegen Deinen Sohn milde und gütig ſein, und die Jungfrau, die ich Dir hier zuführe, als Tochter aufnehmen.“

„Weg! Weg!“ rief der Alte, drohend den Arm erhebend. „Ich habe einen Schwur gethan. Wenn ich meine Erlaubniß zu Eurer Heirath geben ſoll, muß ihre Feldmark ſich von meinem Gehöfte bis hinauf nach Lütjenholm erſtrecken! Das habe ich geſchworen und will es halten!“

Umſonſt verſuchte es der Sohn, den Vater zu einer milderen Sinnesart zu bewegen, und die Jungfrau wandte dem Hochmüthigen ſtolz den Rücken, als man plötzlich ein lautes Getöſe vernahm. Trompeten ſchmetterten und ein glänzender Zug von Rittern und Herren ſprengte die Straße entlang. An der Spitze des Zuges ritt der König. Als er den Eingang von dem Gehöfte Dulf Heinders' erreicht hatte, ſchwang er ſich aus dem Sattel und trat der ſchönen Metta raſch entgegen:

„Habe ich Dich endlich gefunden, Jungfrau? Du hieltest Dich vor Deinem Schuldner gut verborgen.“

„Du bist mir nichts schuldig, König Hans! Was ich damals that, geschah nothgedrungen, weil ich nicht anders konnte. Du hast die Frucht meiner That geerndtet, aber ich habe es oft beklagt, daß es so kommen mußte, denn dadurch verschuldete ich die Knechtschaft meines Vaterlandes.“

„Das Joch, das ich ihm auferlegte, wird zu tragen sein'“ sprach der König leicht erregt. „Wenn der Uebermuth seine Züchtigung empfing, lasse ich die Gnade walten' Dir aber, Jungfrau, verdanke ich meine Freiheit, mein Leben, meinen Thron, und ich bin Dir zum heiligen Danke verpflichtet.“

„Erinnere mich daran nicht'“

„Weise die Hand des Freundes nicht von Dir! Sage frei, was Du Dir wünschest, und es soll Dir reichlich gewährt werden.“

„Ich weiß nur Eines, was ich von Dir zu begehren hätte, Herr König' Aber wenn ich es von Dir forderte, würdest Du es mir nicht geben.“

„Du sollst es haben! Ich verpfände Dir mein königliches Wort!“

„Nun denn, ich nehme es an, König Hans! Ich

bin frei geboren und frei geblieben mein Lebelang. Ich mag nicht leben in einem Lande, das die Zeichen der Knechtſchaft trägt, Du aber willſt und darfſt die Beute des Sieges nicht fahren laſſen und dem eroberten Lande die alte Freiheit wiedergeben. So bitte ich denn, Du wolleſt mir von meinem Vaterlande ſo viel gewähren, als ich mit einem Paar ſtarken Pferden vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang umpflügen kann, damit ich, ſammt den Meinen, darauf wohne, ohne Dir oder einem anderen Herrſcher unterthan zu ſein."

Der König lachte: „Ich gab mein Wort und will es löſen. Beginne Dein Tagewerk mit dem nächſten Morgen und ſchaffe einen Staat im Staate. So viel Du bis Sonnenuntergang umpflügteſt, will ich Dir zu Ehren Mettenwarf nennen, und Du ſollſt ſo frei darauf wohnen, wie der edelſte Reichsfurſt in ſeinem Lande wohnt."

„Das iſt geſprochen!" antwortete die Jungfrau mit leuchtenden Augen, „und möge Dein Wort Dich nicht gereuen!"

„Mit Sonnenaufgang bin ich hier!" rief der König aufbrechend. „Siehe zu, daß Du Raum genug gewinnſt, um Dich in Deiner Freiheit nicht gefangen zu fühlen."

Am nächſten Morgen erſchien Jungfrau Metta auf der Gränze von Tulk Heinders' Feldmark, ſammt den Pferden und dem Pfluge. Der König kam gerade mit ſeinem Gefolge daher und grüßte zu ihr hinüber, ſie aber ſchwang ſich leicht in den Sattel, während ihr Geliebter hinter den Pflug trat und ihn mit leichter Hand regierte.

Kopfſchüttelnd ſahen der König und die Seinen dem ſeltſamen Beginnen zu; denn nachdem der Pflug eine ſtattliche Furche gezogen, ward er nicht umgelenkt, ſondern die Pflüger zogen immer weiter gerade aus, bis der König ſie ganz aus dem Geſichte verlor. Und als ſie mit dem Untergange der Sonne von der entgegengeſetzten Seite her an dem Orte eintrafen, von welchem ſie des Morgens ausgegangen waren, hatten ſie alles Land bis nach Lutjenholm hinauf mit denſelben Furchen umpflügt.

„Mein Tagewerk iſt gethan!" ſagte die Jungfrau, vor den König hintretend. Dieſer biß ſich in die Lippen, denn es war ein breiter Landſtrich, der durch dieſe Liſt ſeiner Oberherrlichkeit entzogen ward.

„Zürne mir nicht, König Hans!" fuhr die Jungfrau fort. „Dieſen Raum habe ich Dir entriſſen, und baue auf Dein königliches Wort, es werden nur freie

Menſchen auf demſelben wohnen. Gott ſei mit allen Ditmarſchern! Ich habe das Meinige gethan.“

König Johann ritt von dannen, ohne Wort und ohne Gruß. Aber er hat der Jungfrau Wort gehalten, und ob Zeit und Umſtände ſich ſeitdem hundertfach geändert haben, heißt jene Landſtrecke, die Jungfrau Metta an einem Tage umpflügte: Mettenwarf.

Rabenkirchen.

Er hieß Johann und ſie hieß Lene, und Beide liebten ſich.

Und er war ein Zimmermann.

Ein Zimmermann treibt ein ehrenwerthes Geſchäft und wenn er das gerichtete Haus mit dem grünen Kranze ſchmückt, von dem die bunten Bänder abwärts flattern, iſt er eine wichtige Perſon. Aber das iſt nicht genug.

Und ſie war eines reichen Brauherrn Tochter zu Kappeln. Ein ſolches Mädchen kann keinen armen Zimmergeſellen heirathen. Darum fluchte der Alte auch alle tauſend Teufel auf den Burſchen herab und ſchwur, er werde ihn beim Kopfe nehmen und hinauswerfen, wenn er noch einen Fuß in ſeinen Bierſchank ſetze; die Lene aber ſperrte er in eine Bodenkammer.

Das war ihr gerade recht, denn nun konnte ſie durch das Dachfenſter ihren Johann auf dem nachbarlichen Bau gewahren, der ſchwindelfrei auf der

höchſten Spitze des Daches ſtand und Kußfinger nach dem Hauſe des Brauherrn hinüberwarf.

Da kam des Weges der fromme Pater Martinus geſchritten. Er kannte das Liebesleid der beiden jungen Leute, und hätte ihnen gerne geholfen, aber er wußte es nicht recht anzufangen, denn ein ehrwürdiger Bruder Franziscaner iſt wenig im Kalender der Liebe bewandert.

Johann ſah von ſeinem Dache den Pater kommen; ſchnell glitt er an dem Seil herab, womit man die Balken in die Höhe zog, ſo ſchnell, daß die Lene am Bodenfenſter laut aufſchrie, und trat den Pater mit Gruß und Bitte um Beiſtand an.

„Ich will es in Gottes Namen noch einmal verſuchen, mein Sohn, und ſtehenden Fußes zu dem Brauherrn Konrad Stinde gehen," ſagte der Mönch. „Wenn ich mir nun auch von meinem Fürwort keinen beſonderen Erfolg verſpreche, ſo ſei doch jedenfalls zur Hand."

Das verſprach Johann, warf das Schurzfell weg, zog die Sonntagsjacke an und lief hinter dem Pater her, der bald neben ſeinem Beichtſohn, dem Brauherrn Konrad Stinde ſaß und ſich einen Krug vom alten Kappeler Lagerbier wohlſchmecken ließ.

„Ihr wollt mich alſo ohne allen Troſt für den armen Jungen entlaſſen?“ fragte der Vater traurig, als er vergeblich eine Stunde lang in den eigenſinnigen Alten hineingepredigt hatte.

„Nun denn, weil Ihr es ſeid, Vater Martinus, will ich ein Uebriges thun'“ antwortete der Brauherr mit einem ſchlauen Lächeln und ſchob ſeinen friſchgefüllten Krug dem Vater zu. „Wenn ich jemals meine Einwilligung zu der Heirath geben ſoll, ſo wird es nur unter einer Bedingung geſchehen. Ein Zimmermann iſt ein gemachter Mann, wenn er einen geraumigen Arbeitsplatz hat und ein halbes hundert Geſellen, die ſich darauf herumtummeln. Aber ſo ein armer Lump, der nur ein Schurzfell und eine gebergte Axt hat, iſt kein gultiger Schwiegerſohn für einen reichen Brauherrn. Darum ſoll ſich der Johann höher hinaufmachen. Beim Baugewerk mag er bleiben, aber als Meiſter, nicht als Handlanger. Wenn er über kurz oder lang den Riß zu einem ſtattlichen Gebäude, den er ſelbſt gefertigt hat, auf den Tiſch legt, und den Bau unter meinen Augen untadelig ausführt, dann ſoll er die Lene haben, wenn ſie noch zu haben iſt, ſonſt nicht. Herr! das iſt gerochen.“

Johann war nicht weit und hatte Alles gehört. Er trat vor und hielt dem Konrad Stinde die Hand hin:

„Darauf wollen wir einen Dopyen ſetzen: Meinen Daumen gegen Seinen Tiſch; ich bringe Ihm den Riß zu einem Kirchlein, denn das wird dem Herrn Vater am liebſten ſein, und Er bewahrt mir die Lene bis dahin.“

„Ich glaube, Er macht wirklich Ernſt daraus!“ ſagte Konrad Stinde und verzog das Maul.

„Ganz und gar! Stehenden Fußes verlaſſe ich Kappeln und gehe dahin, wo etwas zu lernen iſt. Kann ich von der Lene Abſchied nehmen?“

„Nicht nöthig,“ ſagte brummig der Vater, aber Lene, die längſt vom Boden herunter war, ohne daß man wußte, wie, kam von ſelbſt herein und ſagte:

„Lebe wohl, Johann, und glückliche Reiſe. Mache Dir keine Sorge um mich, ich warte, bis Du wiederkommſt.“

„Das iſt mein Troſt,“ ſprach Johann. „Aber es iſt keine Kleinigkeit, was Dein Vater von mir verlangt, und es kann lange währen.“

„Ich habe warten gelernt,“ antwortete das Mädchen zuverſichtlich. „Wenn man ſich nur mit vollem

Herzen liebt und einander in rechter Treue gewärtig bleibt, iſt es einerlei, wann das grüne Brautkränzlein geflochten wird."

„Das iſt rechtſchaffen gedacht, Lene. Jetzt gehe ich gleich, und will guten Muth behalten allewege. Aber auf Dich verlaſſe ich mich."

„Das kannſt Du."

Damit ging er, ohne ſich weiter umzuſehen, zur Stube und zu Kappeln hinaus, auf der Straße fort, welche in alle Welt führt und allen jungen Burſchen offen ſteht, die ein unerſchöpfliches Kapital an frohem Muth und Selbſtvertrauen beſitzen. Lene war ins Bodenkämmerlein zurückgekehrt, um die Landſtraße zu ſehen, und ihn darauf, ſo lange er ſichtbar bliebe. Der alte Konrad Sinde aber zuckte mit den Achſeln und dachte:

„Geht Ihr nur! Sobald die erſte Hitze verdampft iſt, findet ſich wohl ein ſtattlicher Mann nach meinem Sinn für die Lene, und der Lump mit dem Schurzfell kann mit langer Naſe abziehen, er komme nun mit oder ohne Riß wieder."

Der Weihnachtsbaum hatte ſchon fünf Mal gebrannt, und es war nahe daran, daß die Lichter

zum ſechsten Male angezündet werden mußten, ſeitdem Johann ausgewandert war, und man hatte von jenem Tage ab kein Sterbenswort von ihm gehört. Lene ſagte nichts, aber manchmal ſtieg ſie hinauf zur Bodenkammer und ſchaute aus, ob er nicht des Weges wieder zurückkäme, den er damals gegangen; ſie mußte aber jedesmal unverrichteter Sache wieder hinabſteigen.

Der Vater wurde mit jedem Weihnachten verdrießlicher und ſchwur am Neujahrstage, es müſſe nicht der heilige Dreikönigsabend ins Land gehen, ohne daß ſeine Tochter die Braut von Dem und Dem ſei, denn er hatte jedes Jahr einen neuen Freier zur Hand. Aber der heilige Dreikönigsabend kam, ſammt ſeinem Bohnenkuchen, es kamen Oſtern und Pfingſten dazu, und es blieb Alles beim Alten.

Pater Martinus kam gar nicht mehr ins Haus, weil der Alte, ſobald der Mönch ſich blicken ließ, dieſen mit Vorwürfen überhäufte, daß er ihn verführt habe, einen ſo albernen Vertrag einzugehen und ſchwur, er werde ſich vom heutigen Tage ab nicht länger für gebunden halten. Da er es aber dennoch that, ſo blieb der Vater weg, um dem Beichtſohn die falſchen Schwüre zu ſparen.

Ehrwürden Martinus hatte aber außerdem eine

andere, wichtigere Sorge, die ihm viel zu schaffen machte. Seine Gemeinde hatte sich seit lange bedeutend vergrößert, und da seine Predigten fleißig besucht wurden, fanden die Andächtigen keinen Raum in der ihnen gehörigen Kirche. Die Gemeinde-Vorsteher beriethen fleißig miteinander; sie brachten die nöthigen Kosten auf und mit dem nächsten Frühjahr sollte der Bau einer neuen Kirche begonnen werden.

„Ach!“ seufzte der Pater; „wäre doch nur der Johann hier sammt seinem Risse: er könnte sich die Braut verdienen und einen Gotteslohn obenein. Aber der Junge kommt nicht wieder. Es muß ihm in fremden Landen ein Unglück begegnet sein, ansonsten er ein Lebenszeichen von sich gegeben hätte, denn treuloser ist das ehrliche Gemüth der frommen Lene nun und nimmer geworden.“

Nun kam in der That der frohe Weihnachten heran und Meister Konrad Stinde lud den Mönch zum Schmause am heiligen Abende ein, um es ihm zum sechsten Male zu sagen, daß es jetzt mit der Geschichte rein aus sei.

Dieses Mal ließ auch Pater Martinus keinen Augenblick auf sich warten; er trat ein, als das erste Licht am Weihnachtsbaum angezündet wurde, und nachdem Allen im Hause, wie üblich, reichlich beschert

worden, zog er ein Stück von dem „Altonaer Reichspoſtreuter“ aus der Taſche und ſagte:

„Aufgeſchaut! Nun will auch ich das Meinige zum Beſten geben, und daß Ihr's wißt, es iſt nicht das Schlechteſte von dem, was wir heute uns untereinander beſcheerten“

Damit faltete er das Blatt auseinander und las den verwundert Horchenden vor:

„Man ſchreibt uns aus Milano im November des gegenwärtigen Jahres: „Es hat ſich hier ſeit längeren Zeiten ein teutſcher Baumeiſter aufgehalten, der es binnen Kurzem von einem armen Handwerksgeſellen zu einem tüchtigen Meiſter in ſeinem Fache gebracht und ſein Probeſtück mit einem Palaſte abgelegt hat, den er für den Fürſten Piombis allhier erbaut. Hieſige und Fremde eilen täglich herbei, um ſothanen Bau zu betrachten, der ſowohl von Innen als von Außen für ein Muſter der Fürtrefflichkeit gilt, was ſowohl die Schönheit als die Dauerhaftigkeit des mehrberegten Werkes anlangt. Der Fürſt hat den Meiſter für ſeine höchlich zu lobende Arbeit auf eine generenſe Weiſe belohnet, ihn auch bei anderen hohen

Herren empfohlen und noch sonstens vielfach belobet. Außerdem hat der Herr Fürst Viombis dem Baumeister das Erbieten gemacht, daß, wenn er gesonnen sein sollte, sich für immer in der Stadt Milano niederzulassen, er ihm dazu jeden möglichen Vorschub leisten und für seine Einrichtungen, sowie für sein sonstiges Fortkommen nach Kräften sorgen wolle. Der teutsche Meister hat sich aber für das Alles bei dem Fürsten bestens bedanket und solches Erbieten abgelehnt, dieweil er, wie er ausgesagt, in seinem Vaterlande vieltheuere Verpflichtungen habe, von denen sein Herz ihn nicht loszusprechen vermöge. Das hat man gelten lassen wollen, und der Meister ist alsbereits, mit Wohlnehmen seiner Gönner, von hier abgereiset, und dürfte ehestens Tages in seiner Heimath erwartet werden, wozu derselben vorsens zu gratuliren."

Als Pater Martinus zu lesen aufhörte, sah er, daß der Brautherr ein langes Gesicht machte, Lene aber ward sichtlich bleicher, Thränen stürzten aus ihren Augen und mit bebenden Lippen sprach sie:

„Ihr habt uns nicht gelesen, ehrwürdiger Herr, wie der teutsche Meister geheißen ist."

„Das mag er Euch ſelbſt ſagen, dieweil er ſich allbereits hier im Orte befindet, und ich ihn gebeten habe, — verſteht ſich, mit Eurem Wohlnehmen, Herr Konrad Stinde — den heiligen Weihnachtabend mit uns zuzubringen.“

Nach den Worten öffnete ſich die Thür und Lene ſchrie laut auf, denn herein trat, raſchen Schrittes, ihr guter, ehrlicher Johannes.

Er war noch derſelbe, der die bunten Bänder vom Kranze flattern ließ, als ſie aus dem Bodenfenſter ſah, und er war zugleich ſo ganz anders, ſo braun, ſo männlich, ſo vornehm in Gang und Geberde, wie ein großer Herr, und trug ein güldenes Kettlein um den Hals.

Johann nahm die Kette ab, hing ſie der weinenden Lene um und ſagte:

„Dieſes gehört von jetzt ab Dir. Es ſchickte ſie mein gnädiger Gönner aus Milano meinem Bräutlein im ſtillen Kappeln an der Schlei und Du wirſt ſie nicht zurückweiſen, denn mit uns iſt ja Alles beim Alten.“

Da weinte das Mägdlein voll Seligkeit; ſie drückte die Kette an ihre Bruſt und den Bräutigam dazu, und in Beider Herzen ging eine ſelige Weihnacht auf.

Der Pater freute ſich von ganzer Seele und faltete die Hände, aber der alte Brauherr rückte auf ſeinem Stuhle hin und her, räuſperte ſich und ſpuckte und rief zuletzt ärgerlich:

„Sieht Er denn nicht, daß ich auch da bin?“

„Wohl ſehe ich Ihn,“ ſprach Johann, ihm fröhlich die Hand bietend, „und ich hoffe, Er wird auch mit mir zufrieden ſein, denn ich habe die Bedingung erfüllt, die Er mir geſtellt hat. Ich bin ein Baumeiſter geworden, und da iſt der verſprochene Riß zu einem Kirchlein.“

Dem Brauherrn war nun wohl ein Schwiegerſohn recht, der Paläſte und Kirchen zu bauen vermochte, aber er wollte ſich nicht gleich gefangen geben, ſondern brummte vor ſich hin:

„Mit dem Riß iſt es nicht genug; ich habe auch geſagt, daß er unter meinen Augen ausgeführt werden muß. Ehe das nicht geſchehen iſt, kann von keiner Hochzeit die Rede ſein. Doch mag der Herr Baumeiſter verlaufig bei mir aus- und eingehen. Jetzt aber wollen wir zuvörderſt Eins trinken.“

Damit ſetzten ſich Alle fröhlich zum Schmauſe.

Die Gemeinde hatte nun den Baumeiſter, das Baugeld und den Bauplan, aber ſie hatte noch keinen Bauplatz. Es war ihr nicht jeder leere Raum recht, und gerne hätte ſie den Platz gehabt, auf welchem ſich das Kirchlein am beſten ausnehme. Weil ſie aber nach vielem Hin- und Herreden nicht mit ſich einig werden konnte, überließ ſie das Geſchäft ganz und gar dem Pater Martinus. Der aber ſagte zu ſich ſelbſt:

„Mit nichten will ich armer ſündiger Menſch beſtimmen, wo das Haus des Herrn ſtehen ſoll; aber ich will Gott anflehen, daß er uns ein Zeichen gebe, wo es ihm abſonderlich wohlgefällig ſein möge. Komm, mein Sohn!“

Der Mönch und der Baumeiſter gingen nun ſelbander, und kaum waren ſie vor die Thür getreten, als zwei Raben von dem Dache des Hauſes herunterſchoſſen, die Männer mit lautem Gekrächz umkreiſeten, als wollten ſie zu erkennen geben, daß Beide ihnen folgen möchten, und als dieſes geſchah, flogen ſie langſam vor ihnen her.

„Das iſt ein Zeichen!“ ſagte der Mönch. „Sicherlich hat der Herr mein Gebet erhört, und läßt uns nun durch dieſe Thiere ſeinen Willen kund thun. Folgen wir ihnen!“

Als die beiden Raben eine Strecke weit geflogen waren, ſetzten ſie ſich auf einen Platz nieder, der höher war, als die Gegend umher. Sie ſaßen ganz ſtill und nicht eher rührten ſie ſich, als bis der Mönch geſagt hatte:

„Allhier wird ſich das Kirchlein gut ausnehmen, hier wollen wir bauen.“

Dann aber bewegten ſie die Flügel und flogen lautſchreiend nach dem nahen Wald.

Als der erſte Spatenſtich geſchah, waren die beiden Raben wieder gegenwärtig; eben ſo beim Legen des Grundſteins, beim Richten des Daches und als der Knopf auf den Thurm gebracht wurde. Stets kamen ſie raſchen Fluges heran, umkreiſeten den Bau von allen Seiten, als wollten ſie ihn genau betrachten, und flogen dann wieder nach dem Walde zurück.

Nachdem nun der erſte Gottesdienſt in der neuen Kirche gehalten worden, trat Pater Martinus an den Altar und gab den Johann ſammt der Lene als chriſtliche Eheleute zuſammen, und der Brauherr nickte wohlgefällig mit dem Kopfe dazu. Als aber das Paar die Kirche verließ, kamen die Raben daher und ſetzten ſich auf die Kirche nieder, ohne ſich zu regen. Am

andern Tage ſaßen ſie genau auf derſelben Stelle, allein ſie waren in Stein verwandelt.'

Und ſo ſitzen ſie noch da.

Darum heißt die Kirche, ſowie deren Gemeinde: Rabenkirchen.

Marienſtede.

Zu Marienſtede, im Lauenburgiſchen, erhob ſich vor vielen vielen Jahren unter drei hohen Eichbäumen eine Kapelle, in welcher ſich ein Bild der heiligen Mutter Gottes befand. Von dieſem Bilde ſtrömte der Segen auf Alles, was ſich rings um die Kapelle befand, denn es grünte und blühte dort herrlicher als irgendwo, die Früchte an den Bäumen waren größer und ſaftreicher, die Garben voller, der Wieſenwuchs geſegneter.

Aber Leben und Geſundheit floſſen aus der Quelle, die unfern von der Kapelle entſprang. Dieſes Waſſer übte eine wundertätige Kraft. Wer daſſelbe trank, der genas zur Stelle von dem Uebel, womit er behaftet war, und ging fröhlich von dannen. Darum war auch die Straße, die zur Kapelle führte, ſtets mit Preßhaften aller Art bedeckt, die Heilung an der Segensquelle ſuchten, und Keiner von Allen ging ungetröſtet hinweg, es ſei denn, er wäre ein ſo arger Sünder geweſen, daß er voll Unglauben und gleichſam nur zum Spott von dem heilſamen Waſſer geſchöpft hätte.

Nun lag hart an der Landstraße, die zu der Kapelle mit dem Wunderquell führte, ein adeliger Hof und auf demselben regierte, in Abwesenheit des Herrn, ein Verwalter, ein wahrer Ausbund von Nichtswürdigkeit, der eine Plage für Jedermann und reif war zur ärgsten Strafe für sein böses Thun. Er kannte nicht Gott und seine Gebote, spielte mit fremdem Gute, trank aus fremdem Fasse und lebte in den Tag hinein, als ob es gar keine Gerechtigkeit auf Erden und keine Vergeltung im Himmel gäbe. Dabei war er gegen seine Oberen voll Liebedienerei, und ob er sie gleich täglich offen und heimlich bestahl, bückte er sich doch vor ihnen bis zur Erde, und wenn er ihren Schwächen fröhnen konnte, hatte er nicht Rast noch Ruhe, bis es geschehen war. Es war ein Wesen, ärger gefürchtet, als der Knecht Ruprecht von den Kindern zur Weihnachtszeit.

Allmorgendlich stand der Verwalter auf dem Hofe, eine große Hetzpeitsche in der Hand, womit er, je nach seiner Laune, bald Vieh, bald Menschen, Letztere am meisten, schlug. Das Aergste hatten aber die armen Preßhaften, die an dem Hofe vorüber zu der Quelle zogen, von seiner Bosheit zu leiden, denn er verspottete sie nicht allein wegen ihrer Gebrechen,

ſondern drehte auch Jedem, abſonderlich den Greiſen, die mühſam an ihrer Krücke forthinkten, daß er ihnen mit der Peitſche forthelfen würde, wenn ſie nicht einen Schilling Steuer für die Abnutzung des Weges zahlten.

Als nun einſtmals unter den wallfahrenden Kranken ein banges Klagegeſchrei entſtand, weil ſie, voll Herzensangſt vor der Peitſche des Verwalters, übereinander fielen, und dieſer ſich den Bauch hielt vor Lachen, trat ſein eisgrauer Vater zu ihm und verwies ihm mit ſanften Worten ſein unchriſtliches Beginnen.

War je ein Sohn zu allem Böſen aufgelegt, ſo war es dieſer, und war je ein Vater fromm und ergeben, ſo war es der Greis, der eben jetzt ſeine Hände flehend erhob, um das Kind ſeiner Trübſal von ferneren Freveln abzumahnen.

Aber der Sohn hörte wenig auf das bittende Wort des Vaters und hatte dafür keine andere Antwort, als ein übermäßiges Lachen, das die Rede des alten Manns verſchlang.

„Darum gebt das weitere Quarren nur auf!“ ſchrie er. „Ha! Ha! Ha! Wie Ihr daſteht und mit den Händen durch die Luft fechtet, wie ein Scheeren-

ſchleifer auf der Kirmes. Geht, zum Donner! dahin, woher Ihr gekommen ſeid. Ich will von Euerm Salbadern nichts wiſſen, und nur, wenn Ihr mit mir Karten ſpielen wollt um Branntwein, und Euch voll zu ſaufen Luſt habt, will ich Euch hier dulden."

Dabei lachte er neuerdings, und fuhr auf einen Knecht mit Schmähungen und Schlägen los, der ein ſtattliches Pferd am Zügel führte, das mit einem Vorderfuße bedeutend lahmte.

„Nun, nun!" ſchrie der Knecht, ſich ſoviel als möglich vor der unerwarteten Mißhandlung ſchützend; höre Er doch nur erſt an, was ein ehrlicher Kerl Ihm zu beſtellen hat!"

„So ſprich, zum Satan! oder ich ſtopfe Dir für immer das Maul! Haſt Du das Pferd ſo herunter gebracht, ſollſt Du es büßen."

„Laſſe Er ſich doch nur bedeuten; Er iſt ja ärger als zehn Teufel. Ich habe der Mähre nichts gethan, und nie einen Fuß in ihrem Steigbügel gehabt. Der gnädige Herr hat ſie auf der Jagd zu Schanden geritten und Er ſoll ſie nun wieder herſtellen. Der Herr wird's Ihm Dank wiſſen."

Als der Verwalter das hörte, wurde er auf einmal ganz freundlich:

„Warum haſt Du das nicht gleich geſagt? Geh' ſchnell zurück und verſichere dem gnädigen Herrn, daß ich alle erſinnliche Mühe anwenden will, um ihm den Willen zu thun. Da haſt Du einen Zehrpfennig"

Der Knecht ging.

Aber der Verwalter wandte ſich raſch zum Vater und ſprach höhnend:

„Gelt! Ihr könnet vortrefflich predigen. Aber wenn ich Euch nach einem Mittel fragte, wie ich dieſes Thier von ſeiner Plage befreite, ſo ſperrtet Ihr das Maul auf."

Der Greis war viel zu betrübt über das Betragen ſeines Sohnes, als daß er dieſem hätte antworten mögen. Der aber fuhr fort:

„Das dachte ich mir wohl. Darum habe ich mir auch ſelbſt ein Mittel erſonnen und will mit dem Vieh zur Marien-Quelle ziehen."

„Weh mir!" rief der Vater. „Habe ich denn auch recht gehört? Was willſt Du thun?"

„Seid Ihr taub? Zur Marien-Quelle will ich. Wenn ſo vieles zweibeinige Vieh daraus ſäuft, und wieder geſund wird, kann doch auch wohl ein ſolches Vierbein von dem Wunderwaſſer geneſen? Ha! Ha!

Ha! Das soll ein Spaß werden! Nun, wollt Ihr mir nicht aus dem Wege gehen?"

„Um der heiligen Jungfrau willen, Sohn, was ist das für ein entsetzlicher Gedanke! Bete, bete, daß er Dir nicht einst angerechnet werde."

„Daß ich ein Narr wäre! Zum letzten Male sage ich es Euch! Versperrt mir nicht länger die Straße. Ich will zur Marien-Quelle."

„Du sollst nicht! Ich vertrete Dir den Weg und Du mußt mich erst bei Seite schleudern, ehe ich Dich gehen lasse."

„Aus dem Wege, Ihr alter Kerl!"

„Du sollst nicht schänden, was ein Trost für viele Hunderte ist, und ein Thier soll nicht das Wasser verunreinigen, das meinen Leib so manches Jahr gestärkt hat."

„Nun, mit Euch wird doch auch noch fertig zu werden sein!" schalt außer sich der Sohn. „Den Augenblick geht mir aus dem Wege, Ihr alter Hund, oder ich zeige Euch, was eine Harke ist. Aus dem Wege, sage ich!"

Und mit den Worten sauste die Peitsche des Verwalters um den Kopf des Alten und fiel auf dessen Rücken nieder.

„Dafür wird Dich Gott strafen, Du ungerathener Bube!“ schrie der Greis auf und sank kraftlos zusammen.

Der freche Verwalter aber zog lachend und pfeifend von dannen zu dem wunderthätigen Brunnen, und ließ das Pferd von dessen klarer Silberfluth trinken, soviel es mochte.

Aber von der Stunde an, da dieser Frevel geschah, war von dem Verwalter der Uebermuth und die Kraft des Körpers gewichen; er ward niedergeschlagen und begann zu siechen. In seiner Ungeduld that er bald dieß, bald das, aber ohne Erfolg, und zuletzt wußte er in seiner Verzweiflung nichts Anderes, als daß er selbst nach der Marien-Quelle wallfahrte, die er vor Kurzem so frevenlich entweiht hatte. Aerger konnte er nicht gedemüthigt werden. Aber seine Strafe vergrößerte sich, denn die Quelle hatte für ihn nicht nur jede Heilkraft verloren, sondern der Genuß des Wassers steigerte noch seine Schmerzen, und er mußte einer furchtbaren Krankheit erliegen.

Am Morgen nach seinem Begräbniß ging der Küster über den Kirchhof, und bemerkte auf dem frisch aufgeworfenen Grabhügel etwas Weißes. Er trat neugierig näher, aber mit Schauer wich er wieder

zurück, als er eine Menschenhand erblickte, die aus der Erde hervorgewachsen war. In Angstschweiß gebadet eilte er zu dem Herrn Pfarrer, der ließ den Todtengräber herbeirufen, und alle Drei bedeckten unter frommen Gebeten die Hand neuerdings mit Erde.

Aber am anderen Morgen war sie wieder aus dem Hügel emporgeschossen, denn die Hand eines Kindes, die sich frevelnd gegen Vater oder Mutter erhoben hat, kann nicht ruhig im Grabe liegen.

Da wurde sie endlich ausgegraben und in die Kirche gebracht, wo sie an einem besonderen Ort niedergelegt wurde.

Der Pfarrer aber vermahnte in jeder Kinderlehre die Jugend zum Gehorsam und zur Demuth, damit nie in der Gemeinde ein so gräßliches Ereigniß sich wiederhole.

Schleswig-Holstein.

Romantiſche Skizzen und Sagen

von

Heinrich Smidt.

Dritter Band.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1847.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Seite

Von der schwarzen Margarethe.

1. Am Danewerk 1
2. Im schleswiger Schloß 20
3. Der Stördamm 43
4. Steuerlos 94

Eiche unter Weiden 120

Duerhues (Theuer-Haus) 130

Das Licht vom Hallig 152

Der grünende Stab 161

Knud Lavard.

1. Am Iseſiord 174
2. Zwei Könige 189
3. Seelandsroſe 210
4. Der Schwur 235
5. Der Mord 257

Von der ſchwarzen Margarethe.

1. Am Danewerk.

Das war zur Nachtzeit am nördlichen Ufer der Eider und bei dem Beginn der Ebbe.

Der Sturm peitſchte die der Weſtſee zueilenden Wellen mit wilder Haſt vorüber, und nur auf Augenblicke warf der Mond durch das raſch dahinziehende Gewölk einen ungewiſſen Schimmer.

Dunkel und unheimlich gränzten die Wälle und Wartthürme des Danewerk's gegen den Nachthimmel ab, hinter welchem von der innern Seite die Dänen hauſten, und von Außen her die Holſten, Schleswiger und Ditmarſcher die lauernden Blicke nach den feſten Bollwerken richteten, jeden Augenblick erſpähend, wann es ihnen vergönnt ſei, einander zu überliſten.

Hart am Ufer des Stromes lag eine Herberge.

Es war ein aus Balken und Luftſteinen roh aufgezimmertes Haus, worin ein alter Mann wohnte, der ſchon drei Herrſcher neben ſich hatte ſinken ſehen. Er war ſchlau genug, ſich ſtets der herrſchenden

Partbei zuzugeſellen und ihr nach Kräften zu dienen in guter oder böſer Sache, und wurde es ſicher zu etwas gebracht haben, wenn Becher und Würfel ihm nicht immer wieder von Allem geholfen hätten.

Die Thür der Herberge war bereits eingeklinkt und die Fenſterlade mit zwiefachem hölzernem Riegel von Innen ſorglich zugeſperrt, aber der Bewohner derſelben noch nicht zur Ruhe gegangen. Er ſaß vor dem ſchweren Eichentiſch, das Geſicht auf beide Hände geſtützt und ſah einem jungen Manne gerade in die Augen, der am Abend ihm zugewandert war.

Der Alte hieß Sörens Peer, und hatte ſicher abwechſelnd bei den Dänen und Holſteinern als Reitersmann und Zwiſchenträger gedient.

Der Junge hieß Larwig, war des Herbergswirthes Verwandter und kam daher, um ſich bei dem klugen Partheiganger Raths zu erholen, wie er es anzufangen hätte, wenn er es in der Welt zu etwas Rechtem bringen wollte.

„Laß Dir ſagen, Schweſterſohn Larwig. Ich habe den Teufel von Handel, Gewerbe oder Werkſtatt, und halte es mit dem Kriegsſtand. So lange die großen Herren nicht in Frieden miteinander leben können, und das werden ſie nimmer lernen, ſo lange gibt es

Krieg, und ein tüchtiger Reitersmann hat gute Zeit. Hab'e im Leben zu etwas gebracht, und würde noch mehr haben, wenn ich nicht ein lockerer Burſche geweſen wäre, der das Bechern und Würfeln nicht laſſen konnte. Nu! Nu! Brauchſt nicht gleich das Maul zu verziehen! Ein Reiter iſt kein Bußheiliger. Da, trinke einmal die Kanne leer und ſage mir Deine Meinung."

„Dank, Mutterbruder Sörens Peer, Ihr habt einen feinen Meth."

„Muß auf einen guten Trunk halten, Schweſterſohn. Es kommen mitunter ganz anſehnliche Leute ins Haus, die ſich aufs Methbrauen verſtehen. Thäte bald Noth, ich legte mir ein Faß Wein zu Was willſt Du denn nun ſo eigentlich?"

„Ich möchte etwas Großes, etwas Tüchtiges werden in der Welt, und weil Unſereiner dazu nur gelangen kann, wenn er ſich vor allen Anderen hervorthut, ſo wollte ich Kriegsmann werden. Es iſt bisher nichts daraus geworden, weil die Mutter mich feſthielt und mich beſchwor, ich möchte zu einer ſtillen Hantierung greifen."

„Schweſter Anna iſt dumm geweſen ihr Lebelang, ſonſt würde ſie wohl ihr Scherflein beiſeite gebracht

haben. Der Himmel hatte ihr Gaben genug verliehen, aber ſie verſtand ſie nicht zu brauchen, ſondern warf ſich an einen ſchlechten Schiffer weg."

„Ihr meint meinen Vater, Sörens Peer. Seht Euch vor, ich warne Euch!"

„Ja doch! Du biſt ein ſtämmiger Burſche und ich ein alter Kerl. Larwig Nils Larwig war ein ehrlicher Junge, aber er verſtand nicht zu leben, darum landete er mit ſeinem Boote auch nie an der rechten Stelle, und hat euch keinen kupfernen Pfennig hinterlaſſen. Laſſe ihn ruhen in der Gottſeligkeit; es iſt jetzt von Dir die Rede. Was ward aus dem Streit mit der Mutter?"

„Als ich nicht ablaſſen wollte und wegzulaufen drohte, wenn ſie mich nicht gutwillig ziehen ließe, hieß ſie mich zu Euch gehen und um Rath fragen. Ihr wäret ein vernünftiger alter Mann, meinte ſie, der mich zu Ruhe und Frieden ermahnen würde."

„Ich ſagt's ja, meine Schweſter Anna iſt dumm. Kennt mich von Kindesbeinen an, und kann ſo etwas glauben. Nun will ich ihr aber auch einen Poſſen ſpielen und einen Reiter aus Dir machen, der Haare auf den Zähnen hat."

„So werde ich denn ein Reitersmann der Königin Margarethe."

Der alte Sörens Peer lächelte pfiffig:

„So ſchnell entſcheidet ſich das nicht. Ein kluger Mann denkt beim Beginn ans Ende. Die ſchwarze Grete, — ſo nennen wir hier die Königin, — und der Herzog von Holſtein liegen ſich in den Haaren; dieſer Tage ſteht uns etwas bevor. So oder ſo, ſteigen oder fallen! Verſtehſt Du mich? Bis dahin warte.“

„Wo denkt Ihr hin, Mutterbruder? Ich ſollte zu den Holſten gehen, wenn die Königin ins Unglück käme? Ich? Ein ächtes Dänenkind? Soll mich der Teufel bei lebendigem Leibe in die Eider tauchen, ehe ich das thue!“

Sörens Peer rümpfte verächtlich die Naſe:

„Ja ſo! Du biſt Larwig Nils Larwig's Sohn, Wenn Dein Vater einmal Backbord über ſteuern wollte, ſo that er es, wenn auch am Steuerbord aller Welt Schätze zu finden geweſen wären. Thu' nach Deinem Kopfe und falle mir nicht länger zur Laſt. Schier' Dich aufs Stroh!“

„Nun, nun, Alterchen! Es iſt ja nicht böſe von mir gemeint. Morgen beſprechen wir es ſchon weiter. Aber ſagt mir doch, was war's, als ich heute hier ankam, für ein Leben und Treiben von Menſchen auf den Wällen und Thürmen? Wißt Ihr's?“

„Die Königin baut am Danewerk. Es iſt ihr noch nicht feſt genug.“

„Hat die Frau einen ungenügſamen Sinn. Es iſt ja ſchon ſo ſtark, daß Feuer und Waſſer es nimmer umwerfen können. Es iſt wohl ſehr groß? Habt Ihr's ſchon einmal in ſeiner ganzen Länge geſehen, Mutterbruder?“

„Hab's geſehen. Es iſt ein tiefer Graben und daneben ein hoher Wall, der reicht ohne Unterbrechung von der Oſtſee bis zur Weſtſee. Und überall, wo es noth thut, ſind noch dicke Mauern und feſte Thürme angebracht.“

„Und was für Thürme! Sie ragen weit ins Land hinein!“

„Das Alles zuſammen nennen wir das Danewerk. Und wahrhaftig, es iſt ein Werk, das der Stärke der Dänen würdig iſt! Königin Thyra, die ſtreitbare Witwe Gorm des Alten, hat's gebaut. Es ſollte die Saſſen abhalten, daß ſie nicht in unſer Land kämen, und ein Schutz für uns ſein, wenn wir einen Ausfall auf das Saſſengebiet machten, und mit Beute beladen heimwärts kämen.“

„Hat's denn wirklich nur ein Thor?“

„Ein einziges. Durch dieß Thor führt die Straße vom Saſſenlande nach Dänemark. Heggedor iſt es

getauft, und wird von vielen Hundert in Stahl gekleideten Männern bewacht."

„Und doch ist's der Königin noch nicht fest genug! Es wird wieder ein neues Mauerwerk aufgeführt."

„Die schwarze Grete ist eine vorsichtige Frau. Sie hat die Kronen von Dänemark, Norwegen und Schweden zu einer einzigen zusammengeschmolzen und sich aufs Haupt gesetzt. Jetzt muß sie dafür sorgen, daß sie darauf sitzen bleibt."

„Es ist eine gewaltige Frau! Aber sagt mir doch, Mutterbruder, weßhalb Ihr sie die schwarze Grete nennt?"

„So heißt sie im ganzen Volke. Sie soll schwarzes Blut haben und ein schwarzes Herz, das niemals ruhig geschlagen hat. Nun, ich weiß es nicht, und das Volk mag auch nicht viel davon wissen, aber es glaubt's. Sie trägt immer ein schwarzes Gewand, und von ihrem Haupte weht ein langer schwarzer Schleier; daher mag wohl der Name kommen."

„Ihr mögt Recht haben, Mutterbruder Sörens Peer! Aber hört, wie sich der Sturm wieder aufgibt! Die Eider rauscht, als wollte sie das Danewerk fortspülen."

„Da muß sie lange scharwerken. Aber es geht

der Mitternacht zu, und dieſe iſt nicht lebendiger Menſchen Freundin. Laß uns die Streu ſuchen!"

„Ha! Ha! Ha! Was brummt Ihr in den Bart von Mitternacht? Ihr ſeid wohl bange vor Geſpenſtern?"

„Willſt Dein vorwitziges Maul halten!" rief grollend der Alte. „Was weiß ſo ein grüner Burſche von Geſpenſtern, daß er ihrer ſpottet zu der Stunde, wo ſie volle Macht über uns ſterbliche Menſchen haben? Schier dich nach der Streu, ungerathener Bube!"

„Nicht um Alles! Wie kann man ſich bei einem ſolchen Sturme niederlegen? Könnte doch nicht ſchlafen. Laßt mich lieber einmal ſehen, wie es am Himmel ausſieht."

Ludwig eilte der Lade zu, welche das Fenſter verſchloß, und ſchob die hölzernen Riegel zurück.

„Laß ab, Bube! Laß ab!" ſchrie der Alte, der aufgeſprungen war, und ſich mit der Hand auf die Ecke des Tiſches ſtützte. Seine Kniee bebten, ſein Geſicht war fahlbleich.

„Schließe die Lade, oder ich werfe mein Büchelmeſſer nach Dir!"

„Davor ſoll ich mich wohl fürchten? Dann würde ich einen ſchönen Reitersmann abgeben. Müßte ein ſeltſamer Kauz ſein, der nach ſeinem Schweſterlein

mit dem Messer wirft, wenn dieser ihn zum ersten Male besucht."

Das Fenster flog auf. Der Sturm wüthete draußen mit aller Macht, aber das Gewölk war ganz und gar verschwunden, und der Mond warf sein volles Licht auf die Erde, so daß man weit und breit um sich schauen konnte.

„Was ist denn da nur so Gefährliches?" rief Larwig lachend. „Kann eine Meile weit schauen und entdecke nichts Schreckbares. Kommt zu mir, Mutterbruder, und überzeugt Euch, daß es mit Euern Gespenstern nichts ist. Gespenster! Das fehlte noch!"

Der Alte hatte sich ermannt und kam an's Fenster, aber nicht, um hinauszuschauen ins Freie, sondern um die Lade wieder zu schließen.

„Was zerrt Ihr mich denn am Arm?" rief Larwig unwillig. „Laßt mich doch einen Augenblick hier stehen! Es sieht gar eigen aus, wie der Sturmwind Alles wild durcheinander zauset, während der Mond darüber wie angenagelt steht, und gleichgiltig darauf hinsieht, als ginge es ihn nichts an. Aber haltet an! Was ist das für ein Ton?"

„Vom Fenster weg, Junge! Es ist das Horn vom Dancwerk, das die Mitternachtsstunde verkündet!"

„Und da iſt auch ſchon ein Spuk!“ rief Larwig erregt, den zitternden Alten von ſich abſchüttelnd.

„Ein Spuk!“

Sörens Peer flog vom Fenſter weg und nach der äußerſten Ecke der Stube:

„Ein Spuk! — Unglückskind, ſchließe die Lade befehle ich Dir noch einmal!“

„Hei! Hei!“ rief Larwig. „Wie es den Erddamm entlang klingt! Es ſtürmt gerade auf das Haus los.“

„Alle guten Geiſter!“ rief der Alte mit bebenden Lippen, und ſank in die Kniee. „Dir drehe ich morgen den Hals um!“

Den Erdwall am Danewerk fliegt ein milchweißes Roß entlang! Der Mond beſcheint es hell und es ſieht aus, als ſei es mit Feuer übergoſſen!“

Der Alte ſtöhnte.

„Hoch auf dem Roß ſitzt eine Frauengeſtalt, ſchwarz angethan, und auf ihrem Haupte blinkt es wie ein goldener Reifen!“

„Das iſt der Danewerks-Spuk!“

„Hu! Wie das Pferd rennt, als ob es von einem Teufel beſeſſen wäre! Unaufhaltſam geht es vorwärts, aber die Geſtalt ſitzt unbeweglich im Sattel.“

„Larwig! Das iſt Dein Tod und meiner! Die alte Königin Thyra hört das Rumoren über ihrem Kopfe, und umreitet auf ihrem Todtenpferde das Danewerk. Sie hat ein glühend Eiſen in der Hand, und ſticht Jedem, der vorwitzig nach ihr ſchielt, damit die Augen aus.“

„Der Meth iſt Euch zu Kopf geſtiegen! Das iſt nun und nimmer ein Geiſt. Ehe ich das glaube, will ich mich davon überzeugen.“

Larwig ſprang durch das Fenſter ins Freie. Der Sturm kehrte mit erneuerter Gewalt zurück, und blies die Lampe aus.

Sörens Peer raffte ſich mühſam vom Boden auf. Als er mit großer Anſtrengung die Lade geſchloſſen, und die Lampe wieder angezündet hatte, ward es draußen laut.

Die Thür flog auf. Herein trat eine hohe, ſtattliche Frau im ſchwarzen Gewande und mit marmorbleicher Stirn, unter deren hohen Brauen ein Paar dunkelglühende Augen hervorblitzten.

Kaum gewahrte der Alte die nächtliche Erſcheinung, als er zu Boden ſtürzte und kläglich wimmerte:

„Erbarme Dich, mächtiger Geiſt! Ich bin ein alter Mann! Erwürge mich nicht!“

„Iſt hier die Wohnung eines Verrückten?“ fragte mit klangvollem Tone die ſchwarze Dame. „He, junger Burſch! Wohin brachtet Ihr mich?“

„Mit Genehm, edle Dame,“ entgegnete Larwig. „Das iſt meiner Mutter Bruder, bei dem ich zu Gaſte bin. Er fürchtet ſich vor Geſpenſtern, und hatte mir eben eine Geſchichte von der alten Königin Ilvira erzählt, die hier herum ſpuken ſoll. In demſelben Augenblicke ſprengtet Ihr den Erdwall entlang.“

„Und hätte ohne Euch wahrſcheinlich den Hals gebrochen! — Steht auf, alter Mann, und ſchämt Euch! Nun, junger Burſch! Ich habe noch den Dank vergeſſen für Eure Hülfe. Bei Gott! Ihr durftet keinen Pulsſchlag ſpäter eintreffen. Wer ſeid ihr?“

„Eines armen, aber ehrlichen Mannes Sohn, der in die Welt gegangen iſt, ſein Glück zu machen.“

„Ihr werdet's finden, wenn Ihr ihm ſo entſchloſſen entgegen geht, wie vorhin mir. Ich kann Euch vielleicht ſuchen helfen, wenn Ihr meinem Rathe folgen wollet.“

„Wenn Ihr mich würdig haltet, Euch zu dienen, edle Herrin, werde ich es mit dem größten Eifer thun.“

„Treue Diener thun mir noth. Ihr habt gut bei mir angefangen, und ich will's mit Euch verſuchen. Sorgt für mein Pferd; es will vorſichtig abgewartet ſein. Und Ihr, Alter, ſucht Euch einen anderen Winkel, um Euch von Eurer Angſt zu erholen. Ich will ungeſtört bleiben. Junger Burſch, Ihr werdet die Thür bewachen."

Die Dame winkte mit der Hand, und beide Männer gingen ſchweigend hinaus.

Mit dem anbrechenden Morgen beruhigte ſich der Sturm. Die Eiderböte zogen langſam über die rollende Fluth hin, auf den Wällen des Danewerk's ward es lebendig von bewaffneten Kriegern und Kärnern. Es regte und bewegte ſich auf Thurm und Mauer und die ſtolze Danebrogsfahne flatterte luſtig im Winde.

Harwig hatte abermals nachgeſehen, ob der Knecht das edle Roß der Dame ſorgſam abgewartet habe. Das ſtolze Thier warf den Kopf in den Nacken, es ſtampfte ungeduldig die Erde und wieherte der aufgehenden Sonne entgegen.

„Wie iſt's Dir gegangen, Harwig?" fragte pfiffig lachend der Alte. „Haſt wohl nicht viel geſchlafen?"

„Nun, Mutterbruder, da seid Ihr ja auch! Ist die Geistersangst vorüber? Ihr habt der vornehmen Dame kein sonderlich Bild von einem alten Reitersmann gegeben."

„Was ist's weiter! Niemand kann für seine Natur, Schwesterlein Larwig. Haben sich zur Nachtzeit meine Sinne verwirrt, so weiß ich sie dafür am Tage leidlich wieder in Ordnung zu bringen. Du hast mir vor drei Stunden den Zaum über den Kopf geworfen, jetzt komme ich an die Reihe. Weißt Du denn schon, wer die Fremde ist?"

„Wie sollt' ich's erfahren? Vielleicht eine vornehme Edeldame, die von ihren Dienern getrennt wurde, als ihr Pferd durchging. Es ist eine tüchtige, resolute Frau, vor der man Respekt haben muß, wenn sie Einen mit den dunkeln Augen anblitzt."

„Du Narr! Hat sich was mit einer Edeldame! Ich wette meinen Kopf darauf, daß es die Königin ist."

„Königin Margarethe?"

„Sie ist es."

„Meint Ihr das wahrhaftig?"

„Du Glückskind hast die Königin davor bewahrt, daß sie nicht den Hals gebrochen hat! Nun kann es Dir nicht mehr fehlen."

„Ich die Königin gerettet?“

„Das haſt Du! Ich ſah es gleich heute früh an der goldenen Krone in der Satteldecke. Was Du jetzt forderſt, iſt Dein. Gieb's nicht zu wohlfeil, Junge!“

„Daran denke ich gar nicht.“

„Sollſt aber daran denken. Sei jetzt, um Gotteswillen, ein kluger Junge, Schweſterſohn Larwig. Es wird Dir nicht zwei Mal im Leben ſo gut geboten. Und da es nun doch ſo weit mit Dir gekommen iſt, daß Du das Glück im Schlafe finden ſollſt, noch ehe Du darnach geſucht haſt, ſo gedenke auch Deines alten Mutterbruders, der ſein Letztes für Dich hergegeben hätte, was nun nicht mehr nöthig iſt.“

„Pfeift Ihr nun aus dem Ton, Sörens Peer! Ihr habt wohl ein ganzes Regiſter von Pfeifen in Eurer Kehle. Aber ſchaut einmal um Euch! Eure Herberge hat Glück! Ihr bekommt ſchon früh Morgens ſtattlichen Beſuch. Leuchtende, rothe Collette und wallende Federbüſche.“

„Das iſt das ganze Gefolge der Königin!“ rief der Alte erregt. „Nun zum letzten Male, Schweſterſohn Larwig, es iſt jetzt Zeit, klug zu ſein. Ich muß nach meiner Herberge ſehen, ſonſt reitet mir

das Volk zu Thür und Thor hinein. He! Holla! Prechta! Heilwig! He!"

Larwig blieb allein zurück. Er sah mit klopfendem Herzen den heransprengenden Dienern entgegen, die, voll Angst um die vermißte Königin, wie ein Sturmwind einherbrausten. Als sie der Herberge sich näherten, eilte er ihnen entgegen und machte Zeichen auf Zeichen.

Die Reiter hielten an:

„Was will der Bauertölpel?"

„Still, Ihr Herren Ritter! Unsere allergnädigste Königin ist in diesem Hause und hat sich meinem Schutze anvertraut. Sie schläft und hat streng verboten, sie in ihrer Ruhe zu stören."

Der Vorderste der Schaar schwang sich aus dem Sattel.

„Ist die Königin hier?"

„Unverletzt und wohl geborgen. Seht Ihr dort die offene Stallthür? Der Knecht will gerade das Roß der Königin zur Tränke führen. Es blieb ganz bei dem Sturze."

„Die Königin ist gestürzt?"

„Ja, edle Herren!" entgegnete Larwig den Rittern, die sich um den Burschen drängten. „Ich hatte

das Glück, das Pferd zum Stehen zu bringen, ehe es zusammenbrach."

„Das hättest Du gethan?"

„Mit Gottes Hülfe und ohne zu wissen, daß es unsere gnädigste Königin war."

„Nun, Ihr Herren!" wandte sich der Führer der Ritterschaar an seine Gefährten, „alle Theilhaber der calmarischen Union sind diesem Bauerburschen da ..."

Er brach ab und wandte sich an Larwig:

„Führe mich sogleich zur Königin!"

„Das darf ich nicht, Herr Ritter! Die Königin hat mir ihre Person anvertraut und befohlen, daß ich sie von Keinem stören lassen solle. Ich will aber vorsichtig an ihrer Thür horchen, ob sie bereits erwacht ist."

Er eilte ins Haus und näherte sich auf den Zehen dem Gemache, worin die Königin herbergte.

Königin Margarethe erschien auf der Schwelle.

„Mein junger Kämmerling! Ich bin mit Deinem ersten Dienst zufrieden, und Du darfst es mir nur sagen, wenn Du Lust hast, mir ferner zu dienen."

„Im Leben und im Tode bin ich der Eurige!"

„Führe mein Pferd vor! Es ist doch unverletzt?"

„Ganz und gar, Frau Königin. Auch sind meh-

rere Ritter und Herren draußen, die voll Ungeduld nach Euch fragten. Ich habe ihnen aber geheißen, mit ihren Pferden fern zu bleiben, damit ſie Eure Morgenruhe nicht ſtörten."

„Wohlgethan!" entgegnete die Königin und trat in den Hof, wo ſie von dem harrenden Gefolge mit lautem Jubel empfangen wurde.

„Schon gut, Ihr Herren! Eure Roſſe haben langſamere Hufe und ſtraften Eure beflügelten Worte Lügen."

„Die Nacht war dunkel, Frau Königin. Euer Renner griff mächtig aus. Plötzlich hatten wir Euch aus dem Geſichte verloren und nur ein ungewiſſer Schimmer wallte vor uns auf der Nebelwand hin und her."

„Recht, Ihr Herren! Ihr erinnert mich, daß wir am Tanewerk hauten. Der ungewiſſe Schimmer war ein Spuk, womit des alten Gorm's Witwe Euch blendete."

„Ew. Majeſtät glauben ..."

„Warum ſoll der däniſche Ritter das bezweifeln, was das Evangelium der däniſchen Bauern iſt? Allnächtlich umreitet die alte Heidenkönigin Thyra den Wall längs der Eider, mit ſchwarzen Gewändern

und auf weißem Roſſe. Was konntet Ihr dafür, daß mich gelüſtete, ein ſchwarzes Gewand anzulegen und ein weißes Pferd zu beſteigen? Die Mitternacht iſt eine böſe Geſellin für einſame Reiter und hat ſchon manchen Kopf in Verwirrung gebracht mit ihren Spukliedern."

„Unſeren Herzen bleibt die Zucht fern, Ew. Majeſtät."

„Ich will nichts Böſes von dem Muthe meines ritterlichen Gefolges glauben, aber trotz ſeines ſtattlichen Geleites hätte ich in Meer und Sumpf verſinken können, wenn nicht der Burſche da mir Hülfe geleiſtet hätte."

„Er war beſtimmt, ohne daß er es wußte, ein großes Geſchick zu lenken."

„So will ich mit vollem Bewußtſein ſein kleines Geſchick lenken. Ritter Knud von Samſöe, leiht mir Euer Schwert! Tritt näher, Burſch! Wie heißt Du?"

„Larwig, allergnädigſte Königin."

„Kniee nieder, Larwig! Nimm dieſen Schlag und ſtehe wieder auf als Larwig Danewerk. Den Namen ſollſt Du führen zum Angedenken, daß Du mir am Danewerk das Leben retteteſt. — Schafft ein Pferd herbei für den Junker! — Er gehört zur Zahl mei-

ner adeligen Leibdiener und Euch, meinem Oberkämmerer, übertrage ich die Sorge für ihn. Zu Pferde, Ihr Herren! Es geht nach Schleswig zu meinem Vetter Geert von Holstein!"

Alle saßen auf und dahin ging es in fliegender Eile das Ufer der Eider entlang.

Der alte Sörens Peer aber sah dem Zuge kopfschüttelnd nach und brummte in den Bart:

„Daß dem Burschen das Glück so unverschämt in den Hals fliegen muß, und ich habe nichts davon. Aber ich bleibe dabei, es war doch ein Spuk, und der Lorenz soll mir tüchtig zinsen."

2. Im schleswiger Schloss.

Die Königin Margarethe saß in dem Schlosse zu Schleswig im einsamen Gemache.

Der Tag dämmerte durch die hohen Bogenfenster; die Kerzen waren tief herabgebrannt.

Vor ihr stand ein Tisch mit Pergamentrollen und anderen Schriften, deren Inhalt ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nahm, daß sie alles Andere darüber vergaß.

Abermals war eine Stunde verstrichen. Eine

Rolle mit drei gewichtigen Siegeln entſank ihrer Hand. Wie aus einem Traum geſchreckt, fuhr ſie auf und blickte verſtört um ſich.

Larwig, in der reichen Tracht eines königlichen Leibdieners gekleidet, ſtand nahe der Thür, eben ſo unbeweglich, als ſeine Herrin, den Blick feſt auf dieſe gerichtet. Als Margarethe ſich bewegte, trat er einen Schritt vor und verneigte ſich tief.

„Was machſt Du hier?“ fragte die Königin haſtig.

„Auf Ew. Majeſtät Befehl warte ich ſeit geſtern Abend.“

„Seit geſtern Abend?“

Sie blickte um ſich, begrüßt von dem erſten Sonnenſtrahl, der in das königliche Gemach drang.

„So iſt denn wieder eine Nacht hin, um . . .“

Sie hielt inne und ſah den Diener freundlich an.

„Du haſt treulich bei mir gewacht! Ich danke Dir!“

„Könnte ich nur mehr für Euch thun!“

„Auch Deine Stunde wird ſchlagen. Rufe mir den Biſchof-Kanzler.“

Larwig Danewerk ging.

Nach einer geraumen Weile trat der Biſchof von Ripen ein. Larwig trat wieder an ſeinen Platz.

„Nun, Herr Bischof! Wie habt Ihr diese Nacht geschlafen?“

„Mit Bekümmerniß vernehme ich, daß Ew. Majestät wieder eine Nacht durchwacht hat. Im Namen der drei Reiche, die ihre Kronen vereinigt auf Euer erhabenes königliches Haupt setzten, flehe ich Euch an um Schonung Eurer theuren Person.“

„Unbesorgt, Herr Bischof. Nachtspuk bringt langes Leben, sagen meine seeländischen Hofherren, seit ich ihnen in eigener Person einen Spuk vormachte.“

„Ich habe das Ereigniß jener Nacht umständlich vernommen, erhabene Königin, und danke Gott aus tiefstem Herzensgrunde, daß er seine allmächtige Hand schirmend über Euch hielt.“

„Zu einer anderen Zeit will ich Euren Worten vom himmlischen Schutz gern vertrauen, Herr Bischof, aber dieses Mal habe ich die irdische Faust meines Retters zu sehr gefühlt, als daß ich Eurer überirdischen Versicherung besondern Glauben schenken könnte — Gebt, Ludwig Tanewert, Euer Dienst ist zu Ende.“

Der Bischof folgte dem Junker mit den Augen:

„Es bekümmert einen frommen Diener der Kirche tief, daß Ew. Majestät solche Gesinnungen in Gegenwart eines Knechtes ausspricht.“

„Ereifert Euch nicht. Ihr wißt, wie ich von solcherlei Dingen denke. An unſere Geſchäfte! Habt Ihr meine letzten Befehle vollzogen?“

„Das täglich ſteigende Bedürfniß zu befriedigen, hält ſchwer. Die Verpfändung Eurer Beſitzungen in Schleswig . . .“

„Troiborg, Lyherred und andere reiche adelige Diſtrikte ſind noch mein.“

„Wohl ſind ſie Euer unbeſtrittenes Eigenthum. Allein, gnädigſte Königin, ſo lange das Herzogthum Schleswig dem Herzoge von Holſtein verpfändet iſt . . .“

„Nicht lange mehr! So wahr ich die Mauern des Danewerk erhöhte und das Weglasthor mit dreifachen Riegeln ſchloß, es ſoll ihm nicht lange mehr gehören.“

„Unterdeſſen gehört es ihm noch, und wer irgend Geld beſitzt, will es nicht an ungewiſſe Erfolge ſetzen. Dennoch iſt es mir gelungen, zwei fromme Klöſter in Jütland zu beſtimmen, ſich dem Willen Ew. Majeſtät zu unterwerfen, und dieſe Schrift enthält den abgeſchloſſenen Pakt.“

„Wahrhaftig, Herr Biſchof! Ihr geiſtlichen Herren verſteht es vortrefflich, Eure irdiſchen Angelegenheiten

zu verwalten. Wer hätte der frommen Einfalt solchen Scharfsinn zugetraut, mitten in Jütland."

„Die Diener der Kirche sammeln dem Herrn. Es steht geschrieben im Evangelisten Lucas im zwanzigsten Kapitel: Gebet Gott, was Gottes ist."

„Wollten wir Könige jedes Mal, wenn unsere Bischöfe diesen Spruch anführen, die milde Hand aufthun, müßten wir bald selbst bei ihnen um Almosen betteln. Ich will mir das fromme Anerbieten noch besser überlegen. Was giebt's Neues im Schlosse?"

„Herzog Geert ist eingeritten und denkt in öffentlicher Audienz Ew. Majestät seine Verehrung darzubringen."

„Das gibt ein neues Zwiegespräch über dänische Ansprüche und holsteinische Unabhängigkeit, und dabei bleibt Alles beim Alten."

„Der edle Ritter Axel Pedersen und der wackere Nerneger, Haken Biörnland, mit besonderen Vollmachten von Stockholm und Christiania eingetroffen, harren ebenfalls im Audienzsaal auf das Erscheinen ihrer gnädigen Königin und haben mich ersucht, diese versiegelten Documente einstweilen in Eure Hände zu geben."

„Ohne Zweifel neue Bedenken der hohen Reichsräthe, neue Beſorgniſſe und Einwendungen des Storthing, aber keine Hülfsmittel, dieſen Krieg zu Ende zu bringen. Bei der Todtengruft zu Roeskilde, ich will dieſen Trotz durch dreifachen Trotz beſiegen und ſollte Erik's Krone ..."

„Um aller Heiligen Willen, nicht weiter, Königin!" unterbrach ſie der Biſchof erſchreckt.

„Ich will die Boten anhören. Aber wenn ſie mir noch einmal hindernd in den Weg treten, ſollen ſie es empfinden, wenn ich ihren widerſpenſtigen Nacken unter meinem Fuße beuge. Ich will ſiegen über dieß Herzogthum, oder nie in geweihter Erde ruhen!"

„Wehe Euch!"

„Entſetzt Euch nicht, Herr Biſchof! Ihr ſollt mich nicht begleiten. Was iſt weiter geſchehen?"

„Ein liebender Vater will ſeine theuren Kinder ſehen; das Herz des alten Geert ſehnt ſich nach den kleinen Prinzen."

„Iſt die junge Brut auch ſchon da?"

„Mein hochwürdiger Bruder, der Biſchof von Osnabrück ..."

„Graf Heinrich von Holſtein?"

„Er iſt, wie meiner gnädigen Königin bekannt der Erzieher der jungen Prinzen und hat ſich beeilt, dem Wunſche ſeines Bruders zu willfahren.“

„Ich freue mich darauf, die lieben Kindlein an meine Bruſt zu drücken. Nicht wahr, Biſchof, es ſind liebe Kinder? Ihr habt ſie doch geſehen?“

„Noch nicht. Mein hochwürdiger Bruder hat nicht für gut befunden, mich den jungen Herrlein vorzuſtellen.“

„Dann wird er dazu ſeinen guten Grund haben. Der Biſchof von Osnabrück iſt ein kluger, gewandter Herr, der nichts ohne beſondere Gründe thut. Ein wahrer Sohn der Kirche. Ihr müßt ſtolz auf einen ſolchen Bruder ſein, mein frommer Beichtiger. Geht nur voran zum Audienzſaal!“

Die Königin blieb allein.

„Heer! Alf und Heinrich! Da ſind drei ſchwarze Steine aus dem Felde zu ſchlagen. Es iſt ein ſchweres Spiel!“

Von fernher tönte das Schmettern der Trompeten, das den Eintritt des Herzogs von Holſtein in den Audienzſaal verkündigte.

„Es gilt!“ rief Margarethe entſchloſſen. „Däne gegen Holſte! Ein Meer gegen den Tropfen! Ein

welkes Blatt im Kampf mit dem entfeſſelten Sturm! Schach und abermals Schach! Ich halte die Parthie!"

Sie entfernte ſich raſch.

Zwei volle Stunden hatte die öffentliche Audienz bereits gewährt. Edelmann und Bürger, Prieſter und Bauer hatten ihr Anliegen vorgebracht und waren kurz und beſtimmt von der Königin beſchieden worden; ſie hatte Recht geſprochen, nach dem Buchſtaben des Geſetzes, ohne Anſehen der Perſon.

Der Herzog Geert, mit dem die Königin bei ihrem Eintritt in den Saal einige flüchtige Worte gewechſelt hatte, ſtand mit übereinander geſchlagenen Armen, den Blick feſt auf Margarethe gerichtet, im Herzen den Muth und die Entſchloſſenheit einer Frau bewundernd, welche die ſchwere Bürde, womit ſie ſelbſt ſich belaſtet, ſo leicht zu tragen ſchien, als ſei die dreifache Krone, die Erik von Pommern nur zum Scheine trug, nichts als ein leichter Hauptſchmuck von Flitter und Flaumfedern.

In einer Fenſterniſche ſaß der Biſchof von Osnabrück, ein ſtattlicher Herr mit einem feinen Geſicht und hellen klugen Augen, die unabläſſig im Saal

hin und verſchwiſten. Er ſchien wenig auf die Königin zu achten, aber wenn ſie irgend einen Kern ausſpruch that oder eine raſche Zornesrede ihrem Munde entſchlüpfte, wandte er ſich angelegentlich an die jungen Prinzen, die ihm zur Rechten und zur Linken ſtanden, als wollte er ihre Aufmerkſamkeit von dem Thun ihrer königlichen Baſe ablenken. Selbſt aber horchte er genau auf Alles, was geſagt wurde, und ſein Intereſſe verdoppelte ſich, als die Königin dem ſchwediſchen Geſandten näher zu treten befahl.

„Ich habe die Briefſchaften durchgeſehen, Herr Arel Pehrſon, die Ihr mir zu überreichen kamt.“

„Mit Bekümmerniß leſe ich in den Blicken unſerer erhabenen Königin, daß meine Sendung nicht mit gnädigen Augen betrachtet wird.“

„Euern hochgelahrten Perrücken in Stockholm muß es bedünken, als ob ihre Köpfe ganz beſonders feſt auf ihren Rümpfen ſäßen, ſie würden ſich ſonſt nicht unterfangen, ſolchergeſtalt mit ihrer Königin zu reden. Was? Beſchwerniſſe über Beſchwerniſſe, Klagen über Klagen, Forderungen über Forderungen! Und kein Wort darüber, daß mein königlicher Befehl eingegangen iſt und ſofort vollzogen ward. Gerade als

hätte ich keinerlei Botschaft an Euch gesendet, und als wäre ich nur dazu da, um jedem Stockholmer Müßiggänger mit eigner königlicher Hand Herrentage zu bereiten. Nehmt Euch in Acht, Ihr Herren am Mälar, Ihr werdet den Danebrog nächstens zwischen Euern Scheeren kreuzen sehen und dann wehe Euch Allen!"

Einen Augenblick lang herrschte Todtenstille im Saal, in Furcht und Erwartung blickte jedes Auge auf die Königin.

Arel Pehrson erbleichte; er faßte sich nur mühsam und sagte mit einem Tone, der ein leises Zittern verrieth:

„Ich bin tief erschüttert von den Vorwürfen, womit die Königin uns überhäuft, da wir sie nicht verdienen, weil wir der beschwornen Union treu anhängen, und ihr jedes Opfer zu bringen bereit sind. Aber unsere, wie wir genau dargethan haben, mißliche Lage..."

„Erst helft mir muthig die allgemeinen Lasten tragen, dann könnt Ihr auch mit Zuversicht eine Abhülfe Eurer besondern Noth erwarten. Jetzt fordere ich Schiffe, Waffen und Geld, weil ich das Alles brauche, für mich und Euch brauche. Laßt Euch Gutes rathen, Ihr Herren, und zögert ferner nicht, sonst

komme ich und hole, was Ihr nicht ſchicken wollt. Bringt dieſen Beſcheid, ſo ſchnell Ihr nur vermögt, nach Stockholm! Ihr ſeid entlaſſen, Axel Oxenſtierna!"

Der ſchwediſche Geſandte trat ab.

„Nun ein Wort mit Euch, Herr Biörnland!" Das Storthing für ſich, ſowie die Bürger der Städte Bergen, Chriſtiania und Drontheim laſſen mich durch Euch ihrer unwandelbaren Treue verſichern."

„Eines Norwegers Wort iſt nicht wie Spreu im Winde. Es iſt ſchwer, uns zu beugen, wenn wir nicht wollen, da wir feſt, wie unſere Felſen am Boden wurzeln. Demnach iſt unſere freiwillige Huldigung doppelt ſo viel werth, Frau Königin."

„Ich habe an Euch dieſelbe Aufforderung ergehen laſſen, wie an Schweden, aber in Euern Vollmachten findet ſich kein Wort darüber, ob Ihr dem Befehl ſofort gehorchen wollt."

„Wozu bedarf's noch der Worte, wenn die That bereits geſchehen iſt? Was Ihr, Frau Königin, verlangtet, hat das Storthing bewilligt. Truppen und Geld ſind zuſammengebracht, ſoviel ſich in der Eile ſchaffen ließ, die Schiffe liegen ſegelklar und warten auf den Befehl zum Ankerlichten. Norwegen mit Dänemark, ſo lange eine Welle an unſern Felſen brandet!"

„Sei bedankt, mein wackeres Norwegen, für Deine unerſchütterliche Treue! Laſſe nie ab von Deinem Bündniſſe mit dem Danebrog, es ſoll Dir geſunde Früchte tragen. Seid an meinem Hofe willkommen, Hakon Biörnland! — Mit Eurer Genehmhaltung, Herzog Geert, nenne ich dieß meinen Hof, trotz Eures Pfandrechts.“

Der Herzog verbeugte ſich ſchweigend und der Biſchof von Osnabrück unterhielt ſich angelegentlich mit den jungen Prinzen.

Das Auge der Königin ruhte einen Augenblick lang voll Unwillens auf die holſteiniſchen Herren, dann erhob ſie ſich:

„Die Audienz iſt geſchloſſen. Was noch zu ſagen wäre, iſt meinem Kanzler mitzutheilen. Herr Herzog von Holſtein, wollt Ihr mir eine Stunde ſchenken? Biſchof von Ripen, geleitet den Herrn Herzog in mein Gemach.“

Die Königin verließ den Thron.

Alles brach auf.

Königin Margarethe und Herzog Geert ſtanden am Schluſſe einer langen und ernſten Unterhaltung.

„Gebt beſseren Anſichten Raum, Herzog!“

„Ich kann nicht, gnädigſte Frau; ich muß die Rechte der mir anvertrauten Länder wahren, und ich werde ſie wahren für mich und meine Söhne So wenig Ihr jemals Holſtein dem däniſchen Reiche einverleiben ſollt, ſo wenig wird Euch dieß mit Schleswig gelingen Ich bin dazu berufen, das deutſche Recht dieſer Länder zu wahren, und ich bin Mann's genug, darüber zu wachen, daß es ihnen nicht verkümmert werde."

„Ihr legt, einer Frau gegenüber, viel Gewicht auf den Mann Aber, Herzog von Holſtein, ich habe dieſe geprieſene Mannheit zu bedenklich wanken ſehen, um mich noch ſonderlich vor ihr zu fürchten."

„Spottet nicht, Margarethe. Wenn ich einen Augenblick ſchwankte, ſo geſchah das in einer unſeligen Stunde, als ich von ſchwerer Krankheit erſtanden, meines Weibes beraubt, meine Kinder in Feindes Gewalt wiſſend, von meinen Verbündeten verlaſſen — genug der unſeligen Erinnerungen! — Ihr habt geſehen, Königin, daß es mir bald gelang, mich völlig zu ermannen, und meine Pfandſchaft auf Schleswig gibt Euch davon den beſten Beweis."

„Ihre dieſer Pfandſchaft," entgegnete die Königin

mit einem ſpöttiſchen Lächeln, „ſeht Ihr doch, daß ich mich ziemlich frei in Euerm Schleswig bewege.“

„Das Gaſtrecht iſt den Deutſchen heilig. Darum hat man Euch, wie ſeltſam auch manchmal Euer Beginnen war, keinen Zwang auferlegt. Aber da Ihr ſelbſt dieſe Nachſicht beſpöttelt, ſo bitte ich Euch, Königin Margarethe, treibt es nicht bis zum Aeußerſten. Die Langmuth der Holſteiner iſt allbekannt, aber wenn ſie einmal aus ihrer Gleichgiltigkeit aufſchrecken, ſind ſie doppelt gefährlich.“

„Ich werde dieſer Gefahr zu trotzen wiſſen, Herr Herzog. Verlaßt Euch darauf. Das Unheil wird über Euch hereinbrechen wie ein Wetterſturm! Ich bin abgehärtet zu Lande und zur See, und ſehe der Zukunft mit Gleichmuth entgegen. Deſto empfindlicher werdet Ihr für Euern Starrſinn beſtraft; das Schwerdt dreier Reiche ſchwebt über Euerm Haupte.“

„Dreier Reiche, Frau Königin?“

„Schweden muß wollen, Norwegen will! Und wenn Beide ſäumen, Dänemark iſt hoffentlich allein ſtark genug, dieſe Herzogthümer unter die Allgewalt ſeines Scepters zu beugen.“

„Wer weiß!“ ſagte der Herzog achſelzuckend, und nahm ſeinen Urlaub.

„Ihr ſprecht vorhin die Abſicht aus, die jungen Prinzen zu empfangen. Sie harren des Befehls ihrer gnädigen Base.“

„Sie mögen eintreten.“

Der Herzog winkte, und auf der Schwelle des Einganges erſchien der Biſchof von Osnabrück, die beiden holſteiniſchen Prinzen an der Hand.

Der Biſchof Kanzler trat zu gleicher Zeit in das Gemach der Königin

Herzog Geert betrachtete die Gruppe flüchtig, aber mit inniger Theilnahme, und entfernte ſich mit einer tiefen Verbeugung gegen die Königin.

„Nur näher, Herr Biſchof von Osnabrück!“ rief Margarethe dem Harrenden zu. „Ich bin begierig, den Erzieher meiner jungen Vettern kennen zu lernen.“

„Königin Margarethe wird dann nur die Bekanntſchaft eines einfachen, ſchlichten Mannes machen.“

Der Biſchof von Ripen entgegnete raſch

„Meine allergnädigſte Herrin empfängt gleich einen ſchlagenden Beweis von der demüthigen Beſcheidenheit meines hochwürdigen Bruders.“

„Bruder von Kirchenwegen, Herr Biſchof von Ripen!“ ſagte kalt Graf Heinrich, indem er die

jungen Prinzen der Königin zuführte, welche ihnen die Hand zum Kuſſe darreichte.

Der Biſchof-Kanzler entfärbte ſich bei dieſen Worten, wodurch der Holſteiner jede Gemeinſchaft mit einem Manne zurückwies, der, wie allmänniglich bekannt, von dunkler Herkunft, zu dieſer hohen Kirchenwürde auf nicht gar würdigem Wege emporgeſtiegen war.

„Seid mir an meinem Hofe willkommen, Ihr jungen Herrlein," ſagte die Königin.

„Dank Euer Majeſtät und allergnädigſte Baſe!" entgegnete mit zitternder Stimme Prinz Heinrich, die Hand der Königin ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen drückend. „Ich bin Ew. Majeſtät bereitwilligſter Diener."

„Du biſt ja ſchon ein ganzer Hofmann geworden, junger Vetter," entgegnete die Königin. „Iſt dieß das Werk Eurer Erziehung, mein prieſterlicher Vetter?"

„Mit nichten. Ich laſſe die jungen Gemüther ſich ſelbſt entwickeln, und bemühe mich nicht, ihnen Anleitung zu geben, wie ſie ſprechen ſollen, mit oder gegen ihre Ueberzeugung. Der Herr Biſchof von Riepen, der ſich vorhin eifrigſt mit dem Prinzen Heinrich beſchäftigt hat, wird mir das bezeugen können."

Der Bischof von Riexen, der nicht ohne Einfluß auf die Aeußerung des jungen Prinzen war, entfärbte sich abermals.

Die Königin schien nicht darauf zu achten, sondern wandte sich an den Prinzen Alf:

„Nun, kleiner Vetter, hast Du keinen Dank für den Willkomm, den ich Dir zugerufen?"

„Base Königin!" sagte rasch der Knabe. „Warum heißest Du uns in dem Schlosse des Vaters willkommen?"

„Was sagst Du, junger Uebermuth?" fuhr Königin Margarethe auf.

„Entsetzlich!" rief der Bischof-Kanzler, sich bekreuzend. „Wie heißt der Teufel, der sich heraus der Gemather der Kinder bemachtigt?"

„Heistenteufel!" flüsterte der Graf dem Kanzler zu. „Er treibt oft seltsamen Spuk."

Der junge Prinz Heinrich hob seine Hände bittend zu der Königin empor:

„Allergnadigste Base und Majestät verzeihe meinem Bruder seinen Unbedacht, er meint es nicht böse. Dieß Schloß ist Euer, und Alle, die drinnen wohnen, sind Euch in Unterthänigkeit eigen."

„Ich nicht!" rief Prinz Alf.

„Welche Kühnheit!“ zürnte die Königin, ſich erſtaunt zu ihrem Kanzler wendend, während Prinz Heinrich den jüngeren Bruder zu beſänftigen ſtrebte.

Der Biſchof von Osnabrück legte ſeine Hand auf den Lockenkopf des Knaben, und ſagte gutmüthig verweiſend:

„Prinz! Was iſt das für ein unritterliches Benehmen, einer Dame gegenüber? Hat man Euch nicht gelehrt, daß ein ächter Ritter Gott und ſeine Dame ſtets vor Augen haben und im Herzen tragen ſoll?“

Prinz Alf ſah die Königin an, und ſagte raſch hingeworfen:

„Verzeiht mir, Baſe-Königin! Ich will gern des Befehls einer ſo hohen Dame gewärtig ſein, wenn ich ein Ritter geworden bin, aber Holſteiner muß ich bleiben.“

„Ihr habt den Knaben verderbt, Herr Biſchof von Osnabrück!“ rief Margarethe zornig.

„Mit nichten, allergnädigſte Herrin,“ entgegnete jener. „Ich ſagte Euch ſchon vorhin, daß ich die Sinnesart meiner kleinen Vettern ſich ungeſtört entwickeln laſſe, daß ich ihnen keine Anweiſung ertheile, was ſie unter dieſen oder jenen Umſtänden ſprechen ſollen. Aus Kindern, nach ſolchem Grundſatze erzogen,

werden nur verſchloſſene Heuchler und Achſelträger linier Heinrich wird nach ſeiner dargelegten Sinnesart vielleicht einmal ein großer Staatsmann, der die verworrenſten Fäden auseinanderbringt und in ein kunſtreiches Gewinnſt verwandelt; der Alf aber wird ein gerader, holſteiniſcher Ritter werden, der auf ſeinem Schloſſe heimiet, und in alle Wege ſeine Schuldigkeit zu thun wiſſen wird. Ich wurde untröſtlich ſein, wenn Königin Margarethe auf meinen kleinen Zögling, um ſeiner Verbrechen willen, einen Groll werfen ſollte. Je rauher die Schale iſt, deſto trefflicher iſt der Kern, und Alf von Holſtein kann noch einmal ein ſtarker, willkommener Freund der Königin von Dänemark werden."

„Ich lege keinen Werth auf das Geſchwätz eines Kindes, und bewundere nur die Langmuth des Lehrers, der ſeinem Zögling ſolche Unarten ungeſtraft hingehen läßt'" ſagte die Königin mit einem Zornesblick auf ihren biſchöflichen Vetter.

Der Biſchof von Ripen hatte ſich während dieſes Zwiegeſpräches eifrig mit den Aelteſten der beiden Prinzen unterhalten, und dieſer wandte ſich jetzt raſch zur Königin Margarethe.

„Verzeihe Ew. Majeſtät meinem Bruder ſeine

ſtrafbare Uebereilung. Er iſt noch zu klein, um die Größe ſeines Fehlers einzuſehen. Ich aber könnte niemals dergleichen begehen."

„Und warum nicht, kleiner Vetter?"

„Weil ich ſehe, wie Ew. Majeſtät ſo hochgebietend vor mir ſteht, und dieß Alles aus meiner gnädigſten Königin ſelbſt kommt, wie etwas von Gott Hervorgerufenes, das Euch umgibt, wenn Ihr auch alles irdiſchen Schmuckes bar ſeid."

„Ueberaus gut geſagt, mein frommer Herr Kanzler!" murmelte der Biſchof von Osnabruck vor ſich hin.

„Deine Aeußerungen, kleiner Vetter," ſagte die Königin mit mehr Wohlwollen, als ſie bisher in ihren Ton gelegt hatte, „erinnern mich daran, was ich Dir und Deinem ſtörriſchen Bruder als eine freundliche Gabe zum Willkomm zugedacht habe. Tretet näher, Prinzen! — darf ich Euch bemühen, Herr Kanzler?"

Der Kanzler nahm von einem Tabouret ein Sammetkiſſen, worauf zwei goldne Ehrenkettlein befindlich, an denen das reichgeſchmückte Wappen des Danebrog hing.

Die Königin nahm eine der Ketten, und winkte dem Prinzen Heinrich. Dieſer kniete vor ſeiner Baſe nieder, und ließ ſich den Ehrenſchmuck umhängen.

„Nimm das von einer Fürstin und Verwandtin, die es als Ehrengabe für Dich bestimmt hat, junger Ritter, und möchtest Du die Ehre des Tancbred nicht nur auf dem Herzen tragen, sondern auch im Tiefinnersten denselben bewahren.“

„Ew. Majestät Geschenk ist mir über Alles werth,“ entgegnete Prinz Heinrich sich erhebend, „und ich werde mich stets in Liebe und Ehrfurcht meiner gnädigsten Königin erinnern, wenn ich mich damit schmücke.“

Königin Margarethe nahm die zweite Kette und winkte dem Prinzen Ali:

„Nun ein Wort zu Euch, junger Ritter!“

„Dankbare Ketten trage ich nicht!“ entgegnete dieser, sich abwendend.

„Das ist zuviel!“ rief die Königin mit zornsprühenden Augen. „Bischof von Osnabrück, habt Ihr keine Ruthe für diesen Knaben-Uebermuth?“

Der Bischof warf einen mißbilligenden Blick auf den Prinzen Ali, hob die Kette, die der Königin entfallen war, vom Boden auf, und sagte dann in seiner ruhigen Weise:

„Ihre Majestät hat großes Recht, solchem Liebe dachte zu zürnen, und ich werde Ali darum zu bestrafen

wiſſen. Geſtattet mir, erhabene Königin, daß ich dieſen Ehrenſchmuck mit mir nehmen darf, deſſen unſer Vetter in dieſem Augenblicke unwürdig iſt. Ich will ihn treulich aufbewahren, und erſt an dem Tage, da er ſichtbare Beweiſe ſeiner Beſſerung gegeben, ſoll er ihn, in Euerm Namen, aus meiner Hand empfangen."

„Ihr ſeid entlaſſen, Biſchof! Ihr und die Prinzen!"

„Möge Königin Margarethe dem Unmuthe nicht Raum geben, der in der Unart eines Knaben etwas Anderes ſucht, als die Unart eines Knaben. Ich darf verſichern, gnädigſte Königin, daß kein holſteiniſcher Edelmann lebt, der nicht den hohen Sinn und die Kühnheit bewundert, womit Ihr die Verhältniſſe bezwingt, und aus jedem Kampfe als Siegerin hervorgeht. Solche Nachbarn liebt der Holſteiner, er wird ſich mit treuer Freundſchaft ihnen anſchließen, und mit Gut und Blut ihnen beiſpringen, ſo oft es vonnöthen. Das iſt Wahrheit, Königin, bekräftigt durch den lauten Schlag eines redlichen Herzens. Aber nur Nachbarn, Margarethe! Es liegt in Eurer Hand, unſer Aller Geſchick friedlich zu ordnen und eine nie gekannte Zeit des Glückes über unſere Lande heraufzuführen."

Er verneigte ſich tief vor der Königin, nahm die Prinzen bei der Hand, und entfernte ſich.

Margarethe hatte ſich nur mühſam von ihrem Staunen erholt.

„Biſchof! Habt Ihr das vernommen?“

„Entſetzlich unter allen Umſtänden!“ rief mit ſalbungsreichem Tone der Kanzler. „Dreifach entſetzlich aber, wenn ſolches aus dem Munde eines Dieners der Kirche geht, der ſein heiliges Amt dazu miß-braucht, ſolche gefährliche Geſinnungen in die Gemüther unreifer Knaben zu ſenken, damit ſie gleich der Saat des Teufels dort aufgehen und fortwuchern.“

„Bemerktet Ihr das marmorglatte Antlitz dieſes Mannes, das mit keinem Zuge ſeine Bewegung verrieth?“

„Dieſer Graf Heinrich iſt ein gefährlicher Mann.“

„Ich achte ihn nicht. Wer ſich allzuklug dünkt, fängt ſich oft in der eigenen Schlinge, und das wird auch mit dieſem Prieſter der Fall ſein. Und dieſer Alf?“

„Eine kleine Schlange, gnädigſte Königin!“

„Die den Keim zu einem Lindwurm in ſich trägt. Ich will nach einem St. Georg ſuchen, der uns von dieſem Drachen befreit, und will er ſeine goldene

Kette tragen, ſo wollen wir ihm eine aus daniſchem Eiſen ſchmieden. Geht, Herr Kanzler, und ſendet mir den Junker Larwig Danewerk.“

Die Königin warf ſich auf ihr Ruhebett.

3. Der Stördamm.

Einige Bewohner der Itzehoer Altſtadt ſtanden auf einem Haufen beiſammen.

Andere ſtrömten aus den nahen Straßen herzu. Es ward eine ſtattliche Menge daraus.

„Halloh, Ihr da! Wo kommt Ihr her?“

„Vom Rathhauſe.“

„Und was habt Ihr da gehört? Sind die weiſen Herren mit ihren Berathſchlagungen bald am Ende?“

„Es wird uns nachgerade die Zeit lang.“

„Auf dem Rathhauſe iſt Keiner vom Rathe. Die Thüren ſind verſchloſſen und der Thorwärter macht'n Schläfchen.“

„Was? Der Bürgermeiſter nicht da?- Und kein Rathmann?“

„Keine Seele!“

„Und auch nicht der Probſt des hochwürdigen Kloſters zu unſerer lieben Frauen?“

„Eben ſo wenig.“

„Und wir ſtehen hier in unſerer Gutmüthigkeit...“

„Ja, Nachbar! Eigentlich könnten wir in unſeren Werkſtätten viel bequemer ſitzen.“

„Das verſteht Ihr nicht. Wir verlangen vom Rathe endlich Erleichterung von all' dem Jammer, den wir ſeit langer Zeit erduldet.“

„Nun, nun, Meiſter Amthor, mit den Leiden, die Ihr erduldet habt, iſt es nicht weit her geweſen, nach Eurem geſegneten Bauche zu urtheilen.“

„Was kümmert Euch mein Bauch, Ihr dürres Webeſchiff, das Ihr ſeid...“

„Ein Späßchen, lieber Meiſter! Wer wird's übel nehmen!“

„Bleibt mir damit vom Leibe! Ein dicker Bauch iſt eine Plage vom Herrn, ſo gut als Hagelſchlag, Raupenfraß und Wolkenbruch. Die Dänen liegen vor der Stadt und halten uns eng umlagert, die ſchwarze Margarethe hauſet in allen holſtiſchen Landen wie ein wahrer Teufel!“

„Und beſonders unſerer Stadt Itzehoe hat ſie den Untergang geſchworen, weil wir ein loſes Maul gehabt haben ſollen.“

„Wir? Kurios!“

„Davon weiß ich nichts. Ich bin keine Plaudertasche.“

„Und ich auch nicht. Was hatte ich von dem Weibsbild zu ſagen gewußt, und was ging ſie mich auch an!“

„Das loſe Maul iſt nun aber doch einmal da geweſen und ſo viel ich weiß, müßt Ihr's auf dem Rathhauſe ſuchen. Aber es ſoll anders werden in Itzehoe, ſo wahr die Stör hier an unſeren Dämmen vorüberfließt.“

„So lange ſie fließt, ja!“

„Was meint Ihr mit: ſo lange? He?“

„Weiß ſelbſt nicht, wie mir das Wort ins Maul kam, Nachbarn, aber ich dachte mir plötzlich, wie es ſein müßte, wenn die Stör allmählich ausbliebe; oder ſie rennte, wie immer, toll an uns vorüber, und könnte dann unten nicht weiter und käme zurück, höher und höher ſteigend, ſo daß wir Alle elendiglich erſaufen müßten, wie das Vieh im Außendeich bei Sturmfluth.“

„Daß Euch's Maul zuwuchſe! Haben wir nicht ſchon Unheil genug, daß wir uns noch mit ſolchen dummen Gedanken quälen ſollen. Geht mir aus dem Wege, oder ...“

„Ruhe' Ihr Leute' Seid Ihr bei Troſte' Draußen der Feind und hier drinnen Hader."

„Da kommt der Schneider Jebſen gelaufen' Hat der Beine'"

„Jebſen' Was bringt Ihr?"

„Er iſt da'"

„Wer?"

„Der Kundſchafter, den unſer Rath ins däniſche Lager geſendet Wißt Ihr, wie er's angefangen zurückzukommen?"

„Iſt er durch die Luft geflogen?"

„Im Gegentheil. Er iſt mit der Fluth die Stör heraufgetrieben'"

„Hier bei uns vorbei? Und wir haben nichts gehört?"

„Das macht, Eure Augen tragen nicht über Euren Bauch hinaus."

„Fangt Ihr ſchon wieder an'"

„Schweigt doch' Meiſter Jebſen, was brachte der Bote?"

„Neuigkeiten vollauf! Die ſchwarze Grete iſt raſend Der hochwürdige Biſchof von Osnabrück iſt mit den beiden holſteiniſchen Prinzen auf und davon. Sie hat ſie nicht in ihre Hände bekommen, und das

iſt gut, denn ſonſt hätte ſie die armen Dinger nach Dänemark geſchleppt.“

„Es lebe der Biſchof von Osnabruck!“

„Unſer wackerer Graf Heinrich!“

„Die Unſrigen ſind geſchlagen worden und der Herzog Geert ſieht ſich nach neuen Streitern um, da mit den alten nichts mehr anzufangen iſt.“

„Das taugt nicht! Das taugt nicht! Warum hat ſich der Herzog nicht beſſer vorgeſehen? Sollen wir nun die Folgen ſeiner Einfalt tragen?“

„Plagt Euch der Teufel, daß Ihr unſeren Herzog ſchimpfirt, Ihr ungeſchlachter Zimmermann? So ein Herr iſt kein plump behauener Tragebalken.“

„Erſt recht iſt er ein Tragebalken, der uns und alle Welt tragen, aber nicht zuſammenbrechen, und uns in den Dreck fallen laſſen ſoll. Was habt Ihr weiter gehört, Jebſen?“

„Ich? Nichts. Aber meiner Schweſterſohn, der gelehrte Candidatus Alcidius Jebſen!“

„Was ſoll's mit dem Hans-Narren!“

„Er will's gehört haben, als er vom Bürgermeiſter kam, — er geht dort aus und ein, Ihr Herren! — daß der Rath zu beſchließen willens iſt, um nur von den Plackereien loszukommen, die Stadt auf

billige Bedingungen zu übergeben. Es heißt, dem Rathe werde von den Kloſterleuten ſo hart zugeſetzt.“

„Den Teufel ſoll er!“

„Wir leiden zwar Noth und leben in der Trübſal, aber das muß noch zehnfach ärger kommen, ehe wir uns däniſch machen laſſen.“

„Da kommt ja mein gelehrter Vetter des Weges daher! Nun könnt Ihr ihn ſelbſt fragen.“

„Das wollen wir! He! Hollah!“

„Herr Candidat Jebſen! Hierher, wenn's beliebt!“

„Was wollt Ihr, werthe Herren? Ihr ſtört mich ſehr zur Unzeit. Bin gerade mit wichtigen Dingen beſchäftigt.“

„Vielleicht gar mit im Complott wegen Uebergabe der Stadt?“

„Ja dieſe Stadt, ſowie auch deren Gebiet hat mir ſchon manches Kopfbrechen verurſacht. Jetzt habe ich entdeckt —“

„Da haben wir's! Er hat etwas entdeckt!“

„Gewiß ein däniſches Complott! Reden!“

„Euch iſt nicht unbekannt, werthe Herren, wie man gemeiniglich glaubt, es habe Kaiſer Karolus der Große im Jahre achthundert und neun nach Chriſti Geburt —“

„Das iſt lange her!“

„Und geht uns nichts an.“

„... ſich in hieſiger Gegend aufgehalten. Ich habe aber Grund zu glauben, daß dieß im Jahre achthundert und elf oder vielmehr im Herbſte achthundert und zwölf geſchah. Genug, damals wurde unſere Stadt durch den Grafen Egbert erbaut, welcher mit dieſem Geſchäft vom Kaiſer beſonders betraut war.“

„Weg mit dem Kaiſer Karl! Sprecht von den Beſchlüſſen des Rathes, oder ſchweigt ganz und gar ſtill.“

„Hört doch nur weiter: Nun liegt bei unſerer Stadt eine Höhe, darauf baute der Graf eine Burg und hieß dieſelbe Eſſeshöhe. Darum ſchließe ich nun mit vollem Grunde, daß dieß der wahre Name der Stadt ſei.“

Meiſter Jebſen ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen:

„Was der Junge nicht Alles weiß!“

„Alſo Eſſeshöhe oder Eſſeshoe! Woraus dann nach und nach durch eine nie genug zu tadelnde verkehrte Ausſprache Etzehoe oder Itzehoe entſtanden iſt ...“

„Und nun? Und nun?“

„Nun iſt es vollſtändig erwieſen, wie unſere Stadt wahrhaft gebeißen hat und noch heißen muß!"

„Verdammt ſei das Gewäſch! Wir wollen uns die Antwort holen, wo ſie am eheſten zu finden iſt! Vorwärts zum Burgermeiſter!"

„Vorwärts! Vorwärts!"

Der Haufen ſtürmte fort.

Der Burgermeiſter der alten holſtiſchen Stadt Itzehoe ſaß im ernſten Geſpräch mit dem Probſte des ehrwürdigen Kloſters unſerer lieben Frauen.

„Ich bitte Euch, geſtrenger Herr, gebt nach! Unſere fromme Frau Aebtiſſin beſchwört Euch, nicht länger der großen Uebermacht zu trotzen, ſondern Euer Geſchick in die Hand der Königin von Dänemark niederzulegen. Ueber kurz oder lang müſſen wir doch die Thore öffnen, und dann wird ſie uns unſeren Trotz gehnfach büßen laſſen."

„Vergebens wiederholt Ihr mir ſolcherlei Vorſchläge! Ihr ſollet mir mein ſchweres Amt, in dieſer Kriegeszeit die Stadt zu regieren, durch Euer Anſinnen nicht erſchweren. Noch iſt keine Noth vorhanden und unſer Häuflein iſt klein, aber muthig und ſtark."

„Die frommen Schweſtern faſten und beten; es ſind ſchuldloſe Lämmer der Heerde Chriſti und meinem Schutze anvertraut. Erbarmt Euch der hülfloſen Unſchuld.“

„Und hat die Stadt keine Waiſen, keine Jungfrauen, Witwen und Greiſe zu ſchützen? Die Zahl Derer, die ich zu ſchirmen verpflichtet bin, iſt vierzigfach größer, und ſo lange ich dieſe nicht gefährdet glaube, könnt Ihr auch der Euren wegen außer Sorgen ſein. Mir iſt ſichere Kundſchaft geworden, daß man im Bremiſchen und da herum aufs Neue für den Herzog von Holſtein wirbt, und da wir treu bei ihm aushalten, dürfen wir auch baldigſt auf Entſatz hoffen. Der edle Herr hat uns bisher nie vergeſſen, warum wollten wir ihn jetzt ſolcher Felonie beſchuldigen?“

„Ihr ſeid ein gar beſonderer Freund des Herzogs; es müſſen Euch ganz eigene Verhältniſſe an ihn binden. Da wird es denn allerdings begreiflich, daß Ihr mit ſolchem Eifer für das Gelingen ſeiner Sache ſtrebt.“

„Ich bin ein Holſteiner mit Leib und Seele, aber nichts weiter. — Dieſe däniſche Königin, die mit Feuer und Schwerdt in unſerem unglücklichen Lande

watket, ſoll keinen Fuß in unſere Stadt ſetzen, ſo lange noch ein Blutstropfen durch meine Adern rinnt. Das iſt Alles, was ich Euch zu ſagen habe, und noch ſagen werde, wenn bereits das letzte Weizenkorn verzehrt iſt."

Der Stadthauptmann trat, völlig gewappnet, ein.

„Gott zum Gruß, edle Herren! Es wird heute ein warmer Tag."

„Was gibt's, Herr Hauptmann? Hat ſich irgend etwas zugetragen?"

„Es trägt ſich noch immerfort etwas zu, geſtrenger Herr! Die Dänen haben es wieder auf einen Sturm abgeſehen, der jeden Augenblick beginnen kann. Ich habe Alles vorbereitet, um den Angriff abzuſchlagen, und werde getreſt an die Arbeit gehen, wenn es Zeit iſt."

„Ihr ſollt nicht allein bleiben, mein wackerer Hauptmann!"

„Ich kam nur hierher, um Euch das zu ſagen, und muß jetzt gleich wieder auf meinen Poſten zurück. Es wird heute ärger werden, als ſonſt, denn ſie treiben, wie ich vom öſtlichen Wachtthurm aus bemerkte, ein tolles Weſen mit Sturmböcken, Leitern und Steinſchleudern."

„Geht, Hauptmann, wohin die Pflicht Euch ruft. Ich folge Euch sogleich und will treu an Eurer Seite ausharren.“

Der Hauptmann ging.

„Nun, Herr Probst, kehrt ins Kloster zurück. Tröstet die frommen Frauen und sprecht ihnen Muth ein, so gut Ihr könnt. Wenn wir nur Alle selbst redlich wollen, werden wir diesen Kampf mit Ehren bestehen.“

Ein Diener trat ein:

„Euer Gestrengen! Eine große Anzahl Bürger hat sich vor der Thür gesammelt und verlangt dringend mit Euch zu sprechen.“

„Ich werde kommen. — Entschuldigt mich, werther Herr, aber meine Pflicht ruft.“

Der Probst des Klosters brach auf:

„Mit schwerem Herzen kehre ich heim, dieweil Ihr meine Bitten zurückgewiesen, aber mein Gewissen ist beruhigt, denn ich habe meine Schuldigkeit gethan. Thut nun, was Ihr thun zu müssen glaubt, ich wälze alle Verantwortung auf Euch und waſche meine Hände.“

„Auf mich die Verantwortung!“

Der Probst ging achselzuckend hinaus. Der Bürgermeister begab sich hinab zu den Bürgern:

„Was verlangt Ihr?“

„Verzeiht, Euer Geſtrengen! Da iſt uns ein Gerücht zu Ohren gekommen, ein ärgerliches Gerücht . . .“

„Wir mögen's aber nicht glauben.“

„Weil's reſpectirlich iſt für rechtliche Leute.“

„Darum kommen wir zu Euch . . .“

„Damit Ihr uns ſagen ſollt . . .“

„Kurz, Ihr Leute, kurz! Was habt Ihr gehört?“

„Da ſind Einige, die ſagen, Ihr hättet beſchloſſen, die Stadt den Dänen zu übergeben und vom Herzoge abzufallen. Wir glauben's nicht, aber die Lügner ſollen zu Schanden werden, darum fragen wir Euch, ob es Eure Abſicht iſt, uns an Dänemark zu verkaufen?“

„Schande über Den, der ſolche Lügen verbreitet! Ich habe noch eben dem Probſt unſeres Kloſters das Gelöbniß abgelegt, daß ich eher ſterben, als die Stadt übergeben will.“

„So iſt's recht! Wir wollen den unverſchämten Lügnern ſchon das Maul ſtopfen. Es lebe der wackere Burgermeiſter von Itzehoe!“

„Er lebe!“

„Das habe ich gelobt und wollt Ihr ſehen, wie ich Wort halte, ſo folgt mir zum Wall!“

„Zum Wall! Zum Wall!“

Und Alle ſtürmten fort, dem Walle zu, gegen den die Dänen mit ihren Streitmaſſen heranzogen.

Die Königin Margarethe war im Lager erſchienen. Finſterer Unmuth thronte auf ihrer Stirn, ſie preßte die Lippen zuſammen, und zog ſich in ihr Zelt zurück.

Junker Larwig Danewerk hielt mit gezogenem Schwerdte Wache vor demſelben.

Ein alter Kerl ſchlich heran. Er war in einen Mantel gehüllt.

„Mit Gunſt, Herr Junker!“

„Fort! Was unterſteht Ihr Euch? Hier iſt das Zelt der Königin.“

„Weiß wohl! Gott erhalte ſie! Ich will nichts von ihr, ſondern von Euch.“

Der Alte ſchlug den Mantel zurück.

„Wie? Ihr ſeid's, Mutterbruder?“

„Kannteſt mich wohl erſt nicht? Deine Augen ſind etwas trübe. Das macht das hochadelige Blut, das jetzt in Deinen Adern fließt. Puh! Biſt ein feines Herrlein geworden. Nun, rücke heraus! Ich

denke doch, Du biſt 'n Chriſt geblieben, und gedenkſt in Liebe Deiner armen Verwandten."

„Ich habe es Euch ſchon oft genug bewieſen."

„Ihr wißt, daß ich das Meinige habe verlaufen müſſen, weil die trunknen Reiter mich rein ausplünderten."

„Ihr werdet ſie vorher mit den Würfeln ausgeplundert haben."

„Jetzt bin ich bettelarm! Nun, Schweſterſohn?"

„Kommt zur gelegeneren Zeit und an einen gelegeneren Ort! Ihr habt mich ſchon um meine ganze Baarſchaft gebracht. Wo ließt Ihr's?"

Der Alte blies durch die Finger:

„Fort, mein Junge! Alles fort! Und nun ſoll ich ſelbſt auch hier fort."

„Ihr mußt' Seht Ihr nicht, daß ich Wacht halte vor dem Zelte der Königin?"

„Sehe es, mein ſchmucker Junker, ſehe es!"

„So ſcheert Euch fort ins Teufels Namen, und ſucht mich in den Abendſtunden wieder auf."

Der Alte ſchlich brummend beiſeite:

„Satan! Wirft mir nicht 'nen Thaler zu, und habe ſeit geſtern nichts zwiſchen den Fingern bekommen. Nun ich gedenke es ihm!"

Ritter Knud von Samsöe ging auf das Zelt der Königin zu. Der Junker vertrat ihm den Weg:

„Mit Gunst, Herr Ritter: man tritt hier nicht ein.“

„Da haben wir unsern Junkherrn von Danewerk! Also Euch ist, wie es scheint, die Bewachung der allerhöchsten Person ausschließlich anvertraut? Verzeiht, daß ich das bisher aus der Acht ließ, und mich nicht ernstlicher um Eure Gunst bemühte.“

„Ihr thut mir weh, Herr Ritter. Leicht ist es, eines jungen Mannes spotten, der noch nichts gethan hat und nur der Gnade verdankt, was eine Belohnung des Verdienstes sein sollte.“

„Seid kein Narr, Junker Danewerk! Beim heiligen Kanut, Ihr führt einen stolzen Namen! Wer wird einen Scherz übel deuten? Ist der Eintritt in Wahrheit verboten?“

„Für Alle ohne Ausnahme: selbst für den hochwürdigen Herrn Bischof, der, wie Ihr seht, fast athemlos die Zeltreihe heraufkommt.“

„So will ich mich gemeinsam mit dem frommen Herrn trösten und mir von ihm Unterricht in der christlichen Geduld geben lassen. Gott zum Gruß, Herr Bischof! Der Eingang in das Paradies ist

uns verſchloſſen: Sanct Petrus ſteht mit gezogenem Schwerdte davor."

„Ich komme aber als Kanzler..."

Junker Larwig zuckte die Achſeln.

„Gebt Euch, Biſchof!" rief lachend der Ritter. „Wir müſſen unſer Fleiſch kreuzigen, und unſere Botſchaft einſtweilen für uns behalten. Die Königin ſpricht Niemand."

Der Mann des Wortes und der Mann des Schwerdtes gingen Arm in Arm auf und ab, ſich lebhaft zuſammen unterhaltend.

Die Königin hatte lange Zeit damit hingebracht, den Inhalt einer ihr geheimnißvoll zugegangenen Pergamentrolle zu entziffern. Sie ſchien dieß Geſchäft jetzt geendigt zu haben, und zog die Schelle.

Ihr Kammerling trat ein.

„Wer wartet draußen?"

„Der Herr Biſchof-Kanzler und Ritter Knud von Samſöe."

„Sollen ſich gedulden. Sonſt Niemand?"

„Ein kleines unſcheinbares Männchen ſchleicht draußen herum. Er ward angehalten und behauptet,

er müſſe ſogleich die Königin von Dänemark ſprechen. Als Zeichen der Wahrhaftigkeit ſeiner Sendung ließ er ſagen ... aber es iſt allzu lächerlich."

„Heraus mit der Lächerlichkeit!"

„Wenn Lämmer Roſen pflanzen, werden die Haſen tanzen!"

„Herein mit dem Manne!" rief Margarethe erregt. „Schnell! Schnell!"

Der Kämmerling entfernte ſich mit ſtummem Staunen.

„Endlich! Endlich! — Nun werde ich dieſe Schrift verſtehen lernen! — Da ſind ſie ſchon! — Zurück, Junker! — Tretet näher, Fremdling, tretet näher!"

Ein kleiner hagerer Mann, einfach ſchwarz gekleidet, verneigte ſich vor der Königin. Sparſames Haar deckte ſeinen Scheitel, aus ſeinen Augen blitzten Verſchlagenheit und Tücke hervor.

„Seid Ihr's, durch den ich dieſe geheimnißreiche Schrift des weiſen Fredericus Grland erhielt?"

„Ja, Frau Königin."

„Er rühmt Euch in dem Begleitſchreiben als ſeinen treueſten und fleißigſten Schüler."

„Mein hoher Meiſter demüthigt mich durch dieß

unverdiente Lob. Ich ſtrebe eifrig darnach, ihm ähnlich zu werden, aber mein Streben iſt Stückwerk."

„Der greiſe Fredericus Erland hat mich erzogen. Was ich weiß, verdanke ich ihm. Wenn mir der Rath eines Weiſen fehlte, wandte ich mich an ihn und fand, was ich brauchte. Auch jetzt that ich es, aber er lehnte es ab."

„Mein hochverehrter Meiſter iſt ſchwach und krank. Die Fragen, die Ihr ihm vorlegtet, waren nicht leicht zu beantworten, ſie erforderten eine ſcharfe Anſtrengung des Geiſtes; der ſeinige ſehnte ſich nach Ruhe. Seine Jünger und Schüler ſind ſtets bereit, ihn nach Kräften zu vertreten, und mir ward das hohe Ehrenamt übertragen, dießmal der vertraute Rathgeber unſerer erhabenen Königin zu ſein."

„Die treue Dienſte zu belohnen weiß."

„Mein Lohn wird Eure Zufriedenheit ſein. Ich habe Euch bereits eine Pergamentrolle behändigen laſſen. . ."

„Da liegt ſie. Linien und Charaktere kreuzen ſich, und verſchlingen ſich ineinander; einzelne Worte ſtehen abgeriſſen durcheinander. Es iſt ein wirres Räthſel, das ich nicht zu löſen vermag."

„Mein Weg führte mich mitten durch die zerſtreut

umherirrenden Feinde; ich konnte angefallen und beraubt werden. Darum blieb mir nur das Mittel übrig, meine klare Wiſſenſchaft mit dem Schleier des Geheimniſſes zu umhüllen. Jetzt, in voller Sicherheit, Euch, erhabene Frau, gegenüber, will ich ihn heben. Euch trotzt dieſe Holſtenſtadt?"

„Mich empört's, daß ſie ſo lange widerſtanden."

„Ihr wollt ſie unterwerfen?"

„So oder ſo! Sie muß fallen!"

„Sie wird fallen. Dieß Pergament gibt Euch das rechte Mittel an die Hand. Jetzt, wo keines Feindes Auge dieß ſeltene Blatt erſpähen kann, ſollt Ihr es ſehen, wie es wirklich iſt."

Er zog einen ſchimmernden Apparat hervor, aus welchem bald mehrere blaue Flämmchen aufſprangen. Die Pergamentrolle wurde über den Tiſch gebreitet, und aus einer Phiole mit einem braunen Saft beträufelt. Nachdem er dieſen ſorgſam in das Pergament eingerieben, hielt er daſſelbe über die Flammen.

Die Königin ſah ſchweigend auf dieß Beginnen.

Der Fremde wandte das Pergament nach allen Richtungen, damit jede Stelle den wärmenden Flammen ausgeſetzt ſei. Als er fertig war, erloſchen dieſe

von ſelbſt, und der Fremde hielt der Königin das Blatt hin.

Margarethe ſtieß einen Ruf des Staunens aus. Die einzelnen Linien hatten ſich zu einem Ganzen gefügt, und bildeten die verſchiedenſten Figuren, die in dem reichſten Farbenſchmucke glänzten. Gelbe, rothe, grüne und blaue Flächen boten ſich im ſeltſamen Wechſel dem Beſchauer dar.

„Ihr ſeht hier, erhabene Königin, denjenigen Theil von Holſtein abgebildet, auf welchem jetzt der Krieg geführt wird. Die rothen Punkte ſind die Städte und Dörfer, jene grünen Flächen ſind Wald und Feld, dort die blauen Kreiſe ſind Seen, und jener gelbe Streifen, der in vielfachen Krümmungen ſich über das Blatt ausbreitet, iſt der Fluß, an deſſen Ufer Euer Zelt ſteht. Er umfließt jenen rothen Stern, der Itzehoe bedeutet.“

„Und iſt die Urſache, welche mich hindert, die Stadt zu bezwingen. Von oben herab trägt er ihr unaufhörlich neue Hülfe zu, jede Welle bringt neues Leben.“

„Wandelt es in Tod.“

„Wie kann ich das?“

„Die Welle, die tief aus dem Lande kommt, trägt

auf ihrem Rücken eine Gabe der Liebe in die rebelliſche Stadt, dann fließt ſie dem Meere zu, und macht ihren Nachkommen Raum. Das müßt Ihr hindern."

„Seid Ihr bei Sinnen? Soll ich der Fluth gebieten, bis hierher und nicht weiter?"

„Das ſollt Ihr. Wenn Welle auf Welle von oben her bis Itzehoe fließt und nicht weiter kann, ſo werden ſie nach und nach die ganze Gegend überſchwemmen; die Fluth wird mächtig anwachſen, ſie wird in die Stadt ſtürzen, und die eigenſinnigen Empörer, die ſich nicht Euerm mächtigen Scepter beugen wollen, müſſen ſchmachvoll ertrinken."

„Vor meinen Augen ſchimmert's wie ein Nebelflor."

„Ich will ihn zerreißen. Werft Euer Auge auf dieſen Punkt. Dort ſteht Euer Zelt am Ufer. Dort iſt der Uebergang."

„Und was nun?"

Der Fremde netzte ſeinen Finger mit der dunklen Flüſſigkeit in der Phiole und fuhr damit über das Pergament; ein breiter, ſchwarzer Streifen zog ſich quer durch die fahlgelbe Fluth des Stromes:

„Da habt Ihr's vor Augen, Königin."

„Ihr ſperrt den Fluß?"

„Schafft Tauſende von Händen herbei, Königin;

ſie gehören dem Knechte oder dem Adeligen, gleichviel. Bei ſolcherlei Arbeit darf Niemand feiern. In zwei Tagen werfen wir quer durch den Strom einen Damm. Das Waſſer ſammelt ſich oberhalb deſſelben, es bricht ſich Bahn und vernichtet die Stadt, die Eurem Zorn ſo lange getrotzt."

„Das iſt's!" rief die Königin in wilder Freude „Ihr ſeid der rechte Helfer. Ich ſelbſt will die Erſte ſein, die einen Stein in die Tiefe des Stromes hinabſenkt. Fordert als Lohn von mir, was Ihr wollt, es ſoll Euch werden, ſo wahr ich Königin bin."

„Ihr ſeid eine entſchloſſene Frau, die den einmal gefaßten Entſchluß nimmer aufgibt. Mit ſtaunender Bewunderung denke ich Eures Schwurs: Ich will ſiegen über dieß Herzogthum, oder nie in geweihter Erde ruhen."

„Woher wißt Ihr?"

„Der Geiſt, der mich würdigte, den Eurigen zu erfaſſen, hat mir auch die Gedanken Eures tiefſten Innern nicht verborgen."

Margarethe ſchauerte unwillkürlich zuſammen.

„Seltſam!"

„Meine Königin erſchrecke nicht und geſtatte, daß ich ihrer Aufforderung folgen darf. Ich erbitte mir für meine gutgemeinten Dienſte nur die Vergunſti-

gung, daß, wenn Ihr am Ziel Eurer Laufbahn steht — nicht eher — ich als ein treuer Diener in Eurer Nähe weilen darf."

„Ihr sollt's, und mit Ehren begleitet. Ein Mann, der in schwierigen Fällen so das Mittel und die Ausführung zur Hand hat, kann nicht genug geehrt werden. — Kämmerling!"

Dieser trat ein.

„Laßt diesen Mann stets ungehindert gehen, wenn er zu mir begehrt, es sei zu welcher Stunde es wolle, und behandelt ihn mit derselben Ehrerbietung, die den ersten Rittern meines Heeres gebührt."

„Ihr seid allzugnädig."

„Ich bin nur gerecht gegen Den, der mir die Erfüllung meines liebsten Wunsches gewährt. — Laßt eintreten, Kämmerling, wer draußen ist! Alle!"

Das Zelt füllte sich mit all' den Personen, die der Königin nahe standen und der Befehle harrten, die Margarethe ihnen täglich zu ertheilen pflegte.

„Nun, Ihr Herren! Was habt Ihr vollbracht? Noch immer kein tröstliches Wort für mich? Wann ist dieses Krämernest mein? Antwortet!"

Die Ritter blieben stumm.

Der Bischof-Kanzler trat vor und sagte:

„Nehmt die Verſicherung hin, erhabne Königin, daß wir uns unabläſſig mit dieſem Gedanken beſchäftigen. Auch haben wir die beſten Hoffnungen, daß unſere Mühen vom Erfolg gekrönt werden. Geduldet Euch nur . . "

„Geduldet! — Ich will mich nicht länger geduldet! — — Ihr könnt keinen Ausweg finden, — wohl! ich habe ihn gefunden, in drei Tagen iſt Itzehoe gefallen und die Macht des Herzogs von Holſtein gebrochen."

„Unmöglich!"

„Ich ſagte es, Herr Kanzler, alſo wird es möglich ſein. Itzehoe fällt in drei Tagen, und dieſem Freunde verdanke ich den Sieg."

Die Königin ſah ſich nach dem geheimnißvollen Fremden um.

Dieſer war ſpurlos verſchwunden.

„Das iſt ſehr ſeltſam!" flüſterte der Ritter von Samſöe dem Biſchofe zu.

„Es ſchauert mir durch Mark und Bein! Apage, Satanas!"

„Hinab zur Stör, Ihr Herren!" rief die Königin, ſich gewaltſam ermannend. „In drei Tagen iſt der Sieg mein!"

Es war noch finſter. Ein pfeifender Sturm jagte Wolken an Wolken vorüber.

Die Sturmglocken tönten bang und hell.

Von den Wällen her erſchallte das Nothhorn.

Die Bürger eilten auf die Straße hinaus, die ſie kaum verlaſſen hatten:

„Was gibt's? Was iſt nun wieder?“

„Man ſieht keine Hand vor Augen. Es iſt ſtockfinſtere Nacht!“

„Licht an die Fenſter!“

„Fackeln! Fackeln!“

Die Fenſter ſchimmerten. Die Gluth der Fackeln leuchtete auf. Um ihren düſterrothen Schein ſammelten ſich einzelne Gruppen. In einer derſelben wurde es laut:

„Nein! Nein!“

„Ich ſage aber Ja! Es iſt ſo!“

„Dann wehe uns!“

„Was ſagte der Mann, Nachbar?“

„Er ſagte: die Stöer ſteht!“

„Steht? Was heißt das?“

„Sie fließt nicht ab. Von oben her ſtrömt das Waſſer in gewohnter Weiſe, abwärts aber verzieht es ſich ſeit kurzem immer langſamer und ſtockt jetzt faſt ganz.“

„Woher kommt das, um der heiligen Jungfrau willen?“

„Man weiß es nicht. Aber das Waſſer wächſt zu einer bedenklichen Höhe ... Schon tritt es weit über ſeine gewöhnlichen Gränzen. Dazu der viele Regen, den wir hatten, und der jeden Augenblick wieder losbrechen kann. Es iſt ein entſetzliches Unglück im Anzuge.“

„Wehe dieſer ſündhaften Stadt! Wehe ihren ſündigen Bewohnern!“ rief ein langer, hagerer Franziskanermönch, der mit eilenden Schritten vorüberzog. „Sie erdulden das um ihrer Miſſethaten willen.“

„Habt Ihr's gehört, Meiſter Jobſen? Der Pfaff ſpricht ſchlecht von Euern Miſſethaten.“

„Laßt mich zufrieden! Iſt jetzt keine Zeit zu dummen Späßen.“

„Ihr habt's bequemer, als unſereins. Wenn's doch einmal mit uns bei dem Teufel zu Gaſte gehen ſoll, könnt Ihr gleich bei Euch zu Hauſe unter den Tuch und in die Schneiderhölle fahren.“

„Horch! Da ſturmt's lauter als vorhin!“

„Das ſind die großen Glocken von Sanct Laurentius.“

„Und da blitzt es auf wie tauſend Lichter!“

„Die frommen Kloſterfrauen ſtellen eine Proceſſion an, die ehrwürdige Frau Aebtiſſin an der Spitze!“

„Und die Frau Priorin auch! Gott ſegne dieſe heiligen Frauen!“

„Ora pro nobis!“

Ein dumpfes Krachen ward gehört.

„Heilige Mutter Gottes! Was iſt das nur wieder?“

„Man kommt aus all' dem Schrecken gar nicht heraus!“

Ein Mann kam in voller Haſt gelaufen:

„Das Waſſer iſt in die Stadt gedrungen und ſtürzt die Baracken zuſammen, die der Stadthauptmann für ſeine Söldner hat am Wall errichten laſſen. Es ſteht oberhalb Alles unter Waſſer.“

„Wo iſt der Rath?“

„Die Herren ſitzen im Rathsſaal und zerbrechen ſich den Kopf. Sie ſehen Alle fahlbleich aus.“

„Und der Bürgermeiſter?“

„Da kommt er mit dem Rathsſchreiber die Straße herauf.“

Die Fackeln waren allmählich erloſchen; der Tag dämmerte auf und warf ſein junges Licht auf die verſtörte Stadt.

Der Burgermeiſter erſchien, frei um ſich blickend, von keiner Furcht geängſtigt, Lächeln im Angeſicht Eine unabſehbare Maſſe folgte ihm. Er beſtieg den Beiſchlag eines Hauſes und winkte mit der Hand

Es ward ſtill

„Freunde! Burger! Das Unheil, welches uns bedroht, haben die Dänen uns angeſtiftet. Wodurch es entſtanden, wiſſen wir nicht, aber gewiß iſt's, daß es wachſend uber uns herein bricht. Sie wollen uns zur Uebergabe zwingen Wollen wir uns zwingen laſſen?"

Es blieb ſtill

„Mein Entſchluß iſt gefaßt, aber ich will jeyt den Euren hören. Wenn wir den Dänen die Thore öffnen, iſt fur unſere Stadt kein Erbarmen. Wir ſind Männer und können mit dem Schwerdte oder der Axt in der Hand ſterben. Aber unſere Weiber, unſere Kinder . . "

Das Volk ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus

„Kein freier Burger wird ſeine unſchuldigen Töchter dieſen Barbaren preisgeben; kein ehrlicher Holſteiner ſeinen Herzog in den Tagen der Noth verlaſſen. — Ich werde es nimmer thun. Mich kann hier nur treffen, was ich in Margarethen's Lager zehnfach ſchmerzlicher dulden mußte. Laßt die Klugh

heranſchwellen und mein Haus zertrümmern, ich begrabe mich unter dieſen Trümmern und ſterbe als ein freier Mann.“

„Das iſt wacker! — Ich gehe mit dem Bürgermeiſter! — Wir wollen's machen, wie er!“

„Ich wußte wohl, ich konnte auf meine braven Itzehoer rechnen. Es lebe unſer Herzog Geert!“

„Er lebe hoch!“

„Und wer nun nicht auf die Wälle gehört, der gehe in Gottes Namen nach Hauſe zu den Seinigen.“

„Nach Hauſe! — Auf den Wall! — Nach Hauſe!“ rief es wirr durcheinander hin.

Das Volk zerſtreute ſich tumultuariſch.

Unterhalb der Stadt am Störufer war ein vielbewegtes Leben.

Hunderte von Karren und Wagen ſchafften Sand, Steine und andere Gegenſtände heran.

Hunderte von Menſchen waren beſchäftigt, dieſe Maſſen in die Fluth hinabzuſtürzen.

Mit Werkzeugen aller Art waren wieder andere Schaaren beſchäftigt, die Steine feſtzurammen und dem Damm die nöthige Stärke zu geben.

Die rings im Ueberfluß ſtehenden Weiden wurden gefällt und von ihren elaſtiſchen Zweigen ſtarke Faſchinen geflochten.

Und überall unter der Menge war Königin Margarethe bald dieſſeit, bald jenſeit des Stromes, im ſchwankenden Kahne, auf ſtampfendem Roſſe, oder zu Fuß, eine Kanne und einen Becher in der Hand, dem erſchöpften Arbeiter ſelbſt eine Labung reichend, mit königlicher Freigebigkeit Gold ſpendend, verſchwenderiſch mit freundlichen ermunternden Worten.

Ihre Nähe, ihr Beiſpiel wirkten Wunder. Das Werk wuchs von Minute zu Minute. Als der Damm über die Stromfläche hervorſchaute, ward er mit einem ſturmiſchen Geſchrei begrüßt. Und als ob dieſer erſte Erfolg die Kräfte der Arbeiter verdreifacht hätte, ging es mit fliegender Haſt herüber, hinüber.

„Der Strom ſteht!“ rief es hier.

„Der Strom ſteht!“ antwortete es dort.

„Und ſoll erſt abfließen, wenn dieſe widerſpänſtige Stadt bis auf die letzte Mauer von der Erde fortgeſchwemmt iſt!“ ſprach Königin Margarethe vor ſich hin.

Ein neuer Lärm entſtand. Unter den Söldnern war ein Auflauf. Sie hatten einen fliehenden Mann eingeholt und warfen ihn zu Boden.

Der Mann hob flehend die Hand auf:

„Erbarmen! Erbarmen!“

Margarethe hatte es bemerkt und sprengte heran:

„Haltet an! Was gibt es hier?“

Larwig Danewerk trat vor:

„Sie haben einen Spion aufgefangen und wollen ihn tödten. Nur mit Mühe hielt ich sie zurück.“

„Hierher den Mann!“

Der Gefangene warf sich zitternd in die Kniee, der Königin so nahe, daß die Hufen ihres Rosses ihn berührten:

„Gnade! Barmherzigkeit!“

„Wer ist dieser Hund? Junker, wißt Ihr's?“

„Entsetzen herrscht in der Stadt. Die Bürger sind außer sich, weil sie die Ursache des Unheils nicht wissen, das ihnen droht. Da erbot sich dieser Mann, auf Kundschaft auszugehen“

„Ich that es, Königin, in der Hoffnung, den Bedrängten zu helfen. Bin selbst Vater von fünf Kindern.“

„Hast Du Deine Augen weit genug aufgemacht, um die Ursache Eures Unterganges zu erkennen?“

„Mit Entsetzen habe ich's gesehen. Weh unserer Stadt, wenn Ihr Euch nicht erbarmt!“

„Eher verſinkt dieſe Erdmauer ſpurlos in die Tiefe!“

Ludwig Danewerk trat zur Königin:

„Welches Schickſal beſtimmt Ihr dieſem Mann?“

„Er hat muthvoll ſein Leben gewagt, um die Neugier ſeiner guten Freunde und Nachbarn zu befriedigen; es wäre Schade, wenn ſo viele Aufopferung verloren ſein ſollte. Er kehrt unangefochten nach Itzehoe zurück und erzählt dort, welches Schickſal Margarethens Rache ſeinen ſtörriſchen Bewohnern bereitet hat.“

„Gnade, große Königin!“

„Hinweg mit ihm!“

Margarethe ſprengte, wie im Fluge, längs dem Ufer hin.

Ihr treuer Junker folgte ihr.

Die Sturmglocken tönten ſchwer und bang, ohne Aufhören, von den Thürmen der Stadt und des Kloſters.

Die Kirchen waren mit Weibern, Greiſen und Kindern angefüllt, die vor den Altären knieten und mit überſtrömenden Augen um Rettung flehten.

Die Bürger drängten ſich auf dem Platze vor dem Rathhauſe und auf dem Markte.

Alle waren müßig. Es ward keine Hand gerührt, um die drohende Gefahr abzuwehren. Man hatte die Unmöglichkeit begriffen und ergab ſich in ſein Schickſal.

Aber dieſe Ergebung geſchah nicht freudigen Muthes, wie Helden ſterben in der Schlacht, nachdem Alles verloren iſt; ſie waren niedergedrückt, abgeſtumpft für das über ſie hereinbrechende Unglück und harrten des drohenden Schlages, der ſie vernichten ſollte, mit dumpfer Gleichgültigkeit.

Die Gefahr wuchs mit dem Wechſel des Augenblicks. Das Waſſer ſtieg mit jeder Minute. Es hatte bereits eine furchtbare Höhe erreicht.

Und Keiner wußte die Urſache dieſer Erſcheinung; Keiner hatte eine Ahnung von dem, was unterhalb der Stadt, am Ende des Dänenlagers geſchehen war. Es laſtete auf ihnen wie ein geheimnißvoller Zauber, der ihre Seelen mit Grauen erfüllte.

Der Bürgermeiſter ſtand unter dem Portale des Rathhauſes, umgeben von den entſchloſſenſten Rathmännern und dem Kern der Bürgerſchaft.

Sie beriethen über Mittel zur Rettung, aber die

Worte hatten keine Kraft, ſie drangen nicht zum Herzen. Jeder hielt ſich ſchon zum Voraus von der Nutzloſigkeit deſſen überzeugt, was vorgeſchlagen wurde, und dachte nicht weiter darüber nach.

Da ſchwankte ein Mann die Stufen heran, bleich, athemlos, mit zerriſſenen Kleidern, triefend von Waſſer, mit Blut beſpritzt. Unter dem Portal ſank er athemlos zuſammen.

Dieß Ereigniß brachte ein augenblickliches Leben in die theilnahmloſe Maſſe. Man eilte zu dem Manne hin und leiſtete ihm jeglichen Beiſtand.

Er ſchlug die Augen auf.

Alle erkannten ihn. Es war der treue Bürger, der freiwillig hinausgegangen war, die Urſache des heranſchwellenden Verderbens zu erforſchen.

„Weh Euch!“ rief er mit kreiſchendem Tone. „Ihr ſeid verloren, unrettbar verloren!“

„Redet, Mann! Um Gottes willen redet! Was nützt Ihr?“

„Königin Margarethe tödtet Euch! Einen furchtbaren Damm hat ſie mitten durch die Stöer ziehen laſſen, gegen den das Waſſer ſich aufſtaut. Man macht ihn noch immer breiter und feſter, kein Kreuzer kann hindurch.“

„Weh uns! Weh!“

Der Mann ſank neuerdings vor Erſchöpfung ohnmächtig hin.

Dieſe Schreckensnachricht flog von Mund zu Mund. Sie brachte jedes Gemüth zum Erſtarren, das Wort ſtarb auf den Lippen. Eine regungsloſe Stille herrſchte überall, als ſei ſchon jetzt alles Leben aus den Mauern von Itzehoe entflohen.

Die Nacht brach herein.

Düſter und unheilvoll ſenkten ſich regenſchwangere Wolken ſo dicht herab, als wollten ſie die Erde berühren. Die Luft war bewegungslos und ſchwül.

Da erhellten ſich die Fenſter der Kloſterkirche. Von der Aebtiſſin und der Priorin geführt, kamen die Nonnen den Kreuzgang herauf und knieten vor dem im Glanze der Kerzen ſtrahlenden Hochaltar.

Das Gebet war ſtumm und doch ſo beredt. Ein Strahl des höheren Lebens drang aus den Augen der gotterfüllten Frauen, der Glanz der Verklärung leuchtete von ihrer Stirn.

Ein feierlicher Accord ſchwebte durch den Raum der Kirche, eine ernſte Muſik begann, die heiligen Töne ſchwellten jede Bruſt. Die Nonnen erhoben ſich und ſangen einen feierlichen Choral.

Das Volk, welches ſich in der Nähe des Kloſters befand, ſtimmte mit ein in den erhebenden Geſang; die Menge in den angränzenden Straßen folgte dieſem Beiſpiel und der Geſang pflanzte ſich fort von Mund zu Mund bis zu der fernſten Umwallung, wo furchtſame Flüchtlinge auf den Zinnen der Wachtthürme Schutz vor dem herannahenden Verderben geſucht hatten. Tauſendſtimmiger Chor ſchallte empor zu dem Gewölbe des Himmels, der letzte Hülferuf einer rettungslos verſinkenden Bevölkerung.

Und das Flehen um Erbarmen fand das Ohr des Erbarmers offen.

Die finſteren Regenwolken, welche ſich immer tiefer ſenkten und die wachſende Fluth noch zu mehren drohten, ſchwebten höher.

Ein leiſer Luftzug kam aus Oſten herüber, erſt kaum merkbar, allmählich anſchwellend zur erfriſchenden Briſe. Er warf ſich auf das tropfende Gewölk, riß es auseinander, und trieb es vor ſich her, in tauſend kleine Fetzen zerriſſen, die fernab dem Unermeßlichen zuſchwammen.

Das blaue Himmelsgewölbe blickte freundlich auf die Stadt herab, und die ſilbernen Sterne ſenkten Troſt in die angſtbeſchwerten Herzen.

Ein heller Schein verbreitete ſich vom Zenith zum Horizont; es war eine feurige Wolke, darin leuchtete ein gewaltiges Schwerdt.

Es ſenkte ſich tiefer und tiefer.

Plötzlich brach das Schwerdt mit lautem Krachen auseinander, die tauſend einzelnen Stücke geſtalteten ſich zu hellen Sternen, die einen magiſchen Schimmer auf die hart bedrängte Stadt warfen.

Alle offenen Augen hatten dieß Wunder geſehen.

Der ehrwürdige Pfarrer von Sanct Laurentius hatte es zuerſt erblickt; er warf ſich in die Kniee und betete laut:

„Der Herr hat uns ein Zeichen gegeben, daß Er verſöhnt iſt, und nicht länger mit uns zürnt, um unſerer Miſſethat willen. Hallelujah! Wir preiſen ſeinen Namen, und geben ihm die Ehre!“

„Amen! Amen!“

Und der Ruf des freudigſten Dankes ſchallte von einem Ende zum andern.

Die Todesangſt war verſchwunden. Mit ſteigender Hoffnung ſahen Alle dem anbrechenden Morgen entgegen.

An dem Ufer der Stör, unterhalb des verhängnißvollen Dammes hatten ſich aus dem Lager ganze Schaaren von Dänen eingefunden, die das ſchauerlich-ſeltſame Schauſpiel betrachteten, das ſich vor ihnen entwickelte, und voll Spannung auf das Ende desſelben harrten.

Die eine Seite des Dammes, welche der Stadt zugekehrt war, ſtand faſt ganz unter Waſſer. Der Damm wurde noch fortwährend erhöht, aber das Waſſer wuchs zu gleicher Zeit, ſo daß er nur eben über dem Spiegel desſelben ſichtbar blieb.

Die andere Seite, abwärts nach der Elbe zu liegend, ſtarrte in das leere Strombett hinab, in deſſen Mitte ein kleiner ſchmaler Priel langſam und träge hinfloß, worin ſich die einzelnen Tropfen ſammelten, die aus dem feuchten Boden hervorſickerten.

So war der Stand der Dinge geweſen, bis um Mitternacht. Jetzt hatte er ſich weſentlich geändert.

Schon vor dieſer Zeit begann die Fluth. Nun regte es ſich in dem verödeten Strombette für die Dauer einiger Stunden. Das Waſſer der unteren Stör, von der ſeewärts einſetzenden Elbe zurückgedrängt, kehrte wieder. Die Wächter des Dammes achteten nicht auf den Verlauf eines Ereigniſſes, das

vom Anbeginn der Dinge jeden Tag und jede Nacht regelmäßig zweimal wiederkehrte.

Die Fluthzeit war vorüber.

Nun waren die Umwohner des Stromes gewohnt, die eingeſtrömte Fluth denſelben Weg wieder zurückfließen zu ſehen, den ſie gekommen.

Aber dieſes Mal wich ſie nicht. Der Strom ſtand gefeſſelt, das ſchärfſte Auge konnte nicht entdecken, daß er auch nur um eines Strohhalms Breite abnahm.

Das Gerücht von dieſem ſeltſamen Ereigniß flog durch das Lager. Neugierige ſtrömten von allen Seiten herbei; Ritter, Knappen, Troßknechte drängten ſich dem Ufer zu.

Knud von Samſöe war mit Einigen ſeiner Kampfgenoſſen näher getreten:

„Das iſt ein ſeltſamlich Schauſpiel, Ihr Herren! Nie hörte ich von einem Ereigniß ſolcher Art.“

„Es muß ein Spuk im Spiel ſein, Ritter Samſöe. Ich geſtehe Euch, mir wird unheimlich bei dem Werke.“

„Mir auch. Mich dünkt, es iſt nicht Alles ſo, daß ein ächter Ritter freudigen Herzens dieſem Kampfe beiwohnen könnte, den die Königin gegen die arme Stadt begonnen hat.“

„Die Königin, ſagt Ihr? Was hat, im Namen des heiligen Kanut, die Königin damit zu thun?“

„Das iſt noch wunderbarer. Sind das nicht Alles ihre Anordnungen? Hat ſie nicht den erſten Stein, die erſte Schaufel Sand in den Strom geworfen, und alle Ritter aufgefordert, dieſem Beiſpiel zu folgen? Hat ſie nicht ohne Aufhören zur Eile ermuntert, und dieſe durch Wort und That gefördert?“

„Aber von Wem ſtammt der Gedanke zu dieſem Werke? Wer hat ihr den eingeflößt?“

„Welchen Gedanken?“

„Wie war's an jenem Morgen in dem Zelte der Königin, als ſie uns aufforderte, ein Mittel anzugeben, Itzehoe zu bezwingen, und als wir ſchwiegen, triumphirend ausrief: „„Dieſem Freunde verdanke ich die Erfüllung meines Willens!““ Wo war dieſer Freund? Sie deutete auf einen leeren Raum.“

„Bei Gott! Ihr habt Recht.“

„Verſchwunden war er! Spurlos fortgeweht, als ob ein Orkan ihn gefaßt hätte.“

„Ich erinnere mich des grauenvollen Augenblickes. Die Königin war bleich vor Schrecken, ihre Lippen bebten, als ſie ſich vergebens nach dem Manne umſah, der ihr ein Helfer in der Noth geweſen war.“

„Das iſt ſehr ſeltſam.“

„Gott ſteh uns bei in jeder Fährlichkeit, ich glaube, daß der Teufel ſelbſt ſeine Hand dabei im Spiele gehabt hat.“

„Wie könnt Ihr nur ſolchen Gedanken faſſen?“

„Man kann dem Troß des Volkes nicht immer ſein Ohr verſchließen. Durch ganz Dänemark, dieß- ſeit und jenſeit des Meeres, bis weit über das Danewerk hinaus, geht das Gerücht, die Königin erſcheine als ein zauberhafter Spuk an Orten, wo ſie ſich in der Wirklichkeit niemals befinde, wo aber kurz nachher ein großes Unglück geſchehen wird. Dann ſieht man ſie, gleichviel ob zur Tages- oder Nachtzeit, auf weißem Roſſe, im ſchwarzen Gewande, und ſprengt den Pfad des Unheils entlang.“

„Ammenmährlein!“

„Zum Teufel mit all' dem unheimlichen Weſen! Warum haben wir nicht, wie es dem Ritter geziemt, dieſe Walle erſtürmt, oder vor ihnen einen ehrenvollen Tod geſucht, ſtatt daß wir zu ſolchem jammervollen Werke die Hand geboten haben.“

„Ihr redet Euch um den Kopf. Margarethens Richtſchwert ſitzt feſt in der Scheide.“

„Und ich bleibe doch dabei, die Königin iſt eine Hexe, und Alles nimmt ein jammervolles Ende.“

„Seid ſtill, im Namen des Heilands! Da kommt Einer der Wächter des Dammes. — Was gibt's, Einar?“

„Mit Gunſt, edle Herren! Es iſt abermals etwas ſehr Seltſames im Werke.“

„Bringt Ihr neue Thorheiten zu Markte? Behaltet ſie für Euch. Ihr ſtört uns.“

„Hört mich an, edle Herren; es thut Noth. Wir haben, wißt Ihr, Fluth gehabt und von ihr erhalten, was uns gebührt; dann ſollte die Ebbe eintreten, aber das Waſſer iſt auch nicht um die Breite eines Fingers gefallen.“

„Ihr meldet uns abſonderliche Neuigkeiten! Packt Euch!“

„Jetzt beginnt das Waſſer neuerdings zu wachſen.“

„Ihr ſeid nicht bei Sinnen!“

„Seht hierher, edle Herren! Jener Stecken ragte noch vor kurzem um die Länge Eures Schwertes über den Spiegel des Stromes hervor, jetzt iſt er eine Handbreit kürzer, und das Waſſer wirbelt um ihn herum, dem Damme zu. Die Fluth ſteigt zum zweiten Male, ohne daß wir eine Ebbe gehabt haben.“

„Das iſt ſchrecklich!“ rief der alte Waffengefährte Ritter Knud's, ein ernſter, begrauter Kämpfer, der ſchon manchen heißen Tag beſtanden hatte.

„Und dann... hochedle Herren!“ ſagte ſtockend der Dammwächter, ängſtlich um ſich blickend. „Dann...“

Er ſtockte, aber die Furcht malte ſich auf ſeinem bleichen Geſichte; kalte Schweißtropfen deckten ſeine Stirn.

„Nun?... dann!... Warum ſtockt Eure Rede?“

„Weil's gar ſo gräßlich iſt. Die Reiter, welche zur Nachtzeit die Wacht am Damme hielten, ſagen aus, — und ſie ſagen es einſtimmig, — daß die Königin... Gott ſei uns Alle gnädig, Ihr Herren!“ —

„Unterſteht Ihr Euch, die Königin in Euer Geſchwätz zu miſchen!“

„Ich thue es, Herr Ritter. Wie hoch Ihr auch ſteht, Gott iſt doch über Euch, und ihm habe ich mein Leben empfohlen. Die Wachen beſchwören's, daß ihnen in der Nacht der Spuk wieder erſchienen ſei... Ihr wißt ja wohl?... Dreimal iſt er in ſauſender Eile den Damm auf und ab geflogen, und doch hatte noch kurz vorher der Kämmerling verſichert, die Königin liege ruhig auf ihrem Lager.“

„Dreimal, ſagt Ihr, zeigte ſich der Spuk?“

„Und da iſt er wieder!“ rief der Dammwächter mit Beben, vor der Erſcheinung zurückfahrend, von der er doch kein Auge abzuwenden vermochte.

Aufs Aeußerſte erregt ſtarrten die Ritter den Stördamm entlang.

Eine hohe Frauengeſtalt, mit wallendem ſchwarzem Schleier, auf einem milchweißen Roß ſprengte daher, keinen Ritter zur Seite, von keinem Leibdiener gefolgt. Einen Augenblick lang glaubten Alle an das Erſcheinen eines Geſpenſtes am hellen Tage.

Ritter Knud ermannte ſich zuerſt:

„Zum Teufel mit der Einfalt' Seht Ihr nicht, daß es Königin Margarethe iſt?"

„Aber ſo allein' So ſeltſam gekleidet!"

„Pah' Da kommt ihr Günſtling. He, Junker Danewerk' Was bedeutet das?"

„Die Königin iſt mitten in der Nacht fortgeritten und hat mir befohlen, zurückzubleiben. Sie wollte allein ihres Weges ziehen."

„Wohin in des Himmels Namen konnte ſie wollen?"

„Ich weiß es nicht. Aber, ihr Herren, ſie naht ſich dieſem Platze. Gebt Raum der Königin!"

Margarethe hielt hoch zu Roß an dem Ufer der Stör. Ihr Mund blieb ſtumm; ihre Züge waren regungslos.

Aber ihr tiefſinnerſtes Gemüth war in der furcht-

barſten Aufregung. Himmel und Hölle ſtritten miteinander um ihre unſterbliche Seele.

Knud von Samſöe, ihr Oberkämmerer, lenkte beſorgt ſein Pferd heran:

„Allergnädigſte Herrin! Entfernt Euch von dieſem Platze. Das Schauſpiel, welches ſich unſeren Blicken kundgibt, iſt ſchrecklich. Die Gefahr ſteigt mit der Minute.“

Margarethe antwortete nicht.

„Herr Kanzler, Euch ſendet Gott!“ rief der Ritter von Samſöe, dem Biſchofe von Ripen entgegen ſprengend, der langſam vom Lager her dem Strome zu trabte. Verſucht, was Ihr über die Königin vermögt.“

„Ich will ſie beſchwören, Herr Ritter, mit uns zu fliehen, denn fliehen müſſen wir und ſchnell, ſonſt ereilt uns Alle das Verderben! Der Herr ſchütze uns und halte ſchirmend die Hand über uns, ſonſt ſind wir verloren.“

Er trieb ſein Pferd an und hielt gleich darauf der Königin zur Seite:

„Im Namen unſerer geheiligten Religion, der Ihr Gehorſam ſchuldig ſeid, beſchwöre ich Euch: verlaßt zur Stelle dieſen Ort!“

Margarethe blieb unbeweglich.

„Es ſtehet geſchrieben: Du ſollſt Gott nicht verſuchen!“ fuhr der Biſchof eifrig fort und blickte dabei unruhig nach dem Strom, der die wachſende Fluth heftiger gegen den Damm heran wirbelte, während dieſer bereits die von oben her ſtets anſchwellende Waſſermaſſe zurückzuhalten hatte und an dieſer Seite dem Ueberfließen nahe war.

Der Oberkammerer hatte mit den übrigen Rittern Rath gehalten.

„Die Gefahr ſteigt, wir dürfen es nicht bis zum Aeußerſten kommen laſſen.“

„Nehmt Ihr es auf Euch, Herr Ritter von Samſöe. Eure Pflicht als Oberkämmerer iſt es zunächſt, für die Sicherheit der Königin zu wachen.“

„Ich nehme es auf mich. Sie muß uns folgen. Es iſt Eigenſinn, ohnmächtiger Trotz, hier noch zu verweilen, wo Alles verloren iſt.“

„Gott ſtreitet ſelbſt gegen uns und ſendet ſeine Elemente, uns zu verderben!“ rief der Biſchof voll heiligen Eifers. „Um fremden Eigenſinnes willen ſollen die Schuldloſen nicht verderben. Ich laſſe ab von Denen, die ſich ſelbſt verloren geben.“

Und mit den Worten begann er, ſich vorſichtig aus der gefährlichen Nähe der Königin zu entfernen.

„Schaut, Ihr Herren! Wenn Einer Luſt zum

Lachen übrig behielt, hier fände er Grund dazu Schaut, wie Seine biſchöflichen Gnaden ſich immer weiter zurückzieht und ſich dabei immer weiter vorbeugt, um ſeine Rede verſtändlich zu machen. Herr Kanzler! Seht Euch vor! Ihr werdet kopfüber vom Pferde ſtürzen."

Der fromme Diener des Herrn überhörte dieſe Worte nicht. Er glaubte hinlänglich ſeine Pflicht erfüllt zu haben, drückte ſeinem Pferde die Sporen in die Seiten und trabte, ſo raſch ſein Thier nur immer zu laufen vermochte, nach der Richtung, die ihm die ſicherſte ſchien.

Unterdeſſen ſchwoll die Fluth höher heran, ſie wirbelte und brauſete immer mächtiger gegen den Damm. Von allen Seiten ergriffen die Arbeiter und Wächter die Flucht, die Söldner und Troßknechte folgten ihrem Beiſpiel, es war leer an den austretenden Ufern des Stromes, die weite Ebene war mit Flüchtigen bedeckt.

„So geht der Nachtſpuk aus, den die Knechte hier am Damm geſehen haben," brummte ein alter Rittersmann vor ſich in den Bart. „Die heilige Jungfrau ſei uns gnädig! Königin Margarethe ſelbſt hat es ſich und uns bereitet."

Ein anderer Ritter beugte ſich über die Schulter des Oberkammerers und flüſterte ihm zu:

„Gedenkt Ihr noch des Fremden in dem Zelte der Königin, der uns Allen unſichtbar blieb? Das iſt ſein Werk!“

„Der Damm ſchwankt!“ rief eine Stimme mit übermenſchlicher Kraft.

„Er ſchwankt! Er ſtürzt zuſammen!“ ſchallte es von allen Seiten.

Ein gellendes Gelächter übertönte den Ruf der Angſt. Niemand wußte, woher es kam. Es ward überall vernommen, und überall tönte es von fernher.

Knud von Samſöe rief den Freunden zu:

„Vorwärts, Ihr Herren! Ich falle der Königin in den Zügel und reiße ihr Pferd mit mir fort. Schließt Euch dicht an mich an. Wir haben keine Minute zu verlieren, wenn wir ſie retten wollen.“

Aber ehe der Ritter die Königin erreichte, ſprengte Ludwig Tannerk an ihm vorüber, entriß der Königin den Zügel und rief:

„Ihr müßt fliehen, Königin!“

Bei dem Ton dieſer Stimme fuhr Margarethe aus ihrer Erſtarrung auf. Sie blickte verſtört um ſich, ihr Bewußtſein kehrte allgemach wieder.

„Verloren!“ rief ſie mit dumpfer Stimme.

Sie überließ ſich der Sorge ihres Führers. Die Roſſe griffen mächtig aus.

Die ganze Schaar der Ritter folgte der Königin in ſauſender Eile.

Bald verſchwanden ſie fernab am Horizonte.

Es ſchäumte, brodelte, ziſchte. Eine Schaar Raben flog laut krächzend quer über den Damm.

Da ertönte es wie ein lauthallender Donnerſchlag. Die Fluth von oben und die Fluth von unten drängten mit gleicher Macht gegen den Damm. Er ſchwankte hin und her, bald unter dem Schaum ſich verkriechend, bald aus demſelben hervorragend; dann ein heftiger Ruck, daß rings umher der Boden erzitterte, und er ſtürzte mit lautem Krachen in ſich zuſammen.

Die Waſſer hatten freie Bahn. Vorwärts drängend und ſich überſtürzend, prallten ſie aufeinander, ſie ſtiegen in die Höhe ziſchend und ſchäumend, mit weißem Giſcht bedeckt, zwei Waſſerberge, allmählich ſich in Eins verſchmelzend, dann in ſich zuſammenſtürzend und in Millionen Strahlen und Güſſen auseinander fließend.

Weit umher zu beiden Seiten des Dammes war

Alles ein Meer. Der Zug des Stromes war mächtig. In derselben Minute hörte das Wachsen der Fluth auf, und mit dreifacher Schnelle trat die Ebbe ein. Sie floß der Elbe in immer rascherer Strömung zu und riß Alles mit sich fort, was ihr irgend hemmend in den Weg trat.

Rings umher war alles Leben entflohen. Wo noch eben eine so rege Lebendigkeit herrschte und Tausende sich im buntesten Wirbel durcheinander drängten, wogten jetzt nur mit dumpfem Gebrause die Fluthen des Stromes — eine weite, leblose Wüste.

Ein Ruf der Freude klang durch das befreite Itzehoe.

Ringsum auf den Wällen drängten sich die Bewohner und sahen das allmähliche Verschwinden der Fluth.

Ein endloser Jubel der Geretteten flog himmelwärts.

Die Nonnen des Klosters sangen das Halleluja! In den Kirchen der Stadt strömten feurige Gebete des Dankes von den Lippen der Erlösten.

Der Kerzenglanz am Hochaltar erlosch. Durch alle Straßen ergoß sich die jubelnde Menge.

Geſang ertönte. Trompeten ſchmetterten. Raſchen Fluges drehte ſich die Jugend im fröhlichen Tanz.

Es war ein Feſt der Liebe und der Freude; ein Feſt dankbarer Herzen, das der reiche Bürger und der eigne Mann mit gleichem Gefühl feierten. Und galt kein Unterſchied des Standes oder der Herkunft; es waren Alle gleich; und was vorhanden war in den Vorrathskammern, das theilten ſie brüderlich.

Der Bürgermeiſter erſchien unter dem Portal des Rathhauſes. Um ihn die erſten Bürger der Stadt und der Probſt des hochwürdigen Kloſters.

Als die Menge den Mann gewahrte, deſſen Feſtigkeit ſie es verdankte, daß ſie nicht ſchnöde von dem Landesherrn abgefallen, ſondern in Treue bei ihm gehalten und die Zeit der Noth ſiegreich beſtanden, brach ſie in lauten Jubel aus.

„Rühmt mich nicht, meine Freunde, wie ich auch Euch nicht rühmen will!“ rief er ihnen entgegen. „Was wir getragen und gethan, fühlen wir ſelbſt; Jeder trägt dafür den Lohn in ſeiner Bruſt. Aber für unſere Kinder und Kindeskinder ſoll dieſer Tag ein Gedächtniß- und Freudentag ſein bis auf ewige Zeiten. Darum ſtifte ich ein Dank- und Friedensfeſt, das unſere Stadt an dieſem Tage begehen und

we kein Unterſchied ſein ſoll unter allem Volke, ſondern Alle ſollen in einer Liebe Bruder und Schweſtern ſein."

„Das wollen wir! Das wollen wir!" riefen Alle, und der Vorſchlag des Bürgermeiſters ward von der geſammten Bürgerſchaft zu einem Geſetz erhoben.

Und ſo iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Wenn auch, nach ſo langen Jahrhunderten, die Meiſten nicht mehr recht wiſſen, woher das Volksfeſt ſtammt, das einſt ihre Urältern in dankbarer Erinnerung an die Abwehr eines großen Leides ſtifteten, ſo feiern ſie es doch unbewußt Jahr um Jahr mit Sang und Klang zur Zeit des großen Herbſtmarktes

1. Steuerlos.

Das Glück wandte ſich.

Bis vor die Wälle von Itzehoe hatte es Margarethen treulich begleitet.

Mit dem Stördamm, den ſie im blinden Zorn aufgeworfen hatte, um Stadt und Land zu verwüſten, brach es zuſammen.

Die Holſteiner hatten aufs Neue zu den Waffen

gegriffen. Der Herzog führte die Seinigen ſiegreich zum Streit. Immer weiter ward die Königin zurückgedrängt, immer kleiner ward die Zahl ihrer Getreuen.

Eine mörderiſche Schlacht war geſchlagen, — die letzte. Das Glück hatte die Dänen verlaſſen; ſie ſtürzten reihenweiſe nieder, oder ſuchten ihr Heil in ſchmählicher Flucht.

Die Treuen, welche die Perſon der Königin ſchützend umgaben und ſie mit ihrem Leibe deckten, waren gefallen, oder durch den Feind abgeſchnitten. Margarethe blieb allein auf dem öden Schlachtfelde. Sie würde in die Hände der herumſchwärmenden Holſteiner gefallen ſein, wenn die Dämmerung ſich nicht auf das blutgetränkte Gefilde herabgeſenkt und die verlaſſene Herrſcherin mitleidig in ihren Schleier gehüllt hätte.

Der Huf ihres Roſſes trug ſie an das Ufer der Oſtſee. Einſam und unerkannt zog ſie dort ihre Straße. Der hohe Sinn, der ſie bis dahin belebte, hatte ſie verlaſſen; mit dem Sturze des Dammes, den ſie über Nacht geſchaffen, war die Kraft des Geiſtes erloſchen.

Die Sonne ſtieg aus den Wellen auf. Das Meer erglänzte in ſchimmernder Pracht. Seitwärts rauſchte

das Buchengehölz und gab die welken Blätter dem Herbſtwinde preis.

Da erſcholl Pferdegetrappel und unter den Buchen erſchien ein Reiter. Er erblickte die Königin und rief mit lauter Stimme:

„Gott ſei geprieſen, gnädigſte Königin, daß ich Euch finde! Hier iſt Larwig Danewerk!“

„Mein treuer Kämmerling! Sei mir willkommen an dieſem öden Strand.“

Sie reichte ihm die Hand. Er drückte ſie ehrfürchtig an ſeine Lippen.

„Du kommſt allein? Wo iſt Knud von Samſöe? Wo ſind Krake Ebbeſen, Rolf Lövenberg und alle Anderen?“

„Sie ſind hinüber!“

„Alle?“

„Ihnen ward das neidenswerthe Loos, für Euch zu ſterben. Sie liegen, mit glorreichen Wunden bedeckt, auf dem Bette der Ehren. Ich allein ward in dem furchtbaren Gemetzel wie durch ein Wunder erhalten, um Euch wiederzufinden.“

„Und gemeinſam mit mir unterzugehen.“

„Nein, Königin! Um gemeinſam mit Euch das Verlorne wieder zu gewinnen. Wir ſind nicht

geſchlagen und zurückgedrängt. Eure Sonne iſt im Sinken, aber ſie wird ſich bald um ſo glänzender erheben."

„Ich hoffe nichts mehr."

„Faſſet Muth, erhabene Frau! Dieß Mißgeſchick darf Euch nicht niederbeugen. Es wird uns gelingen, einen Hafen zu erreichen; ein ſchnelles Schiff bringt uns nach Seeland. Binnen Kurzem ſammeln wir dort neue Streiter und kehren dann zurück, die gegenwärtige Schmach zu rächen."

„Wohlan! Noch einmal flammt der Lebensmuth in dieſem Herzen auf. Du ſagteſt recht, Larwig Danewerk! Die Sonne Margarethen's ſinkt nur, um ſich deſto glänzender zu erheben! Kennſt Du den Weg zur nächſten Hafenſtadt?"

„Vertraut Euch getroſt meiner Führung. Sorgſam habe ich nach den Bewegungen des Feindes geſpäht. Man ſucht Euch in einer ganz anderen Richtung. Die Gegend umher iſt wie ausgeſtorben, und jene Straße führt uns nach Flensburg. Wenn wir ſcharf reiten, erreichen wir die Stadt mit dem Einbruche der Nacht."

„Sei es denn! Ich begebe mich in Deinen Schutz und vertraue Deiner Führung. Wenn wir unange-

fechten Dänemark erreichen, fordere Dir selbst den Lohn für Deine Treue; ich gewähre ihn Dir."

„Als ich Euch zum ersten Male sah, Königin Margarethe, weihte ich Euch glühenden Herzens mein ganzes Leben und habe nie anderen Lohn verlangt, als Euch dienen zu dürfen. Laßt Euer Roß ausgreifen, hohe Frau, die Minuten sind kostbar."

Und dahin sprengten Beide über den weißen Ufersand, den die aufbrandende See zu einer festen Straße geschlagen hatte.

Die Bürger von Flensburg waren großentheils auf den Straßen und in den Schenken. Boten sprengten heran von allen Seiten, Kunde auf Kunde kam in die erregte Stadt.

Keiner blieb an einem Ort. Unaufhaltsam drängten die Massen hierhin, dorthin. Jeder wollte hören, weiter erzählen, wieder hören. Rasch abgebrochene Reden flogen herüber und hinüber.

„Wißt Ihr's schon?"

„Was denn nun wieder?"

„Ich meine den Einsturz des Stördammes."

„Bah! Das nennt Ihr eine Neuigkeit, Jakob Reelsen? Ha! Ha! Ha! Lacht 'n aus, Leute! Dem

Jakob Neelſen iſt der Einſturz des Stördammes noch eine Neuigkeit!“

Allgemeines Gelächter erſchallte.

„Nun, nun! So gar alt iſt's doch nicht. Es iſt Niemand darüber weggeſtorben.“

„Nein, Niemand als die Tauſende, welche die Schlachtfelder decken, wo die ſchwarze Margarethe und ihre tolle Schaar die Sicheln ſchwangen.“

„Ha! ha! Wie das vornehm klingt. Man hört's doch gleich, daß Ihr ein Geſtudirter habt werden wollen.“

„Bin's geworden, Landsmann.“

„Ja wohl, bis zum hochpeinlichen Examen. Damals war es, als Euer Vetter, der Doktor, ſagte, Ihr hättet's Fieber gekriegt.“

„Für dieſe Bosheit ſollte ich Euch die Zähne einſchlagen, und ich würde es thun, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr ſie gleich zu etwas Beſſerem gebrauchen müßtet.“

„Und wozu denn, Ihr Naſeweis? Wozu denn?“

„Um die Nuß aufzubeißen, die ich Euch hinwerfen will.“

„Was für 'ne Nuß? Kommt mir nicht mit Eurem gelehrten Kram. Ich verſtehe nichts davon.“

„Ihr ſeid ja wohl Rathmann der Stadt, Meiſter?

Nun, so mußt Ihr auch für das Wohl der Stadt sorgen. Was denkt Ihr nun, wenn die Königin hierher käme, geheim oder öffentlich, um Schutz bei uns zu suchen? Würde der Feind nicht an unsere Thore klopfen, wenn sie hier verbergte? Und wer würde von dem Klopfen am meisten leiden?"

„Wir! Wir!" riefen die Umstehenden.

„Es ist keine Frage, er wurde uns die Häuser über dem Kopf anzünden."

„Ich that's an seiner Stelle."

„Unsere Weiber und Kinder würde er ermorden!"

„Und uns selbst! Pfui! Ich mag nicht daran denken."

„Nun, Herr Rathmann! Ihr steht da und sperrt den Mund auf. Wollt Ihr uns nicht sagen, was Ihr in dem Fall für das Wohl Eurer Mitbürger zu thun gedenkt?"

„Ja, redet! Redet, Herr Rathmann!"

„Der junge Mann hat Recht! Wir wollen wissen, was die Herren vom Rathe thun würden."

Der in die Enge getriebene Rathmann trocknete sich den Schweiß von der Stirn:

„Wer fällt bei wichtigen Dingen so mit der Thür ins Haus? Erst laßt einen solchen Fall eintreten, dann wird sich auch der gute Rath finden."

„Der Fall iſt eingetreten.“

„Ihr faſelt.“

„Königin Margarethe iſt in Flensburg.“

„Was? Iſt es möglich? Die Königin?“

„Sie will ſich hier feſtſetzen und dem holſteiner Herzog trotzen. Andere ſagen, ſie wolle von hier aus zur See weiter flüchten.“

„Das iſt eine ſchreckliche Zeitung.“

„Es kommen ſchlimme Tage für uns Flensburger. Setzt ſich Margarethe hier feſt, ſo haben wir Belagerung, Sturm, theure Zeit und alle Peſtilenz. Laſſen wir ſie laufen, müſſen wir's ausbaden, daß wir ſie nicht gehalten.“

„Was ſollen wir denn aber thun?“

„Die Königin iſt eine große Jägerin. Sie hat manches Treibjagen gehalten auf Thiere und Menſchen. Lerne ſie denn von uns, wie dem gehetzten Hirſche zu Muthe iſt. Stellt ein Treibjagen an, durch die Straßen der Stadt. Durchſucht alle Gaſſen und Winkel, bis Ihr ſie aufgefunden habt, und jagt ſie dann durch das angelweit aufgeſperrte Thor dem Holſteiner gerade entgegen.“

„Huſſah! Stimmt ein Jagdlied dazu an! Singt! Singt!“

„Hierher ein Haufe! Dorthin ein anderer! —

Umſtellt die Gaſſen und Höfe, die nach dem Hafen hinabführen."

„Gebt Acht auf die Schiffe!"

„Huſſah! Huſſah!"

Die wildgewordenen Maſſen ſtürmten fort.

„Nun, Herr Rathmann! Wie gefällt Euch dieſe praktiſche Anwendung meiner geſammelten Studien?"

„Ihr ſeid ein gefährlicher Menſch. Gebt Raum und laßt mich ungehindert meiner Wege gehen."

„Den Teufel ſollt Ihr! Ihr ſeid ein Vater der Stadt und müßt als ſolcher für ihr Beſtes ſorgen, und dazu will ich Euch ſogleich anſpornen laſſen. He! Hollah! Ihr Leute! Warum habt Ihr Maul affen feil!"

„Es hat uns Niemand gedinget"

„Der Burſche iſt bibelfeſt. Da, der Herr Rathmann dingt Euch. Ihr ſollt ihn begleiten. Er weiß die Spur der Königin, aber ſeine Füße ſind matt, und wollen ihn nicht tragen."

„Wir nehmen ihn auf die Schulter! Kommt, Herr! Ho! Hia!"

„Kommt! Kommt!"

„Huſſah! Huſſah!"

Es war eine finſtere Nacht.

Glücklich hatten die Königin und Larwig Danewerk verkleidet die Stadt erreicht, und irrten nun in den Straßen umher, umwogt von der Maſſe des Volkes und beſchirmt von der Hand der Vorſehung, daß ſie nicht erkannt wurden.

„Hört Ihr nicht das drohende Geſchrei? Schlagt Eure Augen zu Boden, damit ihr Zornesfunkeln nicht die Aufmerkſamkeit der Menge erregt. Vorſichtig, theure Herrin, vorſichtig!“

Die Königin gehorchte dem Diener. Sie hielt den Blick zu Boden geſchlagen, die Lippen feſt aufeinander gepreßt. So ſchritt ſie, den Arm auf die Schulter ihres Führers geſtützt, ſtumm neben dieſem her.

Lange Zeit hielt ſie ſich aufrecht, den ſtürmenden Haufen bald hier, bald dort ausweichend; aber endlich vermochte der geſchwächte Körper der regeren Geiſteskraft nicht mehr zu gehorchen. Sie ſtand ſtill und flüſterte:

„Ich kann nicht weiter!“

„Nur jetzt verzagt nicht! Seht, dieſe taumelnde Menge vor uns. Wenn wir glücklich an ihr vorüber ſind, entdecken wir vielleicht einen Schlupfwinkel, wo wir uns verbergen können... Aufrecht, theure Fürſtin!“

Aber die Kraft der Königin war dahin. Ihre Knie brachen zuſammen, ihre Augen ſchloſſen ſich, eine tiefe Ohnmacht hielt ſie umfangen.

Ein Haufen Müßiggänger umringte den Junker:

„Was gibt's hier? He?"

„Wer fiel hier um?"

„Ein altes Weib. He, Nachbarin, ſchaut her' Kennt Ihr's?"

„Kenn's nit. Wer mag's ſein?"

„Man muß ſich in Zeiten, wie die heurigen, verſehen. He' Hollah, Burſch! Beliebt's bald, zu ſprechen? Wer ſeid Ihr und wer iſt das Weib?"

Larwig entgegnete ſchnell beſonnen:

„Heiße Larwig Holm. Hofbeſitzer bin ich im Angel'ſchen, und das iſt meine Mutter. Habe zwei Brüder, die ſtehen zu Felde bei den Holſteinern gegen die Dänen. Die Mutter wollte vor ihrem Tode nochmals ihre Kinder ſehen. Aber wir haben ſie nicht mehr gefunden, ſie ſind in der Stör ertrunken."

„Wieder ein Paar Seelen, die die ſchwarze Königin auf ihr Gewiſſen hat. Gott verdamme ſie!"

„Die wird noch mehr Menſchenkinder mit ſich ins Verderben reißen. Aber ihre Stunde ſchlägt auch."

„Das thut ſie, Gevatter! Und die letzte Stunde

ſoll hell genug ausklingen, wenn ſie in unſere Hände fällt.“

„Na! Gott genade ihr!“

Eine alte Frau hatte ſich zu der Königin niedergebückt und leiſtete ihr Hülfe:

„So geht's nicht. Sie muß irgendwo auf 'n Bett, damit ſie ſich erholen kann. He da, Ihr junges Volk, leiht mir 'mal eine Hand, daß wir ſie aufrichten.“

„Was ſchiert mich das alte Weib? Habe mein neues Wamms an.“

„Solltet Euch auch nicht damit einlaſſen, Nele Broderſen. Wer weiß, was das Volk an ſich hat.“

„Ja, ja! Man weiß nicht immer, mit wem man zu thun kriegt.“

„Mit einer Mutter. Du Naſeweis! Mit einer Mutter, die ihre Kinder verloren hat.“

„Hm! Hat ja noch den großen Bengel.“

„Was ſchwatzt Ihr? Das todte Kind iſt uns immer das liebſte. Habe auch ſchon ihrer Drei nach dem Kirchhofe tragen laſſen.“

„Nun kommt ſie mit ihrer Litanei von den drei todten Jungen. Laßt uns machen, daß wir fortkommen!“

Die Uebrigen verliefen ſich. Die alte Frau und

Larwig Tanewerk trugen die Königin in das nahe gelegene Häuschen der Witwe.

Diesem Häuschen gegenüber war eine Schenke. Darin ging es toll und wild her. Die große Gaststube war voll von Trinkern und wüsten Gesellen, die durcheinander tobten und schrieen, wie zur tollsten Faschingszeit.

Mitten in diesem Gewühl saß ein alter Kerl an einem Tische allein. Er warf seine Augen überall umher, nach einem Vortheil haschend, der ihm in diesem Tumulte werden könne.

Ein Gast trat mit einem vollen Kruge zu ihm:

„Ist's wahr, was Ihr vorhin dem Wirthe erzähltet, daß Ihr viele Jahre dem Herzoge von Holstein gedient habt als Reitersmann, und Rottmeister gewesen seid?"

„Rechtschaffen habe ich gedient, mein Junge, rechtschaffen. Und es thut mir nur leid, daß ich jetzt nicht mehr mit kann, sonst wollte ich Euch zeigen ..."

„Das ist brav von Euch. Da! Trinkt 'nmal. Scheint mir aber nicht, als ob Ihr sonderlich viel vor Euch gebracht hättet, wenn man nach Eurem Wamms urtheilen darf."

„Alles für die Ehre, Schatz! Alles für die Ehre! Ein ächter Reitersmann kennt nichts als die Ehre

Aber was hilft's unnütze Schwätzen? Sollen wir nicht einen Krug ausrathen? Gerade oder ungerade! Was beliebt?"

Ein Dritter trat zu dem Manne mit dem Bierkruge und ziſchelte ihm in die Ohren:

„Laß Dich mit dem Kerl nicht ein. Er heißt Sörens Peer, treibt ſich hier ſchon lange umher, und iſt ein arger Trinker und falſcher Würfler."

Die Männer ſprachen leiſe weiter. Sörens Peer witterte, daß von ihm die Rede ſei, und ſpitzte die Ohren, aber er konnte nichts verſtehen.

Unterdeſſen war ein junger Bauer in den Schank getreten und verlangte ein Maaß guten Weines.

Einer der Umſtehenden hatte dieß Begehr vernommen: „Seht 'nmal! Ein Bauer und ein Maaß Wein! Habe ich mein Lebstage ſo Etwas gehört?"

„Wein will der Kerl trinken, Boje Larſen? Zu welchem Preiſe verkaufſt Du denn Dein Korn, daß Du Wein trinken kannſt? Hollah! Hier iſt ein Bauer, der Wein trinkt."

„Ich denke, ich kann trinken, was ich will; es hat ſich Niemand darum zu bekümmern."

„Nur nicht gleich grob, ſonſt ſetzt es Hiebe! Sage mir noch Einer, daß der Krieg das Land

ausgesogen hat, da die Bauern Geld zum Wein haben."

Der junge Bauer hatte sein Maaß empfangen, und wollte sich entfernen.

Der Schenkwirth rief ihm nach:

„Was lauft Ihr denn? Kriegt ja noch Geld zurück."

„Behaltet's einstweilen als Pfand für den Krug, ich komme bald wieder."

„Nun, das muß ich sagen! Bauer, bist Du ganz und gar des Teufels? Erst Wein und dann noch doppelte Zahlung? Laß Dich 'nmal näher ansehen."

„Gebt mir aus dem Wege, rathe ich Euch. Meine kranke Mutter wartet auf mich."

„Laßt den Mann gehen. Was kümmert's Euch, ob er Wein trinkt, oder nicht?"

„Was mich's kümmert? Da seht 'mal, was für 'n Gebahren er an sich hat. Sieht er nicht vor uns, wie der Stadthauptmann, wenn er den jungen Zuwachs zusammenfuchtelt? Und das will 'n Bauer sein? Dahinter steckt 'ne Spitzbüberei."

Die Gruppe, die sich um den jungen Bauer bildete, vergrößerte sich. Auch Sörens Peer kam herbeigeschlichen. Seine Augen funkelten seltsamlich, als er den jungen Mann gewahrte.

„Laßt mich doch näher heran, Leute. Ich denke, den Mann da ſollte ich kennen.“

Bei dem Ton dieſer Stimme ſtieg eine hohe Gluth in das Geſicht des Bauern.

„Seht Ihr, wie er roth wird, da er mich hört und ſieht? Ja, ja, wir kennen uns.“

„Da ſeid Ihr wohl Beide aus demſelben Orte, Landsmann?“

„Sind aus einem Orte. Laßt mich nur gleich zu ihm. Nun, Burſch, wo kommt Ihr jetzt her?“

Er führte den jungen Bauer ſeitwärts.

„Laßt doch ſehen, was der Schenke Euch für Wein gegeben? Her mit der Kanne! Hm! Nicht übel. Ich bring's Euch, Junker.“

„Schweigt, um Gotteswillen!“

„Aha! Nun gebt Ihr klein bei. Bisher habt Ihr mich herumgeſtoßen, wie einen Hund, und mir Alles verweigert, wenn ich auch noch ſo demüthig bitten kam, mein gnädigſter Junker.“

„Das lügt Ihr. Ich habe Euch ſtets Alles gegeben, was ich hatte.“

„Mit Recht. Die Jugend iſt dazu da, ihre alten hülfloſen Verwandten zu ernähren. Aber, was ich bekommen habe, iſt fort, und ich verlange mehr! Mehr!“

„Ich habe nichts mehr.“

„So ſchaff Dir's. Mehr Geld, ſage ich! Soll ich's haben, Burſch? Oder . . .“

„Was?“

„Dich holt der Teufel noch in dieſer Stunde. Siehſt die Fratzen um uns her? Ich hetze all' das wilde Volk auf Dich.“

„Drohen? Mir drohen wollt Ihr?“

„Mit der Peitſche in der Hand. Zahlſt Du?“

„Nun gewiß nicht! Eurer Drohung trotze ich, jämmerlicher Wicht!“

„Ho! Ho! Du biſt gar übermüthig. Haſt wohl Secours im Hinterhalte? Wie iſt mir denn? Du hier allein, der Du ſonſt der Schatten der Königin biſt?“

„Schweigt, oder ich tödte Euch!“

„Tödten? Das geht ans Leben! . . Leute! Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. He, Leute!“

„Was beginnt Ihr? Seid Ihr nicht mein Verwandter?“

„Bin's geweſen bis zu dem Tage, da Du ein hochadeliger Junkherr wurdeſt. Von da ab war ich ein alter Hund, den Du hungern und darben ließeſt, während Du in Ueberfluß ſchwelgteſt. Ja, Ihr

Leute, glotzt nur den ungerathenen Buben an. Ließ mich bei ſeinem Reichthum darben."

„Das lügt Ihr, alter Sünder."

„Da hört Ihr's. Er gibt mir nichts und ſchimpft mich noch obenein. Nun will ich aber auch kein Mitleid weiter mit ihm haben. Greift ihn Euch, Ihr Leute! Larwig Danewerk iſt ſein Name, und er iſt der Lieblings-Kämmerling der Königin Margarethe."

Dieſe Worte brachten eine furchtbare Aufregung in der angetrunkenen Menge hervor. Alle ſtürzten auf Larwig ein. Dieſer ſprang zurück, er entriß einem Burſchen ſeinen Knittel und ſtellte ſich zur Wehre:

„Kommt an! Kommt an!"

„Seid Ihr toll, Leute? Werdet ihn doch nicht todt ſchlagen? Sage Euch ja, er iſt der Lieblings-Kämmerling der Königin, und was weiß ich ſonſt noch. Wo Der iſt, da iſt ſie auch nicht weit. Geht nur der Spur nach, ſo habt Ihr die ſchwarze Grete beim Schopfe."

„Das büßeſt Du mit Deinem Kopf!" rief Larwig Danewerk, voll Zorn auf den Alten eindringend.

„Er ſteht mir nach dem Leben! Haltet ihn auf,

Ihr Leute! Er iſt eine eigenſinnige Natur; ich kenne ihn. Wollen wir etwas erfahren, müſſen wir ihn erſt examiren."

„Aber reißt Ihr mir das Herz aus dem Leibe, als ein Wort von den Lippen."

„Wollen's verſuchen!" rief ein flinker Geſelle. „Aber nur, um Dich zu beſtrafen, denn wo die ſchwarze Grete iſt, weiß ich ſchon."

„Nein! Nein!"

„Schämſt Du Dich nicht, mit einem Weibe in den Straßen umher? Das war ſie. Und bei der alten Hexe Prozeſſen haſt Du ſie untergebracht."

„Bei Hexe Prozeſſen? Wo wohnt die?"

„Ich bringe Euch hin!"

„Hinaus! Hinaus!"

„Nur über meine Leiche geht der Weg!" ſchrie Lamia Tannenert außer ſich und ſtürzte der anbrechenden Menge entgegen.

„Dazu kann Rath werden!" rief ein langer Kerl und hieb den Junker von hinten her ſo gewaltig über den Kopf, daß er lautlos zuſammenſtürzte. Die Menge ſtolperte über ihn hinweg, dem Ausgange zu, und zog mit lautem Gebrüll auf die Straße hinaus.

Sörens Peer blieb bei ſeinem Neffen zurück:

„Nu, nu, Schweſterſohn! Was liegſt Du da ſo ſtille und hatteſt vorhin ein großes Maul? Dahin ſollte es eigentlich nicht kommen; wollte Dir bloß für Deinen Geiz eine tüchtige Tracht Prügel zuſchanzen. Prr! War 'ne tolle Geſchichte! Regt ſich ja noch, das junge Blut. — Hm! Wenn er ſich wieder erholen könnte, möchte er doch lieber ein friedlich Gewerbe treiben, wie es Schweſter Anna gewollt hat. Mir wird übel."

Vor dem Hauſe der alten Riele Broderſen entſtand ein furchtbares Gedränge.

„Iſt's hier? Iſt's hier?"

„Geht nur geradezu und ohne Umſtände!"

„Werft uns die ſchwarze Grete heraus, Ihr da vorne!"

„Erſt wollen wir Raum ſchaffen, damit man auch hinein kann."

Und ein Hagel von Steinen flog gegen die Fenſter; die Thür brach unter heftigen Stößen zuſammen.

Lautes Gelächter erſchallte:

„Da habt Ihr Raum!"

Durch das Gedränge ſchlüpfte, ungehört und ungeſehen, eine nebelhafte Geſtalt in das Haus. Ein blaues Flämmchen zuckte aus der Schwelle hervor, als ſie darüber hinwegſchwebte.

Die Königin ſtand in der engen Stube hoch aufrecht, nicht achtend der händeringenden Witwe, die den gefährlichen Gaſt verwünſchte, der bei ihr eingekehrt war. Sie blickte feſt nach der Thür, entſchloſſen den Feind erwartend, der ſie zu vernichten drohte.

Der geheimnißvolle Fremde trat ein.

Bei ſeinem Anblick fuhr die Königin zuſammen.

„Hinweg' Hinweg!"

Der Fremde näherte ſich ihr mit unhörbaren Schritten.

„Hinweg, ſage ich Dir. Ich erkenne Dich. Du biſt nimmermehr Frederik Erland's Bote geweſen. Die tobende Menge, die das Dach über meinem Haupte zertrümmert, iſt mir nicht ſo fürchterlich, als Dein Anblick."

Ein heiſeres Lachen erſcholl.

„Ich fordere, was mein iſt. Ihr müßt das Wort einlöſen, das mir verpfändet ward."

„Ich habe Dir kein Wort verpfändet."

„Ihr gewahrtet mir, daß ich in Eurer Nähe

weilen dürfte, wenn Ihr am Ziel Eurer Laufbahn ständet. Dieß Ziel iſt erreicht."

Er ergriff die Hand der Königin, die ihm nicht zu widerſtehen vermochte, und trat mit ihr ins Freie, wo die wüſten Haufen noch ärger tobten, als vorhin.

„Was iſt's für 'n Kopf, mit dem Ihr Fangball ſpielt?"

„Er gehörte dem Junker der Königin, der ſich, als Bauer verkleidet, in unſere Schenke ſtahl und Wein trinken wollte."

„Ein ſchmucker Kopf! — Da kommt noch einer angeflogen. He! Was iſt's für einer?"

„Gehörte dem alten Reiter, der uns den Junker verrathen hat. Wir fanden ihn am Boden bei dem Halbtodten, den er wieder lebendig machen wollte und zugleich gottsjämmerlich auf uns fluchte. Bei der Gelegenheit haben ſie ihm den Reſt gegeben."

„Iſt ihm recht geſchehen."

„Was wollen wir denn mit den Köpfen?"

„Wollen damit nach der ſchwarzen Grete werfen, wenn ſie herausgebracht wird."

„Ja, wenn ſie gebracht wird. Sie ſind ja noch nicht 'nmal hineingegangen und hatten vorhin das große Maul."

„Was? Noch nicht hinein? Antwortet, Ihr da vorne! Warum ſcheert Ihr Euch nicht hinein?“

„Wir können nicht.“

„Könnt nicht? Jämmerliches Volk! Dann packt Euch und laßt uns heran.“

Die Vorderen wichen zurück und ein anderer Haufe ſtürmte dem Eingange des Hauſes zu.

Aber Niemand vermochte die Schwelle zu überſchreiten, aus welcher die blaue Flamme aufgezuckt war. Eine unſichtbare Macht warf Jeden zurück, der ſich ihr nahte.

„Da habt Ihr's vor Augen!“ ſprach Einer mit bebender Stimme.

„Was? Was?“

„Daß die ſchwarze Grete eine Hexe iſt!“

„Ja! Sie hat uns gebannt!“

Das Haar der wüſten Geſellen ſträubte ſich.

Der Fremde trat mit der Königin heraus.

Wie vom Wirbelwinde gefaßt fuhr die Menge auseinander; eine breite Gaſſe entſtand.

„He! He! Was ſoll das?“

„Wie könnt Ihr mir ſo auf den Leib fallen, Ihr ungeſchlachter Kerl? Ich breche Euch das Genick.“

„Kann nichts dafür. Es kam mit einem Male über mich, wie das böſe Zeug.“

„Iſt 'n neuer Spuk von der ſchwarzen Grete.“

„Wollt', ich wär' zu Hauſe.“

„So lauft.“

„Meine Füße ſind wie angenagelt. Kann nicht von der Stelle.“

„Prr! Wie kalt! Weht mich eiſig an, als ob der Nordoſt zur Weihnachtszeit über das Fiord hinſtreicht.“

„Könnt's nicht ſagen. Bläſt mir dieſen Augenblick ſo heiß ins Geſicht, wie es die Gluth meines Backofens nicht thut.“

„Mir auch! Mir auch!“

„Das iſt ſchrecklich! Nachbar, Ihr ſchüttelt Euch. Habt Ihr's kalte Fieber?“

„Hab's. Der Tod ſitzt mir auf dem Nacken.“

Währenddem ging der Fremde mit der Königin ungehört und ungeſehen weiter. Wohin er ſich wandte, wich Alles, wie vom Blitz getroffen, zurück, und es ward Raum vollauf.

Sie gelangten zum Hafen. Er war von allen Seiten ſcharf bewacht, und ſelbſt auf den Verdecken der Schiffe gingen bewaffnete Wächter auf und ab. Kein Flachboot konnte den Augen dieſer hundert Späher entgehen.

Und doch lag mitten unter allen Schiffen eines,

das ward von Niemanden beachtet. Es ankerte frei auf offenem Waſſer und konnte von allen Seiten geſehen werden. Aber kein Boot ſteuerte nach dieſer Richtung; kein menſchliches Weſen athmete zwiſchen dieſen Planken.

Der Fremde deutete mit der Hand auf jenes Schiff, deſſen ſchwarzer Rumpf düſter und unheimlich aus dem Waſſer hervorragte.

Margarethe ſchauerte zuſammen.

Mit ſtarkem Arm umſchlang ſie der Fremde und ſetzte ſie in dem nächſten Augenblick auf das Verdeck des geiſterhaften Schiffes nieder.

Keines Befehlshabers Stimme erſchallte; kein flinker Matroſe flog den Maſt hinan; kein Segel blähte ſich im Winde; aber das Schiff fuhr dahin, ohne Steuer und Compas, an den andern Schiffen vorüber, das Fiord entlang mit ſtets wachſender Eile.

Kein Luftzug wehte über das Verdeck hin; das Rauſchen der Fluth ward nicht vernommen.

Da zerriß das Band, das bisher die Zunge der Königin gefeſſelt hielt, und mit markerſchütterndem Tone fragte ſie:

„Wohin führſt du mich?“

Vor ihnen wogte bereits das Meer. Der Fremde deutete mit der Hand dahin:

„Du haſt Dich vermeſſen: Ich will ſiegen über dieß Herzogthum, oder nie in geweihter Erde ruhen.“

„Halt' ein, Entſetzlicher!“

„Du haſt nicht geſiegt. Dort iſt Dein Grab.“

Margarethe ſtürzte lautlos zu Boden.

Das ſchwarze Schiff raſte mit fliegender Eile der brüllenden See zu.

Es iſt nirgends gelandet.

Kein ſterbliches Auge hat Margarethe wieder geſehen. Die Schöpferin der calmariſchen Union blieb ſpurlos verſchwunden.

Das weite Meer iſt ihr Grab.

Eiche unter Weiden.

Wenn man auf dem hohen Elbdeiche bei Glückſtadt ſteht, und den Blick umherſchweifen läßt über die fruchtbaren Flächen der Wilſtermarſch, erblickt man mitten unter den zahlloſen Weiden, welche die Gräben beſchatten, eine Eiche, die ihre grünen Aeſte hoch aufrecht trägt.

Da, wo jetzt die Eiche ſteht, ſah man vor vielen Jahren nur niedriges Gebuſch. Einſtmals hielten hier ein Paar Tagelöhner ihre Veſperruhe. Sie waren arme Teufel geweſen ihr Lebelang, und hatten mit aller Mühe nie etwas vor ſich gebracht. Darüber grollten ſie mit ſich und Andern, und wenn an dem Erſten noch ein gutes Haar geblieben, der Zweite war von Hauſe aus boshaft und nichts Rechtliches mehr in ihm.

Der Erſte ſtieß einen tiefen Seufzer aus und ſagte, Gott ſei hartherzig und laſſe ſich von der Armuth nicht erbitten.

Der Zweite erwiederte, da ſei der Teufel beſſer.

und wenn man nur Courage habe, es ihm zu ſagen, könne man bekommen, was man wolle.

„Das iſt ein freches Wort!“ ſagte der Erſte wieder, indem er die Krumen zuſammen ſuchte, die ihm von ſeinem knapp zugemeſſenen Vesperbrod übrig geblieben waren. „Aber wer kann es einem Chriſtenmenſchen verdenken, daß er Nebenwege aufſucht, wenn er auf der großen breiten Heerſtraße nichts finden kann?“

Ungeduldig ſprang der Zweite auf:

„Was ſind das Alles für Winkelzüge und jammervolle Reden! Laß uns lieber gleich friſch durchgreifen, dann iſt alles Jammern mit einem Male zu Ende. Was ſcheere ich mich um Tugend und Gottſeligkeit und Chriſtenthum, wenn ich nichts zu eſſen habe, und hungern muß, daß mir die Schwarte knackt? Hier, Teufel! Da bin ich! Kannſt mich haben zu jeder Stunde, und wenn Du mir gibſt, was ich brauche, ſo frage ich nichts darnach, wann und wo Du mich holſt.“

Da hörten Beide unſern Tritte und ſie zogen ſich mit leiſem Schauer dichter in den Buſch zurück, um zu ſehen, was es gäbe, denn die Teufelsbeſchwörung war ihnen doch aufs Herz gefallen und ſie meinten,

der Böſe könnte ihnen zur Zeit Wort halten. Es kam aber die Straße ein Handelsmann, wie ſie zu allen Zeiten auf dem Lande umherzuziehen pflegen, des Weges geſchritten und ließ ſich am Eingange des Gebüſches nieder. Der Mann ſchien ungemein fröhlich, denn er hatte ſeinen ganzen Vorrath verkauft, und ließ das daraus gelöſte Geld mit leiſem Kichern von einer Hand in die andere gleiten.

Der Klang des Goldes und Silbers ſchreckte die beiden Burſchen auf. Es dünkte ihnen der Reichthum der Welt zu ſein und ſie fühlten's nicht, daß in dieſem Augenblicke der Teufel ſchon ſeine Krallen nach ihrer Seele ausſtreckte. In ihrem Kopfe malte es ſich immer heller aus, was für ein Herrenleben ſie führen würden, wenn jene Thaler und Schillinge die ihrigen waren; ſie ſahen ſich darauf an und verſtanden ſich. Als nun der Handelsmann ſein Geld mehrere Male durchgewühlt und wieder ſorgſam in den Ledergurt geſteckt hatte, legte er ſich gähnend ins Gras und kaum war er eingeſchlafen, als die Beiden ſich auf den wehrloſen Mann warfen und ihn erſchlugen, damit ſie deſto ungefährdeter ſich ſeines Eigenthums bemächtigen könnten.

Während ſie ihren Raub theilten und der Jüngere

weiblich um die Beute zankte, erhob ſich der noch nicht zum Tod Getroffene, von Blut überſtrömt, und rief mit kreiſchender Stimme:

„Iſt denn hier auf dem Felde kein Chriſtenmenſch nah oder fern, der Zeugniß ablegen kann von dem verfluchten Mord?“

Der Aeltere erbleichte und die Hände zitternd faltend, ſprach er in ſich hinein:

„Gott ſei mir Sünder gnädig!“

Der Jüngere aber lachte laut auf, und ſchrie:

„Wenn's die Vögel unter dem Himmel nicht thun, wird wohl Keiner das Geheimniß ausplaudern.“

In demſelben Augenblicke aber riſchelte und raſchelte es in Buſch und Röhricht, und eine faſt unabſehbare Flucht wilder Enten zog mit lautem Flügelſchlage vorüber.

Der zum Tode verwundete Handelsmann erhob die Rechte und ſtieren Blickes nach den immer weiter entſchwindenden Vögeln ſchauend, rief er mit hinſterbender Stimme:

„Nun, ſo hört Ihr denn meine letzten Worte; hört es, wie ich meine Mörder verfluche, und thut es vor aller Welt kund, was hier geſchehen iſt.“

Und als er das gesagt hatte, sank er zu Boden und gab seinen Geist auf.

Dem Aelteren ward bei dieser Verwünschung nicht wohl zu Sinn, der Jüngere aber lachte über den Thoren von Kaufmann, der dumme Vögel als Zeugen vor Gericht lud, und spottete seines furchtsamen Genossen. Darauf verscharrten sie den Leichnam und gingen mit ihrem Raube, Jeder seine Straße.

Als aber am andern Morgen Leute des Weges daherkamen, sahen sie mit Staunen, daß der ganze Busch vertrocknet war, und an dessen Stelle ein blutrothes Kraut aus dem Boden aufsprießte.

Ein Jahr verstrich.

Ohne es miteinander verabredet zu haben, vermieden sich die Mörder gegenseitig und lebten für sich, Jeder nach seiner Weise. Der Eine kaufte sich von seinem Raube ein Stückchen Land, freite eine muntere Dirne, die ihm Haus und Garten zubrachte, und hielt musterhafte Ordnung auf seinem Hofe, so daß es schien, das Glück könne auch bei einem Mörder einkehren, denn was er unternahm, das gerieth ihm wohl.

Der Zweite aber, der nie eine sonderliche Lust zur Arbeit verspürt hatte, legte Hacke und Schaufel

ganz und gar aus der Hand, verpraßte ſeinen Antheil, indem er von Dorf zu Dorf zog mit lüderlichen Burſchen, und trieb ſich dann von einem Gehöfte zum andern tagelöhnernd umher, voll Ingrimm gegen Jedermann, beſonders aber gegen den Genoſſen ſeiner That, der im wachſenden Wohlſtande lebte und die raſch wiederkehrenden Forderungen um Unterſtützung ſtets barſcher zurückwies.

Bei jeder neuen Zuſammenkunft wuchs die Erbitterung zwiſchen Beiden, und der Zweite ſtieß immer heftigere Drohungen aus. Es hatte ſchon viele arge Scenen gegeben, als ſie endlich auch auf der Brockdorfer Kirmes zuſammentrafen. Der wüſte Geſelle forderte abermals und mit befehlendem Tone viel Geld, und als es ihm verweigert ward, rief er:

„Ich bringe Dich unter's Beil!"

„Das thuſt Du nicht," entgegnete der Andere, „denn es wäre auch Dein Letztes."

„Laſſe es darauf nicht ankommen!"

„Thue, was Du willſt, aber daß Du es weißt, ich gebe Dir ein für alle Mal kein Geld mehr zum Verpraſſen!" antwortete der Erſte und ging ſeiner Frau entgegen, die ihn aufzuſuchen kam.

„Höre Du!" rief der Wüſtling ihm nach, „das

ſoll Dich in Ewigkeit gereuen. Dich ſoll noch heute der Teufel holen!“

„Ich fürchte Dich nicht!“ entgegnete ſein Kamerad mit halber Stimme und verſuchte im Weitergehen mit ſeiner Frau einige Scherzreden; aber ihn überfiel ein Fröſteln, er fühlte ſich unbehaglich unter der jubelnden Menge und begehrte nach Hauſe zu gehen.

„Das kommt davon, wenn Du Dich mit ſolchen Kerlen herumärgerſt!“ ſagte die Frau und ging willig mit. Einige Nachbarn ſchloſſen ſich an. Der Andere hatte die Kirmes längſt verlaſſen.

Die Frau führte ihren Mann, der immer bläſſer wurde, und flüſterte dem Nächſten ihrer Nachbarn zu:

„So iſt er ſchon ſeit längerer Zeit. Es ſteckt ihm etwas im Gemüthe, meine ich. Er hat in jüngeren Jahren mit ſchlechten Menſchen Verkehr gehalten, und heute noch kam ihm Einer ſeiner früheren Kameraden in den Weg. Seitdem hat er das Frieren.“

„Gott wird's ihm zum Guten wenden!“ entgegnete der Nachbar und zischelte dann, etwas zurückbleibend, den Uebrigen zu:

„Mir gefällt's nicht!“

Plötzlich ſtand Einer der Vorausgehenden ſtill

„Wir ſind beim rothen Kraute. Da ſoll man nicht vorbeigehen, ohne ein Vater unſer zu beten, denn hier haben ſie einſtmals einen Mord begangen.“

„Wer? Wer?“ fragte der vom Fieber Geſchüttelte.

„Was weiß ich! Aber der Mörder muß nicht weit ſein, denn das Kraut blutet.“

Das Kraut hatte die Blätter, die es ſonſt üppig wuchernd weit über den Boden von ſich ſtreckte, eng zuſammen gezogen, und aus den Stengeln rann ein rother Saft, der anzuſchauen war, als ob es Blutetropfen wären, die zur Erde fielen. Der Fieberkranke riß ſich faſt gewaltſam von dem Arm ſeiner Frau, es trieb ihn unwillkürlich zum Kraut, und er blieb wie angewurzelt davor ſtehen.

In dieſem Augenblicke kam auch der zweite Mörder daher; er hatte neues Geld herbeigeſchafft und wollte zur Kirmes zurück. Fluchend taumelte er auf ſeinen Genoſſen zu und verlangte barſch, er ſolle ihm aus dem Wege gehen.

Da riſchelte und raſchelte es auf einmal in Buſch und Röhricht, ein lautes Klappern und Flügelſchlagen wurde gehört, und eine große Flucht wilder Enten flieg plötzlich in die Luft.

„Das ſind des alten Eckern Enten!“ rief laut

lachend der wüſte Geſelle. Aber der Andere vermochte den Mund nicht zu öffnen.

„Eckern's Enten?“ fragte Einer der Umſtehenden. „Was bedeutet das?“

„Ich weiß nicht, Nachbar. Aber, wenn mir recht iſt, war das der Name eines alten Handelsmannes, der Jahre lang von Dorf zu Dorf zog mit ſeinem Kram und dann plötzlich verſchwand. Sie munkelten überall, der Mann müſſe erſchlagen ſein. Gebt Acht! Das iſt ein Gotteszeichen!“

Und das Gotteszeichen traf die Schuldigen. Kaum hatte jener das verfängliche Wort geſprochen, als er, wie vom Blitz gerührt, ſtehen blieb und unverwandten Blickes den Vögeln nachſchaute, die flatternd und ſchreiend mit dem Strome fortzogen. Sein Gefährte aber riß ſich von der Frau los, warf ſich in die Kniee und ſchrie laut:

„Ich will Alles bekennen!“

Da bemächtigte man ſich der Beiden und führte ſie zum Richter. Die Stelle, wo das rothe Kraut aus dem Boden ſproßte, wurde aufgewühlt, und man fand das Skelet. Die Mörder geſtanden und wurden hingerichtet.

Auf der Stelle aber, wo der Mord geſchah,

pflanzte man, zum Gedächtniß des Erſchlagenen, einen Eichen- oder Eichbaum, als Wahrzeichen einer längſt verübten und ſpät geſühnten Unthat.

Und ſo wiederholt ſich hier im Norden, unter ganz anderen Umſtänden und Verhältniſſen, zum Erſtaunen des Forſchers, die Sage von den Kranichen des Ibykus, jenes frommen Sängers, der von frecher Räuberhand in Poſeidon's Fichtenhain erſchlagen ward.

Düerhues.

(Theuer-Haus)

Mutter Harmſen ſah ihren Sohn bekümmert an:

„Du ſollteſt das aufgeben mit der Anna Larwig. Das Mädchen trägt die Naſe viel zu hoch für Dich und iſt es gar nicht werth, einen ſo ſchmucken Bräutigam zu haben. Laß die Dirne laufen, Peter Harmſen, und ſieh Dich nach einer Anderen um; es ſind noch viele hübſche Mädchen in Tondern. Laſſe ſie laufen, ſage ich Dir!“

„Ich kann nicht, Mutter! Wenn ich die Anna laſſen muß, iſt es mein Tod“

„Du biſt meines Alters Stab und meine Stütze, Peter Harmſen. Ohne Dich muß ich betteln. Bleibe da weg, Kind! Mir ahnet ein Unglück“

„Mag ſein! Ich kann nicht von ihr bleiben. Aber ein Ende ſoll gemacht werden, das verſpreche ich Ihr. Anna iſt heute bei ihrer reichen Baſe am Markte geweſen, vielleicht thut die ein Uebriges. Laſſe Sie mich gehen, Mutter; ich will wiſſen,

woran ich bin. So oder ſo! Es muß biegen oder brechen; ſie ſoll es rund heraus ſagen, ob ſie mich will oder nicht."

„Sie will Dich nicht, Sohn!"

„Nun, dann helfe Euch Gott! Der hochmüthigen Mutter iſt es im Wege, daß ich nur ein Schuſter bin, und ſeit der reiche Brauherr Tönnies geſagt hat, die Anna Larwig ſei ein ſchmuckes Ding, worauf ſich die Mutter etwas einbilden könne, iſt vollends kein Auskommen mit ihr. Nun, ich werde bald wiſſen, woran ich bin. Adieu, Mutter!"

„Bleib, mein Sohn, bleib!" rief Frau Harmſen dem Forteilenden nach. „Umſonſt! — Er hört mich nicht. — Mir iſt ganz angſt und bange geworden. Meine Knice zittern; ich muß mich einen Augenblick niederlegen. Ach Gott! das Alles nimmt gewiß kein gutes Ende."

Unterdeſſen war Frau Larwig, die Mutter einer ſchönen Tochter und die Witwe eines Rathsdieners, in der Küche beſchäftigt, die Mittagskoſt in die irdene Schüſſel zu thun, und brummte vor ſich hin:

„Das iſt heute einmal wieder in ganz Tondern ein Lärmen, daß man nicht weiß, wohin man ſich flüchten ſoll. Seit dieſer Wallenſteiner im Lande

hauſen, iſt weder Ruhe noch Frieden, und das Kriegsvolk hantiert bei Tag und bei Nacht in den Straßen und in den Häuſern, als hätte der leidige Gott ſei bei uns ſeinen Einzug gehalten — Wo ſteckt denn die Anna? — Gewiß iſt der Schuſter wieder da' — He, Anna' Wo biſt Du?"

Aber Anna hatte eben im Stübchen vollauf damit zu thun, ihrem Bräutigam Peter Harmſen zu ſchildern, daß die Hoffnung, welche ſie auf die reiche Base wegen einer Ausſteuer geſetzt, zu Waſſer geworden ſei Und da würde es wohl noch eine feine Weile Zeit haben mit der Hochzeit, wenn überhaupt etwas daraus werden könne, meinte ſie ſchnippiſch.

„Das dachte ich, daß ſie da wieder beiſammen ſteckten und plauderten wurden'" brummte die Mutter beim Eintreten und ſetzte in ihrem Aerger die Schüſſel ſo ſtark auf den Tiſch, daß ſie auseinander ſprang und die Bierſuppe auf die Erde floß.

„Da haben wir's' Wenn die Armuth nichts haben ſoll, verliert ſie das Brod aus der Krippe. Das Unglück iſt bei uns eingekehrt, ſeit ..."

Sie ſchwieg verdrießlich.

„Sage Sie es nur gerade heraus!" fiel Peter Harmſen ein, „ſeit der Schuſter zu mir ins Haus

gekommen iſt; der Schuſter, der nichts hat, als ein redliches Herz und einen guten Willen."

„Dafür kauft man höchſtens Pech, aber kein Leder!" ſchob die Alte ein.

„Das thut mir nicht weh! Ich ſehe ſchon lange, wie hier die Sachen ſtehen. Die Anna iſt mir wohl ein Bischen gut, aber ſo, wie ich ſie liebe, mit ganzem Gemüthe, liebt ſie mich nicht wieder, ſonſt fragte ſie den Henker nach der Ausſteuer, wenn ſie mich nur bekäme. Ihr aber, Mutter Larwig, habt mich von Anfang an nicht leiden können, und dul-detet mich nur, weil ich von meinem alten Ohm auf Angeln fünfhundert ſchwere Thaler erben ſollte. Als aber daraus nichts geworden iſt, hättet Ihr mich gern zum Hauſe hinausgewieſen, wenn es mit Ehren hätte geſchehen können. Länger aber halte ich das Maulen nicht aus, und ich will gleich dem Dinge ein Ende machen, ſo oder ſo."

„Um Gottes Willen, Peter Harmſen, was ſind das für Reden!" ſagte die Braut.

Die Mutter aber fuhr belfernd dazwiſchen:

„Laß Du den Großprahler nur laufen! Du biſt ein hübſches Mädchen, flink und adrett, und ſolche Männer kriegſt Du Zehn für Einen."

„Schon gut. Es ärgert mich nur, daß ich Euch

bis dahin ſo wenig gekannt habe, Frau Larwig. Mit Euch habe ich weiter nichts zu ſchaffen; aber mit Eurer Tochter muß ich noch ein Wort reden. Anna, Du kennſt mich lange; weißt, daß ich arm bin, und Dir kein Freudenleben bieten kann. Aber wenn man ſich recht lieb hat, iſt das eitel Tand. Alſo frage ich Dich, ob Du mich ſo liebſt, wie ein chriſtliches Weib ihren Mann lieben ſoll, und Dich über die leeren Brautkiſten wegſetzeſt, dann will ich noch heute das Aufgebot beſtellen."

„Gleich das Aufgebot?" ſtotterte Anna. „Wo denkſt Du hin?"

„Es iſt ſchon gut, Kind!" ſprach Harmſen ſchnell. „Deine ſaure Miene, als ich heute früh eintrat, und der freundliche Blick, den Du geſtern dem reichen Brauherrn zuwarfſt, erſparen Dir das weitere Reden. Werde eine reiche Frau, thu', was Du willſt; ich frage nichts mehr darnach. Fort gehe ich ins Elend und ſollte ich Leib und Leben verlieren."

Die Alte tobte und ſchalt hinter dem Fortteilenden her und hatte für den Reſt des Tages genug zu thun, allen Nachbarn zu erzählen, daß ſie dem miſerabeln Schuſter den Stuhl vor die Thür geſetzt habe und ihn, Gott ſei Dank, endlich los ſei.

In der ſtattlichen Schenke „zum gelben Reiter," die dazumal in Tondern wohl bekannt war, herrſchte bereits vom früheſten Morgen ab ein lebendiges Treiben. Das ganze Erdgeſchoß war mit Soldaten angefüllt, die zur Nacht in Tondern eingerückt waren, und das Trinken, Lärmen und Fluchen hatte kein Ende

Der reiche Brauherr Tönnies, der ein Auge auf die ſchöne Anna geworfen hatte, war mitten darunter und rieb ſich fröhlich die Hände, denn je mehr Krüge leer, deſto voller ſein Säckel. Er hatte für alle Ankommenden ein Wort, und als nun auch Peter Harmſen in großer Aufregung eintrat, rief er ihm entgegen:

„Guten Tag, Schuſter! Was will der Schuſter hier?"

Peter Harmſen brauſte auf:

„Des Schuſters Leiſten iſt hart genug, um Dir Deinen harten Schädel mürbe zu klopfen. Schier' Dich nach einem Kruge Bier für mich!"

Aber anſtatt dieſem Begehren des Trotzkopfes zu willfahren, ſchleuderte der Brauherr den zinnernen Deckelkrug, den er gerade zur Hand hatte, dem Schuſter ſo heftig gegen den Kopf, daß dieſer zurücktaumelte und zu Boden fiel.

Die anweſenden Gäſte, meiſtens Soldaten und junges, lediges Volk, das Gefallen fand an dem wüſten Treiben oder Luſt hatte, ſich werben zu laſſen, warf ſich dazwiſchen und nahm Parthei für den Einen oder für den Anderen. Es drohte, ein arges Scharmützel zu werden, als zur rechten Zeit ein Paar Offiziere eintraten und mit vieler Mühe die Ruhe wieder herſtellten. Als Peter Harmſen zur Beſinnung kam, war die große Gaſtſtube leer und nur ein däniſcher Werber ſtand, wohlgefällig lächelnd, vor ihm:

„Du gefällſt mir, Kamerad. Solche reſolute Leute wie Du, machen allemal ihr Glück in der Welt, wenn ſie es nicht ſelbſt muthwillig verſchlagen. Solltеſt ihm die Hand bieten, dieweil es noch da iſt.“

„Was ſchiert mich's Glück!“ grollte jener. „Laßt mich an die Schenke! Ich habe Durſt.“

„Hier, mein Junge! Ein ſchäumender Krug. Es gereicht mir zur Ehre, mit einem ſo braven Kerl zu trinken. He! Noch einen Krug! Komm, Junge, ſtoße an! Es lebe der König von Dänemark!“

„Meinetwegen mag er leben, ſo lange er will.“

„Recht! Ein ordentlicher Kerl bewahrt ſeinem Könige immer den Reſpekt, abſonderlich, wenn er von ihm ſolche Geſchenke bekommt.“

Mit dieſen Worten drückte er dem Jüngling ein Paar Goldſtücke in die Hand.

„Was ſoll das, Herr Offizier? — Ja, wenn ich die hätte, und ein hundert ihrer Brüder dazu, dann wäre ich der alten Hexe und ihrer hochmüthigen Tochter gerade recht.“

„Stecke ein, Jung'chen, ſtecke ein! Und nun trinke noch einmal mit mir, aber rechtſchaffen. Angeſtoßen! Es lebe der König!“

„Er lebe!“ ſchrie Peter Harmſen und leerte den Krug mit einem Zuge.

„Das iſt brav, mein Junge! Zwei Goldſtücke haſt Du, und die übrigen folgen nach, denn ich hoffe, Du wirſt ein tüchtiger Soldat ſein, welcher der ganzen Armee zum Muſter dienen kann!“ ſprach der Werber.

„Was iſt das? Was bin ich?“

„Soldat, mein Junge. Haſt Du nicht Handgeld genommen, und vorher und nachher auf des Königs Geſundheit getrunken? Es lebe der König! haſt Du gerufen und das Geld in die Taſche geſteckt. Jetzt geht's in den Krieg! Huſſah! freue Dich — und nicht gemuckſt, ſonſt ſetzt es Hiebe!“

„Alſo Soldat? Mich ſchiert's nicht!“ rief Peter

Harmſen, auf den das ſtarke Bier ſeine Wirkung nicht verfehlte. „Hollah! Einen neuen Krug hierher! Ich will's der alten Mutter Larwig zubringen, und ſie wird mir Beſcheid thun, denn ich bin ein reicher Kerl für drei Stunden.“

Er griff nach dem neuen Kruge und trank haſtig. Sein Kopf ſchwindelte und er ſank auf die Ofenbank, das Auge geſchloſſen, die geballte Fauſt gegen die convulſiviſch arbeitende Bruſt gepreßt.

Der Werber ſah ſich um. Er glaubte allein zu ſein, aber ein dunkler Schatten bewegte ſich hinter ſeinem Rücken.

„Das war wieder Einer!“ ſprach er, in ſich hineinlachend, „Mein Handel geht gut.“

Der Brauherr Jönnies ging unterdeſſen ärgerlich im Vorderhauſe auf und ab, ohne auf das begütigende Zureden einiger Bürger zu hören, die dort ihr Bier in Ruhe trinken wollten.

„Hole der Teufel die Offiziere! Was haben ſie in meinem Hauſe zu thun und die Gäſte zu verjagen? Ich mache den größten Schaden heute. Und aus der Rauferei iſt auch nichts geworden. Sie war ſchon

luſtig im Gange. Der Schuſter hätte ſicherlich Eines dabei abgekriegt."

Er war in ſeinem Aerger viel zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um darauf zu achten, was in ſeiner Nähe geſchah. Die Uebrigen aber ſteckten die Köpfe zuſammen und flüſterten angelegentlich miteinander:

„Das ſoll leer ſein in der großen Gaſtſtube? Das iſt all' meine Lebstage nicht wahr!" ſagte der Eine.

„Hört nur, wie ſie drinnen ſchreien!" ſagte ein Zweiter. „Es ſind zwei Stimmen, eine lauter, als die andere. Nun, Gott Dank! daß man damit nichts zu thun hat."

„Um Gott, Leute!" ſchrie ein Dritter, der neugierig etwas näher geſchlichen war. „Hört Ihr nichts?"

„Was denn noch? Ja, meiner Seele! Geſchrei und Geſtampf! Sie balgen ſich drinnen. Nachbar Tönnies! Es iſt Mord und Todtſchlag bei Euch!"

„Laßt mich in Ruhe!" rief dieſer, aber von Allen in ſeinem Laufe angehalten, vernahm er mit ihnen das Klirren einer Waffe, die zu Boden fiel.

„Begreif's nicht. Es muß drinnen ſpuken."

Gleich darauf hörte man einen dumpfen Fall.

Dann blieb Alles ſtill.

„Hört, Ihr Leute," ſagte der Wirth nach einer

Pauſe. „Es iſt meine Pflicht, nachzuſehen, was es da gegeben hat. Wir wollen zuſammen nachſehen. Das Bier, was Ihr getrunken, kommt nicht auf den Kerbſtock, und nachher bringe ich noch einen beſonderen Krug zum Gratial. Kommt mit:"

Die Männer ſetzten ſich nach der großen Gaſtſtube in Bewegung.

Bei ihrem Eintritte in dieſelbe ſchrieen ſie laut auf. Am Boden ausgeſtreckt lag der Werber, einen Stich mitten durch das Herz; das Blut ſtrömte noch immer aus der Wunde hervor.

„Mord! Mord!" riefen die Bürger. „Wo iſt der Mörder hingeflüchtet?"

„Der Fluch iſt in mein ehrliches Haus gekommen!" ſchrie der Wirth. „Sie haben einen Menſchen darin erſchlagen, und nun wird das Gras auf der ſteinernen Schwelle wachſen."

„Laßt uns näher treten!" ſagte ein beſonnener Mann, und blieb gleich darauf mit einem Ausrufe des Staunens vor der Ofenbank ſtehen.

Da lag Peter Harmſen, ganz betäubt und mit Blut befleckt; die linke Hand war geballt, in der rechten hielt er den Degen des Werbe-Offiziers; ſein Geſicht war gräßlich verzerrt.

„Da habt Ihr den Mörder!“ rief der Bürger. „Der Himmel hat ihn mit Ohnmacht geſchlagen und bei ſeinem Opfer feſtgehalten. Nachbar! ſagt Ihr nichts dazu?“

„Schuſter! Schuſter!“ rief der Brauherr. „Nun, den Kerl bin ich los! — Kommt ihm nicht zu nahe! — Wir wollen ihn aus der Ferne bewachen, und Einer von Euch läuft während der Zeit zum Bürgermeiſter.“

Die Stadtknechte kamen. Peter Harmſen ward aus dem Schlafe gerüttelt und zu der Leiche geführt. Er ſchrie laut auf, ſchleuderte den Degen weit von ſich weg und betheuerte laut ſeine Unſchuld. Aber alle Beweiſe waren gegen ihn; er ward mit Ketten belaſtet und zum Rathsthurm abgeführt.

Auf dem Platze vor dem Rathhauſe waren viele Neugierige verſammelt, die gruppenweiſe die Köpfe zuſammenſteckten.

„Nun, Nachbar! Was hört man Neues von drinnen? Macht der Kerl das Maul auf?“

„Wird wohl bald müſſen, Meiſter Ohlſen. Sie haben ihn ja ſchon ſo auseinander gereckt, daß der

Mond durch ihn wegſcheint. Aber ſo geht's den Großmäulern."

„Ja, ja, Nachbar! So geht's! Iſt ein hartnäckiger Burſche. Dreimal hat er die Tortur überſtanden. Den ſpaniſchen Stiefel und was weiß ich Alles ſonſt noch, hat er angehabt, und nichts geſagt. Aber unſer Iving verſteht keinen Spaß, und ..."

„Er hat bekannt! Er hat bekannt!" rief ein Mann, der aus dem Rathhauſe kam. „Er hat den Offizier, der ihn ganz nach Herkommen angeworben, durch und durch geſtochen."

„Nun muß er hängen! Da hilft bei Gott keine Gnade! Er muß!"

„Und wann geſchieht das?"

„Morgen, guter Nachbar! Morgen Mittag mit dem Schlage Zwölf könnt Ihr's mit anſehen."

„Morgen ſchon? Das iſt ſchade! Wenn es doch ein Paar Tage ſpäter wäre! Uebermorgen kommt mein Bruderſohn aus Huſum; der hat ſein Lebstage dergleichen nicht geſehen."

Da kam ſchmunzelnd der Brauherr Tönnies daher. Sein Geſicht glühte wie eine Feuerkugel und ſeine Augen blinzelten, denn er war bei der Frau Larwig geweſen, und hatte von ihrer ſchönen Tochter Anna das Jawort erhalten.

„Guten Morgen, Herr Tönnies! Ei, Ihr lacht ja mit dem ganzen Geſichte. Iſt's nun endlich richtig mit der Bräutigamſchaft?"

„Sprecht bei mir vor und nehmt mit einem Kruge Lagerbier vorlieb, dann ſollt Ihr Alles hören!" ſagte der Brauherr vornehm. „Iſt der Schuſter geliefert?"

„Ja! der iſt hin."

„Geſchieht ihm recht. Es empfängt Jedermann auf Erden, was ſeine Thaten werth ſind."

„Das iſt recht brav gedacht, Herr Tönnies."

„Meiner Braut war der Kerl ſchon immer widerwärtig, und die Mutter hat ihn ſich zur rechten Zeit vom Halſe geſchafft. Kommt zum Trunke, ihr Herren! Ich höre, daß des Kerls Mutter, die alte Spinnfrau Harmſen, den Verſtand verloren haben ſoll."

„Wird wohl ihr Lebstage keinen gehabt haben, Herr Tönnies."

„Kann auch ſein. Was iſt an dergleichen Bettelpack gelegen?"

„Gar nichts. Und der Stadt wird eine neue Laſt aufgebürdet."

Als die Männer mitſammen weiter gingen, ward auf dem Rathhauſe das Armenſünder-Glöcklein geläutet, zum Zeichen, daß der Angeklagte verurtheilt ſei.

Zehn Jahre waren seit Peter Harmsen's Hinrichtung verflossen. Kein Mensch in Tondern dachte mehr an den armen Schustergesellen und eben so wenig an seine alte Mutter, die verborgen in einem Winkel lebte und kein Wort sprach, als das Eine:

„Armes Kind!"

Die junge Frau Brauherrin hatte ihre Mutter begraben, und herrschte nun ganz allein als strenge Gebieterin über das Haus und den Mann dazu. Die Gaste im „gelben Reiter," die sonst vor dem großmauligen Brauherrn Respekt gehabt hatten, machten's jetzt wie seine Frau, und hielten ihn zum Narren. Er trank sich dann aus Aerger voll und schwankte brummend in sein Kämmerlein.

Eines Abends war er schon zur Schenkstube hinaus, als ein Fremder, triefend vom Regen, eintrat und dem Ofen zuschritt. Sein Auge irrte unstät umher und die Gäste ängstlich musternd, setzte er sich nieder.

„Was ist das für ein seltsamer Geselle?" flüsterte ein Gast seinem Nachbar zu.

„Weiß nicht. Aber es wird mir ordentlich unheimlich in seiner Nähe."

„Kann nicht sagen, wo ich das Gesicht hinbringen

ſoll," ſprach ein Dritter, „geſehen habe ich es irgendwo."

„Habt Ihr, Meiſter Ohlſen? Ich nicht. Aber der Mann iſt nicht erſt jetzt angekommen, denn ſchon geſtern und heute läuft er in Tondern umher. Ich glaube, er iſt fortwährend auf den Füßen, denn bei meiner Werkſtatt kam er allein dreimal vorbei."

„Iſt nicht gut ſein in der Nähe dieſes Menſchen," meinte ein Anderer, „und überdieß iſt es ſpät genug. Laßt uns nach Hauſe gehen!"

Die Bürger brachen auf und nur Meiſter Ohlſen blieb ſitzen, weil ihm der Fremde lebhaftes Intereſſe einflößte.

Einer der Bürger wandte ſich noch in der Thür nach ihm um und rief:

„Ohlſen! Ohlſen! Kommt mit, Ohlſen!"

„Gleich," antwortete dieſer, und in demſelben Augenblicke ſprang der Fremde auf und ſchrie:

„Wer ruft mich?"

Da fiel es dem Meiſter wie Schuppen vor den Augen und er erkannte ſeinen ehemaligen Geſellen, der mit ihm denſelben Namen führte, und vor zehn Jahren aus der Stadt ſpurlos verſchwunden war:

„Geſelle, woher kommſt Du und wo biſt Du

gewesen bis dahin? Mensch! Du siehst ja aus, als ob der Teufel Herberge in Deiner Seele genommen hätte."

Der Geselle lief herzu und faßte krampfhaft die Hand seines Meisters:

„Ich bin lange auf der Wanderschaft gewesen. Ich habe Vieles gehört und gesehen, aber ich darf es Niemanden sagen, und das stößt mir das Herz ab."

„Ihr hättet Euch mit Euerm dummen Weglaufen bald großen Schaden gethan!" fuhr der Meister fort. „Euer Vermögen, das Ihr vom Vater ererbtet, hat das Gericht in Verwahrung. Bald wär's verjährt gewesen, und damit ist nicht zu spaßen, denn der Alte hat etwas Tüchtiges vor sich gebracht."

„Ich habe nichts in der Welt, gar nichts!" rief jener leidenschaftlich. „Nicht einmal einen Stein, worauf ich mein Haupt in Frieden niederlegen kann."

„Das ist nichts als Faselei, die Euch in der Leute Mäuler bringt, wenn Ihr sie laut ausschwatzt. Nehmt Hut und Stock, und kommt mit mir. Ich will Euch für die Nacht Herberge geben, und dann sprechen wir morgen vernünftig miteinander weiter."

Die Männer gingen. Der Fremde war still und legte sich folgsam auf das Bett, das sein Wirth ihm

anwies. Dieſer beobachtete ihn genau, und ſagte vor ſich hin:

„Er war übermüdet und iſt gleich eingeſchlafen. Aber richtig iſt's nicht mit ihm; in ſeinem Gemüthe geht etwas vor.“

Der Meiſter wollte das Kämmerlein ſchon verlaſſen und griff nach der Lampe, als der Fremde bang aufathmete und ſchrie:

„Meiſter Ohlſen! Meiſter Ohlſen!“

„Was wollt Ihr, Geſelle?“ fragte dieſer und leuchtete dem Burſchen ins Geſicht, aber der ſchlief ruhig weiter.

„Das iſt abſonderlich ſeltſam!“ ſprach der Meiſter, mit einem leichten Schauer, die Lampe zurückziehend, als der Geſelle ſchlafredend ſagte:

„Meiſter Ohlſen, es iſt Alles nicht wahr.“

Der Meiſter hatte große Luſt, davonzulaufen, aber es hielt ihn feſt, als ob er von dem unheimlichen Gaſte gebannt ſei, und er fragte mit bebender Stimme.

„Was iſt nicht wahr?“

„Daß Peter Harmſen den Werbe-Offizier erſchlagen hat.“

„So iſt der arme Menſch ſchuldlos hingerichtet?“

„Ganz ſchuldlos. Er ſchlief ſchon feſt, als ich

entriß und mit dem Werber, auf den ich längſt einen Zahn hatte, Streit anfing. Er wollte mir mit ſeiner Klinge zu Leibe, aber ich riß ſie ihm weg, und ſtieß damit nach ihm."

„Ach Gott! das iſt gräßlich!" ſprach Meiſter Obſien zitternd. „Und Ihr bekennt mir dieſe Miſſethat freiwillig, als ob Ihr vor dem Richter ſtändet?"

Aber der Fremde antwortete nicht. Wie von Anfang an ſchlief er feſt und nur an der convulſiviſchen Bewegung der Bruſt ſah man, wie ſein tiefinnerſtes Gemüth in Aufregung war. Der Meiſter ſtand unſchlüſſig da und fuhr zuſammen, als der Schläfer nach einer längeren Pauſe ausrief:

„Was wollt Ihr? Ich fand den Schuſter ſchlafend auf der Ofenbank und gab ihm den blutigen Degen in die Hand, dann aber ſprang ich in der nahen Kammer aus dem Fenſter und ſuchte das Weite."

„Schrecklich! Schrecklich!" ſtöhnte der Meiſter.

„Ihr habt einen unſchuldigen Mann hingerichtet!" fuhr jener fort. „Ich bin wie Kain ruhelos in der Welt umhergeirrt. Laßt mich ſchlafen!"

Da duldete es den Meiſter nicht länger im Hauſe. Er eilte auf die Straße hinaus und zur Wohnung des Bürgermeiſters.

„Um Gott, edler Herr! Ermuntert Euch doch nur, und hört mich ruhig an. Ich habe Euch nicht um geringer Urſache willen aufgeſchreckt. Vor zehn Jahren iſt der arme Schuſter Peter Harmſen unſchuldig gehangen, und der wahre Mörder ſchläft in meinem Hauſe.“

„Was ſagt Ihr da?“

„Die Wahrheit, edler Herr! Kommt doch nur mit mir und überführt Euch ſelbſt.“

Der Bürgermeiſter ertheilte ſeine Befehle und ging mit dem erſchreckten Meiſter. Als ſie das Kämmerlein betraten, das Letzterer ſeinem Gaſte eingeräumt hatte, fuhr dieſer jählings auf und ſah die Eintretenden ſtarr an. Der Bürgermeiſter trat raſch an das Bett und fragte mit eindringlicher Stimme:

„Iſt's wahr, was Du ſchlafend ausgeſagt, daß Du ein Mörder biſt? Ja, es muß wahr ſein, denn das Kainszeichen ſteht auf Deiner Stirne. Leugne es hinweg, wenn Du kannſt!“

„Erbarmen!“ rief der überführte Mörder, die Hände faltend. „Verfahret mit mir, wie Rechtens. Ich habe Blut vergoſſen und die Richter irre geleitet, daß ſie einen Schuldloſen verurtheilten. Jetzt iſt es aus und mein Gemüth hat Ruhe.“

Als nun die neue Unterſuchung geendigt und das Verbrechen durch den Tod des eigentlichen Verbrechers geſühnt war, grub man die Ueberreſte des Peter Harmſen am Fuße des Köpfelberges wieder aus, und machte ſeinen Namen ehrlich. Dann ward er in ein chriſtlich Begräbniß gethan, und auf das Grab ein Stein gelegt, worin der Steinmetz ein Schwerdt und ein Herz eingrub. Weil aber unter dem Stein ein Mann lag, der unſchuldig hingerichtet wurde, ſo begann das Herz jährlich an dem Tage, da der Mord geſchehen war, zu bluten. Der Stein iſt zuletzt verſchwunden und kein Menſch in Tondern weiß, wo er hingerathen iſt.

Der Mörder, den ſein böſes Gewiſſen ſo gepeinigt und ihn dazu getrieben hatte, daß er aus fernen Landen nach Tondern laufen und ſein Verbrechen im Schlafe verrathen mußte, hatte es ſich als eine Gnade erbeten, daß es ihm vergönnt ſein möge, das Erbtheil, welches er rechtmäßig vom Vater beſitze, der alten Mutter Harmſen auszuantworten, die durch ihn um ihren Sohn gekommen ſei. Dieß wurde zugeſtanden, und man kaufte nicht weit von der Stadt ein kleines Gehöfte, wohin man die alte Frau führte, damit ſie daſelbſt ihre Tage in Frieden

beſchließen möge. Die alte Frau ließ Alles mit ſich geſchehen, und nur als ſie über die Schwelle ihres Eigenthums ſchritt, ſagte ſie zu ihren Begleitern:

„Dat is een Düerhues!“

Und ſie hatte Recht, denn der Kaufſchilling, den man dafür zahlte, war das Leben ihres einzigen Sohnes.

Und „Düerhues“ nennt man in Tondern jenes Gehöft noch heutiges Tages.

Das Licht vom Hallig.

Und ſie ſtanden, Hand in Hand, nebeneinander. Heilwig, das ſchöne Fiſchermädchen von dem Nordſtrand-Hallig, und Meynert, der ſchmuckſte Burſche auf allen Friesenineln, die aus der Weſtſee auftauchen.

Sie ſtanden beieinander, Hand in Hand, aber auf ihrer Stirn lagerte ſich eine Wolke des Unmuthes, und in ihren ſchönen Augen perlten bittere Thränen, denn Beide liebten einander innig und treu, aber ſie ſollten ſich nicht haben, weil Meynert arm war und der Alte für ſeine Heilwig einen reichen Freier ausgeſucht hatte. Der ſollte heute von Amrum herüber kommen, und der Vater hatte ihm ſein ſchönes neues Boot entgegen geſchickt.

Aber ehe das geſchah, hatte er den jungen Mann noch einmal hart angelaſſen und ihm geſagt:

„Du ſollſt all' Dein Lebstage meine Tochter nicht bekommen, es ſei denn, Du würfeſt Deine morſchen Netze, die keinem Schellfiſch mehr Widerſtand leiſten,

auf offner See aus und zögest damit einen goldenen Fisch herauf. Er muß aber von purem Golde sein. Wenn das eintrifft, sollst Du meine Heilwig haben, wenn sie dann noch zu haben ist."

Und als er das gesagt hatte, ging er lachend von dannen, den reichen Schwiegersohn zu erwarten, denn er wußte wohl, daß die Westsee auch nicht eine goldne Flosse herbergt, wie viel weniger einen ganzen Fisch.

„Und fahre Du nur in Gottes Namen!" sagte Heilwig schluchzend. „Wirf Dein Netz aus, und wenn es Gottes Wille ist, wird sich auch wohl ein goldener Fisch darin fangen."

„Ich gehe!" sprach Meynert, der Geliebten die Hand drückend. „Aber wenn während der Zeit der reiche Freiersmann aus Amrum eintrifft...?"

„Sei deßhalb unbesorgt!" fiel Heilwig rasch ein. „Dir bleibt meine Treue. Ich will ihn nicht ansehen. Bis Du wiedergekehrt bist, spreche ich kein Sterbenswort mit ihm; das schwöre ich Dir."

„So will ich denn gehen Lebe wohl!"

„Geh' mit Gottes Schutz! Und wenn Du draußen bist, will ich stets an Dich denken. Komm wieder, sobald Du kannst. Ich warte auf Dich und sollte

es noch so lange dauern. Und damit Du siehst, daß Heilwig Deiner gewärtig ist, will ich Abends, sobald es zu dämmern beginnt, meine Lampe an das Kammerfenster stellen, damit sie zu Dir hinausleuchte auf die dunkle See. Wenn Du noch weit, weit davon entfernt bist, sollst Du schon die Lampe vom Hallig erkennen. Steuere mit Gott!"

Und die Liebenden trennten sich unter Thränen und Küssen. Als Meynert bei seinem Boote anlangte, standen mehrere Männer am Strande und betrachteten kopfschüttelnd den Horizont. Er war rings umher bezogen, und für die Nacht stand ein Unwetter zu befürchten.

„Ich denke doch, Nachbar Meynert, Du willst bei dem Wetter nicht auf die hohe See hinaus?" fragte Einer der Männer.

„Warum nicht?" entgegnete er. „Das Wetter ist so gut, als ein anderes."

Und damit sprang er in das Boot und schlug die Segel an.

„Den sehen wir auch nicht wieder!" brummte der Nachbar vor sich hin. „Jetzt auf die See hinaus. Es ist Todtmannswerk."

„Paßt ihn nur!" sagte ein junger Seefahrer, der

einen Zahn auf den Reynert hatte, weil er die Liebe der ſchönen Heilwig gewonnen. „Er hat's eilig mit dem goldenen Fiſch, den er für Heilwig's Vater fangen ſoll, ehe der Nils von Amrum eintrifft. Ein goldener Fiſch! Ha! Ha! Ha! Mich ſoll wundern, auf welchen Banken der Weſtſee er ein ſolches Ding auftreiben wird."

Aber Reynert, der dieſe Spottrede noch gehört hatte, rief zurück:

„Ich will mein Netz auswerfen, und wenn es Gottes Wille iſt, werde ich fangen, was Heilwig's Vater von mir verlangt. Aber wenn es auch nicht geſchieht, ſo ſoll ſich das Mädchen doch weder an den Nils von Amrum, noch an einen Burſchen Deines Gleichen wegwerfen, ſo lange ich eine Hand rühren kann."

Und als er das geſagt hatte, ſtraffte er die Segel vollends auf und flog durch die ziſchende Brandung auf die hohe See hinaus.

Als mit der einbrechenden Nacht der Sturm ſich erhob, und alle Inſulaner ihren Hütten zueilten, erſchien oben an Heilwig's Fenſter die brennende Lampe und ſtrahlte es weit in die erregte See hinaus, daß das Auge der Liebe nicht geſchloſſen ſei.

Aber Reynert erblickte es nicht. Die Wellen umwogten ihn von allen Seiten, und er sah nichts als drohende Brandung. An ein Auswerfen der Netze war nicht zu denken, und wenn ja ein goldener Fisch längs seinem Kiel hinschlüpfte, in dieser Nacht sollte er nicht gefangen werden.

Allmählich wurde es Tag, und Reynert konnte von den Spitzen der Wellen weit um sich schauen. Noch immer war es nicht möglich, ein Netz auszuwerfen zum glücklichen Fang; aber er sah ein Boot, das hatte den Mast verloren und trieb steuerlos mit dem Winde fort. Die Menschen, die an Bord dieses Wracks waren, hatten zu gleicher Zeit das Boot des Reynert erblickt, und winkten, daß er ihnen zu Hülfe kommen möchte.

„Nimm mich auf in Dein Boot und bringe mich wohlbehalten zu Strand! Ich will Dir's gut lohnen!" rief der Herr des steuerlosen Fahrzeuges.

„Das will ich!" sprach Reynert und nahm jenen an Bord. Als sie nun durch die Wellen hinstrichen, die sich beruhigten, als der Sturm nachließ, sagte der Fremde:

„Spute Dich, mein Junge, daß Du zu Lande kommst: ich will Dir's anvertrauen, ich habe wenig

Zeit, denn ich bin Der, den ſie den reichen Nils von Amrum nennen, und gehe auf die Brautſchau.“

„Du biſt der reiche Nils von Amrum?“ rief Meynert überraſcht und ließ die Pinne des Steuers fahren, daß das Fahrzeug in den Wind ſchoß und die Segel back gegen den Maſt ſchlugen. „Nun, ſo iſt der goldene Fiſch mir ins Netz gegangen, ohne daß ich es auswarf, und ich will mir's zu nutze machen.“

„Ich wäre ein goldener Fiſch? Biſt Du toll, Kerl?“

„Du biſt toll, weil Du glaubſt, ein Mädchen für Dich zu gewinnen, das ſchon einen Andern mit treuem Herzen liebt. Meinſt Du, die Liebe eines ehrlichen Mädchens ſei mit Geld zu kaufen? Ich will Dich nach Amrum zurückbringen, wo es der Mädchen genug gibt. Die Heilwig aber laſſe auf ihrem Hallig in Ruhe, wenn Du in Frieden aus meinem Boote willſt.“

„Du biſt wohl der verrückte Meynert, der ſich einbildet, das ſchönſte Mädchen ſei nur für ihn da, und er dürfe ſie mir wegkapern?“ entgegnete Nils mit Hohn. „Komm an, mein Junge! Ich will Dir zeigen, wie man ſolche Burſchen, wie Du biſt, zur Vernunft bringt.“

„Meine Hand an Deiner Kehle!“ ſchrie Meynert. Und als er das ſagte, warf er ſich auf den reichen Nils.

Der Sturm erbrauſte aufs Neue und hüllte Alles in einen dichten Wogenſchwall.

Das Unwetter war vorüber geflogen, wie es gekommen; andere Fiſcherböte, die draußen geweſen, kamen nach und nach zurück, nur Meynert blieb aus. Auch Nils von Amrum, der als ein Schiffbrüchiger aufgefiſcht worden war, betrat den Strand und ſprach zähneklappernd vor ſich hin:

„Ich habe es nicht gethan. Als er mich losließ, ließ ich ihn auch los, und da iſt er rücklings über Bord geſtürzt. Der Teufel hat ihn ſelbſt geholt.“

Der Vater empfing den Freiersmann, der ſichtlich verlegen war, mit Handſchlag und Verheißungen.

Heilwig hielt Treue. Sie ſprach kein Wort mit dem Freier, den der Vater ihr zuführte, aber als es Abend ward, zündete ſie geduldig ihre Lampe an und ſtellte ſie an das Kammerfenſter, wie ſie es angelobt hatte.

Die Zeit verſtrich. Dem Nils von Amrum war nicht wieder wohl geworden, ihn ſchüttelte fortwährend das Fieber, er vermochte nicht, das Mädchen

anzuſehen, und ſagte ſcheidend zum Vater, er wolle heimkehren, da ſeine Tochter kein Herz zu ihm faſſen könne. Der Vater ward mürriſch und verbitterte ſeinem Kinde das Leben zu allen Stunden, bis er älter und ſchwächer wurde und dann ſtarb.

Heilwig war ganz allein. Sie ſah, wie alle ihre Geſpielinnen nach und nach zum Altar traten, wie der Himmel ſie mit Kindern ſegnete und dieſe Kinder ſich untereinander verheiratheten. Sie wankte einſam und vergeſſen durchs Leben; aber wenn die Nacht heranbrach, flackerte die Lampe auf und verkündete rings umher, daß die Liebe auf dem Hallig wache.

Da bewegten ſich einſtmals mehrere ſchwarze Geſtalten über den Strand. Es waren die Träger, welche die alte Heilwig zur Ruhe beſtatteten.

„Nun wird man endlich wohl Frieden haben vor ihrer Lampe!“ ſagte ein roher Burſche zum andern.

Aber das geſchah mit nichten. Als es Abend ward, brannte Heilwig's Lampe heller denn je. Die Leute glaubten, das ginge nicht mit rechten Dingen zu, und hielten's für Hexerei. Sie retteten ſich zuſammen und verlangten, daß die Hütte niedergeriſſen werden ſolle, worin ein ſolcher Teufelsſpuk ſich herumtreibe. Der fromme Pfarrer aber, der die

Leiche eingeſegnet hatte, wehrte die rohen Geſellen ab und ſagte:

„Geht in Frieden! Dieß iſt ein ſichtbarlich Zeichen, daß treue Liebe über das Grab hinausdauert.“

Von jenem Tage an blieb das Licht den Augen der Inſulaner verborgen, und nur, wenn ein treuer Liebender in ſtillen Nächten auf der dunklen Weſtſee einſam umherkreuzt, ſieht er Heilwig's Lampe von der Spitze des Hallig zu ſich herüberſtrahlen.

Der grünende Stab.

Sie haben ſich bekommen.

Peer Boje hat ſein Agathchen bekommen und der Himmel hing ihnen voller Geigen.

Aber von allen dieſen Geigen hat ihnen keine einzige zum Tanze aufgeſpielt; denn vor dem Brautzuge der Armen ſchreitet der Hochzeitbitter nicht mit dem buntbebänderten Stabe her, die Muſikanten blaſen den ankommenden Gäſten nicht entgegen, die Brautjungfern ſchmücken die Braut nicht zum Kirchgange, die Schaffner ſetzen nicht die „Roſinenſuppe" und das „Möerkſleeſch" auf den hochzeitlichen Tiſch, und es iſt nicht nöthig, das ſchnellſte Geſpann im Dorfe anzuſchirren, um die Brautkiſten in das Haus des Bräutigams zu fahren und der „Kiſtenſchüterſch" das mächtige Schlüſſelbund anzuhängen.

Peer Boje war eines längſt verſtorbenen Tagelöhners Sohn und beſaß nichts als ein halbleckes Boot auf dem Gutiner See, einige Angelruthen zum Fiſchfange und einen unverdroſſenen, fröhlichen Muth.

Agathchen war ein Waisenkind, durch die Barmherzigkeit einer gutmüthigen Frau in frühester Jugend aufgenommen und nach deren Tode der Vorsorge des lieben Gottes anheim gegeben. Niemand hatte sich um sie bekümmert, Keiner bewies ihr die geringste Zuneigung; für den willig geleisteten Dienst empfing sie keinen Dank, man hatte sie ja mit Obdach und Speise dafür bezahlt. Die harmlosen Scherze der Kindheit hatte sie nie gekannt, den traulichen Umgang heiterer Gespielinnen nie genossen. So blieb sie still und einsam ihr ganzes junges Leben hindurch, sie zog sich in sich selbst zurück und verschloß sich gegen die ganze Welt, die sie mit der innigsten Liebe umfaßt haben würde, hätte nur Einer es der Mühe werth gehalten, die Hand nach dem reichen Schatze auszustrecken.

Peer Voje war der Erste, der sich ihr näherte. Er wünschte sich eine Frau, wußte wohl, daß kein bemittelter Kathner, geschweige denn Einer der reichen Hausleute ihm seine Tochter geben würde, und bewarb sich um das Waisenmädchen, das ihm fleißige Hände mitbrachte und von seinem Anspruch etwas wußte. Als er zu ihr sagte:

„Mädchen, willst Du mich?"

weinte sie laut, reichte ihm die Hand und antwortete:

„Wenn Du mit mir zufrieden biſt, in Gottes Namen.“

So waren ſie nun vereinigt.

Aber dieſes Glück, ſo gering es war, von ſo vielen häuslichen Sorgen es getrübt wurde, dauerte nicht lange. Peer Boje verunglückte auf dem Gutiner See mit ſeinem Boote und drei Tage nachher warfen die Wellen den Leichnam ans Land. Sie erfuhr es in derſelben Stunde, als ſie gerade einem Töchterchen das Leben geſchenkt hatte.

Nun ward ſie noch ſtiller, noch verſchloſſener. Vom früheſten Morgen bis in die ſinkende Nacht arbeitete ſie, ſich das Nothdürftigſte zu erwerben, um das nackte Leben zu friſten, und ſaß dann vor dem Bettchen des kleinen Mädchens, das ſie mit der reinſten, unendlichſten Mutterliebe umfing. Aber ſie trug ihren Kummer nicht offen zur Schau, ſie klagte, ſie jammerte nicht, und wer ſie ihren Geſchäften nachgehen ſah, mußte ſie für theilnahmlos, für unempfindlich halten.

Die Bosheit war zugleich geſchäftig, ſie zu quälen. Ihr war das beſcheidenſte Loos gefallen, das einer Sterblichen zu Theil werden kann, und doch war es ihr beneidet worden. Ein Paar alte häßliche Dirnen,

die den rüſtigen Peer Poje gern für ſich gehabt hätten, trugen es ihr nach, daß ſie um ihretwillen verſchmäht worden. Sie breiteten überall aus, das Weibſtuck hätte den Mann alle Tage und Stunden gequält, er wäre gar nicht verunglückt, ſondern hätte ſich das Leben genommen, um nur ſein häusliches Kreuz loszuwerden.

Die Menſchen glauben nichts leichter von Ihresgleichen, als das Böſe. Agathchen ward überall ſcheel angeſehen. Von den Hofleuten, bei denen ſie ſonſt Arbeit gefunden, wurde ſie unter allerlei nichtigen Vorwänden abgewieſen und verſank immer tiefer in ihr einſames Elend.

„Nun muß ſie dem Peer nach in den See," meinten die beiden alten Hexen, und als es nicht geſchah, ergrimmten ſie zwiefach. Aergerliche Gerüchte kamen über die Frau Gath, wie man Agathchen jetzt ſchon nannte, in Umlauf, die ſich ihren Unterhalt auf unerlaubte Weiſe verdienen ſollte, während ſie doch in größter Unbeſcholtenheit für das Kind ihrer Schmerzen lebte. Ihre Armuth war drückend, der Mangel oft herzzerſchneidend; aber für Den, der leben *will*, um ſeine Pflicht zu thun, reichen ein Trunk Waſſer und ein Stückchen Brod manchen langen Tag.

Und gerade jetzt brach das zweite große Herzeleid über sie herein; es traf um so tiefer, als es sie unerwartet darnieder warf. Ihr Kind, das sie vier lange Schmerzensjahre mit Thränen und Sorgen auferzogen, welkte hin und starb. Da war es aus mit ihrer Gelassenheit, ihre Thränen strömten unaufhaltsam; sie kannte kein anderes Geschäft, als von ihrer Hütte nach dem Kirchhofe zu gehen und an dem Grabe ihres kleinen Engels sich in Klagen zu ergießen.

Keinem in der Gemeinde ging das unsägliche Leid zu Herzen, Keiner dachte daran, ihr ein Wort des Trostes zu sagen, und nur der Pfarrer fühlte sich endlich bewogen, weil manche Gemeindeherren das Geschrei der Bettlerin belästigte, diese zu ermahnen, sich eines so unchristlichen Jammers zu enthalten. Aber ihre Thränen flossen nur um so häufiger, ihr Schmerz wurde heftiger.

Als sie eines Abends in der Dämmerung nach Hause schlich, bemerkte sie ein Mägdelein im weißen Kleide, das schweigend neben ihr herging. Anfangs achtete sie nicht darauf, aber bald gewahrte sie, daß die Kleine sich öfters bückte, als ob sie etwas aus dem Grabe auffammele. Jetzt mußte sie näher hinsehen und gewahrte mit steigender Angst, es sei ihr Kind,

das ſich nach den Thränen der Mutter bückte und ſie aufküßte. Da ward es ihr klar, daß ihr ungebändigter Schmerz dem armen Kinde keine Ruhe im Grabe laſſe, und von der Stunde an trug ſie thränenlos und gottergeben ihr Leid.

Lange Jahre waren verſtrichen und Frau Gath, die ein altes Mütterchen geworden, hatte es zu einigem Wohlſtande gebracht.

Das war ſo gekommen:

Einſtmals hatte ſie einen kranken, wandernden Juden, vor dem die ganze ehrbare chriſtliche Gemeinde ausſpie und ihn von Gehöfte zu Gehöfte trieb, bei ſich aufgenommen und ward ihm eine barmherzige Samariterin. Als er, völlig geneſen, weiter wandern wollte, hinterließ er ihr einiges Geld, und nachdem er ihre Schwelle überſchritten hatte, vergaß ſein dankbares Herz ſie nicht. Er ſandte ihr ein Paar glatte Kühe und einen großen Korb lebender Hühner, dazu einen Karren voll Futter und Hausgeräth. Das ward der Frau Gath zur Nachtzeit heimlich vor die Thür geſtellt, und als ſie in der Frühe erwachte, hörte ſie die Kühe blöken und die Hähne im Korbe luſtig krähen.

Die Gemeinde ſchüttelte den Kopf bei dem plötz

lichen Wohlſtande, und weil ſie ſich denſelben nicht erklären konnte, riefen Alt und Jung:

„Frau Gath iſt eine Hexe! Sie hat den Teufel geheirathet, und das Vieh auf ihrem Hofe iſt der Mahlſchatz! Der Amtsrichter muß ſie torquiren! Sie muß geköpft oder erſäuft werden.“

Sie erwiederte nichts auf das wilde Geſchrei der Unverſtändigen, ſondern wirthſchaftete früh und ſpät ſorglich mit Dem, was ihr der Himmel durch den Juden beſcheerte.

Bald nachher hatten abergläubiſche Nachbarn einen ſchwarzen Hahn auf ihrem Dache geſehen und in der Nacht darauf kam bei einem Kathner Feuer aus. Da jener nun zu den größten Feinden der Frau Gath gehörte, ſo hatte dieſe das Feuer durch den Hahn auf ſein Haus herabkrähen laſſen.

Ein anderes Mal lief eine Katze quer über den Weg, als ein Brautgang gerade vor dem Hauſe der Frau Gath vorüber kam. Das bedeutete Unglück. Und als nun die jungen Eheleute ſich ſchon am dritten Tage nach der Hochzeit prügelten, hatte Frau Gath ſie verhext.

Wieder ein anderes Mal ſaß Frau Gath vor der Thür und ſtreichelte ihren ſchwarzen Kater, weil er

fleißig war im Mäuſefangen. Des Bauervoigts Jungen hatten es geſehen. Als nun am anderen Tage die Poſt durchs Dorf kam und der Frau Gath von ihrem Freunde, dem Juden, ein Packet mit einem ſtattlichen Sonntagskleide brachte, war es der Teufel geweſen, der als ſchwarzer Kater ſeiner Hexe angekündigt hatte, was ihr bevorſtehe.

Bald darauf ward der Bauervoigt krank. Die Leute ſagten, weil die Jungen den Umgang der alten Hexe mit dem Teufel verrathen hätten, ſchicke ſie zum Dank dafür dem Vater ein ſchleichendes Fieber über den Hals.

Nun wuchs der Zorn der Gemeinde und ihre Bosheit ſollte ihr vergolten werden; die Hofleute traten zuſammen und ſetzten eine Schrift auf, die wurde an den Gutiner Biſchof geſendet. Gleich darauf kam das große Viehſterben und nur die Kühe der Frau Gath blieben geſund.

Da zweifelte kein Menſch mehr, daß ſie eine Hexe ſei.

Die Freknknechte kamen, um ſie aufs Amt zu bringen. Als die Kerle mit lautem Ungeſtüm den kleinen Hof betraten, ſtaubten die Hühner, ängſtlich flatternd, auseinander, der ſchwarze Hahn flog mit

lautem Krähen auf den Zaun, der Kater ſprang pruſtend zum Fenſter hinaus und rannte querfeld ein.

„Was bedürfen wir weiter Zeugniß?“ ſagte der erſte Frohnknecht. „Komm mit, alte Hexe.“

„Das thue ich!“ antwortete Frau Gath und ließ ſich geduldig fortführen.

Der Amtmann fuhr ſie barſch an und hielt ihr die Anklage der Gemeinde vor.

„Das iſt nicht wahr!“ antwortete ſie ruhig und erzählte dem Richter ihr ganzes Leben, ohne Prunk, ohne Thränen, aber mit ſo rührender Wahrheit, daß ſich bei allen guten Menſchen das Herz im Leibe hätte umkehren müſſen.

Allein der Amtmann war nicht darauf verſteuert, die Leidensgeſchichte einer unglücklichen Frau zu hören; er wollte einen Hexenprozeß inſtruiren. Darum fertigte er Alles, was ſie vorbrachte, mit einem „Wiſchiwaſchi!“ ab und ſchickte ſie unter Poltern und Schelten in den Kerker.

Das Gericht hatte geſprochen. Beherrſcht vom Geiſte der Zeit, hörte es auf die alberne Anklage und die haltloſen Beweiſe und fällte den Spruch:

„Die Frau Gath iſt eine Hexe und als ſolche in den See zu werfen, wo er am tiefſten iſt. Treibt ſie dann oben, ſo muß ſie des Todes ſterben.“

„Ihr richtet unſchuldig Blut, Herr Amtmann!“ ſprach Frau Gath. „Das kann Euch nimmer Segen bringen.“

„Das iſt meine Sorge!“ antwortete dieſer. „Mache Sie ſich bereit; Sie muß in den See hinein.“

„In den See? Das iſt gut. Darin hat mein armer Peer geendet. Der hatte auch wenig Freude im Leben und ſchleppte ſein Pack Ungemach. Gott vergebe Euch Euer falſches Urtheil und der Gemeinde ihre Bosheit. Ich ſage kein Wort mehr.“

Und ſie hat Wort gehalten. Den Tag, die kommende Nacht hat ſie den Mund nicht geöffnet. Als der neue Morgen anbrach, folgte ſie ſchweigend dem Schließer. Ihre Kniee brachen faſt zuſammen, und ſie konnte ſich kaum auf den Füßen erhalten. Aber als ſie nun den breiten Spiegel des Sees gewahrte, wie er vom erſten Golde der Morgenſonne überſtrahlt war, als ſie ringsumher die grünen Bäume erblickte, mit den tauſend zwitſchernden Vögeln auf ihren Zweigen, als ſie das Geſumme der Menſchen hörte, die ſich am Ufer geſchaart hatten und den Augenblick

nicht erwarten konnten, da man einen ihres Gleichen abthun würde, ſtürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen, ſie fiel in die Kniee und rief mit herzzerſchneidender Stimme:

„Ich bin unſchuldig! Ich bin wahrhaftig unſchuldig!“

Aber es hörte Keiner auf ſie.

„Dergleichen führt jede Hexe im Munde!“ rief der Gerichtsfrohn und gleich darauf ward ſie ins Waſſer geſtürzt.

„Sie ſchwimmt oben! Sie ſchwimmt oben!“ rief die Menge laut. „Sie iſt ſchuldig! Richtet ſie hin!“

Alſobald zog man ſie wieder aus dem Waſſer und brachte ſie an das Ufer zurück. Darauf ward ſie zum Galgenberg hinaufgeführt, der am See liegt, und als ſie ſtolperte, ſtieß der Henker ſie unbarmherzig vor ſich her. Da reichte ihr ein mitleidiger Knabe ſeinen Nacken, damit half ſie ſich vollends auf. Als ſie oben anlangte, warf ſie einen Leidensblick zum Himmel.

„Erbarme Dich, mein Herr Gott!“ rief ſie händeringend.

„Da hätte der liebe Gott viel zu thun, wenn er jeder verdammten Hexe helfen ſollte! Du wirſt

ſchen erfahren, wie es Dir geht, wenn Du in der Hölle an des Teufels Bratſpieß ſchmorſt."

„Ich bin aber doch unſchuldig!" rief ſie leidenſchaftlich. „Meine Richter werden es büßen, daß ſie mich jetzt verurtheilen. Hier ſtecke ich meinen Stab in den Sand. So wahr ich ſchuldlos getödtet werde, ſo wahr wird dieſer Stab im nächſten Frühjahre Knospen treiben; er wird zu einem Baume heranwachſen, der Zeugniß geben ſoll von Dem, was Ihr an mir gethan!"

Als ſie das geſprochen, erhob ſich ein lautes Gelächter, das erſt verſtummte, als der Henker ſie zu Boden warf, und ihr Haupt gleich darauf in den Sand rollte.

Einer der Frohnknechte wollte den Stab, den Frau Gath in die Erde geſteckt hatte, herausreißen und ſein Geſpött damit treiben. Allein der Stock hielt ſo feſt, als ſei er mit tauſend Wurzeln tief in den Boden geſenkt.

Erſchreckt lief der Frohnknecht davon.

Als aber die nächste Frühlingssonne den Schnee auf den Feldern schmolz und der See, zur fröhlichen Fahrt verlockend, mit den blauen Wellen an das Ufer schlug, trieb der dürre Stab Zweige und Knospen; er schoß zum kräftigen Stamm empor und durch seine Blätterkrone säuselte der Wind. Viele Jahre hat er da gegrünt und geblüht zum Zeichen, daß hier ein unschuldiges Menschenkind dem Aberglauben und der Bosheit zum Opfer gefallen war.

Knud Lawards.

1. Am Iſefiord.

Das war in Dänemark zur Zeit König Nils, des Furchtſamen.

Eine drückend ſchwere Gewitterluft hatte ſich auf ganz Seeland herabgeſenkt; kein Hauch bewegte die erſtickende Atmoſphäre und die Wipfel der Buchenwälde ſtanden regungslos.

Ein Haufen ſeeländiſcher Bauern hatte ſich an dem Fuße des Hügels gelagert, von wo aus man eine weite Ausſicht auf Roskilde und den Iſefiord hatte, der in dieſem Augenblicke ſtumm, wie ein gefallener Held, dalag.

„Ziehſt noch immer ein ſchiefes Maul, Jeß Ipſen?“ fragte Einer aus der Menge ſeinen Nachbar, der ſich mürriſch ſchweigend ins Gras geſtreckt hatte. „Sieht faſt aus, als ob die Peitſche des Königsvoigtes ſtatt auf den Rücken, Dir aufs Maul gefallen wäre.“

Jeß Ipſen ſprang auf:

„Willſt meine Hand an Deiner Kehle haben? Verdammt iſt dieſer Königsvoigt, daß er mir Das gethan hat! Ich will's ihm gedenken."

„War eigentlich dumm von Dir, daß Du Dich weigerteſt, ihm alles Strandgut auszuliefern, was Du und Deine Jungen während zweier Nächte mit Lebensgefahr aus der See aufgefiſcht hatten. Was will der Bauer mit dem Reichthum, den die Welle an die Küſte wirft? Das Strandgut gehört dem Königsvoigt und Du mußteſt Dich mit der Ehre begnügen, ihm dazu verholfen zu haben."

„Dahin iſt es gekommen in Dänemark," fuhr Jeß Ipſen grollend fort, „daß der freie Bauer die Peitſche fühlen muß. Bei allen chriſtlichen und heidniſchen Göttern, der Voigt des Königs hat mich geſchlagen um meiner redlichen Arbeit willen; er hat meine Söhne zum Frohndienſt geſchleppt und mich obenein gepfändet. Aber ich will's auf dem nächſten Thing zur Sprache bringen."

„Bei wem? Bei König Nils? Wenn der den Bauer kommen ſieht, kriegt er's Froſtfieber, und wenn der Edelmann ihm zu nahe kommt, kriegt er's Hitzfieber. Das iſt'n König, wie ein altes Weib."

„Und wenn die Pfaffen zu ihm kommen?" fragte ein Dritter.

„Da kriegt er beide Fieber zugleich. Wie hat ſich das Leben verändert in Dänemark ſeit den Tagen König Erich's! Das war ein Mann! Er hielt den Edelleuten und den Voigten den Daumen aufs Auge und meinte es gut mit dem Bürger und Bauer.“

„Darum hieß er auch Erich Eiegod!“

„Und mit Recht! Kein König war jemals ſo gut und milde als dieſer. Es war kein ſanfterer Mann vor ihm im Lande und wird keiner ſein nach ihm. Dieß Wort ſpreche ich zu ſeinem Gedächtniß. Es lebe König Erich Eiegod!“

„Er lebe!“

„Was hilft Euer Geſchrei? Liegt er doch todt auf — — wie heißt es nur, wo er ſtarb, und wie war's eigentlich damit, daß er aus Dänemark ging? Sie ſchwatzen ſo Vieles durcheinander, und ich habe nie können das Rechte erfahren.“

„Will's Dir ſagen und Euch Anderen auch, wenn Ihr's hören wollt. Mein Schweſterſohn Lars Jeſſen iſt bei dem Vater Timotheo durch die Schule gelaufen, und von Dem hat er die Wahrheit vernommen. Iſt ein gottesfürchtiger Mann der Vater Timotheo und der Junge hat mir gebeichtet. König Erich Eiegod hatte ſich einſt, wie es guten ſeeländi-

ſchen Edelleuten ziemlich iſt, auf Wordingborg mit ſeinen Streitern zum Meth geſetzt, und die Hörner machten immer ſchneller die Runde. Der König konnte einen guten Stoß vertragen, wenn es galt, und nahm's mit dem beſten Ritter auf. Aber er trank mit Allen und jedes Mal bis auf den letzten Tropfen, ſo daß jedem braven Dänen das Herz im Leibe darüber lachte. Da kam es zum Streit mit dem ſchleswigſchen Bären Wingulf aus der Wiedingharde, der war einer der beſten Freunde des Königs, aber er wollte ihm nicht zum dritten Male Beſcheid thun, ſondern warf das volle Horn unter den Tiſch und ſagte, er tränke nicht mehr. Darob ergrimmte der König ſo ſehr, daß er ſein Schwerdt zog und den Wingulf durch und durch rannte. Der rothe Blutſtrahl ſprang dem Könige gerade ins Geſicht und davon ward er zur Stelle nüchtern. Seit der Zeit hat er keinen Tropfen mehr getrunken, weder Meth noch Wein. Und obgleich Keiner da war, der ihn ob des Mordes vor Gericht ziehen konnte, ſo hat er es ſelbſt gethan und ſich einen Kreuzzug auferlegt, um den Gefallenen an dem Grabe unſeres Erlöſers zu verſöhnen. Es iſt kein Auge trocken geblieben auf Seeland, als Erich Eiegod

das Schiff bestieg, um nach dem heiligen Grabe zu pilgern, das er aber nimmer gesehen hat, denn auf Cypern, oder wie sie das Eiland nennen, wo Erich Eiegod rastete, faßte ihn die schwarze Pest und er mußte eines jämmerlichen Todes sterben. Wir Dänen haben einen solchen König nicht wieder bekommen."

„Laßt den todten König ruhen in Frieden unter seinen Palmen, und den gegenwärtigen laßt schwitzen in seiner Todesfurcht . . ."

„Das soll er!" brummte Jeß Ipsen in den Bart.

„Weiß Keiner von Euch, was Absonderliches los ist in Roskilde, daß das Volk dort wie toll in den Straßen umherlauft, die Köpfe zusammensteckt und bald mit Kopfschütteln zur Königsburg hinaufsieht, bald den Himmel entlang guckt, als müßte es wie ein Stummund von daher kommen? Ich habe nichts erfahren können."

„Ich desto mehr!" rief Einer, der eben von der Stadt herauf kam. „Eine Botschaft ist eingelaufen von dem Bremer Erzbischof an den Bischof von Lund und an den König, die geheime und sehr strenge Befehle enthält."

„Die schwarze Pest an ihren Hals' Nicht genug,

daß wir einen weibiſchen König haben, der Land und Leute nicht regieren kann, muß uns auch noch ein fremder Pfaffe knechten und kuranzen nach ſeinem Willen. Ich wollte, der Teufel holte dieſen Erzbiſchof von Bremen je eher, je lieber und ein für alle Mal."

„Haſt ja ein verdammt großes Maul, Peer Hanſen!"

„Wenn ich's habe, ſo habe ich's für mich. Kann die Pfaffen einmal nicht leiden."

„Und doch wette ich, wenn eine von den Kapuzen jetzt mit dem Cruzifix des Weges käme, Du wärſt der Erſte, der vor ihm in die Kniee fiele."

„Das geſchähe dann für das Cruzifix, aber nicht für den Pfaffen. Das Kreuz könnte ich küſſen und zugleich ſeinen Träger in die Finger beißen. Aber wir haben den Mann nicht ausreden laſſen. Er hat noch Etwas ſagen wollen. Was wißt Ihr noch, Mann?"

„Ich wollte noch ſagen," fuhr Jener fort, „die Bürger flüſtern ſich in die Ohren, daß der Knud Laward von Schleswig nach Seeland herüberſchifft und jede Stunde mit ſeinen Schiffen im Iſefiord erſcheinen kann. Das gibt den Roskildern viel zu denken."

„Der Knud Lawards? Was Ihr da ſagt! Das iſt ein tüchtiger Kerl!“

„Das ich nicht wußte.“

„Ihr wißt's nicht? Habt Ihr jemals einen tapferern, ſchöneren und freigebigeren Herrn geſehen? Darum heißt er ja auch Lawards. Er iſt ein wahrer Lawards, ein geborner Herr, ein tapferes Dänenkind!“

„Das nun 'mal gar nicht. Um ein Däne zu bleiben, hätte er nicht müſſen an den Hof des Kaiſers gehen und allerlei Schnurren bei dieſen Deutſchen lernen, die hier nicht zu gebrauchen ſind. Iſt er nicht allen Sitten unſerer Altvordern untreu geworden und treibt's in Kleidung, Sprache und anderen Gebräuchen, wie ſie es drüben halten am Hofe des Kaiſers? Das wird'n ins Unglück bringen.“

„Sollte es nicht ſagen.“

„Es thut's aber doch. Solltet nur hören, was mein gelehrter Schweſterſohn, Lars Jebſen ...“

„Meint Ihr Den, der da eben des Weges kommt?“

„Wahrhaftig, da iſt er! He! Schweſterſohn! Komm 'mal daher! — Junge, wo biſt Du geweſen?“

„In Leire,“ ſprach der Jüngling, indem er näher trat und vor dem Oheim ſtehen blieb. Es war eine lange, ſchmächtige Geſtalt, mit bleichen, eingefallenen

Wangen, nahe daran, wegen des unaufhörlichen Grübelns über Dinge, die weit über ſeinem Horizont lagen, den Verſtand zu verlieren; ein Werkzeug der Prieſter, die ihn abgerichtet hatten, mittelſt geheimnißvoller Redensarten und Warnungen, deren Sinn er ſelbſt nicht verſtand, das Volk aufzuregen und für ihre Zwecke zu gewinnen.

„Alſo in Leire? In Leire, wo' der alte Gorm des Nachts umgeht und ſeinen hundertjährigen Silberbart hinter ſich herſchleppt? Was, des Teufels, haſt Du in jenem alten Steinklumpen zu thun?"

„Leire!" ſagte bedächtig einer der Bauern. „So lange die Könige Dänemarks dort herrſchten, war das Volk ſtark und reich. Die Trümmer dieſes alten Schloſſes ſind der Leichenſtein, worunter die Stärke der alten Dänen begraben liegt."

„Du lügſt!" fiel der junge Mann mit dumpfer Stimme ein. „Jene Ruinen ſind Zeugen von Dänemarks Geburt zum wahren Lichte, zum Lichte des Chriſtenthums, das es erſtrebte, als es aus der Finſterniß emporſtieg. Hallelujah! Preiſet Chriſtus, der gekommen iſt und die Welt erleuchtet hat."

„Recht, Schweſterſohn! Es iſt doch ein ander Werk, nur mit einem Gott zu thun zu haben, als

mit ihren dreißig. Standen da im Haine Odin's auf Postamenten und wollte Jeder in seiner Weise angebetet sein und die gebührenden Opfer haben; dabei mußte man immer darauf achten, ob nicht aus den Bäumen eine Stimme erscholl ..."

In diesem Augenblicke zerriß ein scharfer Windstoß die glühende Atmosphäre und fuhr sausend durch die dichtbelaubten Buchen über die Häupter der Männer hin. Der Bauer, der eben über die Götter seiner Vorfahren in roher Weise spottete, verstummte plötzlich und sah fahlbleich, mit schlotternden Knieen, zu dem grünen Blätterdache auf.

Der junge Mann aber rief mit emporgeworfenen Armen:

„Das ist die Stimme des Herrn, die zu Euch spricht und Euch warnt vor Ketzerei, welche die verdammlichste Sünde ist, die der Mensch begehen kann. Der Gott der himmlischen Heerscharen ist der alleinige Gott und die Priester, die ihm dienen, sind sein sichtbares Ebenbild, die Ihr verehren sollt, gleich Ihm und mit ihnen beten, aus der Tiefe des Herzens und Euch vor ihnen demüthigen mit gläubigem Gemüth."

Er hielt den staunend aufhorchenden Bauern eine

gar salbungsreiche Predigt, während der Wind sich neuerdings aufgab, der die zerrissenen Wolken am Himmel hin- und herjagte und die Wellen des Isefiords mit schäumenden Häuptern übereinander stürzte!

Jetz Ipsen stand von den Uebrigen abgesondert. Er hatte wenig auf das sinnlose Gewäsch des Pfaffen-Zöglings gehört, sondern war auf einen halbumgestürzten Baumstamm gestiegen und mit vorgehaltener Hand über den Isefiord wegschauend, rief er, den Prediger überbietend:

„Wenn's gleichermaßen braust auf offener See, wie hier im Fiord, wird der Knud Laward bald in Roskilde sein."

„Knud Laward!" schrie der Zögling der Pfaffen und sein Gesicht verzerrte sich zur Fratze. „Will dieser Freche es wagen, noch einmal den Boden Seelands zu verunreinigen? Fluch diesem Verräther! diesem Ketzer! Fluch ihm!"

„Nun, nun, Schwesterſohn! So gar arg wird es doch nicht sein. Es ist ein braver ritterlicher Herr, der sich zwar nicht sonderlich zu uns Dänen hält, aber doch Großes gethan hat schon in jüngern Jahren, vollends nun aber, da er ein Mann geworden ist."

„Er iſt ein Ketzer, ſage ich! Ein von Gott verworfener Ketzer, der in der Hölle braten muß ewiglich!“

Jeß Ipſen war von dem Baumſtamme herabgeſprungen und ließ ſeine gewichtige Hand ſo ſchwer auf die Schulter des Jünglings niederfallen, daß dieſer ſchier zuſammenknickte:

„Wenn Du Luſt haſt, bei lebendigem Leibe in den ſchäumenden Fiord zu fliegen, ſo ſage das noch einmal von dem Herzoge.“

„Was fällt Dir ein, Jeß Ipſen?“ rief der Oheim, ſeinen Neffen von dem gefährlichen Feinde befreiend. „Du darfſt nur die Hand niederdrücken, ſo iſt der Junge hin. Haſt Du nicht mehr Reſpekt vor dem Schüler des glorwürdigen Herrn Paters Timotheo? Und Du, Schweſterſohn, zähme Deine Zunge, damit Du nicht wieder in Ungelegenheiten kommſt, beſonders wenn ich nicht dabei bin, um Dich wieder flott zu machen.“

Der Schüler des frommen Paters Timotheo hatte ſich auf die andere Seite geflüchtet und den Baumſtumpf erkletert, auf welchem vorhin Jeß Ipſen geſtanden. Er warf die Arme hoch und rief mit kreiſchender Stimme:

„Er iſt aber doch ein Ketzer, dieſer Herzog, der

den König, ſeinen Herrn, verräth, wie er ſchon Gott den Herrn verrathen hat. Hinab in die unterſte Hölle mit ihm! An des Teufels ärgſtem Bratſpieß brate dieſer Knud Lawards, der uns Krieg, theure Zeit und Peſtilenz über den Hals bringt. Wehe ihm! Wehe ihm! Wehe dieſem Knud Lawards!"

Seine Stimme ſteigerte ſich bis zur widerwärtigſten Schärfe. Unwillkürlich waren die Bauern verſtummt und ſahen zu dem hagern Jüngling auf, der Himmel und Hölle heraufbeſchwor, um den ritterlichen Herzog von Schleswig in den ſcheußlichſten Farben darzuſtellen und die Herzen des Volkes von ihm abwendig zu machen.

Keiner von Allen hatte aber das herannahende Pferdegetrappel vernommen, und wie Spreu vor dem Winde ſtäubte der Haufe auseinander, als jetzt ein Trupp Reiter unter den Bäumen erſchien, deſſen Anführer gerade auf den eifernden Fanatiker einſprengte, der vor Schrecken faſt von ſeinem hohen Baumſtumpf herabgeſtürzt wäre.

Es war eine männlich kühne Geſtalt mit lichtblauen Augen, deſſen goldiges Ringelhaar unter dem weißen Barett üppig hervorlockte. Er trug ein ſchimmerndes Purpurgewand und war ohne weitere Waffen,

außer einem kurzen Schwerdte, das ihm an einer goldenen Koppel über der Schulter hing.

„Dank Dir, guter Freund!“ rief der Edelmann mit hellklingender Stimme. „Dank Dir für die Predigt, die Du mir gehalten haſt. Wenn Du und Deinesgleichen einen ehrlichen Mann mit Flüchen und Handſchlägen in den Abgrund der Hölle ſchleudern, kann er gewiß ſein, noch eine gute Zeit unbehindert auf Erden herumzuwandern. Biſt Du ſchon ſo früh bei Deinen Landsleuten in den Geruch der Heiligkeit gekommen, daß ſie daſtehen und Dich mit offenem Maule angaffen, als ſeiſt Du der heilige Vater ſelbſt, der den Beelzebub verdammt?“

Die Bauern hatten ſich allmählich geſammelt und ſteckten die Köpfe zuſammen:

„Er iſt es! Er iſt es wahrhaftig!“

„Wie ein Wetterſturm brauſte er daher!“

„Von wo mag er doch nur gekommen ſein?“

„Der Iſefiord iſt leer von Schiffen und er iſt doch da!“

„Ja, ich bin in Wahrheit da, Ihr großmächtigen Helden Seelands!“ lachte Knud Lavard. „Trotzdem, daß der Iſefiord leer iſt von Schiffen, bin ich doch da. Meint Ihr, man könne nur auf dieſer Seite

auf Seeland gelangen? Ich habe es durchritten, ohne daß es mir Einer gewehrt hätte, und will mitten in Roskilde ſtehen, bevor der Wächter auf der Königsburg Zeit gehabt hat, ins Horn zu ſtoßen und dem Könige zu melden, daß ich komme!"

Der Zögling der Prieſter hatte ſich mühſam erholt und begann mit dumpfem Ton:

„Der Herr ſchützt Seine Geweihten und Alle, ſo Ihm dienen in Freudigkeit, auf daß Satanas keine Macht über ſie habe, und ſie nicht zu Boden geſchlagen werden von den Krallen des Belials."

„Und dabei perlt dem Lumpen der Angſtſchweiß von der Stirn und ſeine Lippen beben, wie vertrocknetes Eichenlaub im Decemberfroſt!" lachte der Herzog. „Dich rettet Deine Jämmerlichkeit vor der wohlverdienten Züchtigung. Geh' Deines Weges, Kerl, und ſage Deinen Pfaffen, wenn ſie keine beſſeren Lockvögel abrichten könnten, als Dich und Deinesgleichen, ſo ginge kein halbverhungerter Spatz in ihr Netz."

„Am wenigſten ein rechter ſeeländiſcher Bauer!" ſprach Jeß Ipſen dazwiſchen.

„Wer biſt Du da im Schafskittel?" rief der Herzog ihm zu.

„Ein ſchlichter Bauer, der ſich nicht irre machen

läßt und große Stücke auf Euch hält. Das ſagt ſich nicht mit Worten, aber wenn es einmal zur That kommen ſollte, werdet Ihr erfahren, daß Jeß Iverſen die Wahrheit ſprach."

Mit dieſen Worten nickte er dem Herzoge traulich zu und verſchwand, mächtig ausſchreitend, zwiſchen den Bäumen.

„Das gefällt mir ſchon beſſer!" rief der Herzog lachend, ſeine Gefährten heibeiwinkend. „Aus dem Wege da, Ihr Geſindel! Nehmt Euren Schutzheiligen mit Euch und behütet ihn wohl, damit Ihr ihn zur Hand habt, wenn Ihr ihn ehrfürchtig anbeten wollt, weil ſeine Prophezeihungen eingetroffen ſind."

Knud Lavard drückte ſeinem Streithengſt die Sporen in die Weichen und ſprengte mit ſeinem Gefolge an den Saum des Gehölzes hin, neben welchem der Weg nach Roskilde hinlief. Die Bauern wichen murrend und knurrend nach allen Seiten auseinander, während Lars Jeſſen, als er den Fürſten davonſprengen ſah, neuen Muth gewann und eine Fluth von Verwünſchungen über ihn herabrief, wobei ſeine Stimme ſich immer ſtärker erhob, je weiter der Andere ſich entfernte.

2. Zwei Könige.

In dem hohen Gemach der Königsburg zu Roskilde ſaß König Nils und blickte gedankenvoll vor ſich hin. Die zuſammengeſchrumpfte Geſtalt des Königs war mit einem faltigen Gewande bedeckt, das mehr einer Mönchskutte als einem Königsmantel glich, und aus den grauen Augen, die unter ſchneeweißen Brauen hervorſchimmerten, ſah eben ſo viel Falſchheit und Tücke, als knechtiſche Frömmigkeit hervor. Neben ihm ſtand ein Credenztiſch, worauf ein volles Methhorn, ſammt einem Kruge Wein, aber von Beidem hatte der König noch keinen Tropfen getrunken.

Plötzlich fuhr er aus ſeinem dumpfen Brüten auf und ſetzte eine goldene Pfeife an den Mund, deren Ton ſchrillend durch das Gemach fuhr.

Ein Page ſtürzte herein:

„Was befiehlt mein König?“

„Heißt das auf den Dienſt achten!“ rief König Nils mit kreiſchender Stimme. „Habe ich Dir nicht geheißen, Meth zu bringen und Wein, um meinen brennenden Durſt zu löſchen? Soll ich meinen Dolch nach Dir werfen, Du unnützer Bub'?“

„Hoher Herr! Ich bitte Euer Gnaden um Ver-

zeihung!“ entgegnete der Page zitternd. „Eure Befehle sind sogleich vollzogen. Was Ihr verlangtet, steht neben Euch auf dem Credenztische.“

Das Auge des Königs fiel auf das Methhorn und den Weinkrug.

„So, so! Steht es da? Und lange schon? Wer hat Dir das gegeben, Bub'?“

„Der Kellermeister, Uwe Karensen, der Euer Getränk stets besorgt, hoher Herr!“

„Uwe Karensen ist ein treuer Mann. Was er Dir gibt — wenn er es that... Tritt näher!“

Der Page gehorchte zitternd. Der König faßte den Knaben an das Kinn und blickte ihm scharf in die Augen:

„Und hast Du den Krug sogleich hierher getragen? den Krug und das Methhorn? Oder hast du es erst unter gezeigt, und hast gesagt: Schaut her, Ihr Leute, der König will trinken!“

„Nein, Euer Gnaden.“

„Und hat sich Dir auf dem Wege hierher nicht Jemand genähert, der mit schmeichelndem Tone zu Dir sagte: Was trägst Du da, mein Söhnchen? Und als er es erfuhr, seine Hand nach den Gefäßen ausstreckte, als wollte er darüber das Kreuz machen,

und dann unverſehens etwas hineinfallen ließ? He? Antwort!"

„Nein, gnädigſter Herr, es iſt mir Niemand zu nahe gekommen!" antwortete der Page mit weinerlichem Tone, denn eine fieberiſche Röthe färbte die Wange des Königs, der ſicherſte Vorbote des losbrechenden Zornes. „Ich ſchwöre Euch ..."

„Schwöre nicht!" unterbrach ihn haſtig der König. „Wer leichtſinnig ſchwört, ſchwört oft einen Meineid, und das iſt eine ſo große Sünde, daß ſie nimmer vergeben wird, ſondern bis in alle Ewigkeit gebüßt werden muß. Nimm das Methhorn, Page, und trinke mir zu!"

„Gnädigſter Herr! Ich kann den ſtarken Meth nicht trinken, Euer Gnaden."

„Trink, ſage ich! Wenn Du zögerſt, bekommſt Du dieß kalte Eiſen zwiſchen die Rippen."

Seine Finger krallten ſich um den Griff des Dolches, während der Page zitternd dem König gehorchte.

„Genug! Weg das Methhorn! Nimm den Krug mit Wein und trink! — Trinke herzhaft, Junge, ich befehle es Dir!"

Mit Thränen in den Augen folgte der Page dem Befehl und ſtellte darauf den Krug an ſeinen Platz.

„Jetzt setze Dich auf jenen Schemel, mir gegenüber. Setze Dich! — Wenn eine fremde Hand dieses Horn und diesen Krug berührte, ohne daß Du es sahst, oder mit Deinem Willen, so büßest Du entweder Deine Nachlässigkeit, oder Deinen Verrath, und ich will mich an Deiner Todesqual weiden!“

Und die Blicke des Königs hafteten fest auf dem Knaben, der auf dem Schemel saß und vor Furcht die Augen schloß, um den schimmernden Dolch nicht zu sehen, womit der König ihn bedroht hatte.

Da schlich es leisen Schrittes heran, so leise, daß man nicht das Geringste vernahm und der König jählings auffuhr, als in seiner Nähe eine Stimme sprach.

„Gelobt sei Jesus Christ!“

„Wer wagt es? — Heda, Trabanten!“

Und seine Augen irrten unstät in dem Gemache umher.

„Gelobt sei Jesus Christ!“ erscholl es wieder.

„In Ewigkeit, Amen!“ antwortete der König demüthigen Tones, und verneigte sich, das Kreuz küssend, welches ihm von einem ernsten, hagern Manne in geistlicher Tracht dargeboten ward.

„Wie befindet sich mein erhabener, königlicher Herr? Wie geht es Euer Gnaden?“

„Schlecht, Biſchof von Lund! Schlecht, mein guter Adger! Euer frommer Bruder-Erzbiſchof in Bremen macht mir viele Sorge. Prinz Magnus erzählte mir voll Ingrimm, die ſchwediſchen Junkherren verbreiteten in Stockholm die Spottrede, der Erzbiſchof von Bremen ſei König von Dänemark und ich eine Strohpuppe, mit Hermelin behangen.“

„Es wird ihnen gehen, wie den böſen Buben, die den Elias verſpotteten.“

„Laßt ſie verbrennen, laßt ſie mit glühenden Zangen zwicken für ihre Läſterung, ſie haben doch Recht. Hei! Iſt's nicht eine Schande für den König von Dänemark, das Kirchen-Regiment ſeines Landes fremden Geiſtlichen überlaſſen zu müſſen, und erſt demüthig in Bremen anzufragen, ob es auch genehm ſei, wenn ich eine Aenderung treffen will? Bin ich das weltliche Oberhaupt meines Landes, warum ſoll ich nicht auch das geiſtliche ſein? Die Peſt über die Widerſacher, die meine Macht mir ſchmälern wollen!“

„Ihr verwundet mein Herz, das Euch in chriſtlicher Liebe zugethan iſt, und das Euch doch um ſolcher Worte willen zürnen muß!“ entgegnete ſtrengen Tones der Biſchof. „Wie ſagt die heilige Schrift? Siehe, ſie werden ſitzen, wo die Spötter ſitzen.“

Der König neigte demüthig sein Haupt:

„Rechnet mir es nicht zu, frommer Vater! Es sprach's der böse Dämon, der in mir wohnt, nicht ich."

„Ihr sollt den sündigen Geist in Euch bekämpfen und die Begier tödten, denn der Eiferer ist verstoßen vor dem Angesicht des Herrn."

„Ich will ihn bekämpfen, Bischof!" sagte der König milde und schlug das Kreuz. Aber in demselben Augenblicke gewahrte er den Pagen, der noch immer auf dem ihm angewiesenen Platze saß, und mit lauten Zorneswerten schrie er ihn an:

„Was unterfängst Du Dich, zu sitzen in Deines Königs Gegenwart und auf seine Rede zu horchen?"

Erschreckt sprang der Page auf:

„Euer Gnaden haben selbst befohlen, daß ich hier niedersitzen solle, nachdem ich den Wein und den Meth getrunken hatte."

Bischof Adger hielt dem Könige das Crucifix vor:

„Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen."

Ein mattes Lächeln flog über das Gesicht des Königs. Er winkte dem Knaben huldreich zu:

„Geh', mein Söhnchen! Ziehe in Frieden und mache Dir einen guten Tag! Geh'!"

Leicht aufathmend eilte der Page hinaus.

„So habe ich denn abermals Chriſti Gebot befolgt und baue auf Seine Gnade.“

„Absolvo te!“ ſprach der Biſchof mit erhobener Stimme. „Und als gebührenden Lohn für dieſe Selbſtbeherrſchung, die vornehmlich den Mächtigen der Erde ſo wohl anſteht, biete ich Eurer königlichen Majeſtät dieß Breve Sr. Heiligkeit, Paſchalis II.“

„Ich empfange es in geziemender Ehrfurcht. Wißt Ihr, Biſchof, was es enthält? Was befiehlt der Vater ſeinem treueſten Sohne?“

„Paſchalis gewährt, was Ihr von ihm erbeten habt. Er entbindet Euch von der Verpflichtung, dem Erzbiſchofe von Bremen in Kirchenſachen unterthänig zu ſein.“

„Thut er das?“

„Er thut es. Und indem er ſelbſt das obere Regiment ſich vorbehält, legt er die Machtvollkommenheit in Eure Hände, in Eurem Lande ein eigenes Erzbisthum zu errichten, und den erſten Erzbiſchof zu ernennen, deſſen Wahl er, voll Vertrauen auf Eure Weisheit, im Voraus genehmigt.“

„So wollen wir denn das fromme Werk ohne Aufſchub beginnen, ſobald ich mich dazu durch inbrün-

ſtiges Gebet geſtärkt habe. Ihr werdet mit mir beten, Biſchof von Lund."

„Gewiß, mein gnädigſter König!"

„So bin ich denn Herr in meinem Lande, geiſtlicher und weltlicher, ein wahrhafter König. Ich will zeigen, daß ich einer ſolchen Macht werth bin. Guter Adger, ich ſage Dir nicht, wen ich im Sinne habe bei meiner Wahl, aber Du wirſt mit ihm zufrieden ſein."

„Ich geize nicht nach den Schätzen dieſer Welt!" entgegnete mit erheuchelter Demuth der Biſchof von Lund. „Wie Gott über mich beſchloſſen hat, ſo wird mir geſchehen, und was mir von Seiner Hand beſtimmt iſt, wird mir werden."

Da vernahm man von den Zinnen des Schloſſes das Horn des Wächters, und wie ihm von unten heraus geantwortet wurde. Trompeten erſchallten und im Schloßhofe entſtand eine laute Bewegung.

„Was gibt's draußen?" herrſchte der König den eintretenden Trabanten an.

„Mein erhabener Gebieter! Ich komme, Euch zu melden, daß der Herzog von Schleswig ſo eben ſeinen Einzug in das Schloß hält."

„Der Herzog von Schleswig?" fragte der Biſchof von Lund mit einigem Erſtaunen.

„Knud Lawards?“ rief der König grollend.

„Und mit ihm ein ſtattliches Gefolge von Herren und Knappen.“

„Habt Ihr ihnen ohne Weiteres die Thore geöffnet? Wehe Euch, wenn Unheil aus dieſem Leichtſinn entſteht! — Biſchof! Was bedeutet das? — Ich laſſe Euch Allen den Kopf vor die Füße legen, wenn der Herzog nur mit dem Zucken der Wimper den Schloßbann verletzt! — Adger, denke nach, was dieſer Beſuch zu bedeuten hat. Er macht mir Gänſehaut! — Hollah, Trabant! Sind ſie ſchwer bewaffnet dieſe geſtrengen Herren von Schleswig?“

„Sie tragen weder Harniſch, noch Helm. Feſtlich, wie zum Tanze, ſind ſie geſchmückt, und fröhlich und guter Dinge ſchauen ſie um ſich, als wären ſie zu einem glänzenden Bankett entboten.“

„So muß ich wohl dazu thun, die ungebetenen Gäſte geziemend zu empfangen, ſo viel es die Einfachheit meines Hofhaltes erlaubt, der weit entfernt iſt von dem prahleriſchen Glanze, den dieſer Knud Lawards um ſich zu verbreiten pflegt.“

Der Trabant entfernte ſich auf einen gebietenden Wink des Königs.

Es entſtand eine Pauſe. Der König ging ſinnend auf und ab, dann rief er aus:

„Ich haſſe dieſen Herzog; denn er hat mich ſtets um die von dem Volke mir verliehene Krone beneidet.“

„Er beneidet Euch nicht nur darum, mein gnädigſter König, er trachtet ſogar danach, wie er ſie Euch entreiße.“

„Ich weiß, mein guter Adger. Aber es muß eine ſtarke Fauſt ſein, die eine Krone von dem Haupte rauben will, das die Kirche mit derſelben ſchmückte.“

„Und darauf zu erhalten wiſſen wird!“ fiel der Biſchof mit ſtarkem Tone ein.

„Wird ſie? Das iſt gut, Biſchof. Mit dieſer Verſicherung bin ich ſtark. Jetzt wollen wir gehen, und wie ein einfacher Hausvater will ich dieſen zierlich aufgeſtutzten Herzog in meiner ſtillen Wohnung empfangen. Begleitet mich in den Audienzſaal.“

Der Zwieſprach der blutsverwandten Fürſten hatte nicht gar lange gedauert, als bereits eine drückende Pauſe eintrat.

König Nils unterbrach ſie grollend:

„Ihr ſeid ſehr aufgeräumt in dieſer ernſten Zeit, Vetter.“

„Warum ſollte ich nicht?“ entgegnete Knud

Laward unbefangen. „Ich bin fröhlich und guter Dinge über den gnädigen Empfang, den Euer Gnaden mir hat zu Theil werden laſſen, und will nur wünſchen, daß Eure Majeſtät mir dieſe Gunſt, die mir ſo überaus theuer iſt, erhalte."

„Iſt es wirklich das, was Euer Liebden ſo fröhlich ſtimmt? Ich kann es kaum glauben, daß der Herr Herzog von Schleswig, der Liebling des deutſchen Kaiſers, ſich mit einer ſo geringen Gabe begnügt, als die Gunſt ſeines demüthigen Blutsverwandten iſt."

„Ich nehme Euern frommen Kanzler zum Zeugen, daß meine Aeußerung wahrhaftig iſt. Herr Biſchof von Lund, legt gütigſt vor dem Könige Zeugniß ab, daß ich die Wahrheit geſprochen."

Der Biſchof, der zur Linken des Königs ſtand, wandte ſich unwillig ab.

„Ihr wollt mir nicht zeugen, Herr Adger? Alſo zweifelt Ihr? Trotz dieſes Zweifels ſchwöre ich Euch, daß ich Keinem weiche, wenn es gilt, die Treue zu bewähren, die ich als däniſcher Prinz Dänemarks Wahlkönig zugeſchworen habe."

„Wahlkönig?" fragte Nils mit gezogenem Tone.

„Seid Ihr's nicht? Und ſeid Ihr nicht ſtolz auf dieſen Titel, der mir höher dünkt, als einer in

der Chriſtenheit? Der ererbte Beſitz verleiht keinen Ruhm; er kommt, weil er kommen muß. Aber Ihr nehmt Euern hohen Rang ein durch die gemeinſame Wahl des Volkes, das Euch zu ſeinem Herrn berufen und an dieſen Platz geſtellt hat."

„Und wer mich dahin ſtellte, kann mich auch wieder herabſtürzen. Meint Ihr nicht ſo?"

„Wie kommt Euer Gnaden auf das?"

„Eine raſch vollzogene Wahl kann gereuen, ſie kann für nichtig erklärt werden, ein Anderer kann an die Stelle des Verſtoßenen geſtellt werden."

„Solche Fälle gibt es. Es könnte geſchehen, daß ein Gewählter dem Vertrauen des Volkes nicht entſpräche und die heilig beſchwornen Verträge nicht halten wollte. Das aber kann Euer Gnaden nicht auf ſich beziehen."

König Nils hielt den erſten Gedanken feſt:

„Und über den Nacken des Geſtürzten hinweg ſtiege der neue König die Stufen des Thrones hinan."

„Dreifachen Fluch über ſolchen Verräther!" rief eifernd der Biſchof.

„Recht, frommer Vater!" entgegnete heiteren Sinnes der Herzog von Schleswig. „Ich bin ganz Eurer Meinung, das ſchwöre ich."

„Schwört keinen Meineid, Vetter!“ unterbrach ihn der König. „Ich weiß, Ihr ſeid voll des unbezwinglichſten Ehrgeizes und trachtet nach einer Königskrone.“

„Falſch geſprochen, König. Man trachtet nur nach Dingen, die man nicht ſchon errungen hat.“

„Verräther!“ ſchrie König Nils, bleich wie fallender Schnee.

„Seid gewiß, Herr Herzog von Schleswig,“ rief erbittert der Biſchof, „dieſer ungeziemende Scherz wird Euch theuer zu ſtehen kommen.“

„Wer ſagt Euch, daß hier geſcherzt wird?“ entgegnete der Herzog ſtolz. „Ja, Oheim Nils, ich bin König und deßhalb erſcheine ich an Deinem Hofe, nicht um Dir als Vaſallen zu huldigen, ſondern Dir als erwähltem König ebenbürtig zur Seite zu ſtehen.“

„Ich will nichts hören von Deinen Verräthereien, Du übermüthiger Vaſall!“

„Des Kaiſers Botſchaft mußt Du vernehmen, König Nils. In ſeinem Namen ſtehe ich hier. Nicht um der großen Dienſte willen, die ich in dem Wendenkriege dem Dänenvolke geleiſtet, Dienſte, die deſſen König nicht anerkennen will, ſondern um des Wenigen, was ich dadurch zum Heile des ganzen deutſchen

Landes und zur Ehre unſerer heiligen Religion gethan habe, hat mich des deutſchen Kaiſers Majeſtät zum Könige der Wenden ernannt."

„Zum Könige der Wenden?"

„Und hat mich mit eigener Hand feierlich gekrönt."

„Dich gekrönt? Dich, Knud Lawards?"

„So iſt es. Und da ich nun ganz und gar Deines Gleichen bin, wackerer Oheim, ſo dächte ich, Du ließeſt Dein arges Mißtrauen gegen mich fahren und böteſt mir verſöhnt Deine Hand. Wahrhaftig, Du haſt keinen treueren Freund in Dänemark und es iſt ein anderes Werk, wenn zwei Könige ſich freimüthig beſprechen, als wenn Furſt und Vaſall miteinander verhandeln."

Der König ſchwieg.

Der Biſchof erhob ſeine Stimme:

„Die Kirche wird mit allem Eifer gegen eine ſolche Ernennung proteſtiren. Ein freigeiſteriſcher Fürſt als König eines Volkes, das, trotz des ihm gepredigten Chriſtenglaubens, entweder insgeheim, oder offenbar dem Heidenthume huldigt, iſt ein viel zu bedrohliches Ereigniß, als daß es zu Recht beſtehen könnte. Der heilige Vater wird proteſtiren, der Kaiſer muß ſeine Wahl zurücknehmen."

„Verſucht's, ob er es thut. Einſtweilen bleibe ich, was ich bin, König der Wenden, Herzog in Schleswig und däniſcher Prinz, und weder der geiſtliche, noch der weltliche Purpur ſoll mir ein Titelchen davon wegſchwatzen. Höre auf mein ehrliches Wort, König Nils; ich komme zu Dir als ein treuer Nachbar und bitte um Deine Freundſchaft, um Dein Vertrauen. Willſt Du ſie mir gewähren, wird es zu unſer Beider Wohl gereichen; willſt Du es nicht, wälze ich die Folgen dieſer Weigerung auf Dich."

„Damit warſt Du ſtets bei der Hand, Vetter. Du wälzteſt ganze Berge auf mich herab, als der Wendenfürſt Heinrich ſich trotzig gegen mich erhob und ich dem übermüthigen Knaben nicht gleich den Willen thun wollte."

„Ich that es, weil Du im Unrecht warſt, König Nils. Der Wende Heinrich war Dein Schweſterſohn, und hatte gerechten Anſpruch auf den Nachlaß ſeiner Mutter; Du verweigerteſt ihm dieſen, und der Krieg begann, der viel edles Blut gekoſtet hat. Ich habe ihn Dir zu Ende gefochten und Deinem Lande den Frieden wiedergegeben. Dafur biſt Du mir Dank ſchuldig."

„Du haſt Dir Deine Mühe vom Kaiſer reichlich genug bezahlen laſſen."

„Dir geziemt nicht, mir vorzurechnen, was die hochherzige Freundſchaft des Kaiſers mir verliehen hat; Du bleibſt vielmehr mein Schuldner nach wie vor. Zucke nicht mit den Wimpern, Oheim, ich komme nicht, Dich zu mahnen; es hat Zeit mit der Bezahlung.“

„Um ſo mehr, als die Richtigkeit dieſer Schuld noch ſehr bezweifelt werden muß!“ fiel der Biſchof von Lund haſtig ein. „Es gilt erſt, die Forderungen des Herrn Herzogs — Seiner Wendiſchen Majeſtät, ſollte ich ſagen — ſtrenge zu prüfen, und dann bleibt dem Könige noch immer das Recht der Verwerfung.“

„Es war ein Glaubenskrieg, Herr Biſchof, und darum hat die Kirche in dieſer Angelegenheit allerdings eine berathende Stimme. Aber wie mächtig Ihr Euch auch denken mögt in dem Sprengel von Lund, ſo ſteht doch ein deutſcher Biſchof über Euch.“

„Stand, Herr Herzog!“ fiel der Biſchof höhnend ein. „Seit dem letzten Breve des Papſtes nicht mehr Dänemark iſt ſeiner Pflichten gegen das Erzbisthum Bremen entbunden und König Nils hat das Recht, ſich einen eigenen Erzbiſchof zu wählen, der in Gemeinſchaft mit ihm, in Kirchenſachen unumſchränkt verhandelt und nur Seiner Heiligkeit ſelbſt verantwortlich iſt.“

„Und alſobald will ich es vollbringen. Dänemark iſt jetzt ein eigenes, unabhängiges Erzbisthum und ich, ſein erwählter König, mache von dem mir verliehenen Rechte Gebrauch und erwähle Dich, Absger, bisherigen Biſchof von Lund, zum erſten Erzbiſchof des geſammten däniſchen Reiches, das ich Deiner Milde und Freundlichkeit empfehle. Bleibe des Himmels Gnade Dir ſtets in Hulden ſo beigethan, wie ich Dein treuer Freund ſein werde."

„Eurer königlichen Majeſtät Gnade bewegt mich tief. Das hohe Amt, welches mein König mir überträgt, will ich verwalten nach Pflicht und Gewiſſen, und den Himmel bitten, daß er mir Kraft dazu verleihe."

„Amen!" ſprach der König, ſich fromm bekreuzigend.

„Herrlich! Vortrefflich!" rief lachend Knud Lawards. „Herr Erzbiſchof, nehmt meinen Glückwunſch zu Eurer Standes-Erhöhung; denn nun ſind wir hier im Saale der Könige Drei!"

Der demüthig-ſtolze Kirchenfürſt verneigte ſich tief vor ſeinem Landesherrn:

„Verzeihe mir, mein gnädigſter Gebieter, wenn ich ihm nicht ſo danke, wie ich ſollte. Aber dieſe

plötzliche, unerwartete Gnade — — dazu dieſer ſtolze König der Heiden — es entſtehen ſo widerſtrebende Empfindungen in mir, daß ich der Ruhe und Einſamkeit bedarf, um mich zu ſammeln. Knud Lavard, vergebe Euch Gott jeden Spott und jede Kränkung, die Ihr mir angetan, eben ſo willig, als ich ſie Euch vergebe. Der Gott des Friedens und des Erbarmens ſegne Euch, mein hoher, königlicher Herr, und ſei mit Euch immerdar; ich empfehle Euch in brunſtigem Gebete ſeinem heiligen und würdigen Schutze.“

Der neu erwählte Erzbiſchof entfernte ſich mit demütigen Geberden.

Die beiden Könige ſtanden ſich gegenüber.

„Ich will allein ſein,“ ſprach nach einer Pauſe grollend der König.

„Es ſei fern von mir, mich Dem aufzudrängen, der mich mutwillig von ſich ſtößt. Wahrhaftig, Oheim, bis jetzt warſt Du doch zum Schein König in Deinem Lande, nun wird auch der letzte Nimbus ſchwinden. Dieſer Adger wird ſich Deinen Purpur und Deine Krone anmaßen.“

„Nicht weiter, Herzog!“

„Ich muß es Dir ſagen, damit ich mein Gewiſſen

befreie. Du glaubſt freier zu ſein, weil Du Dich von dem Bremer Erzbisthum losgeriſſen haſt, aber Du wirſt weit tiefer gebeugt werden unter das Joch, das Du jetzt jubelnd auf Dich nimmſt. Mein armes Vaterland, ich beklage Dich; denn ich ſehe im Geiſte die trüben Tage, die über Dich hereinbrechen."

„Was kümmern Dich ſeine guten und ſeine trüben Tage, entartetes Dänenkind!"

„Es lebt kein Mann auf Seeland und den übrigen Inſeln, der es redlicher mit Dänemark meint, als ich."

„Das beweiſt die blinde Liebe, die Du den Deutſchen widmeſt, und die Verachtung alles Deſſen, was Deiner Heimath theuer iſt."

„So ſagt Dein Adger. Ich aber ſage Dir, es hält ſie Niemand höher, als ich, und darum will ich, daß ſie ſei, was ſie ſein kann. Mir widerſtehen dieſe rohen Sitten und Gebräuche, die hier noch jetzt ſo heimiſch ſind, wie zu den blinden Heidenzeiten; mich bekümmert's, daß alles Gute, was mein Vater, Erich Eiegod, begann, für immer verloren geht, ſtatt, daß rüſtig fortgebaut wird am begonnenen Werk."

„Ei, mein ſchmucker Herzog, wißt Ihr nicht, daß gerade Euere Brüder die beiden Aergſten ſind unter

allen Aussätzigen, und daß sie Krieg auf Leben und Tod miteinander führen im Lande? Wo soll die Gesittung des Bauern herkommen, wenn die ersten Edelleute des Reiches Tag und Nacht auf Raub, Mord und Brand ausziehen?"

„Du hättest sollen Deinen Fuß auf ihren Nacken setzen. Du hast es nicht gethan, denn Dir, oder vielmehr Deinem bischöflichen Rathgeber war es recht; er konnte desto besser im Trüben fischen. Allein ich habe strenges Regiment geübt an Deiner Statt, habe die übermächtigen Hellköpfe zu mir entbieten lassen nach Schleswig und bringe sie versöhnt nach Roskilde zurück."

„Das hättest Du gethan?"

„Hat man Dir's nicht gesagt?"

„Du hättest meine Ihren Vasallen zu Dir in Dein Herzogthum entboten und daselbst mit ihnen geschaltet nach eigener Willkür? Unerhört."

„Ich habe Dir einen Dienst geleistet: auf welche Weise es geschehen ist, kann gleichviel gelten. Mein Bruder Harald besaß ein reiches und mächtiges Erbe, während mein Bruder Erich fast leer ausging; ich habe hinsichtlich der Macht und des Reichthums das Gleichgewicht zwischen ihnen hergestellt, und sie haben

mir in Gegenwart des Sachſenherzogs Urphed ſchwören müſſen. Sie kennen mich und werden Wort halten. Du aber, König Nils, befiehl, wann ſie vor Deinem Angeſicht erſcheinen und Dir neuerdings das Gelübde der Treue und des Gehorſams ablegen ſollen."

„Um es zu halten, wie das erſte Mal? Ich will ſie nicht ſehen."

„Deines Gefallens. Der Zweck meines Kommens iſt verfehlt und ich will Dich ferner nicht beläſtigen. Dem wahrhaft treuen Manne geht es ſchwer ein, zu ſehen, daß alles Bemühen, ſein redliches Streben erkannt zu ſehen, vergebens iſt. Ich ſcheide mit leichtem Gewiſſen, denn mich trifft kein Vorwurf. Deine weibiſche Furcht, Dein thörichter Trotz wird den Frieden von dieſem Lande fern halten und den letzten Schimmer von Glück zerſtören."

„Genug, Herzog, mehr als genug! Ich befehle Dir, zu ſchweigen und nie wieder vor mir zu erſcheinen, außer wenn ich Dich rufen laſſe."

„Ich will Dir in Beidem gehorchen. Siehe zu, König Nils, daß Du mich nicht zu bald zu Dir entbieten läßt."

Er entfernte ſich in ſtolzer Haltung.

„Iſt denn kein Meuchler in Dänemark, der mich

von dieſem läſtigen Prahler befreien kann?“ ſprach grollend der König vor ſich hin.

Prinz Magnus, der Sohn des Königs, trat in den Saal.

3. Seelandsroſe.

Laute Bewegung herrſchte in den Straßen von Roskilde. Die Handwerker verließen die Werkſtatt und ſtanden gaffend vor den Thüren.

„Iſt's gewiß wahr?“

„Ihr könnt's glauben. Er iſt da!“

„Der Knud Lavard? Wo iſt er denn nur hergekommen?“

„Kann mir's nicht denken. Auf dem ganzen Jieſiord war ja kein Segel zu ſehen.“

„Ja, das iſt ſeine Weiſe, Alles anders zu thun, als die Uebrigen. Am jenſeitigen Ufer iſt er gelandet und ſprengt darauf mit ſeinem ſtolzen Roſſe quer durch das Land. Hat ein wunderlich Maulaufſperren oben im Schloſſe gegeben.“

„Sind ihm nicht beſonders grün da oben. Der König nicht und der Prinz Magnus auch nicht.“

Abſonderlich der Letztere, der, ſeit ſie ihn zum

Könige von Schweden gemacht haben, die Naſe noch einmal ſo hoch trägt."

„Iſt dumm von dem Prinzen Magnus, denn er ſieht dann den Stein nicht, den ſie ihm in den Weg rollen, und ſtolpert darüber."

„Und der Biſchof erſt! Hat Der ſich gekreuzt und geſegnet. Gott bewahre uns!"

„Du! Willſt in den Kirchenbann gethan werden? Reitet Dich der Teufel, daß Du Seine Würden noch Biſchof von Lund nennſt, während er doch ſchon einen Tag lang Erzbiſchof von Dänemark iſt?"

„Recht. Er hat große Eile gehabt, es an allen Ecken und Enden auszuposaunen, damit nur Stadt und Land es brühwarm erfahren ſollten."

„Brühwarm? Die Suppe iſt nicht mehr ſo heiß, daß ſich noch Einer das Maul daran verbrennt. Er hat's ſchon verblümter Weiſe am heiligen Oſterfeſte verkündigen laſſen, daß der König ihm den Willen thun müſſe, und daß es dann erſt recht luſtig in Dänemark hergehen ſolle."

„Nun, wollen's abwarten."

„Was iſt das für ein Lärmen da unten in der Straße? Schreit das Volk nicht, als ob es am Spieße ſtäke!"

„Gebt Acht! Es wird der Herzog ſein.“

„Ja, ja! Er iſt's! Es iſt Knud Lawards, der des Weges kommt. Friſch, Ihr Leute! Zeigt, daß Ihr etwas auf ihn haltet und nichts mit den Pfaffen gemein habt, die Zeter über ihn ſchreien. Hoch lebe der Herzog von Schleswig!“

„Knud Lawards lebe hoch!“

„Hoch! Hoch!“

Der Herzog trat unter die verſammelten Bürger.

„Dank Euch, meine Freunde! Dank Euch für den herzlichen Empfang. Er zeigt mir, daß Ihr mich noch nicht vergeſſen habt.“

„Das können wir nimmer. Wir wiſſen nur zu gut, was wir Euch zu danken haben.“

„Sieh da, der wackere Meiſter Thielemann aus Hamburg. Wie geht's auf Eurem Zimmerplatz her, lieber Meiſter? Seid Ihr unverdroſſen bei Eurem Geſchäft?“

„Vom frühen Morgen bis ſpät Abends, gnädigſter Herr. Der Himmel ſegnet mein Thun. Es wird allgemach behaglich unter meinem Dache.“

„So ſeid dankbar gegen die neue Heimath, worin Ihr den Segen gefunden habt. — Laßt mir den Weg frei, Leute, damit ich auch zu den Uebrigen gelangen kann.“

„Platz! Platz dem Herzoge! Hört Ihr nicht?“

„Gott zum Gruß, Ihr Männer! Freut mich, Euch nicht in den Festtagswämſen zu finden. Doppeltes Schaffen gibt doppelten Muth. — Iſt das da nicht der Schneider Fiſcher, der mit mir von Kiel herüber gekommen iſt?“

„Bin's, gnädiger Herr Herzog. Erſtaunlich, daß Ihr Euch deſſen erinnert.“

„Wie ſollte ich nicht? Habt mir ſeiner Zeit manches Wamms gemacht, das mir wohl ſtand. Findet ſich gerade eine Gelegenheit, die Kundſchaft zu erneuern. Ich bin zu einer Hochzeit nach Ripen geladen und brauche dazu ein ſtattliches Gewand.“

„Befehlt, gnädigſter Herr, wann ich mich wegen des Maßnehmens im Schloſſe einſtellen ſoll.“

„Nicht doch. In der Nähe des Königs haben ſie es noch nicht gelernt, einem braven Handwerker nach Verdienſt zu begegnen. Ich komme zu Euch in die Werkſtatt. Geht es noch ſo junggeſellenmäßig darin zu, oder habt Ihr Euer Gretel heimgeführt, die ich mit ihrer alten Muhme Euch nachgeſchickt habe?“

„Habe ſie heimgeführt, Herr Herzog. Hab's Weib im Hauſe und ſeit geſtern einen pausbäckigen Jungen dazu.“

„Das iſt gut. Wenn Ihr etwa wegen eines Gevatters verlegen ſeid, mögt Ihr mich nur rufen laſſen.“

Dem jungen Meiſter ſtürzten die Thränen aus den Augen: „So viel Gnade! Gott ſegne Euren Eingang bei mir!“

„Morgen, Meiſter Fiſcher, morgen! Habt guten Tag, Ihr Leute. Laßt mich nun ruhig meines Weges gehen. Ich vergeſſe Euch nicht.“

Es wurde Platz und lautes Jubelgeſchrei tönte dem Weiterſchreitenden nach.

Ein Bauersmann drängte ſich an ihn.

„Was ſoll's, guter Freund? Ich habe Eile.“

„Ich auch, Herr.“

„Komm morgen früh zu mir aufs Schloß, dort will ich Dich hören.“

„Aufs Schloß bin ich nicht verſteuert und morgen iſt es zu ſpät.“

„So ſprich!“

„Wir haben uns ſchon geſehen, Herr Herzog.“

„Recht. Ich beſinne mich. Heute früh am Meerſand. Jeß Ivſen nannten Dich Deine Gefährten. Was willſt Du, Jeß Ivſen?“

„Euch warnen, Herr.“

„Warnen? Wovor?“

„Vor Meuchelmördern.“

„Du biſt bei Laune, Freund. Aber höre:“

Der Herzog ſah ihn ernſt an und runzelte die Stirn: „Ich liebe Spürhunde und Angeber nicht. Wer Andere verläumdet, iſt gewöhnlich ſelbſt der Betrüger.“

„Gilt mir gleich, was Ihr von mir denkt. Ich bin Euch beigethan, weil Ihr dieſen hündiſchen Königsknechten, die den Bauern ſchinden, den Daumen aufs Auge drückt, und es iſt nur Eigennutz von mir, wenn ich Euch warne. Die Pfaffen ſind Euch auf der Spur. Gedenkt des ſchwindſüchtigen Predigers, der Euch heute Morgen ſchimpfirte. Ich habe meine Schuldigkeit gethan. Gott befohlen!“

Der Bauer ging ſeitwärts ab, ohne ſich umzuſehen, und der Herzog ſagte im Weiterſchreiten:

„So wollen wir denn achten auf das Geſchmeiß, das uns den Weg verſperren will, und es zertreten.“

Aber nichts hemmte den ſich beflügelnden Schritt des ritterlichen Fürſten.

In der luftigen Vorhalle eines ländlich gebauten Hauſes, das ſich unter ſtattlichen Buchen an der heimlichſten Uferſtelle des Iſefiords erhob, ſaß Knud

Lawaro und ließ ſich einen Becher duftenden Weines von einer reizenden Jungfrau kredenzen, deren lichtblaue Augen voll ſüßer Schwärmerei auf dem Herzoge ruhten.

„Dank Dir, Alfſol, Du reizende Walkyre, die den Helden über Verdienſt bewirthet, als ſäße er in Walhalla an Odin's Göttertafel, der Gefeiertſten Einer. Aber verzeih, holdes Mägdelein, mein unbedachtſam Schwatzen. Du biſt viel zu lieblich, um eine Dienende zu ſein, wäre es auch in der Halle des Walvaters. Du biſt vielmehr Freya ſelbſt, die Göttin der Liebe, und der armen Menſchen beſeligende Herrſcherin.“

Alfſol legte die Hand auf den Mund des Herzogs und ſchmiegte ſich erröthend an ihn:

„Wer hat den Herzog von Schleswig ſo allerliebſte Abgötterei gelehrt? Verhüte es Gott in Gnaden, daß der Pater Timotheo, oder gar der Herr Erzbiſchof Euch hört. Ihr würdet in den Kirchenbann gethan.“

„Hätte ſein Gutes, mein reizendes Seelandsröschen. Wäre dann von dieſen Glatzen weit entfernt und brauchte ſie weder auszulachen, noch mich über ſie zu ärgern.“

„Ihr ſeid ein arger Spötter und jagt Eurer furchtſamen Magd das Blut ins Geſicht. Was habt Ihr denn nur in der letzten Zeit gemacht, daß Ihr ſo heidniſche Gedanken laut werden laßt? Habt Ihr vielleicht in dem alten Götterhain geſchlummert, oder ſeid Ihr in den Ruinen des alten Leire umhergewandelt, wo Euch der hundertjährige Gorm ſammt ſeiner heidniſchen Thyra einen Spuk gemacht? Möge der Herr Euch gnädig ſein und Euch in ſeiner Barmherzigkeit einen Engel ſchicken . . .“

„Das hat er ſchon gethan,“ unterbrach Knud Lawards das reizende Mägdlein, indem er ſie leiſe küſſend an ſich zog und mit ihren goldenen Locken ſpielte, die in reicher Fülle auf Hals und Schultern herabringelten.

„Iſt es denn wahr, mein theurer Knud, was die Leute ſagen und beſonders mein Vetter, der in dem Hofſtaat des Prinzen Magnus dient?“

„Des Prinzen Magnus? Dieſes großen Helden, der ſich die Krone von Schweden mit der Schürze eroberte und ſie mit dem Schwerdte nicht behaupten kann? Hei, Alfſol, ich wußte nicht, daß Du eine ſo vornehme Verwandtſchaft hatteſt. Nun, was ſagt dieſer Schleppenträger Seiner ſchwediſchen Majeſtät?“

„Er ſagt, daß ich mich vor Dir hüten ſoll, Herzog von Schleswig, denn Du ſeiſt nicht allein ein arger Mann, der alle Mägdelein betrüge, wo er deren habhaft werde, ſondern auch ein Ritter, dem es nicht genug ſei, daß er ſein Vaterland abgeſchworen und ein Deutſcher geworden ſei, ſondern der auch die Abſicht hege, das ganze Dänemark deutſch zu machen und es dem Kaiſer als einen beſonderen Zierrath an den Saum ſeines Mantels zu heften.“

„Daran würde kaiſerliche Majeſtät zu ſchleppen haben!“ rief lachend der Herzog. „Und was hat Alffel gethan? Hat ſie dem klugen Vetter Recht gegeben?“

Die Jungfrau erwiederte nichts, aber ihr Auge ruhte mit unendlicher Liebe auf dem Herrn.

„Du haſt geſchwiegen?“ fuhr Knud Lawaid fort und erhob ſcherzhaft drohend die Hand. „Seht die Betrügerin! Sie ſchwieg und konnte meine beſte Vertheidigerin ſein. Sage doch, Alffel, wenn ich Alles von mir ſtoße, was däniſch iſt, und nichts liebe, als das Deutſche und nur das Deutſche, wie kommt es denn, daß kein deutſches Mädchen dieß Herz gefeſſelt hat, und daß ich keinen andern Liebeszauber kenne, als den, der aus Alffel's Augen dringt, und

keine Liebesfeſſel tragen will, als die ich mir aus Deinem goldenen Ringelhaar ſchlinge?“

Alfſol aber fiel dem Herzoge mit Thränen um den Hals, ſie drückte ihn feſt an ſich und ſank zu ſeinen Füßen:

„Strafe mich, mein Herr und Gebieter, mein König und mein Gemahl, denn ich bin ein thöricht Kind und würdig Deines Zornes. Was kümmert's mich, ob Du ein Däne biſt oder ein Deutſcher? Du biſt der Mann, dem ich Liebe ſchwur und dem mein ganzes Herz unwandelbar gehört. Was Du ſagſt, iſt mein Evangelium; was Du thuſt, iſt mein Vorbild. Wohin Du mich weiſeſt, dahin gehe ich, und was Du über mich beſchließeſt, das dulde ich.“

„Nun, Du kleine Thörin! Was treibſt Du denn für Gaukelſpiel?“

„Die böſen Menſchen quälen mich in Einem fort, daß ich ... O, Knud Lavard, mein ſüßer Freund, ſie wollen mich abwendig machen von Dir und verlocken mich mit tauſend ſüßen Worten und Verſprechungen, damit ich Dich ihnen verrathe. Noch haben ſie nicht gerade herausgeſagt, was ſie von mir wollen, aber ſie trachten darnach, mich zu einer Schandthat zu verleiten.“

„Sie gönnen mir keinen Frieden!“ rief der Herzog aufſpringend. Das Blut ſtieg ihm ins Geſicht und er ging die Halle mit dröhnenden Schritten auf und ab. „Sie wollen mir keine Ruhe laſſen, ſelbſt hier nicht, in der friedlichen Einſamkeit, wo ich Muth ſchöpfen will für die endloſen Kämpfe, worein ſie mich verſtricken. Aber das Maaß iſt voll und der Fall eines Tropfens kann es überſtrömen machen. Dann aber kenne ich weder Schonung und Gnade! Heran, Ihr Pfaffen und Pfaffenknechte! Ich will klar mit Euch reden, däniſch, wendiſch oder deutſch, ſo laut und nachdrücklich, daß Euch der Hirnſchädel davon platzen ſoll und wäre er noch drei Mal ſo dick, als er wirklich iſt.“

„O, mein edler Held, wie ſtehſt Du ſo zürnend vor mir, als ein wahrhafter König!“ rief Alſſol und drückte des Herzogs Hand an ihre Lippen. „Wie ſtolz bin ich die Deine zu ſein, und wie will ich Dir dienen als eine treue Magd! So wahr mir Gott helfe, Knud Laward, ich habe mich um das Predigen und Drohen ſo wenig gekümmert, als um ihre Schmeicheleien und Verſprechungen. Ich liebe Dich, mehr braucht es nicht.“

„Verdammt ſind die Hunde, die mir dieß unſchul-

dige Gemüth verführen wollten oder wohl gar ſchon verführt haben!“ ſprach der Herzog grollend vor ſich hin, und der Geiſt des Unmuths verdüſterte ſeinen klaren Sinn.

Alſſol war hinausgegangen und kehrte mit einem goldenen Pokal zurück. Sie ſtrich die dichten Locken aus ſeiner düſteren Stirn und ſprach mit ſchmeichelndem Tone:

„Nimm den Pokal und vergiß alle Grillen, ich will Dir unterdeſſen ein Lied zur Harfe ſingen.“

Der Herzog faßte den Pokal:

„Einen ſo funkelnden Wein haſt Du mir vorhin nicht kredenzt; er duftet ſtark. Vielleicht ſandten ihn Dir die Freunde des Erzbiſchofs und ließen Dir ſagen, es ſei mein Lieblingswein und werde mir beſonders wohl bekommen?“

„Das verdiene ich nicht!“ rief die Jungfrau tief gekränkt und die Röthe des Unwillens färbte ihre Wangen. Sie entriß dem Herzoge den Pokal und trank daraus. Dann aber ſtürzten Thränen aus ihren Augen und ſie ſchwankte dem nächſten Seſſel zu.

„Vergib, vergib, mein ſüßes Herz! Vergib, mein theures Leben!“ ſprach der Herzog betheuernd und ſchloß ſie bewegt in ſeine Arme. „Dieſe Hunde

bringen meinen Verſtand ſo in Aufruhr, daß ich nicht mehr Tag und Nacht voneinander unterſcheide und ſelbſt meine Seelandsroſe für eine wuchernde Giftpflanze halte. Und wenn ſie es wäre, ſo will ich mich gern in ihrem Duft berauſchen und ſterben. Aber vorher muß ſie mir vergeben."

„Ich liebe Dich, ſonſt weiß ich nichts zu ſagen!" flüſterte Alfiol und barg ihr Geſicht an der Bruſt des Helden.

Der fromme Pater Timotheo predigte in ſeiner Zelle mit ſalbungsreichem Tone und ſein eifrigſter Jünger, Lars Jeſſen, hörte mit großer Andacht zu. Als er aber endete, hob er die Hände zum Himmel, als wollte er die heilige Handlung mit einem Segensſpruch enden, ließ ſie aber alsbald wieder ſinken.

Lars Jeſſen ſank in die Kniee:

„Segne mich, Vater! Segne mich!"

„Erſt will ich wiſſen, ob Du auch eines ſolchen Segens würdig biſt!" ſprach ſtreng der Pater. „Gepredigt habe ich Dir ohne Unterlaß vom rechten Kampfe mit den Ungläubigen und dem Antichriſt, aber Du haſt bis jetzt nichts gethan, als das nachgeplärrt, was ich Dir vorgeſungen. Wie willſt Du,

daß ich Dich ſegne als den Vollſtrecker des göttlichen Willens und als einen treuen Diener, den ich der Gnade des Erzbiſchofs empfehlen kann, wenn Du nichts thuſt, als Deine Zunge brauchen? Wenig haſt Du noch gethan für das glorreiche Werk, zu welchem wir berufen ſind."

„Ich will mehr thun, frommer Vater! Ich will es!" rief der Jüngling heftig. „Meine Hand iſt ſtark genug, die Streitart zu ſchwingen, und behende genug, um den Saft des Bilſenkrautes in den Weinkrug zu ſchütten. Ich bin kräftig genug, im offenen Kampfe das Schwerdt zu führen, und vermag den Pfeil vom Bogen an ſein ſicheres Ziel zu ſchnellen. Das Alles kann ich und will es vollbringen zur Ehre Gottes. Hallelujah, ich preiſe den Herrn und verlange nur, in ſeiner Gnade zu athmen ewiglich."

„Wenn Du mit ſolchen außerordentlichen Gaben ausgerüſtet biſt und zeigſt Dich willig, ſie zum Heil der Kirche zu verwenden, ſo will ich Dir Gnade ſpenden, reicher, als Du ſie Dir je geträumt haſt, und Dein Herz ſoll im Entzücken überfließen. Heil Dir, mein Sohn, gib mir Deine Hand."

Der Pater führte den Jüngling aus ſeiner Zelle und betrat mit ihm die Kirche, wo Erzbiſchof Adger

ein feierliches Hochamt gehalten hatte. Die christliche Gemeinde zerstreute sich bereits nach allen Seiten und trat durch die engen Pforten des Tempels hinaus in den frischen goldenen Morgen. Der Erzbischof aber stand noch immer, verzückten Blickes, auf der obersten Stufe des Hochaltars, als warte er auf eine höhere Eingebung, die er den Gläubigen verkündigen sollte.

Da erhob Pater Timotheo seine Stimme und sprach:

„Zürne nicht Deinem treuen Diener, daß er es wagt, Dich in Deiner gottseligen Beschaulichkeit zu stören, aber es handelt sich um die Vollbringung einer glorreichen That, die wohlgefällig ist vor dem Herrn. Der Diener, der mit Freudigkeit an sein schweres Werk zu gehen bereit ist, bedarf dazu der heiligen Weihe, die ihm nur zu Theil wird, wenn Du segnend Deine Hand auf sein Haupt legst."

Der Erzbischof ließ allmählich sein Auge sinken und sah die Dinge dieser Welt mit irdischen Blicken an. Er machte über den Pater das Zeichen des Kreuzes und sagte milden Tones:

„Ich betete zu Gott in Demuth, daß Er uns einen Helfer sende in der Zeit der Noth, und Er

hat Freudigkeit in meine Seele gegoſſen, deßhalb bin ich getroſten Muthes.“

„Und Du darfſt es ſein, ruhmwürdiger Diener des höchſten Herrn,“ unterbrach ihn der Vater. „Der Helfer, um den Du bateſt, iſt gefunden, und bitte ich Dich zu geſtatten, daß ich ihn zu Deinen Füßen führen darf.“

„Wer iſt es, den Du mir bringſt, treuer Timotheo?“ fragte der Erzbiſchof, einen Blick des Einverſtändniſſes mit dem Vater wechſelnd, und dann ſeinen Blick auf den Jüngling richtend, der vor ihm auf den Knieen lag, das Angeſicht gegen den Boden gedrückt.

„Es iſt der Jüngling, von dem ich Dir ſchon öfter erzählte, ehrwürdiger Biſchof. Lars Jeſſen iſt es, der zu Deinen Füßen betet. Ein williges Werkzeug in der Hand des Herrn, der mir geſchworen hat, den Mann, der unſeres bedrängten Vaterlandes, und was mehr beſagt, unſeres Glaubens ärgſter Feind iſt, aus der Welt zu ſchaffen, damit das Reich Gottes fortan ungehindert wachſe und gedeihe auf Erden.“

„Stehe auf, Lars Jeſſen! Stehe auf, mein Sohn, und ſieh' mir ins Geſicht!“ ſprach freundlich ermunternd der Erzbiſchof.

Der Jüngling gehorchte zitternd.

„Bist Du wirklich gesinnt, also so thun, wie der fromme Vater Timotheo sagt?“

„Das bin ich.“

„Und willst das arme Dänemark von der Noth und Plage befreien, worunter es sich jetzt schmerzlich krümmt?“

„Ich gelobe es.“

„So gib mir die Hand, Du erwähltes Rußzeug des Herrn. Es geleite Dich die Kraft Gottes, ohne welche nichts auf Erden vollbracht wird und die allein geschickt macht zu großen Dingen. Der Herr segne Dich und behüte Dich! Er erleuchte Dich, damit Du den rechten Gegner findest, und sei mit Dir, damit Du als ein Sieger aus diesem gottgefälligen Kampfe hervorgehst. Ziehe in Frieden, mein Sohn!“

Der Erzbischof entließ den jungen Fanatiker, indem er einen leisen Kuß auf seine Stirn hauchte:

„Gehe gerettet! Du bist geweiht!“

Lars Jessen schwankte von dem Altar weg und rief, sich in Verzückung entfernend:

„Auf meiner Stirn glüht heiliges Feuer. Jetzt bin ich stark genug, dem Belial zu trotzen und allen seinen Gesellen. Hallelujah!“

Es dämmerte.

In der Alfsol-Halle dunkelte der Abend herein und zeichnete seine langen Schatten an die Wände. Nur durch die Eingangspforte drang ein Strahl des scheidenden Lichtes und warf seine Gluthröthe auf das weiße Gewand der zarten Jungfrau, die neben dem Ruhebette saß, worauf sich Knud Lawards nachlässig hingestreckt hatte und in tiefes Nachsinnen versunken war.

Alfsol's Finger glitten unbewußt über die Saiten der Harfe und die goldenen Töne schwebten durch die Halle hinaus über die schattenden Buchen in das schimmernde Abendroth. Und auf diesen Tönen wiegten sich die Träume des holdseligen Mägdeleins und schwebten mit ihnen hinauf in den glühenden Abend, fernen, unbekannten Gegenden zu, die im Rosenschimmer der Verklärung vor ihr auftauchten. Dann fiel ihr leuchtender Blick auf den Schläfer, der mit süßbestrickenden Worten all' diese Träume des Glückes heraufbeschworen hatte, denn geschildert hatte ihr Knud Lawards seinen Aufenthalt an dem Hofe des Kaisers, seine Wanderungen an den Ufern des Rheins, von den hochragenden Burgen auf zackigem Fels und den lieblich grünenden Rebenhügeln, die allmählich

in den Strom hinabſteigen. Und weiter von der Pracht des kaiſerlichen Hofes, von den tauſend Fürſten, Rittern und Damen, die ſich in dem Glanz der kaiſerlichen Glorie ſonnen, und wie er mitten unter Allen geſtanden, wie der Kaiſer ihm huldvoll gewinkt, wie er darauf niedergekniet ſei und aus der Hand des hochgeſinnten Herrſchers die Krone empfangen habe; wie der Kaiſer ihn als einen rechten König begrüßt und an ſeine Bruſt gedrückt habe, wie er darauf nach dem Norden gezogen ſei, um ſein ſchleswiger Land zu ſehen und darin zu walten mit ächtem Königsſinn, mit erhabener Milde und weiſer Strenge zugleich; wie er endlich nach Seeland gekommen, dem Könige von Dänemark die Vaſallenpflicht aufzukündigen und mit ſich heim zu nehmen nach dem neuen Königsſitze, was ihm beſonders lieb ſei auf dem buchenumkränzten Eiland, vor Allem aber ſeine holde Seelandsroſe, die er verpflanzen wollte in einen gedeihlichen Boden, damit ſie blühe und ſtrahle, eine Lieblingsblume aus Gottes Garten und ein Augentroſt für die Menſchen.

Und als er ihr dieß Alles geſagt und mit den lieblichſten Farben ausgemalt, legte er das Haupt zurück, ſie mildlächelnd anſchauend. Aſſiol aber, voll

Stolz auf ihren königlichen Freund blickend, ließ einen mächtigen Geſang erſchallen zum Ruhm ſeines ritterlichen Geiſtes und rührte die Saiten, bald majeſtätiſch-feierlich, bald lieblich-klagend und ſcherzend, ſüß und ſchmelzend, daß Knud Lawards lächelnd aufhorchte, bis ihn endlich ein ſanfter Schlaf umfing, und er nur noch träumend das klingende Tönen vernahm.

Da ſank auch der letzte Strahl des aufglimmenden Abends in die dunkelnde See und ein Schatten ſchwebte nebelgleich durch das luftige Portal in die Halle, wo der König ſchlief und die Jungfrau träumte. Der Schatten ſchwebte längs der Wand immer näher dem Lager des Schlummernden, ungeſehen von dem Auge der Liebe.

Die Geſtalt war nur noch wenige Schritte entfernt und hob drohend den Arm. Da ſprang eine Saite der Harfe und laut ſchrillend flog der Ton durch das weite Gemach. Alfſol ſchrie auf und blickte verſtört umher, Knud Lawards aber ſprang raſch vom Lager auf und ſah offnen Blickes um ſich, ſogleich die dunkle Geſtalt erſpähend, die bereits ſo nahe an ihn herangekommen war.

Aber in demſelben Augenblicke ſtürzte dieſe ſich

auf den Fürſten und mit dem Ausrufe: „Halleluja! Ich opfere dieſen Ketzer dem Herrn!“ ſchwang ſie einen blinkenden Dolch.

Lautſchreiend ſtürzte Alfſel vorwärts und warf ſich dem Herzoge an die Bruſt, der ſeinen Mörder feſten Fußes erwartete. Er wollte den Arm des Meuchlers ergreifen, aber Alfſel hielt ihn ſo feſt umſchlungen, daß er ſich nicht von der Stelle zu bewegen vermochte. Der blitzende Dolch tauchte nieder, und ein warmer Blutſtrahl ſprang auf. Mit einem matten Seufzer ſank die Jungfrau zuſammen und glitt zu Boden. Der Meuchler aber ſchwang triumphirend ſeine Waffe und ging mit dröhnenden Schritten dem Ausgange zu, denn er glaubte den Herzog getroffen zu haben, weil dieſer ſich bückte, um ſein verwundetes Liebchen zu halten.

Alles das war das Werk eines Augenblickes.

Aber in dem Moment, als der Mörder durch den Ausgang entfliehen wollte, erſchien die rieſige Geſtalt des Bauern Jeß Iyſen und packte ihn bei der Kehle.

„Verdammter Hund von einem Pfaffenknecht! Habe ich Dich doch zu ſpät erwiſcht? Hollah, Herr Knud Lavard, ſeid Ihr von dem Dolche des Niederträchtigen getroffen, oder ſeid Ihr gerettet?“

Knud Lawards hatte die Jungfrau auf das Ruhebett gelegt und ſah mit tiefem Schmerze auf das hervorquellende Blut, das die ſchreckensbleich herbeigeſtürzte Dienerin nicht ſchnell genug zu ſtillen vermochte.

„Hier bin ich, und unverſehrt," ſprach er tonlos. „Ich bin gerettet, aber um welchen Preis!"

„Er ſoll's büßen, dieſer Hund!" ſprach der Bauer, den Mörder tüchtig ſchüttelnd, ſo daß dieſem faſt der Athem verging.

Da wurde es laut vor der Halle und die ſechs Söhne Jeß Ipſen's drängten von verſchiedenen Seiten herbei.

„Wir kommen zu ſpät, Jungens!" ſagte der Alte. „Zwar hat der Bube den Herzog nicht getroffen, aber ein unſchuldiges Kind, das nie ein Waſſer trübte; die liebliche Seelandsroſe, die allen Armen und Kranken ein Troſt war, hat er getödtet, und darum geſchieht ihm ſein volles Recht, wenn er ſchimpflich abgethan wird, ohne Urtheil und Recht, hinfahrend wie ein Vieh, ohne Beichte und Abſolution."

„Gebt ihn uns, Vater! Gebt ihn uns!" riefen die jungen Männer und ſtreckten ihre Hände nach dem Mörder aus, der von der eiſernen Fauſt des

markigen Bauern umkrallt, kaum zu athmen vermochte.

„Da habt Ihr ihn!“ lachte der Alte laut auf und warf das Werkzeug des Paters Timotheo seinen Söhnen zu, die mit lautem Jubelgeschrei sammt ihrer Beute davoneilten.

„Halt!“ rief der Herzog mit donnernder Stimme. „Halt, befehle ich Euch!“

„Das junge Volk ist schon weit weg und hört Euer Rufen nicht mehr, Herr Herzog,“ sprach gelassen der Bauer. „Wollt Ihr mir sagen, was Euch zu Diensten ist, dann will ich suchen, es auszurichten.“

„Daß Keiner dem Buben ein Haar krümme! Keiner!“

„Will hinausgehen und es den Jungens sagen. Zweifle aber, daß ich noch zur rechten Zeit komme; denn sie haben schon lange einen Zahn auf diesen Hund und sind eine ziemliche Strecke voraus.“

Damit ging Jeß Ipsen den Söhnen nach, aber ohne sich sonderlich zu beeilen.

Kerzen wurden gebracht. Die sorgfältigsten Bemühungen wurden fortgesetzt und nicht vergebens. Alfiol schlug die Augen auf:

„Wo bin ich?“

„Mein ſüßes Leben!“ ſprach der Herzog mit gewaltſam unterdrücktem Schmerz. „Du biſt bei mir, in meinen Armen. Sei getroſt, Alſſol, ein kunſtgerechter Arzt wird erſcheinen und Hülfe bringen.“

„Nein, mein theurer Knud. Der Dolch Deines Feindes hat mein innerſtes Leben getroffen. Mein junges Daſein iſt hin.“

Ein tiefes Leid malte ſich in den Zügen des Fürſten.

„Ich werde ſterben, aber glücklich ſterben,“ lispelte Alſſol kaum hörbar. „Sie haben mich Seelandsroſe genannt, ob ich gleich weiß war bis zu dieſer Stunde. Nun aber bin ich wirklich eine Roſe, geröthet vom Herzblut, das ich für Dich vergießen durfte. Mein Tod iſt Dein Leben! Kann ich noch glücklicher ſein?“

„Du ſtirbſt, mein holdes Kind, und mit Dir ſtirbt meines Herzens Freude und ſeine Luſt. Dein Auge wird ſich ſchließen, und ich kann Dir die Freuden nicht ſchaffen, die ich Dir noch vor wenigen Augenblicken verheißen habe. Aber Rache ſollſt Du haben, endloſe Rache! Unter meiner Fauſt ſollen ſie ſich krümmen dieſe Heuchler und Augendiener, und mit dem verächtlichen Werkzeug, das ſie bewaffneten und das, ohne mich zu berühren, mich doch zum Tod getroffen, will ich den Anfang machen.“

„Vergib — vergib ihm — mein Herr und König — Vergib ihm, mein Freund, — wie ich — ihm vergebe.“

„Ich will nicht!“

„Vergib — Knud Lawards — vergib, um meiner — ewigen Ruhe willen.“

Der Herzog ſchwieg.

„Wie Chriſtus ſeinem Mörder vergab ....“

Sie ſprach es mit ſterbender Stimme.

„Ich will's!“

„Das geht nicht mehr an!“ rief Jeß Ypſen, der wieder in die Halle trat, mit markigem Ton. „Meine Jungen haben nicht lange gefackelt. Als ich ſie fand, hatten ſie ihm ſchon die Schlinge um den Hals gelegt und wacker zugeſchnürt. Er hängt nun am höchſten Baum, vom Nachtſturm tüchtig geſchüttelt, und die Raben umkreiſen ihn mit lautem Gekrächz. Laßt ihn zum Teufel fahren, dem er gedient ſein Lebelang. Mir thut's Leid, daß dieſe Beſtie mich doch überliſtete, denn ich hatte es redlich gemeint. Gott befohlen, Herr Herzog; ein anderes Mal will ich die Augen weiter aufmachen.“

Er ging hinaus.

Mitternacht kam näher und näher. Als die erſte

Stunde des neuen Tages anbrach, waren Alfsol's milde Augensterne erloschen.

Knud Lawards kniete in stummer Trauer neben ihrem Lager.

4. Der Schwur.

„Seht, wer daher kommt!"

„Das ist Prinz Erich; der jüngere Bruder Knud Lawards. Nimmt mich Wunder, daß Ihr Den nicht kennt, Nachbar."

„Wie sollte ich? Bin ja erst seit Kurzem angesessen in Roskilde und habe viel mit der Einrichtung von Haus und Werkstatt zu thun gehabt. Aber am lieben Sonntag läßt man's Maulaffen gelten."

„Das ist also Prinz Erich, Nachbar. Ein lieber, freundlicher Herr. Ist lustig und guter Dinge. Hat auch Ursache, es zu sein; denn er war früher ein armer Teufel und hat jetzt Land und Leute vollauf. Will's Euch 'mal bei 'm Kruge Meth erzählen, wie das zugegangen ist; habe jetzt keine Zeit dazu. Es kommt ein neuer Zug."

„Wer ist's?"

„Das ist der ältere Bruder vom Knud Lawards,

der Prinz Harald. Hu! Was der für 'n finſteres Geſicht macht. Man könnte ſich ordentlich vor ihm fürchten."

„Mag wohl Urſache haben, ſo grämlich drein zu ſchauen."

„Freilich hat er Urſache. Haben ihm das ſchönſte Stück Fleiſch aus ſeinem Keſſel gefiſcht und auf des Bruders Teller gelegt; nun iſt ſeine Suppe um ſo viel magerer geworden."

„Verdenk's ihm nicht, daß er grollt. Wenn's an den eigenen Seckel geht, hört jede Blutsfreundſchaft auf. Das iſt bei uns im Sachſenlande ſo und wird hier bei Euch nicht beſſer ſein. Erſt ich und was mein iſt, dann kommen ſpäter die Andern."

„Auch gut ſo, Nachbar. Aber da kommt ja Euer Geſelle in voller Haſt geſtürzt. Iſt 'n tüchtiger Junge und ein ächtes Tänenkind. Wie läßt er ſich denn an zum Handwerk?"

„Nicht ſonderlich. Hat wenig Sitzfleiſch und bekümmert ſich zuviel um Dinge, die ihn nichts angehen. Er bildet ſich ein, in den Schlöſſern der Edelleute beſſer bewandert zu ſein, als in ſeiner eigenen Bodenkammer. Die Jugend iſt überklug. Gott beſſer's! He, Geſell, ſage an, wo Du herkommſt?"

„Gott zum Gruß, Meiſter! Und laßt Euch nur gleich von mir eine luſtige Geſchichte erzählen.“

„Was für 'ne Geſchichte?“

„Der Prinz Heinrich — Ihr wißts ja, er tritt mit einem Fuße kurz, darum nennen ſie ihn Heinrich Hinkefuß — der iſt nach Ripen geweſen, von wo er ſo eben in hellem Zorn zurückkehrt. Er war dort auf einer Hochzeit, wo es hoch herging und ein Faß Meth nach dem andern leer lief. Wie er nun ſo da ſitzt und mit den Herren zecht, kommt Knud Lawards daher, den Hochzeitsvater zu begrüßen, der lange Zeit ſein Waffengefährte geweſen iſt. Um Dieſem beſondere Ehre zu erweiſen, erſcheint er mit großem Gefolge, reich gekleidet und gewappnet zu allerlei Scherzſpiel. Er ſelbſt aber reitet ein milchweißes Pferd und hat ein ſchimmerndes Purpurgewand angelegt, das war nach ſächſiſchem Schnitt und hier noch nie ſo reich geſehen worden. Und ward die ganze Hochzeit verdunkelt durch Knud Lawards, und er allein war der Mann, auf den ſich alle Blicke richteten. Das ärgert den Heinrich Hinkefuß, der überdieß einen Zahn auf den ritterlichen Herrn hat, darum geht er an dieſen Herrn, der eben einen Kreis guter Geſellen um ſich ſammelt, legt die Hand

auf deſſen Schulter und ſagt ſo laut, daß Alle es hören konnten: „Purpur ſchützt vor Schwerdtern nicht.“ Darob waren Alle erſtaunt und wußten nicht, was ſie beginnen ſollten bei ſo unvernünftiger Rede; Knud Lavard aber wandte ſich um und ſagte gelaſſen: „Schaffell thut's auch nicht.“ Da entſtand ein lautes Gelächter ringsum, das wollte nicht enden; denn Prinz Hinkefuß trägt ſich ſehr unſauber und hatte an dem Tage gerade ein derbes Schaffell um die Schultern geworfen, zum großen Aerger der ſchmucken Braut. Als nun der Prinz ſah, daß alle Anweſenden auf die Seite ſeines Gegners traten, ſchwang er ſich auf ſein Pferd und ſchwur im Davoneilen, er wolle es dem Herzog ewig gedenken.“

„Ich ſag's, Nachbar. Es iſt nicht Alles, wie es ſein ſoll, und es ſtehen uns wieder ſchwere Zeiten bevor. Was iſt denn aber eigentlich los, daß alle Herren und Ritter in Bewegung ſind, Geſell? Und wohin ziehen ſie jetzt?“

„Sie ziehen auf die Haraldsburg, da kauft Prinz Hinkefuß ſeit ſeiner Rückkehr von Ripen und Vedſt Teufeleien aus mit Lavard's Bruder Harald, der es nimmer vergeſſen kann, daß er mit ſeinem Bruder Erich hat theilen müſſen, was er für ſich allein

behalten wollte. Es ſoll eine Luſtbarkeit da oben geben, und der König ſelbſt will eine Zeitlang ſeine Kurzweil dort haben. Aber ich denke, es wird wohl etwas Anderes hinter der Kurzweil ſtecken, und ehe wir es uns verſehen ..."

„Schweig, Geſelle, ſchweig! Schließe Dein ungewaſchenes Maul, denn ſonſt kriegen wir von den geſtrengen Herren Dinge zu hören, wovon dieſe ſelbſt nichts wiſſen. Was geht es uns an, wie ſie denken und thun? Laßt ſie es mit ſich allein ausmachen, wir haben unſere Plackerei für uns. Geh' ſtracks nach Hauſe, Geſell, und lege Dich aufs Ohr, damit Du morgen nicht zu ſpät und zu unluſtig in die Werkſtatt kommſt."

„Hm!" brummte der Geſelle im Weiterſchreiten vor ſich hin. „Das ſchaut in den Tag hinein und iſt doch blind wie 'n Maulwurf. Ich aber weiß, wie's kommt, und ſobald meine Prophezeihung eintrifft, werfe ich das Stemmeiſen und den Hammer weg und greife zum Schwerdt. Lawaro's Purpurmantel gefällt mir auch beſſer, als des Heinrich's Schaffell. Sie haben ihn tüchtig ausgelacht, abſonderlich als ſie hörten, ſein häßliches Weib ſei ihm mit einem ſchmucken Junkherrn durchgegangen und lebe luſtig

in Aalberg. Das hat auch der Knud Laward im Sinn gehabt und darum will der Hinkefuß diesen ritterlichen Herrn umbringen. Nun, wir sind auch noch da und es hat damit nicht noth."

Die Haraldsburg war voll Gäste. Da ging's an ein Bankettiren und es wurde fröhlich gelebt vom hellen Mittag bis in die sinkende Nacht. Und ob auch die Brüder vom Horn und vom Becher beim Anbruch des Tages mit schweren Köpfen den Banketsaal verließen, stellten sie sich doch nach wenig Stunden wieder ein und fingen da an, wo sie vorhin aufhörten. Und Alle schienen keinen andern Zweck zu haben, als zu erfahren, welcher unter ihnen der beste Trinker sei.

Aber das schien nur so, denn wo Zwei oder Drei vereinzelt beisammen standen, machten sie gar ernste Gesichter und flüsterten so geheimnißvoll, daß der Nächststehende nur ein undeutliches Gemurmel vernahm. Und zwischen all den kampflustigen und kampffertigen Herren hindurch schlüpfte die Gestalt des Paters Timotheo, das demüthige Lächeln auf den Lippen, den Schalk im Auge, und wußte nicht genug

Rühmens, wie gnädig der Herr Erzbiſchof den Fürſten und Herren geſonnen ſei, die ſo muthvoll die Rechte Dänemarks und des Königs vertreten hätten und noch vertreten wollten gegen rebelliſche Unterthanen, die ſich, vom blinden Glücke verblendet, zu überheben trachteten. Aber der Herr werde ſie finden und züchtigen.

Da ſchmetterten Trompeten, Pauken wirbelten und die ſchloßgeſeſſenen Ritter und Herren brachen in lauten Jubel aus, denn unter dem Vortritt des Erzbiſchofs Aoger trat König Nils in den Prunkſaal, das Auge bald links, bald rechts werfend, als könne er es nie ruhig auf einen Fleck heften. Und als der erſte Jubel des Empfanges vorüber war, verneigten ſich Alle tief vor dem gewählten Herrſcher des mächtigen Inſelreiches; der Burgherr aber erſchien mit einem gefüllten Pokal, beugte ein Knie vor dem König und bot ihm den Trunk zum Willkomm dar.

König Nils hatte bisher noch kein Wort geſprochen, ſondern nur ſtumm ſeine Vaſallen angeſchaut. Als ihm der Pokal dargeboten ward, flog ein leichtes Zittern uber ſeinen Körper, und er war unſchlüſſig, was er thun ſollte, ſo daß dem Burgherrn ob dieſer Zögerung ſchier das Blut zu Kopfe ſtieg. Da ergriff

der Erzbiſchof den Pokal, dankte dem Prinzen und kredenzte dem Könige den Trunk mit einem frommen Segensſpruch, der war ſo beweglich, daß alle Herren die Augen niederſchlugen, König Nils aber den Pokal haſtig ergriff, ihn mit einem Zuge leerte und dann ſagte:

„Dieſen Becher geben Wir Euch nicht zurück, ſondern wollen ihn einlöſen gegen einen zehnfach wertvolleren. Er ſoll täglich auf Unſerer Tafel ſtehen und ſo oft Wir ihn leeren, wollen Wir daran denken, daß dem Könige nur treue Herzen in Dänemark ſchlagen."

Da brach der Jubel von Neuem aus und König Nils ſprach nun mit ſeinen treuen Vaſallen der Reihe nach; es ſchien ihm nicht in den Sinn zu kommen, daß der Dolch eines Meuchlers ihm hinterrücks in das Genick fahren könne. Wer aber bis in ſein innerſtes Herz hätte ſchauen mögen, der würde ſich entſetzt und ihn um ſeiner Angſt willen bemitleidet haben.

Während der König in ſolcher Weiſe von Hand zu Hand ging, hatte Pater Timotheo ſich auf einen Wink des Erzbiſchofs Dieſem genähert und war mit ihm an ein Erkerfenſter getreten.

„Was gebietet mir mein hochwürdigſter Herr ..."

begann der Vater unterwürfig, aber Adger unterbrach ihn haſtig:

„Laßt den Firlefanz und ſagt gerade heraus, wie es hier ſteht?“

„Vortrefflich. Jedes iſt vorbereitet und ehe wir es uns verſehen, ſteht Alles in Flammen. Knud Lawards iſt ſchon todt“

„Ich will hoffen, Ihr prophezeit dießmal beſſer, als vor einiger Zeit; damals habt Ihr Euren unreifen Schwärmer dumm genug geleitet. Wenn Ihr Euer Geſchäft nicht beſſer verſteht, bleibt ganz davon; Ihr bringt es nur in Mißachtung“

„Eure Unzufriedenheit beugt mich tief. Ich betheuere Eurer Erzbiſchöflichen Gnaden...“

„Ich will keine Betheuerungen, ich will Thaten. Wenn bis zum nächſten Neumond Knud Lawards noch athmet, geht Ihr ins Exil, und ich will dafür ſorgen, daß es kein ſonderlich beneidenswerthes ſein ſoll. Für den anderen Fall wißt Ihr, daß Euch eine ehrenvolle Sendung nach Rom bevorſteht. Geht nun Eurer Wege und habt Acht auf Euch, denn es ſind bereits einige mißtrauiſche Blicke auf uns gerichtet.“

Während dieſes Zwiegeſprächs hatte Prinz Erich ſeinen Bruder Harald auf die Seite gezogen und

angelegentlich zu ihm geſprochen. Harald unterbrach ihn:

„Bleibe mir mit Deinen Albernheiten vom Leibe. Hier geſchieht nichts Unrechtes. Ich bin dieſer Thorheiten müde, die Du jeden Tag verbringſt, und verbiete Dir, ferner daran zu denken, oder ich weiſe Dich aus der Haraldsburg.“

„Du wirſt nicht die Furcht in mir erſticken, die ich um unſeres Bruders Knud willen empfinde.“

„Mit Deinem Bruder Knud. Er iſt ja König und Herzog, iſt eines Kaiſers Freund, und überall ein großer, mächtiger Mann, ſobald es ihm beliebt. Was für Grund hat er, uns zu fürchten? Wir ſind nichts als ſchwache Rohrſtabe in ſeiner eiſernen Hand.“

„Dieſer Spott iſt ſchrecklich, Bruder Harald. Denke an die Bande des Blutes, wenn Dich das Band der Liebe nicht an ihn feſſelt, denke an ſeinen hohen, ritterlichen Sinn ...“

„Ho! ho! Nicht weiter, mein ſchmuckes Herrlein! Du haſt freilich Urſache, vollauf mit ihm zufrieden zu ſein, ihm zu ſchmeicheln, um ihn herum zu ſcherwenzeln und ihm den Staub von den Füßen zu lecken wie ein Hund, denn er hat Dich groß und herrlich gemacht auf meine Koſten. Tod und Verdammniß, wenn ich ihm das vergeſſe!“

„Das genügt mir, Deinen ſtarren Sinn zu erkennen!“ rief Prinz Erich. „Ich durchſchaue nun Alles, was hier in der Stille gebrütet wird. Hätte es gleich als ausgemacht nehmen ſollen, aber vergebe mir es Gott, ich war zu ehrlichen Gemüthes, um an eine ſolche Niederträchtigkeit zu glauben. Armer Bruder Knud, wie darfſt Du hoffen, auf der betretenen Bahn ungehindert fortzuſchreiten, wenn Dein eigener Bruder Dir Fallen legt! Schäme Dich, Harald; Du biſt ein unwürdiger Sohn Erich Eiegod's, und wenn ich Dir jetzt den Rücken drehe, ſo iſt es für immer!“

„Halt!“ rief Harald dem Bruder zu. „Du wirſt es nicht wagen, jetzt Deinen Fuß außerhalb des Burgbannes zu ſetzen.“

„Ich werde es. Nicht bei Dir, an der Seite Knud Lawards iſt mein Platz.“

„Iſt er's?“ entgegnete Harald mit einem tückiſchen Lächeln. „Nun ſo weiß ich mindeſtens, wie man mit Dir daran iſt. Ei, mein holdſeliges Brüderlein, haſt Du ſo große Luſt, Dein Schwerdt zu ziehen, ſo will ich Dir eine Gelegenheit nachweiſen, wo Du dieß Verlangen befriedigen kannſt, ohne Dir beſonderen Schaden zu thun. Gehab Dich wohl, Mutterſöhnlein, beichte dem herzlieben Heidenkönig

Alles genau und empfiehl Dich ihm mit christlicher Demuth."

Erich ging, ohne auf diesen Spott des Bruders etwas zu erwiedern. Harald, der vorhin eifrig mit seinem Marschalk gesprochen hatte, gab Diesem jetzt einen Wink und wandte sich lachend zu einer Gruppe von Golen, die sich über den Prinzen Heinrich Hinkefuß lustig machten, dessen Weib mit einem deutschen Junkherrn davongelaufen war. Dieser Junkherr war mit Knud Lawaard nach Seeland gekommen, und Prinz Heinrich glaubte nicht anders, als diese Schmach sei ihm auf Anstiften des Herzogs von Schleswig angethan worden. Darum wüthete er gegen diesen ohne Rückhalt und schwur, nicht zu ruhen, bis er diese Schmach in dem Blute Lawaard's abgewaschen habe. Das Alles ergötzte Harald über die Maßen und in seiner Freude befahl er dem zurückgekehrten Marschalk, das Fest mit verdoppeltem Glanze neu zu beginnen.

Während dessen war sein Bruder im Schloßhofe angelangt und rief nach seinem Leibdiener. An dessen Statt aber erschienen sechs kräftige Trabanten, die fielen unversehens über den jungen Prinzen her, rissen ihn zu Boden und trugen ihn in ein Gewölbe, welches sich unter dem äußersten Thurm der Haraldo

burg befand. Kaum hatte man den Prinzen in dieſen Kerker geſtoßen, ſo ſcholl ein lautes Gelächter hinter ihm her und die Riegel flogen klirrend vor.

Im Banketſaal ward es immer lärmender; der feurige Wein und der ſtarke Meth thaten ihre Wirkung, und ſah man irgendwo zwei Männer im ruhigen Geſpräch nebeneinander ſtehen, ſo ſchien es eine Seltenheit; denn faſt Alle waren des Weines voll. In Wahrheit aber befanden ſich im Saal verſtreut mehrere Ritter, die hielten ſich überaus geſetzt und nüchtern, obgleich ſie oft zum Scheine laut aufſchrieen und lärmten, und die großen Methhörner anſetzten, die ſie mit einem Zuge zu leeren ſchienen. Und wurde ihnen das ſehr leicht, denn es war kein Tropfen darin. Das aber waren die Gefährlichſten.

Einer von dieſen ſchlüpfte leicht und gewandt durch eine vielfach belebte Trinkergruppe und ſtand bald darauf dem Prinzen Magnus zur Seite, der ſich mit ihm in eine Fenſtervertiefung zurückzog, wo ſie lange und eifrig miteinander ſprachen.

„Ich ſehe die Nothwendigkeit ein, königlicher Herr, und werde treu zu Euch halten; darauf mögt Ihr Euch verlaſſen," ſprach der Ritter. „Wer es auch immer ſei, der Euch die ſchwediſche Königskrone

abſtreiten wollte, es ſoll ihm das Gelüſte darnach vertrieben werden.“

„Dank Euch, mein tapferer Ritter,“ entgegnete geſchmeidig der Prinz. „Aber es iſt weniger die Furcht, das zu verlieren, was ich ſchon errungen, als das nicht zu erhalten, was mir in Dänemark gebührt. Oder gebührt mir etwa nach dem Tode meines Vaters nicht die Krone von Dänemark?“

„Wenn die Krone von Dänemark nur dem Edelſten und Würdigſten zu Theil werden darf, ſo gebührt ſie Niemanden als Eurer Gnaden, der von ihr nicht Glanz empfangen, ſondern ihr Glanz verleihen wird.“

„Ihr ſeid ſehr höflich, Olaf Uhleſkiold. Aber hier iſt es nicht mit Worten abgethan; wir verlangen Thaten.“

„Sie werden vollbracht, Euer Gnaden. Was Eure Euch ergebenen Freunde thun können, die Krone Dänemarks von Nils auf Magnus zu vererben, das wird geſchehen. Aber der Partheien ſind ſo viele, das leicht bewegliche Volk gibt jeder Einflüſterung Gehör und Dänemark iſt nun doch einmal ein Wahlreich.“

„Wahlreich! Wahlreich! Verdammt iſt dieſer plumpe, ſinnloſe Pöbelhaufen.“

„Und doch iſt dieſer Pöbelhaufen eine koſtbare

Schutzmauer, aber nur für den, der ihn ſich zum Freunde hält. Euer Gnaden würden wohl thun, ihn nicht zu erzürnen, bis der Zweck erreicht iſt; denn er iſt ein gefährlicher Feind Desjenigen, der ihn mit Füßen tritt."

„Ich weiß, mein kluger Rathgeber, und bin bemüht geweſen, dieſem Vorſchlage nachzukommen, ehe er noch über Eure Lippen trat, was indeſſen Eurer Klugheit in meinen Augen keinen Abbruch thut. Auch iſt es nicht dieſe kopfloſe Mehrheit, die mich beſorgt macht, ſondern der neue Wendenkönig, der mit unverhehlter Habgier ſeine Hand nach der Dänenkrone ausſtreckt. Dieſer Knud Laward, Däne von Geburt und Deutſcher dem Herzen nach, würde bald ein anderes Regiment hier einführen, den Adel vernichten, ſeine Rechte den Bauern überweiſen und Dänemark unter das Joch einer Fremdherrſchaft zwingen, die es nimmer zu ertragen vermöchte."

„Wenn der Herzog von Schleswig das einzige Hinderniß zur Erreichung von Eurer Gnaden Wünſchen iſt, ſo darf Euer Gnaden getroſten Muthes ſein; denn er wird Euch nicht ſonderlich in den Weg treten."

„Wie meint Ihr das, mein edler Herr?" fragte der Prinz lauernd.

„Sie ſind Alle gewonnen! Alle!“

„Iſt es wahrhaftig ſo? Habt Ihr die letzten Hinderniſſe beſeitigt?“

„Es iſt!“ entgegnete der Ritter und trat mit einer Verneigung zurück.

Trompeten ſchmetterten durch den Saal. Gejauchz und Becherklang ſchallte betäubend durch die Halle.

Ein Page des Königs nahte ſich dem Prinzen Magnus:

„Des Königs Majeſtät wollen das Bankett verlaſſen und ſich von Eurer Gnaden beurlauben.“

„Ich werde Seiner Majeſtät ſchuldigſt aufwarten. Lebt wohl für jetzt, Olaf Ubleſkiold. Wir ſehen uns wieder, wenn ich meines Herrn Vaters Majeſtät das Geleite gegeben. Es macht mich ſtolz, daß Dänemark ſich freiwillig unter ſchwediſchen Schutz ſtellt.“

Olaf Ubleſkiold begleitete den Prinzen bis an den Ausgang und flüſterte ihm zu:

„Dieſe Herrſchaft Schwedens über Dänemark iſt Euch Bürgſchaft für eine glorreiche Zukunft.“

Ein gnädiger Blick des Prinzen Magnus belohnte dieſe Schmeichelei.

Die Theilnehmer des Bankets hatten die Haraldsburg verlaſſen und nur diejenigen Edelleute waren zurückgeblieben, welche an der Schwelgerei des Mahles und des Zechens bloß ſcheinbar Antheil genommen hatten. Auf einen Wink des Prinzen Magnus verließen ſie jetzt die Trinkhalle und betraten ein Gemach, weit genug, um eine zahlreiche Geſellſchaft aufzunehmen. In demſelben war weder ein Seſſel, noch eine Bank, oder ein Schemel zu finden, und das Licht fiel ſparſam durch ein ſchmales Bogenfenſter in daſſelbe hinein.

Prinz Magnus trat in die Mitte des Gemaches und ſchaarte die Gefährten um ſich:

„So iſt nun unſer Werk zur Reife gediehen. Der Einzige, der ihm widerſtrebte, war Prinz Erich. Dafür ſitzt er in dem unterſten Gewölbe des Haraldthurmes und ſoll nicht wieder das Sonnenlicht erblicken, bis Alles vorüber iſt. Dann mag er ziehen, wohin es ihm beliebt.“

„Bewilligt ihm ein Schiff, damit er die Kunde von dem, was auf Seeland geſchah, an den Hof des Kaiſers trage, und dieſer um den heimgegangenen Bundesgenoſſen Trauer anlegen kann!“ rief Prinz Harald lachend.

Alles blieb ſtill. Die Verſchwornen wollten ſämmt-

lich den Tod Knud Lawards, aber der rohe Scherz des leiblichen Bruders verletzte sie.

„Euer Volen sind sehr empfindsamen Gemüthes!“ entgegnete dieser mit aufgeworfenen Lippen.

Prinz Magnus unterdrückte den aufkeimenden Streit:

„Wohin denkt Ihr, ein leicht hingesprochenes Scherzwort so finster grollend aufzunehmen? Schreiten wir ohne Weiteres ans Werk. Alle, die hier versammelt sind, wollen den König der Wenden, Knud Laward, nicht zum Könige von Dänemark?“

„So ist es. Der deutsche Mann, der der Sitte unserer Altvordern spottet, soll nimmer unter dem Schutze des Danebrog uns beherrschen!“ sprach der Aelteste der Verschwornen.

„Er soll nicht!“ sprachen Alle ihm nach.

„Aber er wird es!“ rief Prinz Heinrich Hinkefuß, „denn er ist mächtig und reich genug, seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen.“

„Und mit List!“ fügte Prinz Magnus hinzu. „Das bedenkt, werthe Herren, und laßt uns darnach unsere Maßregeln nehmen.“

Ein ernster Greis trat vor:

„Prinz Magnus hat Recht. Knud Laward wird nichts unterlassen, sich zum Könige von Dänemark

aufzuſchwingen, und er wird es durchſetzen, den Purpur um ſeine Schultern zu ſchlagen, und den Fuß auf unſeren Nacken zu ſetzen."

„Dieß zu verhindern, gibt es nur ein Mittel, aber ein ſicheres," ſprach Prinz Magnus.

„Und dieß Mittel wäre?" fragte Prinz Harald haſtig.

„Knud Lawards Tod. Der Herzog von Schleswig muß ſterben."

„Er muß ſterben!" ſprach Harald dumpf vor ſich hin.

Ein Gemurmel des Beifalls flog durch das Gemach.

„Iſt das Euer Aller Anſicht? Sprecht es offen und deutlich aus als unerſchrockene däniſche Männer."

„Es iſt unſere Anſicht!" riefen Alle.

„Mit Vergunſt!" rief Einer der Verſchwornen, aus dem Kreiſe tretend. „Das iſt wider die Abrede. Von Mord iſt nie die Rede geweſen. Zu einem Meuchelmorde bewaffne ich meine Hand nimmermehr."

„Wer ſpricht da?" rief Prinz Magnus hochfahrend, und Harald legte die Hand ans Schwerdt.

„Ich! Ole Hagen, däniſcher Edelmann. Ein Verwandter des Herzogs von Schleswig und dennoch ſein Feind, der keine fremde Tyrannei auf Seeland dulden will. Aber meuchlings will ich ihn nicht tödten."

„Verrätherei!“ riefen die Prinzen.

„Hier iſt kein Verräther, wenn Ihr es nicht ſelbſt ſeid!“ entgegnete Ole Hagen unerſchrocken. „Ich durchſchaue Euch, und ſage, das iſt nicht der Weg, unſeren Zweck zu erreichen; es iſt nur das Mittel, das Volk gegen uns aufzubringen und einen endloſen Krieg heraufzubeſchwören. Ich ſtimme gegen den Tod.“

„Eure Stimme iſt nur Eine! Eine gegen Viele!“

„Gegen Alle!“

„Das beſſe ich nicht! Ich bin vielmehr der Ueberzeugung, daß ſich Männer hier befinden, die ſo edles Blut nicht vergießen wollen. In ihrem Namen, edle Herren, proteſtire ich mit Genehm.“

Lautes Geſchrei erhob ſich von allen Seiten; Einer überbot den Andern; man konnte Keinen verſtehen. In dieſem allgemeinen Wirrwarr gelang es endlich dem Prinzen Magnus, der beſchwichtigend von Einem zum Andern ging, ſich Gehör zu verſchaffen und es dahin zu bringen, daß man darüber abſtimme, ob der Herzog als ein Opfer der beleidigten Ehre Dänemarks ſterben ſolle, oder nicht.

„Wer für den Tod ſtimmt, erhebe ſeine Hand!“ rief der Prinz, und nur *eine* Hand ſtreckte ſich nicht empor; es war die Hand Ole Hagen's.

Prinz Magnus lachte ihn höhniſch an.

„Das habe ich nimmer erwartet!“ ſprach Ole Hagen niedergeſchlagen. „Weh' Euch, daß Ihr zu einem ſo blutigen Werke Euch verleiten laßt; es wird endloſer Jammer für Euch daraus entſpringen. Ich aber habe von dieſer Stunde an keinen Theil mehr an Euch.“

„Und Ihr glaubt, man wird Euch ungehindert ziehen laſſen?“ ſchrie Prinz Magnus.

„Thut, was Ihr verantworten könnt. Zieht Euren Dolch und tödtet mich zuerſt; ich will's Euch danken. Aber hört mich, Ihr Männer! Hört mich noch einmal, Ihr, die Ihr bis dieſe Stunde meine Freunde und Waffenbrüder wart. Ich kann Euer Werk nicht theilen, denn es widerſtrebt meiner Ueberzeugung. Aber bis hierher bin ich mit Euch gegangen, und darum werde ich weder irgend etwas verrathen von Eurem Beginnen, noch demſelben, offen oder heimlich, entgegentreten. Von jetzt ab iſt Euer Vorhaben aus meinem Gedächtniſſe gelöſcht. Darauf gebe ich Euch mein ritterliches Wort, und Ihr kennt mich genug, um zu wiſſen, daß ich es halten werde. Ich verlaſſe Euch, ich ſchreite aus der Burg, ohne mich umzuſehen, es erwartend, welches däniſchen Edelmannes Schwerdt mich hinterrücks niederſtoßen werde.“

Ole Hagen ging. Prinz Harald wollte ihm nachſtürzen; mehrere Ritter hielten ihn auf.

Es dauerte eine geraume Weile, bis die Aufregung geſtillt war. Prinz Magnus verſuchte die Genoſſen zu beſchwichtigen, und langſam kehrte beſonnene Ruhe in den Kreis der Verſchwornen zurück.

Heinrich Hinkefuß machte ſich zuerſt vernehmlich:

„Schwört mir, daß Ihr das treulich angelobte Werk vollbringen und den gemeinſamen Feind mit Schwerdt oder Dolch aus dem Wege räumen wollt.“

„Wir ſchwören!“

„Noch einen Augenblick. Wenn einſt vor dem königlichen Thing die That dieſer Stunde zur Sprache käme und wir die alte Formel beſchwören müßten, daß wir weder ſitzend, noch ſtehend daran Theil genommen hatten, müſſen wir dieß mit gutem Gewiſſen thun können. Daß hier Niemand ſitzen kann, dafür habe ich geſorgt, aber auch ſtehend dürft Ihr den Eid nicht ſchwören, wollt Ihr Euch nicht in den Schlingen des Thinggerichts fangen. Darum lagert Euch am Boden und ſchwört liegend, daß Ihr der Sache unſeres Vaterlandes treu und gewärtig ſein wollt.“

Die Verſchwornen warfen ſich nieder und ſchwuren, am Boden ausgeſtreckt, den blutigen Eid, der Dänemarks edelſten Mann und treueſten Freund verderben ſollte.

5. Der Mord.

Eine Aufregung war geweſen in ganz Dänemark von den Mauern des königlichen Schloſſes zu Roskilde, bis zu dem kleinſten Gehöft der unbedeutendſten Inſel dieſes von dem Meer umrauſchten Eilandes. Der Herzog von Schleswig, deſſen ihm vom Kaiſer verliehene Königswürde man nimmer gelten laſſen wollte, war hart verklagt worden, daß er ſich ungebührlicher Rechte angemaßt habe und ſeine Frevel noch weiter ausdehnen wolle, um das Beſtehende zu ſtürzen und ſich ſelbſt die Krone dieſes Landes auf das Haupt zu ſetzen. Und hätte die Krone erſt auf dieſem Haupte geſeſſen, es würde ſie Keiner wieder heruntergeriſſen haben.

Ein allgemeines Landes-Thing ward ausgeſchrieben, und alle Großen des Landes waren zur feierlichen Sitzung verſammelt. König Nils und Erzbiſchof Asger befanden ſich als oberſte Richter gegenwärtig und hörten die hundertfältigen, zum Theil von ihnen ſelbſt angeſtifteten Klagen an, die gegen den Herzog von Schleswig laut wurden, und alle dahin gingen, daß er ſich zum Könige von Dänemark wählen laſſen, überall deutſche Sitte und deutſches

Geſetz einführen und zuletzt alles Land dem Kaiſer überantworten wolle.

Nun erſchien der Herzog und wies mit offnem Freimuth die Beſchuldigungen zurück, die man gegen ihn erhob, und that mit hinreißender Beredſamkeit ſeine Unſchuld dar, behauptend, daß er Dänemarks wahrhafter Freund ſei und dieß allezeit durch Worte und Werke bewieſen habe.

Das Volk nahm an dieſen Verhandlungen den lebendigſten Antheil. Es folgte dem Gange derſelben mit der größten Aufmerkſamkeit; es ſchwankte, ſo wie ſich die Wage zu Gunſten der einen oder der andern Parthei neigte, aber endlich trugen die ungeſchminkten Betheuerungen, die klaren Beweiſe des Herzogs von Schleswig den Sieg davon; immer kleiner ward die Parthei des Königs Nils, immer Mehrere gingen zu den Freunden des gefeierten Knud Lavard über, man ließ ſeine Ankläger kaum noch zu Ende ſprechen, unterbrach ſie mit wildem Geſchrei; rief zuletzt mit maßloſem Jubel dem Herzoge ein nicht endendes Lebehoch, zertrümmerte die Schranke, zwang ihn mit ungeſtümer Haſt, ſein Pferd zu beſteigen, und führte ihn mit wachſendem Jubel durch die Straßen von Roskilde.

Wie bei dem Volke, ſo ſtellte ſich auch bei dem

Adel des Landes die Ueberzeugung feſt, daß die gegen den Herzog von Schleswig erhobenen Beſchuldigungen nichtig wären und man nicht im Geringſten mehr darauf achten müſſe. Ja, Einige warfen ihren Handſchuh auf offnem Markte hin und forderten Jeden zum Kampf auf Leben und Tod, der die Unſchuld des Herzogs bezweifle.

Als der König und der Erzbiſchof dieſe Wendung der Dinge erkannten, wichen ſie der Nothwendigkeit und gaben ihre Sache verloren. König Nils, ſo wie die Prinzen Magnus, Heinrich und Harald, zogen ſich mürriſch zurück; der Erzbiſchof aber erklärte den bewährten Freunden des ſchleswiger Herzogs, es ſei dem Könige nie in den Sinn gekommen, an die erhobene Anklage zu glauben, und er habe ſie nur vor dem öffentlichen Thing zugelaſſen, um deſto ſicherer ihre Nichtigkeit vor allem Volke darzuthun. König Nils wünſche nichts ſehnlicher, als mit ſeinem vielgeliebten Vetter, dem Könige der Wenden, in treunachbarlicher Freundſchaft zu leben, und er bäte deßhalb die Freunde Knud Lawards, ſich mit ihm, dem Erzbiſchofe, zu vereinigen, um den Vergleich abzuſchließen, der als ein ſtets dauernder Freundſchafts-Vertrag zwiſchen den beiden Fürſten gelten ſolle.

Dem geſchah alſo, und Alle waren in beſter Eintracht verſammelt.

Die Prinzen machten gute Miene zum böſen Spiel. Harald, der ſich nicht zu verſtellen und den Haß, den er gegen ſeinen Bruder hegte, nicht zu unterdrücken vermochte, ſchloß ſich in ſeine Burg ein und wartete grollend die Zeit ab, die ſeinen Entwürfen dienen könnte. Heinrich Hinkefuß lag lauernd im Hinterhalte und ſpähte nach einer Gelegenheit, wie er dem Feinde, dem er zu begegnen fürchtete, von hinten her einen empfindlichen Stoß beibringen möchte; Prinz Magnus aber, ſchlauer als alle Uebrigen, that, als ob nichts vorgefallen ſei, bot dem Herzoge die Hand, bat, daß alles Geſchehene vergeben und vergeſſen ſein möchte, und bot ihm für die Zukunft treue Freundſchaft und brüderliche Geſinnung. Das war die rechte Schlinge, um ein ſo argloſes Gemüth darin zu fangen. Knud Lawards ſchlug freudig ein, betheuerte, die angebotene Freundſchaft unverletzlich bewahren zu wollen, und es ſchien, als ob der König von Schweden und der König der Wenden es ſchier vergeſſen hätten, daß ſie Beide um die däniſche Königswürde buhlten.

Als ein Sieger war Knud Lawards in ſeine Heimath zurückgezogen. Der Zuſtand der Dinge blieb

derſelbe. Zwiſchen Schleswig und Seeland flogen Boten hin und her, welche Freundſchafts-Verſicherungen von einem Fürſten zum andern trugen. Aber Alle waren falſch, die des Herzogs von Schleswig ausgenommen, der nichts Arges dachte und kein Wort ſprach, das er nicht gerade ſo meinte, wie es geſagt ward.

Der November kleidete den Himmel in düſteres Grau; Regen und Schnee floſſen aus den tief herabhängenden Wolkenſchichten, kalte Weſtwinde peitſchten die erregte See. Die Botſchaften zwiſchen den Fürſten wurden ſeltener und ſchon war eine geraume Zeit verfloſſen, ſeitdem Knud Lawards eine Kunde von Seeland empfangen hatte, als ein ſtattlicher Ritter zu ihm in das Gemach ſtürzte.

„Bruder Erich!“ rief ſtaunend der Herzog.

„Ich bin's!“ entgegnete dieſer, ſich erſchöpft in einen Seſſel werfend. „Einer ſchmählichen Gefangenſchaft bin ich endlich durch Liſt entronnen.“

„Gefangen Du? Wann und wo?“

„Seit Deiner letzten Anweſenheit zu Roskilde. Sie haben ſich gegen Dich verſchworen, Alle! Magnus, Heinrich und — daß ich es ſagen muß! unſer Bruder Harald. Ich kam dieſem Bubenſtücke auf

die Spur, und damit ich nichts davon verrathen ſollte, warf man mich in das Gefängniß. Durch zahlloſe Bitten und Verſprechungen iſt es mir gelungen, meinen Kerkermeiſter zu gewinnen, und ich flog hierher, Dich zu warnen."

„Du ſiehſt Geſpenſter, Bruder!" ſprach heiter Knud Lavard. „Ich weiß wohl, daß Prinz Magnus früher feindlich gegen mich geſinnt war, aber das iſt vorüber. Er hat es mir freiwillig eingeſtanden und mich um meine Freundſchaft gebeten. Ein Vertrag iſt zwiſchen uns aufgerichtet und ſo feſt verbrieft, als hätten wir das Sacrament darauf genommen. Geſchworen iſt geſchworen. Gib Dich zufrieden, Bruder Erich! Vermuthungen ſind keine Beweiſe."

Vergebens ſuchte Erich ſeinen Bruder von der Treuloſigkeit der däniſchen Prinzen zu überzeugen; ſein Eifer ſcheiterte an der beharrlichen Redlichkeit des Herzoges, und mißmuthig ſchwieg er endlich, da es ihm nicht gelingen wollte, das Vertrauen Knud Lavard's zu erſchüttern.

Da erſchien ein vertrauter Diener des Prinzen Magnus und lud den Herzog nach Roskilde, um daſelbſt mit der ganzen Geſippe das Weihnachtsfeſt in Frieden und Freundſchaft zu begehen, und zugleich noch einige wichtige Punkte des Familien-Vertrages

genauer zu beſprechen und feſtzuſtellen. Auch Prinz Erich ward dazu eingeladen. Ein unglückliches Mißverſtändniß habe zu deſſen Gefangennehmung Anlaß gegeben; als man dieſes erkannt und ihn habe in Freiheit ſetzen wollen, ſei er ſchon entflohen. Die reichſte Genugthuung warte ſeiner.

„Da ſiehſt Du es nun, Bruder!“ ſprach Knud Lawards freundlich. „Sie ſehen ihr Unrecht ein und werden es gut machen; ſie ſollen es, wenn ihnen meine Freundſchaft etwas gilt. Darum laß uns getroſt mitſammen nach Seeland hinüberſchiffen.“

Prinz Erich blieb noch lange unſchlüſſig, aber endlich machte des Bruders Zuverſicht ihn wankend, ſie eilten mitſammen an Bord und bald ankerten ihre Schiffe im Iſefiord.

Wer hatte jemals ſeit den Tagen König Hroar's in Roskilde ſo fröhliche Feſte geſehen, als jetzt? Viele Tage währten dieſe toſenden Jagden unter den ſchneebedeckten Buchen und die ſchwelgeriſchen Bankette in den Hallen des königlichen Schloſſes. König Nils erſchien nur ſelten im Walde und im Banketſaal, aber wenn er kam, war er herablaſſend und freundlich gegen Jedermann, zeigte keine Spur von

Mißtrauen und das Vergangene ſchien bis auf die Erinnerung vergeſſen. Der Erzbiſchof befand ſich ſtets in der Nähe des Königs, aber milde und freundlich waren ſeine Worte, und jede frühere Bitterkeit gegen die Prinzen und namentlich gegen den Herzog von Schleswig war verſchwunden.

Die Prinzen verließen ihren fürſtlichen Gaſt nie. Sie umgaben ihn mit allen Vergnügungen, veranſtalteten am Weihnachts heiligen Abend ein deutſches Feſt, wobei ſie, nebſt ihrem Gefolge, in Gewändern nach ſächſiſchem Schnitt erſchienen, und gingen ſo herzlich und brüderlich mit ihm um, daß ſelbſt Prinz Erich jeden Verdacht fahren ließ und ſich den Freuden des Bechers und der Jagd, denen er vorzüglich hold war, ohne Rückhalt hingab.

Unterdeſſen war die Stunde erſchienen, die über Knud Lavard und mit ihm zugleich über das Schickſal Dänemarks entſcheiden ſollte.

Eine allgemeine Jagd hatte ſchon mit dem Anbruche des Tages begonnen. Gegen Mittag warf ſich Knud Lavard, faſt erſchöpft, auf den Boden und forderte einen Becher Wein.

Bald darauf näherte ſich ihm ein Reiter, der die Farben des Prinzen Magnus trug, und grüßte ehrerbietig.

„Was gibt's, Herr?"

„Euer Gnaden verzeihen mir; aber ein Auftrag meines gnädigſten Herrn zwingt mich, Euch zu ſtören. Er befindet ſich ungefähr eine Stunde von hier im Walde und läßt Euch mit geziemender Höflichkeit zu ſich entbieten, da er Euch etwas von beſonderer Wichtigkeit mitzutheilen habe."

„Das ſoll geſchehen. Führt mein Roß vor! — Was iſt's, das mein Bruder Magnus von mir will?"

„Kann es Eurer Gnaden nicht ſagen, aber ich meine, es müſſe etwas Gutes ſein, denn Herr Magnus lächelte ſtill vor ſich hin, rieb ſich fröhlich die Hände und ſandte zugleich Boten an die übrigen Prinzen."

„Nun denn! Ich ſitze im Sattel. — Reicht mir noch einen Becher Wein! — Wollt Ihr mir den Weg zeigen?"

„Euer Gnaden verzeihen, ich muß noch den Prinzen Erich aufſuchen. Aber dort harrt ein Bote, treu und zuverläſſig, der Euer Gnaden den nächſten Weg führen wird."

Der Ritter deutete auf einen, mit einem Jagdſpieß bewaffneten Mann, der in geringer Entfernung von ihnen hielt.

„So komm!“ rief Knud Lavard, ſein Roß anwendend. „Wohinaus geht der Weg? — Dorthin? — Laß ſehen, wer von uns Beiden den ſchnellſten Renner hat.“

Und dahin ſprengte der Herzog auf die vom Froſt gehärtete Schneebahn.

Faſt eine Stunde hatte der Ritt gedauert. Die Pferde begannen allmählich langſamer zu gehen. Der Wegweiſer hatte oft ſein Auge voll Mitleid auf den ritterlichen Herzog gerichtet. Er gehörte mit zu den Verſchwornen und hatte den Eid geleiſtet, ihn zu ermorden. Wie er aber jetzt den tapfern Herrn ſeinem Untergange ſo fröhlich und ſorgenlos entgegenreiten ſah, überkam ihn ein ſeltſames Mitleid und er ſann nach, wie er den Todesſtreich verhindern oder doch dem Fürſten ein Warnungszeichen geben möchte, ohne ſeinen Eid zu verletzen. Darüber begann ſein Pferd allgemach langſamer zu gehen, und er war bald ein beträchtliches Stück hinter dem Herzoge zurückgeblieben.

„Nun, Freund, wo bleibt Ihr?“ rief der Herzog, ſich im Sattel umwendend. „Ich denke, wir haben bald den Platz erreicht, wo Herr Magnus mit den übrigen Prinzen wartet. Was treibt Ihr für Poſſen?“

Der Bote war abgeſtiegen und beſah kopfſchüttelnd die Vorderhufe ſeines Pferdes.

„Verzeiht, Euer Gnaden, aber ich fürchte, mein alter Gaul hat ſich verſtaucht, oder es iſt ihm ſonſt etwas begegnet. Muß es nur gemach hinter mir herziehen, und Ihr müßt Eure Ungeduld etwas zügeln, denn gerade hier kommen einige Krümmungen des Weges, die Ihr nimmer findet, wenn ich ſie Euch auch noch ſo genau beſchreibe.“

Er warf den Zügel über den Arm und ging langſam weiter. Der Herzog ritt ihm zur Seite, kopfſchüttelnd das Pferd des Boten betrachtend, dem nicht das Geringſte zu fehlen ſchien.

„Hollah, Mann! Ich denke, Euer Pferd lahmt in der Einbildung. Verſucht es und ſteigt wieder auf. Oder beſſer, gebt es mir; ich verſtehe es, einer fletiſchen Beſtie die Steifheit aus den Hufen zu bringen.“

Der Mann entgegnete nichts, aber er ging noch langſamer vorwärts und begann nach einer Pauſe mit dumpfer Stimme zu ſingen:

Tief hinein in den Wald,
Wo kein Jägerhorn ſchallt,
Wo kein Rude mehr bellt,
Sind die Netze geſtellt.

„Du ſingſt auch, Mann? Dann thue mir den Gefallen und wähle eine luſtigere Melodie, denn bei dem Singſang da bekommt man melancholiſche Gedanken.“

Jener fuhr fort:

Ins Roß nicht gerathe, Herr Ritter fein,
Das Schwert iſt ſcharf, der Pfeil iſt ſpitz;
Die Grube tief iſt ein kalter Sitz:
Bewahre, bewahre die Freiheit Dein.

„Das iſt ein noch troſtloſerer Singſang! Höre, Freund, der Botenlohn wird kärglich ausfallen, und ich werde Dich obenein bei Deinem Herrn verklagen, daß Du mir für einen halben Tag die gute Laune verdorben haſt.“

Der Führer des Herzogs hatte ſich wieder in den Sattel geſchwungen, überholte Dieſen, ſtellte ſich ihm gerade in den Weg und ſang mit dumpftönender Stimme:

Er ſieht auf der Grube und ſieht ſie nicht,
Sein Auge iſt blind und ſchwelgt doch im Licht!
Du ſtolzer Reiter, weich' aus dem Stein,
Sonſt ſtürzeſt du in die Grube hinein.

„Nun habe ich es ſatt mit allem Geſange und aller Melancholei!“ rief der Herzog unwirſch. „Was

kümmere ich mich um einen ſolchen Boten? Ich werde jetzt meinen Weg allein ſuchen. Aus dem Wege, Mann, oder ich reite Dich über."

Knud Lavard ſetzte dem Pferde die Sporen in die Weichen, daß es ſich hoch aufbäumte, und ſprengte über den knarrenden Schnee. Der Bote wich beſtürzt zurück und murmelte vor ſich hin:

„Ich habe gethan, was ich konnte, ohne meinen Eid zu brechen; er hat nicht hören wollen und muß nun jämmerlich ſterben. Mich bekümmert's ſehr, denn er iſt ein tapferer, ritterlicher Herr, und es gibt Wenige ſeines Gleichen. Verdammt, daß ich mich von dem falſchen Schwedenhunde beſchwatzen ließ. Aber ich mag den Jammer nicht mit anſehen."

Und damit ritt er ſeitwärts in den Wald.

In der Mitte einer Lichtung lag ein vom Sturm entwurzelter Buchenſtamm. Auf demſelben ſaß Prinz Magnus in einen Mantel gehüllt und blickte ungeduldig einem ſchmalen Waldpfad entlang.

„Endlich!" ſprach er vor ſich hin und gleich nachher erſchien auf der Lichtung Knud Lavard, der von ſeinem dampfenden Pferde ſprang, das ein Knappe

leiert weckführte, und ging dann, seinen Vetter Magnus zu begrüßen.

„Willkommen! Willkommen!“ rief Dieser, mit ausgebreiteten Armen seinem Vetter entgegeneilend. „Ihr habt lange auf Euch warten lassen.“

„Macht's mit dem träumerischen Vetter aus, den Ihr mir gesendet. Der Kerl war melancholisch, sang Lieder über Lieder von Verrath und Untreue und ließ mich endlich ganz und gar im Walde stehen. Nun, ich habe den Weg gefunden ohne ihn. Um was handelt es sich, Vetter? Ihr seid bewegt, wie ich sehe? Habt Ihr irgend einen Kummer, so sprecht frei heraus. Hier steht ein Helfer!“

Prinz Magnus umarmte ihn.

Knud Lavard trat befremdend zurück:

„Ein Harnisch an Eurem Leibe? Zu einer friedlichen Beirechnung erscheint Ihr bewaffnet? Was bedeutet das?“

„Nicht der Rede werth. Ich will nachher einen Bauernhof überfallen, dessen Besitzer mich gehöhnt hat.“

„Hört, Vetter, das sind schlechte Sitten, die der Däne noch aus dem Heidenthum in das Christenthum mit hinübergeschleppt hat. Bleibt davon. Es ist nur

einen königlichen Prinzen nicht ziemlich, am wenigſten jetzt zur heiligen Weihnachtszeit."

„Pah! Es iſt nur ein Bauer und ein Bauer, der mich höhnte! Ich will ihn züchtigen."

Da vernahm man in dem nahen Buſchwerk das Zuſammenklirren von Waffen. Knud Lawaard ſah den Prinzen fragend an:

„Was bedeutet das?"

Prinz Magnus erhob ſich und rief mit ſtarker Stimme:

„Wir wollen mit Euch über die Erbfolge unterhandeln."

Knud Lawaard ſtreckte die Hand empor:

„Lange lebe der König! Aber das iſt ein Geſpräch, daß hier nicht geführt werden darf."

Da ſprang Magnus herzu, faßte den Herzog, der ſich deſſen nicht verſah, mit der Linken in das volle Lockenhaar und ſchwang mit der Rechten ſein Schwerdt, das er unter den Mantel verborgen hatte.

„Verräther! heimtückiſcher Verräther!" rief ſchäumend vor Zorn der Herzog und griff nach dem Schwerdt. Aber ehe er es nur zur Hälfte gezogen hatte, ſpaltete Magnus ihm mit gewaltigem Hiebe den Schädel.

Als er Knud Lawaard ſtürzen ſah, ſprang Magnus

zurück; aber Jener raffte ſich auf, und ſtieß die Worte aus:

„Blutige Saat! Blutige Frucht!“

Da brachen die Verſchwornen aus dem Dickicht und bohrten ihre mörderiſchen Schwerdter in die Bruſt des Herzogs.

Knud Lawards ſank lautlos zu Boden.

Magnus richtete ſich auf:

„An dieſer Schreckensbotſchaft endet König Nils Ich bin König von Dänemark!“

„Blutige Saat! Blutige Frucht!“ waren die letzten Worte des tapferen, ritterlichen Knud Lawards.

Er hatte wahr geſprochen. Ein langer und blutiger Krieg entſpann ſich auf dem däniſchen Inſelreiche, in welchem nicht nur Nils, Magnus, Heinrich und Harald fielen, ſondern mit ihnen viele Söhne der edelſten Geſchlechter unbarmherzig hingeopfert wurden.

Sie Alle fielen als Sühnopfer für den edlen ſchleswiger Herzog.